Emil Ertl

Freiheit die ich meine

Roman

Verlag L. Staackmann, Leipzig

Emil Ertl
Ein Volk an der Arbeit

Emil Ertl

Ein Volk an der Arbeit

Hundert Jahre Deutsch-Österreich
im Roman

Zweiter Band

Freiheit, die ich meine

Roman aus dem Sturmjahr

Leipzig ▫ Verlag von L. Staackmann

Freiheit, die ich meine

Roman aus dem Sturmjahr

von

Emil Ertl

Sechstes Tausend

Leipzig ▫ Verlag von L. Staackmann ▫ 1912

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig

RBR
Jantz
#65

Unter der schattenden Esche, die ihre Äste und Zweige wagrecht über das Lattendach der Laube breitete, saßen zwei frische, hübsche Knaben einander gegenüber, jeder sein „Namenbüchlein“ in der Hand, wie man damals die Kinderfibeln oder Abcbücher für den Elementarunterricht nannte. Ein schwüler Spätfrühlingsnachmittag brütete über dem großen, stillen Garten.

Aufrecht auf seinem Sessel, ohne sich anzulehnen, mit dem festen Vorsatz, die natürliche Trägheit zu überwinden, hielt Poldi die Augen streng auf die großen Lettern seines Buches gerichtet. Wenn er sich einen Satz recht eingeprägt hatte, deckte er die Hand darüber und versuchte es, ihn nachzusprechen. Es kostete ihn Mühe. Im Buchstabieren nahm er es mit jedem auf, aber Auswendiglernen war seine Stärke nicht. Leichter wär' es noch gegangen, hätt' er die Worte laut vor sich hinsagen können. Um aber den Bruder nicht zu stören, bewegte er nur stumm die Lippen: „Gottlieb und Emilie wurden in ihrer Jugend von ihrem Vater daran gewöhnt, früh aufzustehen . . . .“

Ein schwerer Seufzer, der von der andern Seite des Tisches kam, machte ihn aufblicken. Dort saß Fred auf der Bank, oder lag vielmehr in die Ecke hineingelehnt, zerstreut, unlustig, schwer unter der Hitze leidend, immer in Bewegung, verdrossen hin- und herwetzend oder seine dicke blonde Mähne ungeduldig mit der Hand aus den Schläfen streichend. Er hatte wieder seine liebe Not, der Ärmste, man sah es gleich. In Poldis weichem Herzen, das beinahe wie das einer Mutter um den jüngeren Bruder sorgte, regte sich das Mitleid.

„Fredl?“

„Hugh!“

„Sag, machst du es denn ordentlich?“

„Du siehst doch, wie ich wanze!“

Sie hatten zu ihrer Erheiterung eine ganz eigene Sprache untereinander, die beiden Leodolterbuben. Ein wunderlich erdachtes und sorgfältig ausgebildetes Kauderwelsch, aus allen erdenklichen Bestandteilen gemischt, das sie mit Vorliebe pflegten. In dieser Sprache bedeutete „wanzen" so viel wie eifrig lernen.

„Das ist nicht gewanzt, was du treibst," sagte Poldi ernst. „Gib acht, du wirst wieder nichts können!"

„Hugh!"

„Ich weiß, wie es kommen muß. Der Schinackel wird dich skalpieren!"

Schinackel war der Lehrer, und skalpiert werden hieß eine Strafe bekommen.

„Der Schinackel ist ein Bleichgesicht," sagte Fred. „Ein Feigling, wer sich vor ihm fürchtet!"

„Ich sage nicht, daß du dich vor ihm fürchten sollst. Aber ein bißchen schämen solltest du dich, eine Strafe zu bekommen."

„Hugh!" machte Fred abermals.

Poldi blickte bekümmert drein.

„Du machst dir freilich nichts daraus, ich weiß es. Mir aber tut es weh."

„Was braucht dir eigentlich daran zu liegen?"

„Es ist halt einmal so. Wenn du eine Strafe bekommst, so möcht' ich am liebsten weinen."

„Wer weiß, krieg' ich eine Strafe?" versuchte Fred ihn zu trösten.

„Sicher, wenn du so fortmachst! Geh, das könntest du mir ersparen! Hast du mich denn gar nicht ein wenig gern?"

„Riesig gern hab' ich dich, Poldi! So gern wie niemand sonst in diesen weiten Wäldern der Delawaren!"

„Willst du mir auch etwas zulieb tun?"

Begeistert horchte Fred auf. Er dachte an irgend etwas Großes, an ein Opfer, das er bringen, an einen Drachen, den er erlegen würde. Er war bereit, für Poldi im Kampf gegen die Mingos zu fallen.

„Alles, was du willst, Poldi! Alles, alles! Sprich, was soll ich tun? Du brauchst es nur zu sagen, und ich tu' es!"

„So lern' deine Lektion ordentlich! Du hast es ohnedies so leicht. Sieh, du brauchst die paar Zeilen nur zwei- oder dreimal durchzulesen, so weißt du sie auch schon auswendig!"

Etwas enttäuscht blickte Fred zu Boden. Er schien mit sich zu kämpfen.

„Gut! Dir zulieb!“ Und plötzlich entschlossen, vertiefte er sich mit ehrlichem Vorsatz in sein Namenbüchlein.

Poldi bewegte stumm die Lippen: „Gottlieb und Emilie wurden in ihrer Jugend von ihrem Vater daran gewöhnt, früh aufzustehen . . . .“

An den Zweigen der Esche und an den Flieder- und Jasmingebüschen, die den Kiesweg säumten, rührte sich kein Laub. Das Fichtenboskett in der Nähe, das den lautlos fließenden Mühlbach von den Spalierobstpflanzungen, von den Erdbeerbeeten, Ribesstauden und Grasellen trennte, hauchte ab und zu unter der Glut der Sonne eine Wolke von würzigem Harzduft in die Luft. Und von weitem klang manchmal ein Geräusch, wie wenn die Kugel beim Kegelspiel durch den Kugellauf kollert. Es war aber das Rollen des Donners in der Ferne . . . . . .

Auf einmal fuhr Poldi erschrocken zusammen. Freds Namenbüchlein war auf den Tisch geflogen.

„Der Schinackel soll sich einen andern suchen! Bei der Hitze ist es einfach nicht möglich, zu lernen!“

„Fredl, ich bitte dich!“

„Ich will dir etwas sagen, Poldi?“

„Geh, du bist häßlich!“

„Es muß wieder einmal ein Böller gesetzt werden!“ sagte Fred mit Überzeugung.

Poldi erbleichte. In ihrem Sprachgebrauch bedeutete „einen Böller setzen“ ungefähr so viel wie einen Streich ausführen, etwas tun, das das ganze Haus alarmierte.

„Um Gotteswillen keinen Böller, Fredl, wenn du mich lieb hast! Komm, wir wollen miteinander wanzen! Du sollst sehen, wie leicht es geht, wenn ich dir's vorsage. Magst du?“

„Hugh!“

„Also, gib acht! Gottlieb und Emilie wurden in ihrer Jugend von ihrem Vater daran gewöhnt, früh aufzustehen. Dieses wurde ihnen anfänglich sehr schwer . . . . . Merkst du auch auf, Fred? Was wurde ihnen schwer?“

„Daß sie von ihrem Vater daran gewöhnt wurden,“ stöhnte Fred mißmutig.

„Früh aufzustehen nämlich! Gut!“ Poldis Langmut und Geduld schienen unerschöpflich. „Richtig! Also! Dieses

wurde ihnen anfänglich sehr schwer, nach und nach aber immer leichter; jetzt ist es ihnen schon zur Gewohnheit geworden ..... Kannst du Gewohnheit buchstabieren, Fred?"

„Denke wohl, das werd' ich gerade noch treffen!"

„Also buchstabiere einmal! Ich bin sicher, der Schinackel läßt dich Gewohnheit buchstabieren!"

„Meinetwegen! Dir zulieb, Poldi! Ge—e—we—, Gew—."

„Nein, das We gehört zur zweiten Silbe. Ge—e, Ge—, we—o—ha—en, wohn—, Gewohn ..... Weiter?"

„Ha—a—i—de, haid, Gewohnhaid."

„O! du! Ums Himmelswillen! E und hartes Te, nicht A und De! Hörst du?"

„Hartes oder weiches De — das bleibt sich doch wirklich gleich?"

„Nein, das bleibt sich nicht gleich, du! Gerade darauf kommt es dem Schinackel an, das kannst du mir glauben! Ich bitte dich, Fredl, merk' dirs gut? Ha—e—i—te, —heit! Nicht wahr? Wirst du dirs merken? Gelt?"

„Meinetwegen! Dir zulieb!" sagte Fred.

„Gut! Also! Jetzt ist es ihnen schon zur Gewohnheit geworden, und wenn sie nun die Sonne so schön aufgehen und das prächtige Morgenrot sehen, die angenehme Kühle des Morgens fühlen und im Frühlinge die Nachtigallen und Lerchen hören ....."

„Eine Infamie!" sagte Fred empört und seine Augenbrauen zogen sich trotzig zusammen. „Das Häferl geht über," pflegte Onkel Muschir zu sagen, wenn so der Jähzorn über ihn kam . . .

„Was hast du nun wieder?"

„Eine Infamie! Weil es erlogen ist! Die Nachtigallen singen garnicht am frühen Morgen!"

„Doch! Warum nicht?" Poldi dachte nach. Es stiegen ihm selbst Bedenken auf. „Hier stehts im Namenbüchlein," entschied er: „Die angenehme Kühle des Morgens fühlen und im Frühlinge die Nachtigallen und Lerchen hören . . ."

„Es ist aber nicht wahr! Die Nachtigallen singen am Abend und in der Nacht, darum heißen sie Nachtigallen."

„Es wird halt auch Nachtigallen geben, die am Morgen singen. Wenn es hier steht, so muß es wahr sein."

Fred wurde bleich vor Zorn.

„Und wenn es zehnmal da steht, so ist es doch nicht wahr!“

„Gut! Aber lernen müssen wir es, da es einmal hier steht!“

„Was nicht wahr ist, lerne ich nicht!“ sagte Fred.

Poldi redete ihm zu und gab sich die größte Mühe, ihn zu besänftigen.

„Nein, ich lerne es nicht!“ erklärte Fred aufgebracht.

Poldi bat, flehte. Wenigstens ihm zulieb mög' er es lernen. Es war alles vergebens. Fred blieb halsstarrig. Nein! Etwas, daß nicht wahr sei, könn' er auch ihm zulieb nicht lernen.

„Es muß ein Böller gesetzt werden!“ sagte er düster.

Und als Poldi wieder von vorne beginnen wollte: „Gottlieb und Emilie wurden in ihrer Jugend . . .,“ da hielt Fred sich mit beiden Händen die Ohren zu.

* * *

In derselben Nachmittagsstunde machte in dem stattlichen alten Landhaus, das im oberen Teile des Gartens lag, ein Zufall von dem angestammten Rechte aller Zufälle Gebrauch, zeitweise bestimmend in die Schicksale der Menschen einzugreifen.

Mit einem flinken englischen Traber bespannt, hielt ein elegantes zweirädriges Stanhope vor der Eingangstür des Hauses. Ein schlanker junger Mann reichte dem hinter ihm sitzenden Kutscher die Zügel und stieg ab.

„Soll ich auf Ew. Gnaden warten?“ fragte der Kutscher.

„Nein! Kehr' er gleich wieder um und halt' er sich auf dem Weg nicht auf — hört er? — damit Wagen und Pferd noch vor dem Gewitter daheim sind!“

Der Kutscher warf einen Blick auf den Himmel.

„Es kommt selten so grob, als es herschaut.“

Er hob den Zylinderhut, der mit einer schwarzen Kokarde geschmückt war, wendete langsam das Gespann und fuhr davon. Der junge Herr trat in den Flur, sah sich nach einem dienenden Geist um, fand aber niemand und stieg langsam, über allerlei nachsinnend, die teppichbelegte Treppe hinauf. Er war im schwarzen Frackanzug, mit knapp anliegenden Beinkleidern, die nur bis an die Knöchel reichten, und niedrigen, mit Bandschleifen verzierten Lackschuhen. Über den Schultern hing ihm ein leichter Pelerinenmantel aus feinem englischen Tuch in

der Modefarbe „Londner Rauch“. Das ziemlich lange, seitlich gescheitelte und über den Ohren sorgfältig gekräuselte braune Haar bedeckte ein plüschartiger Klapphut, eine Art Zweispitz mit schwarzem Straußfedernbesatz an der oberen, bogenförmig geschwungenen Kante, wie ihn die Fashionables um 1835 auf Bällen zu tragen pflegten.

Auf dem Vorplatze des ersten Stockes legte er den Mantel ab und klemmte den Hut unter den Arm. Es mündeten wohl fünf oder sechs Türen in den Korridor, aber er glaubte die Tür zu kennen, die in den Salon führte, überlegte nicht lange, war überhaupt zerstreut oder in Gedanken, klopfte nur flüchtig an und trat ohneweiters ein. Ein Schrei, ein Husch — wie eine aufgescheuchte weiße Taube flüchtete eine helle Gestalt hinter einen chinesischen Wandschirm. Der junge Herr war so bestürzt, daß er nicht einmal zurückprallte, sondern einen Augenblick fassungslos stehen blieb. Die alte Sabin, in ihrer Hausmütterhaube über den angegrauten, an den Schläfen breitgedrückten Haarbrezeln, trat ihm mit der Würde und gerechten Indignation einer Oberstthofmeisterin entgegen, eine ätherische Wolke von Seide und Tüll über dem Arm, in der er ein duftiges Frauenkleid erkannte.

„Excüsieren, Herr von Beywald, Demoiselle Cajetana sind noch bei der Toilette.“

Er stammelte eine Entschuldigung und zog sich beschämt zurück. Was war ihm in den Sinn gekommen, aufs geratewohl bei der nächstbesten Türe hineinzuspazieren? Befand sich nicht die Eingangstür zum Salon wie fast immer und überall der Treppe gerade gegenüber, leicht zu finden? Der Kleiderrechen, auf den er seinen Mantel gehängt, mußte ihn von der natürlichen Richtung abgelenkt haben. Der Kleiderrechen war schuld an der ganzen Sache, entschied er, einzig und allein der Kleiderrechen! Aber was nützte es ihn? Der Fauxpas würde darum doch auf ihm selbst sitzen bleiben und nicht auf dem Kleiderrechen!

Ärgerlich betrat er jetzt den Salon, den er im ersten Anlauf so leichtsinnig verfehlt hatte. Niemand befand sich darin, hier wehrte kein Zerberus mit Haarbrezeln an den Schläfen ihm den Eintritt. Der ziemlich geräumige helle Saal, der behaglich im altbürgerlichen Geschmack eingerichtet war, schien bloß auf ihn gewartet zu haben. „Willkommen Herr Beywald!“ sagten die freundlichen Sonnenlichter, die auf dem Fußboden

spielten. „Willkommen!“ sagte die gute alte Stutzuhr auf dem marmornen Spiegeltischchen, ein kleines Prachtstück aus schwarzpoliertem Holz mit Goldbronze-Beschlägen und schlanken Alabastersäulchen; und fröhlich grüßend nickte sie ihm zu mit ihrem eilfertigen Perpendickel, das eine von Flammen umstrahlte messingene Sonnenscheibe vorstellte. „Willkommen!“ sagten die vielen, mit schwefelgelber Seide überzogenen Arm- und Polsterstühle, die in Gruppen verteilt umherstanden, und luden ihn freundlich ein, Platz zu nehmen und sichs bequem zu machen, wie er es sonst getan. Aber er fühlte sich zu unruhig, zu sehr erregt, um dieser Einladung Folge zu leisten. Die beiden Flügel der an der Fensterwand befindlichen Glastür standen weit offen, ein grün umwachsener Balkon lief außen die ganze Breite des Zimmers entlang. Von dort überblickte man den großen, gut gehaltenen Garten mit seinen Rosenkulturen in der Nähe des Hauses, seinen Gebüschen, Lustwäldchen und Obstpflanzungen. Bis hinunter, wo der Mühlbach die ansehnliche Besitzung gegen einen alten Schloßpark abgrenzte, dessen Baumriesen wie der Saum eines Urwaldes herübergrüßten. Eine ganze Kette sanft geschwungener Waldberge erhob sich dahinter, und immer wieder lugte ein entfernterer einem näherstehenden über die Schultern, immer blauer und blauer. Und das ganze liebliche Bild, wie man es nicht leicht in solcher Nähe einer großen Stadt zu finden vermutet hätte, präsentierte sich in einem Rahmen von blühenden Kletterrosen, die den Balkon umrankten, und in deren Duft eine Menge geschäftiger Bienen summten.

Herr Beywald war hinausgetreten, er liebte diesen Blick und hatte ihn oft bewundert. Diesmal aber erreichte die von Natur und Gartenkunst gemeinsam hervorgezauberte Schönheit, die diesen Fleck Erde auszeichnete, nur sein leibliches Auge, ohne ihm recht ins Bewußtsein zu dringen. Er war zerstreut und unaufmerksam, die Ungeschicklichkeit, die er sich hatte zu schulden kommen lassen, ging ihm nach, aber nicht sie allein. Es war noch etwas anderes, das ihn beschäftigte, zu dem er immer wieder zurückkehrte, etwas ganz Eigenes, das ihn seltsam spannte und süß verwirrte. Und dieses Sonderbare nahm, ihn selbst überraschend, mehr und mehr von seinen Gedanken Besitz und verdrängte immer erfolgreicher seine peinlichen Empfindungen über die alberne Figur, die er soeben gespielt.

In den Salon zurücktretend, warf er einen Blick in den Spiegel und stand eine Weile lauschend unter dem Kronleuchter still. Sein Herz pochte, die Ungeduld des Wartens verzehrte ihn. Sein zierlich gekräuseltes Schnurrbärtchen zwirbelnd, fing er an, auf dem kunstvoll eingelegten Parkettboden auf- und niederzugehen. Vielleicht war es gar nicht der Kleiderrechen, vielleicht war es die leibhaftige Vorsehung selbst gewesen, die ihn vom richtigen Wege abgelenkt und ihm die Tür zu Cajetanas Stube gewiesen hatte? Und wer weiß, ob er nicht den Kobold des Zufalles dereinst noch einmal segnen würde, der heute den Handlanger des Schicksals gespielt? Unerwartete Möglichkeiten waren unversehens vor ihm aufgetaucht, und so gleichgiltig er vor wenigen Minuten noch dies Haus betreten, so reizvoll dünkte es ihn nunmehr, hier zu sein. Ja er konnte es kaum erwarten, Cajetana zu sehen, sie zu begrüßen, ihre Verzeihung zu erbitten. Infolge einer Verabredung mit ihrem Bruder war er gekommen, sie zu einer Tanzunterhaltung abzuholen, an nichts weiter denkend; kannte er sie doch fast von Kindheit auf. Und nun hatte er unter dem chinesischen Wandschirm, hinter den Cajetana geflüchtet war, ein ganz klein wenig nur, den untersten Saum jenes heimlichsten weiblichen Kleidungsstückes aus feiner, weißer Leinwand hervorgucken sehen, das nach der damaligen Mode bis weit unter die Knie getragen wurde, mit einer allerliebsten, reichen Garnierung von Spitzen und Blonden um die zierlichsten Knöchel, die je ein straffer Seidenstrumpf umschloß. Und darunter waren ein paar wohlgeformte kleine Tanzschuhe aus rosa Atlas zum Vorschein gekommen, die mit kreuzweise gebundenen Taffetbändchen um den reizendsten Frauenfuß befestigt waren, den es nach seiner Schätzung auf der weiten Welt geben konnte. In diese süßen, kleinen, unschuldigen Geheimnisse Cajetanas, die für gewöhnlich durch ein höchst ehrbar langes Kleid verdeckt wurden, hatte Herr Beywald sich im Handumdrehen sterblich verliebt. Aus der Jugendgespielin war ihm urplötzlich ein reizend schönes, blühend junges Weib geworden, unbemerkt bis dahin von seinen gedankenlosen Augen, von denen es auf einmal wie Schuppen fiel, daß sie fröhlich und unternehmungslustig in die Welt hinaus blitzten.

Noch damit beschäftigt, seine Gedanken und sein Schnurrbärtchen zu quälen, fuhr er unwillkürlich zusammen, als die Eingangstür jäh aufgerissen und donnernd wieder ins Schloß

geworfen wurde. Ein etwas unordentlich aussehender, noch ziemlich junger Mensch stand wie aus der Kanone geschossen im Zimmer, klopfte sich — was er freilich besser draußen hätte besorgen sollen — mit einem baumwollenen Taschentuch den Staub von den Schuhen, stellte den langen, etwas ruppigen Seidenfälbelhut auf ein Tischchen und ließ sich mit sanfter Wucht in einen gelbseidenen Armsessel sinken.

„Ich bin nämlich der Mießrigel," sagte er gegen die Wand hin.

„Mein Name ist Beywald," bemerkte der andere, der ein Mann von Welt war. „Freund Edi Leodolter hat mir eröffnet, daß Sie auch von der Partie sein würden. Es freut mich, Sie kennen zu lernen, da wir doch Berufsgenossen sind."

„Sind wir das? Mir kanns recht sein. Dann bedank' ich mich halt schönstens für die Ehr'."

„Bitte! Keine Ursache! Wüßte nicht . . . .?"

„Ja, wenn Sie mich wirklich als Kollegen gelten lassen — sehr liebenswürdig jedenfalls von Ihnen."

„Liebenswürdig? Wieso eigentlich?"

„Na, ich mein' nur so. Weil Sie in unserm Fach sozusagen ein Gipfel sind. Ein Chimborasso gewissermaßen. Dagegen ich? Der Galiziberg höchstens. Nicht einmal! Ich bitt' Sie! Was bin denn ich? So ein Mitläufel halt im Geschäft von meinem Herrn Vater. Und ein ziemlich begriffstützliges obendrein . . . . . ."

„Mit der Zeit werden Sie sich schon hineinfinden. Und dann später einmal das Geschäft vermutlich selbst übernehmen?"

„Ich? O nein! Die Geschichte freut mich nicht recht, ich sag's ganz offen. Und die Ganzkleinen, wie wir sind, die werden ja doch heut' oder morgen aufgefressen. Ich bitt' Sie! Eine Pfründnerei ist es!"

„Es gibt noch genug kleinere Betriebe, die sich mit Ehren halten."

„Mit Ehren sagen Sie? Eine schöne Ehre das! So wie ein Postwagerl, das noch alleweil auf der staubigen Landstraße weiter humpelt und daneben bauen sie schon an der Eisenbahn! Ist das eine besondere Ehre für das Postwagerl? Ich bitt' Sie! Hören Sie mir auf! Mit der kleinweisen, ehrbaren Bastlerei, wie mein Herr Vater will, wird sich nicht mehr lang etwas aufstecken lassen. Je mehr die Arbeit sich teilt und je mechanischer sie wird, desto größer müssen die

Fabriken werden. Und die sich nicht vergrößern können, weil sie die nötigen Kapitalien nicht aufbringen, die gehn halt schön langsam ein. Wir leben in einer spaßigen Zeit! Wird noch ein spannendes Jahrhundert werden, das neunzehnte! — Ist das ein seidenes Schnupftuch, daß Sie benützen?"

„Gewiß!"

„Hat man jetzt solche? Dann kann ich mir auch eins zulegen. Mit Verlaub, wie schau' ich überhaupt aus? Bin ich halbwegs in Ordnung?"

Er stand auf, um sich mustern zu lassen. Beywald warf einen schonenden Blick über den langen, hageren Menschen, der sich seinen schlecht sitzenden Frack von seinem „Herrn Vater" oder irgend einem andern alten Herrn ausgeborgt haben mochte.

„Vollkommen!" sagte er zurückhaltend.

„Das Haar?"

‚Etwas jakobinisch vielleicht."

„Macht nichts! Wir dürfen nie darauf vergessen, daß wir auf einem Vulkan tanzen."

„Auf einem Vulkan?"

„Die eingezwängte Lava da unten — der wird es zu eng. Sie will heraus an die Luft, ans Licht. Auf einmal wird es einen Knall geben wie bei einer Champagnerflasche. Der Stöpsel fliegt in die Luft, und die darauf sitzen, auf dem Riesenstöpsel nämlich, der den Vulkan verstopft, die fliegen mit. Aber was herauskommt, das ist freilich kein Champagner nicht. Das ist eine grausliche schwarze Sauce, die nach Pech und Schwefel riecht: das Proletariat! So schaut die Zukunft aus, pfui Teufel!"

„Ei —! Sie sind so einer?"

„Ja, glauben Sie vielleicht, Herr von Beywald, daß die Welt sich so mir nichts, dir nichts wird umkrempeln lassen, ohne wenigstens ein bissel dabei zu strampeln?"

Beywald zog seine Uhr.

„Daß Freund Edi so lange auf sich warten läßt?" sagte er ablenkend.

„Die Damen werden mit der Toilette noch nicht fertig sein," meinte Mießrigel.

Die harmlose Bemerkung trieb Beywald das Blut in die Wangen. Er trat an die Wand, um eines der Ölgemälde näher zu betrachten, die dort hingen. Mießrigel lachte ver-

gnügt vor sich hin, während er mit zwei Fingern seine Nase zupfte.

„Ich hab' es schon bemerkt, das vom Vulkan, das hören Sie nicht gern. Und vielleicht haben Sie recht. Scheren wir uns nicht darum, was geht es uns an? Unterhalten wir uns, so lang wir das Leben haben! Es ist unbändig lustig auf der Welt, so bucklig sie ist! Besonders bei uns da, in der Kaiserstadt! Nichts als Theater und Zirkus, Tänzerinnen und Tausendkünstler! Überall Walzer und Feuerwerke, am Tivoli und im Prater, im Odeon und beim Dommayer. Was will der Mensch mehr? Man soll nicht gar so unzufrieden sein. Wozu brauchen wir eigentlich die sogenannte Freiheit, wenn wir uns ohnedies unterhalten? Lassen wir sie denen, die sich mopsen, den Engländern zum Beispiel, die vor lauter Gähnen fast sich selber auffressen. Sie, die Engländer, die sind eigentlich ein rückständiges Volk! Die lassen sich noch, hör' ich, mit Staatshaushalt, Gesetzgebung und allem möglichen Tod und Teufel sekkieren! Ja, wozu ist denn nachher die Regierung da? Schauen Sie, da ist es bei uns ganz anders! Wir brauchen uns um gar nichts zu sorgen! Wir brauchen uns nur zu unterhalten! Der selige Kaiser Franz hat es uns gut gemeint. Seinem Nachfolger hat er die Sorgen vermacht und das viele Geld, uns Untertanen aber seine Liebe!"

Beywald schwieg.

„Für die Erbhuldigung soll der Stuwer etwas ganz Besonderes vorbereiten," nahm Mießrigel abermals das Wort. „Fronten, wie man sie noch nicht gesehen hat! Die verschlungenen Anfangsbuchstaben der neuen Majestäten in riesiger Feuerschrift auf dem schwarzen Nachthimmel! Und Funkenräder wie ein halbes Dutzend Sonnen, daß die Nacht sechsmal so hell sein wird wie der Tag. Sie, da werden die Leut' Augen machen! Es ist gut, das wir den Stuwer haben! Das ist ohnedies der einzige, der für die Aufklärung sorgt."

„Oh —!"

„Entschuldigen!" sagte Mießrigel etwas beschämt. „Wenn einem keine guten Witze einfallen, so muß man halt schlechte machen."

Beywald zuckte die Achsel. „Wirklich? Muß man?"

Eine schöne blasse Frau, in der Mitte der Zwanziger etwa, trat ein. Es war Bethi Leodolter, die mittlere von den fünf Schwestern. Sie bewegte sich mit einer gewissen Vorsicht,

wie Menschen, die viel an Kopfschmerz leiden, als sei sie beständig auf der Hut, ihre Nerven nicht zu erschüttern. Die langen, glatten braunen Scheitel, die ihre Schläfen und Ohrmuscheln bedeckten, gaben dem schmalen Eirund des Gesichtes mit den großen dunklen Augen etwas krankhaft Schmachtendes.

Sie lud die beiden Herren ein, auf dem Balkon Platz zu nehmen.

„Die Mädchen werden nicht mehr lange auf sich warten lassen."

Ihr Lächeln war unendlich sanft und liebenswürdig, aber wie mit einem leichten Schleier von Müdigkeit überhaucht. Obgleich der Altersunterschied nicht mehr als einige Jahre betragen konnte, pflegte sie von den jüngeren Schwestern nicht anders als von „den Mädchen" zu sprechen. Ihr selbst hatte das Leiden, dem sie von Kindheit auf unterworfen war, die Reife und Überlegenheit einer verheirateten Frau verliehen.

„Cajetana und Susann putzen sich wie zu einem Ball. Soll denn am hellen Tage getanzt werden?"

„Der Tanz beginnt erst um neun," bemerkte Beywald, der ihr einsilbig gegenübersaß und sie ernst und aufmerksam betrachtete.

„Und Sie wollen schon so früh hinfahren?

„Vorher ist nämlich eine Nachmittagsreunion." Mießrigel hatte die Gewohnheit, mit dem Stuhle zu schaukeln, es war aufregend, ihm zuzusehen; jetzt und jetzt, meinte man, er würde das Gleichgewicht verlieren. Er redete lebhaft, stoßweise und fahrig. „Eine Gartenassamblee mit Musik unter dem Titel: Grazienfest. Das dürfen wir natürlich nicht versäumen, denn das Fest wird zu Ehren der seligen Grazien und ihrer schönen modernen Mitschwestern veranstaltet."

„Im Paradeisgartel?" fragte Bethi lächelnd.

„Nein, in Dommayers Kasino in Hietzing. Außerdem hat auch der Kapellmeister Strauß heut' seine Einnahme. Der Benefiziant wird seine neuesten Kompositionen, die Grazientänze und die Huldigungswalzer zum erstenmal vortragen. So steht's wenigstens in der Einladung. Also, da müssen wir als gute Patrioten doch dabei sein?"

„Als gute Patrioten?"

„Das liegt auf der Hand, Fräulein Leodolter! Und warum? Ganz einfach! Weil man sich nichts denken kann, wenn man sich gut unterhalten tut!"

„Aber ich bitte Sie!“ machte Beywald ungeduldig.

„Nein, im Ernst!“ versicherte Mießrigel. „Stellen Sie sich nur einmal vor, was wir uns alles denken könnten, wenn wir nicht immer auf der Gaudi wären!“

„Und halten Sie es für patriotisch, sich nichts zu denken?“ fragte Bethi.

„Selbstverständlich! Gerade das sind die gefährlichen Menschen, die sich alleweil etwas denken wollen! Für jeden, der sich etwas denkt, braucht der Staat einen Naderer.*) Darum steht es mit unseren Finanzen so schlecht trotz dem zwanzigjährigen Frieden! Weil es noch immer viel zu viel Leut' gibt, die sich etwas denken. Sie, das kostet etwas, alle diese Naderer standesgemäß zu erhalten! Da kommt so ein musikalisches Glanzfest viel billiger. Das bezahlen wir aus unserem eigenen Sack, jeder seine vierzig Kreuzer Konventionsmünze! No, und die vierzig Kreuzer, die opfert jeder gern auf dem Altar des Vaterlandes!“

Beywald lachte gezwungen. „Sie belieben zu scherzen.“

„Nein! Gar nicht! Im vollen Ernst!“ beteuerte Mießrigel. „Der Platon war ein Narr! Der hat es nicht gewußt, wie wertvoll das Bum-tatara, Tschinn-tatara für ein geordnetes Staatswesen ist! Was glauben Sie denn? Denken Sie nur, wenn wir keine Walzer hätten! Wieviel unnötiges Zeug da die Leut' zusammenplauschen täten, wenn der Tag lang ist! Während so, wie es jetzt steht — da kann der keckste Schnabel nicht aufkommen. Also bitte, zum Beispiel! Es sitzt irgendwo eine Gesellschaft beisammen, ein überflüssiger Mensch, den der Haber sticht, ist natürlich auch dabei; und der fängt auf einmal zu stänkern an und sagt, daß die Eisenbahnen die Völker einander näher bringen und daß man unser Land nicht mehr so gut gegen die Ideen von außen wird absperren können, wenn wir einmal mehr Eisenbahnen haben. Das gehört sich doch nicht, daß einer so etwas sagt, nicht wahr? Schadet aber nichts, in demselben Augenblick hat er auch schon seine Antwort: Bum-tatara, tschinn-tatara, bum, bum, bum!“

Er machte die entsprechenden Gesten dazu, als hätte er Trommel und Pauken vor sich, und ahmte geschickt die Musik eines ganzen Orchesters nach.

„Sie wissen dick aufzutragen,“ sagte Beywald halb belustigt.

---

*) Geheimagent der Polizei.

„Bitte! Garnicht! Ich sag's nur, wie es ist! Das sind Tatsachen, keine Erfindungen, das kommt jeden Tag vor! Heut' so und morgen so! Überzählige Menschen gibt es immer, die durchaus den Mund nicht halten können. Wie es zum Beispiel neulich gewesen ist, wie wir beim Sperl waren, also, da geht man doch zum Vergnügen hin, nicht wahr? Aber nein — muß so ein g'schnappiges Individium von der hohen Politik zu reden anfangen, und daß es heutzutage eigentlich eine überlebte Geschichte wär', wenn die Grundherren ihre eigenen Justitiäre hätten, die von ihnen abhängig wären, und daß sich jede geordnete Rechtspflege dabei aufhören müßt'. Gut! Jetzt — wie leicht kann sich aus so einer unpassenden Bemerkung ein staatsgefährliches Gespräch entwickeln! Aber nein! Davor braucht man bei uns keine Angst zu haben! Der Strauß, oder der Lanner, oder wer gerade sonst an dem Tag für die öffentliche Ruhe zu sorgen hat, klopft an seine Geige, und noch eh' jemand etwas darauf sagen oder denken kann, was sich für einen braven Untertan nicht schickt, ist schon wieder die Antwort da: Tralalala, bimbim, bumbum, tralalala, tralalala, bim, bim, bim! Ist das nicht ein Segen? Das müssen Sie doch einsehen!"

Bethi lachte herzlich, während Beywald den Kopf schüttelte.

„Bei Ihnen weiß man nie, Herr Mießrigel, machen Sie sich über sich selbst, oder über andere lustig?"

„Aber ich red' doch ganz im Ernst, Herr von Beywald!" verteidigte sich Mießrigel und verfiel, anscheinend gekränkt, in ein längeres Schweigen.

Der Himmel hatte sich mit schwarzen Wolken überzogen, es blitzte und krachte ein paarmal in nächster Nähe, und man hörte vereinzelte schwere Tropfen mit metallischem Klang auf das Blechdach des Balkons klatschen. Beywald gab sich Mühe, Bethi zu unterhalten. Er widmete ihr mehr Aufmerksamkeit als sonst, er forschte in ihren Zügen und Bewegungen nach kleinen Familienähnlichkeiten, die an die jüngere Schwester erinnern konnten, er fühlte sich dazu gestimmt, Anteil an ihr zu nehmen. Zum ersten Male legte er sich die Frage vor, wie dieses zarte, leidende Geschöpf sich mit dem Leben abfinden mochte, das ihr so wenig gewährte und so viel versagte. Während ihre Geschwister tätig ihren Geschäften nachgingen oder sich vergnügten, war sie dazu verurteilt, den größten Teil ihres Lebens von Schmerzen geplagt im Lehnstuhl, auf dem

Divan oder im Bette zuzubringen. Und doch hatte er sie nie anders als gütig, hilfsbereit und gleichmäßig heiter gesehen. Niemals verzagt, niemals unlustig oder gar übellaunig. Niemals andern das Gute neidend, das sie selbst entbehren mußte, niemals sich beklagend, niemals auch nur mit dem leisesten Worte andeutend, daß sie sich vom Schicksal benachteiligt fühle.

„Es wäre uns, falls Sie sich wohl genug fühlen, eine wahre Freude, wenn Sie auch einmal mitkommen wollten. Die Musikaufführung würde Ihnen eine kleine Abwechslung und Zerstreuung gewähren, und wenn Sie Wert darauf legen, vor Einbruch der Nacht wieder zu Hause zu sein, so bereitet es mir selbstverständlich nur ein Vergnügen, Sie begleiten zu dürfen."

„Ich danke Ihnen! Dort ist nicht meine Welt! Jeder muß wissen, wohin er gehört. Übrigens täte es mir leid, wenn das Fest verregnete. Die Mädchen freuen sich so!"

Wie von ihrem Wunsche gebannt, hörten die Tropfen fast ganz auf zu fallen, nur ab und zu klopfte es noch wie mit gekrümmten Fingern auf das Dach.

„Und dann bin ich auch hier nicht so leicht entbehrlich, als Sie glauben," sagte sie nach einem kurzen Schweigen. „Es wäre eine arge Enttäuschung für Poldi und Fred. Als Tante bin ich doch ein bischen was nütz, mein' ich. Wir lesen uns gegenseitig vor. Geschichten und Märchen und alles Mögliche. Manchmal lese ich, wenn es geht, manchmal Poldi, der es schon recht gut macht. Dem Fredl wird es etwas schwerer, obgleich er in vieler Hinsicht der Aufgeweckteré ist. Jetzt sind wir bei den Lederstrumpf-Erzählungen und stürzen uns jeden Abend in neue Abenteuer und Gefahren. Kennen Sie diese Geschichten?"

Sie erzählte ihm mit Lebhaftigkeit von dem Buche, das damals gerade zum erstenmal in deutschen Übersetzungen verbreitet wnrde. Er beobachtete sie im Stillen, während sie sprach. Sie saß in einen bequemen Sessel zurückgelehnt, den Kopf durch ein längliches Kissen unterstützt, das an einer Schnur über der Rückenlehne hing. Ihre Schönheit hatte etwas Großzügiges, etwas, das ihn an manche, durch englische Vorbilder beeinflußte Frauengestalten Danhausers erinnerte. Sie trug sich nicht so jugendlich, als es ihren Jahren entsprochen hätte. Das schmiegsame Seidenzeug, dessen Falten

ihre schlanke Gestalt in reicher Fülle umflossen, zeigte auf kaffeebraunem Grunde breite, satinierte weiße Streifen, und um jedes ihrer Handgelenke, wo die weiten, tonnenförmigen Ärmel sich verengten und knapp anlagen, war statt alles sonstigen Schmuckes ein schwarzes Sammetband geschlungen. Von den Bergen, wo das Gewitter sich bereits in voller Wucht entladen haben mochte, wehte Kühlung herüber. Sie fröstelte ein wenig und zog einen ultramarinblauen Florschal, der ihr um die Schultern hing, fester über der Brust zusammen. Beywald lehnte sich zurück und sog die köstliche Luft ein, die die zuckenden Blitze aus den feuchten und reinen Regionen der Wolken mit sich auf die Erde herabzuführen schienen. Es war ihm, als atme er balsamische Düfte, und er konnte nicht umhin, das merkwürdig Stärkende und seelisch Beruhigende, das er von Bethis Wesen auf sich überströmen fühlte, in seinen Gedanken mit dieser vom Gewitter gereinigten Himmelsluft zu vergleichen.

Allmählich war das Gespräch verstummt, das sie nur zu zweit, in halbem Ton, wie vertraute Freunde geführt hatten, ohne Mießrigels Beteiligung zu vermissen. Sie lauschten den wieder reichlicher fallenden Tropfen und sahen dem Regen zu, der noch immer nur gleichsam zögernd sein silbernes Saatkorn über den Garten streute. Gleichzeitig vereinigten sich ihre Blicke auf einer von den Kletterrosen an einer blühenden Ranke, die in steter Bewegung war. Von einem wiederkehrenden Tropfen berührt, der in regelmäßigen Zwischenräumen vom Dache fiel, schien die Rose verzweifelt um ihr Leben zu kämpfen, immer wieder getroffen, immer wieder emporschnellend. Wenn man sie ihrem Schicksal überließ, so mußte sie schließlich entblättern. Wie hilfesuchend sah Bethi auf Beywald. Er verstand, erhob sich, bog die Ranke zurück und schlang sie ins Dickicht des übrigen Gezweiges. Dankbar lächelte Bethi.

„Gerettet! . . ."

Aus dem Salon wurden Stimmen laut, und helles Lachen erklang. Edi Leodolter erschien in der Tür, an jedem Arm eine der Schwestern, rechts Cajetana, links Susann, beide für den Tanz geputzt, beide in Jugend und Schönheit strahlend.

„Gebt dem Beywald einen Apfel! Er soll entscheiden, wer von uns dreien am schönsten ist?"

Beywald und Mießrigel waren von ihren Sitzen emporgeschnellt und standen fast geblendet vor dem frühlinghaft

blühenden Liebreiz der beiden jungen Mädchen. Beywald etwas verzagt, halb zerknirscht und beschämt, gleichsam stumme Abbitte leistend und den demütigen Blick wie vor einer Göttin zu der schlanken, dunkelhaarigen Cajetana erhoben, während Mießrigel mit heißen, hungrigen Augen die mehr rundliche, blondlockige Susann zu verschlingen drohte.

„Äpfel gibt es jetzt keine, aber vielleicht läßt sich zu dem Urteil des Paris auch ein Gugelhupf verwenden!“

Michella, die vierte Leodolter-Schwester, flink und lebendig aus dem Zimmer tretend, rief es unter klingendem Lachen und brachte geschäftig auf flachem Porzellanteller den appetitlich bezuckerten Kuchen, den sie Beywald darreichte. Er ergriff das Messer und teilte ihn genau in zwei Hälften, die er ein wenig auseinanderschob, so daß ein leerer Raum dazwischen entstand.

„Das in der Mitte gehört für Edi! Die gleichen Teile rechts und links den beiden Göttinnen der Anmut, die sicher die Schönsten auf dem heutigen Grazienfest sein werden.“

„Er weiß sich aus der Schlinge zu ziehen!“ lachte Edi. Dann bemerkend, daß seine Schwester Michella mit Hilfe einer Magd den Jausentisch zu decken begann, fragte er verwundert: „Was treibst du eigentlich? Es ist Zeit, daß wir fortkommen!“

„Etwas Kaffee könnt ihr schon vorher noch trinken. Den Regen müßt ihr doch abwarten!“

Die Sorge für das leibliche Wohl des Hauses war ihr anvertraut. Eine geborene Wirtschafterin, kannte sie kein größeres Vergnügen, als Speisezettel zusammenzustellen, die Küche zu überwachen, mit Marktleuten zu feilschen, die Möbel klopfen zu lassen oder im Keller ein Faß Wein abzuziehen. Sie hatte mehrere vorteilhafte Partien ausgeschlagen, weil sie sich nicht entschließen konnte, den großen Haushalt, den sie den Geschwistern führte, fremden Händen anzuvertrauen und ihr Talent in den engen Grenzen einer eigenen Menage zu Zweien zu vergraben. Ein einziges Mal war sie nahe daran gewesen, zu heiraten, als ein Witwer mit fünf Kindern um sie freite. Das wäre wenigstens ein gesicherter Wirkungskreis gewesen. Aber dann überlegte sie sichs doch. Sie hing mit beispielloser Liebe an ihren Geschwistern. Mit jener Liebe, die sich nur durch fortgesetztes Schaffen, Sorgen und Sichaufopfern für andere in uns ausbildet. Besonders zu ihren Brüdern, mitsamt ihren Schwächen und Fehlern, sah sie mit

einer Art von hingebungsvoller Bewunderung auf, halb wie eine allzuschwache Mutter, halb wie eine anbetende Gattin. Nein, wenn sie nicht einen Leodolter heiraten konnte, so blieb sie lieber ledig. Und da dies in der Tat unmöglich war, so hatte sie die beste Zeit versäumt und blickte, nahe an dreißig, der dauernden Ehelosigkeit mit dem unbekümmerten Frohsinn einer herzhaften Person ins Auge, die alle Hände voll zu tun und an Wichtigeres zu denken hat als an Herzensangelegenheiten.

Sie hätte es krumm genommen, wäre ihre Jause verschmäht worden, und um die Gesellschaft festzuhalten, behauptete sie, es schütte, daß man keinen Hund vor die Tür jagen möchte.

Edi sagte: „Ich habe die neue Landau-Kalesche einspannen lassen, mag es regnen, so viel es will! Uebrigens wird gar nichts daraus. Ein kleiner Regen dämpft ein großes Gewitter, heißt es im Sprichwort."

Es hatte wirklich aufgehört zu regnen, noch eh' etwas Rechtes gekommen war.

„Ich entscheide mich für die Jause," erklärte Mießrigel. „Ich bleibe da und esse den Kuchen!"

„Ich auch," sagte Beywald. „Zwar nicht den ganzen, aber wenigstens ein Stück, vorausgesetzt, daß Herr Mießrigel mir etwas übrig läßt."

Susann klatschte vor Vergnügen in die Hände.

„Herr Mießrigel, Sie haben es gesagt, Sie müssen allein den ganzen Gugelhupf aufessen."

Sie begünstigte Mießrigel seit einiger Zeit, und als Bethi einmal ihr Befremden darüber ausdrückte, gestand sie ein, daß es nicht aus Neigung geschah, sondern weil ihr Mießrigel so ungeheuer unterhaltsam vorkam. Er schmachtete in ihren Banden und sie konnte mit ihm anfangen, was sie wollte. Er war ihr Sklave. Das bereitete ihr Vergnügen, besonders weil sie fand, daß er nicht ernst zu nehmen sei und ein bißchen was Verrücktes an sich habe. Bethi ermahnte sie oft deswegen und erklärte es für häßlich, es so zu treiben, wie sie es mit Mießrigel trieb. Aber die übermütige kleine Dame sagte mit der unbekümmerten Grausamkeit ihrer Schönheit und Jugend: „Laß ihn mir! Er macht mir Spaß! und du siehst doch, wie glücklich er dabei ist! Warum sollen wir nicht beide unsere Freude haben?"

Einmal sagte Bethi zu ihr: „Du kommst mir vor wie

ein Afferl, das ich einmal in Schönbrunn gesehen habe. Es hatte als Spielzeug ein Karnickel im Käfig, das es malträtierte und an den Ohren zog. Geradeso treibst du es mit Mießrigel."

Der nicht ganz unzutreffende Vergleich verfehlte aber die erziehliche Wirkung, die beabsichtigt war, denn Susann hatte nur unbändig darüber gelacht und nannte Mießrigel seither ihren Karnickel. —

Beywald lehnte mit Cajetana in den Rosen.

„Hören Sie mich, ehe Sie mich verurteilen! Ich wollte in den Salon treten, eine unbekannte magnetische Kraft muß es gewesen sein, die mich in ihre Nähe zog . . ."

Man redete damals gern von magnetischen Kräften.

„Werden Sie mir verzeihen können? Ich bin ein rechter Tölpel gewesen."

„Warum? Wenn es doch eine magnetische Kraft war! Was können Sie also dafür?"

Ihm fiel ein Stein vom Herzen, sein Auge ruhte mit Entzücken auf ihr. Sie war in eine Wolke von weißer Seidengaze gehüllt, der glockenförmige Rock des Ueberkleides mit schürzenartigem Bandbesatz aus rosa Atlas geschmückt. Die kurzen, weiten Aermel, die den schön geformten Unterarm freiließen, schlossen über dem Ellenbogen abermals mit rosa Atlasschleifen, und um den tiefen Ausschnitt des Kleides, der hinter zarten Tüllschleiern die Wölbung des jungendlichen Busens durchschimmern ließ, hatte sie eine sogenannte Stola umgelegt, eine Art verkümmerter Mantille aus reich mit Blumen bestücktem Nesseltuch. So duftig und rein wie frischgefallener Schnee kam sie ihm vor, oder wie eine Kirschbaumblüte, die man kaum anzublicken wagt, aus Furcht, den unbeschreiblichen Hauch der Makellosigkeit, der darüber liegt, zu verscheuchen.

„Die magnetische Kraft, die den Menschen zieht — wissen Sie, wie man die nennt? Es war der Zug des Herzens, Cajetana, der mich in Ihre Nähe trieb! Darf ich sagen: Es war der Zug des Herzens?"

„Warum nicht? Von mir aus dürfen Sie es schon sagen. Wenn es nämlich wahr ist — verstehen Sie?"

Sie neigte ein wenig den Kopf mit den kunstvoll gekräuselten Lockenpolstern an den Schläfen und dem wie ein großer Schmetterling aufgebauten Turm von dunklen Haarflechten, der auf dem Scheitel ragte, und senkte den Blick zu Boden.

Er konnte nicht länger an sich halten. In der blumigen, etwas überschwenglichen Ausdrucksweise der Zeit, mit dem ganzen mythologischen Bilderreichtum, der ihm zur Verfügung stand, erklärte er ihr seine Liebe und nannte sie wohl ein halbdutzendmal ein „englisches Weib", wobei er aber nicht an England dachte, sondern an die Engel. Und als ihm schließlich die Worte fehlten, erschrak er über seine eigene Kühnheit und bat kleinlaut um Verzeihung, daß er es gewagt, seine Wünsche bis zu ihr zu erheben. Sie lächelte beglückt, sie war ehrlich, es fiel ihr nicht ein, sich zu zieren.

„Aber gar nicht! Ich hab' Sie ja selber furchtbar gern! Schon längst! Schon seit einem halben Jahr beinahe! Wissen Sie, damals im Winter, wie bei uns zuhaus die Lampe heruntergefallen war und Sie mit einem einzigen Blaser das Feuer gelöscht haben — da, glaub' ich, war es, daß ich mich in Sie verguckt habe. Spaßig — was? Und die ganze Zeit her hab' ich mir immer gedacht: Bin doch neugierig, wann er endlich einmal den Mund aufmachen wird?"

Nun war er entzückt, redete, was man in solchen Fällen redet, und wurde gar kühn. Einen Kuß hätte er gern gehabt. So lange hatte er die Gelegenheit versäumt, sie zu lieben, jetzt kam's stürmisch über ihn. Wann er den ersten Kuß bekommen würde? fragte er ungeduldig. Das hieß denn doch ein bischen gar zu hitzig ins Zeug gehen! Schien er nicht auf einmal wie aus Rand und Band geraten? Aber im Grund gefiel es ihr. Das Bösetun wollte ihr durchaus nicht gelingen, ein verheißendes Lächeln wurde daraus. Sie blickte um sich.

„Hier vor allen Leuten geht es halt doch nicht!"

Michella lud zum Kaffeetisch, der auf der Veranda gedeckt stand, mit Rosen geschmückt. Beywald taumelte fast, so berauscht war er von seinem jungen Glück. Wie im Traum nahm er neben Cajetana Platz, verstand kaum, was um ihn herum gesprochen wurde, gab auf alles verkehrte Antworten, rührte mit der Zuckerzange, die er unversehens statt des Kaffeelöffels in der Hand behalten hatte, seine Tasse um und strahlte dabei unausgesetzt wie Sonnenschein. Mießrigel wurde von Susann mit Kuchen gestopft. Er ließ sichs gefallen und aß davon so viel er konnte, und hatte immer den Mund voll, teils um ihr eine Freude zu machen, teils Michella zu Gefallen. Er war entschlossen, sich bei der älteren Schwester für alle

Fälle „ein Bilderl einzulegen", wie man sagt, und versäumte die Gelegenheit nicht, beiläufig ein paar anerkennende Worte über den Kuchen fallen zu lassen; denn er dachte, was einem eine fürsorgliche Hausfrau vorsetze, dürfe man mit einer gewissen Delikatesse immerhin delikat finden, das schmeichle ihr im Grunde doch stets ein wenig.

Die Liebe machte Cajetana findig.

„Ach, der neue Fendi! Herr Beywald, haben Sie das neue herzige Bildchen von Fendi gesehen, das der Muschir gekauft hat? Ich muß es Ihnen zeigen!"

Sie sprang auf und eilte ihm voraus in den Salon. Er folgte ihr, sie führte ihn in eine geschützte Ecke, wo in goldenen Rahmen eine Gruppe von größeren nnd kleineren Bildern an der Wand hing.

„So," sagte sie, „da haben Sie jetzt ihr Busserl!" und hielt ihm den Schnabel hin.

Er ließ sich nicht lange bitten, aber seiner Verliebtheit genügte der einzige Kuß nicht, er wollte deren mehrere haben. Indessen bemerkte sie, daß Finettl, der schwarze Familienpudel, dabeistand und alles gesehen hatte, da bekam sie einen roten Kopf. Beywald wurde ungestüm und versuchte sie an sich zu ziehen, aber sie wehrte sich.

„Nein," sagte sie flammend, „Herr Beywald, jetzt hören Sie einmal! Ich habe mich nicht gespreizt oder hopatschi gestellt. Weil ich Sie nämlich wirklich gern hab'. Aber deswegen dürfen Sie nicht glauben, daß ich so eine bin, bei der man nur ‚Haserl' zu sagen braucht! Alles was recht ist! Ihren Kuß haben Sie, jetzt benehmen Sie sich aber, wie es sich gehört, und bilden Sie sich ja nicht ein, daß es gar keinen Fendi gibt, und daß ich ihn nur erfunden hätt', damit wir in das Winkerl da kommen. O nein! Gar nicht! Ich bitte! Da hängt er, der Fendi! Schauen Sie sich ihn nur gut an! Wenn Sie gefragt werden, wie er Ihnen gefallen hat, so müssen Sie doch etwas darüber sagen können!"

Er sah es ein und vertiefte sich beschämt in die Betrachtung des süperben kleinen Genrebildes, das wie eine auf Elfenbein gemalte Miniatur mit spitzem Pinsel glatt und zierlich ausgeführt war. Hohe Zeit, daß er es tat, denn im nächsten Augenblick trat Edi ins Zimmer, um zum Aufbruch zu mahnen. Die Sonne war durch die Wolken gebrochen, über dem Gebirge schimmerte blaß und duftig, gerade daß

man ihn noch sehen konnte, der farbige Schein eines Regenbogens.

Michella nahm sich der Mädchen an. Ein Fest für sie, wenn andere zum Tanz fuhren, da fühlte sie sich in ihrem Element. Susann hatte falsche Handschuhe erwischt, die zu eng waren, der Ausweiter wurde geholt, aber beim Ausweiten platzte ein Fingerling. Jetzt blieb nichts übrig, als daß sie die alten anzog, aber Michella mußte sie geschwind noch putzen. Cajetana fand im letzten Augenblick ihren Fächer nicht, und Michella kehrte in ihren Schubladen das Unterste zu oberst, um irgend einen verblichenen Ballfächer aus ihrer eigenen Tanzzeit zu suchen. Zu guter Letzt ging Susannen noch eine Haarwucke auf, die neu gerollt sein wollte, und als Cajetana, um dabei behilflich zu sein, sich bückte, riß ihr ein Bändchen an der Korsage. Michella mußte mit Nadel und Faden zu Hilfe eilen. Mit heißen Wangen schoß sie umher und hatte ihre Freude dran, daß es etwas zu schaffen gab. Vielleicht unterhielt sie sich besser dabei, als wenn sie mitgefahren wäre aufs patriotische Grazienfest beim Dommayer.

„Wenn nur die Michella sich abwursteln kann!" pflegte der Muschir zu sagen, der übrigens jetzt noch nicht da war, weil er immer erst des Abends mit den übrigen Geschwistern, die im Geschäft zu tun hatten, aufs Land hinauskam.

Endlich hatten die beiden Mädchen ihre schwarzen, mit rosenrotem Gros de Naples gefütterten Seidenmäntelchen um und wurden in die Kalesche gehoben. Jetzt erst tauchte die Frage auf, wo der Fünfte sitzen würde, denn im Wagen waren nur vier Plätze.

„Ganz einfach, ich setze mich zum Kutscher", erklärte Edi.

„Nein!" entschied Susann. „Herr Mießrigel setzt sich hinten auf, das macht sich besser!"

Noch bevor Edi es verhindern konnte, war Mießrigel auf den erhöhten Bedientensitz geklettert, der an der Rückseite der Kalesche angebracht war.

„Brav so!" lobte sie ihn und reichte ihm über die Schulter zurück ihre Hand, die er stürmisch küßte, indem er sich von seinem Sitz etwas erhob und vornüberbeugte. Die Pferde zogen an, er setzte sich auf dem mit einem niedrigen Geländer umgebenen Lederpolster zurecht und kreuzte die Arme über der Brust, glücklich, eine Kleinigkeit von Susanns vollem Nacken vor sich zu erblicken, der zwischen Hut und

Mäntelchen hervorlugte. Und war es auch nur ein ganz schmales Streifchen rosiger Haut mit dem Ansatz des glatt zum Himmel emporgestrichenen Blondhaars, ihn dünkte es doch ein wahrhaft kußliches Plätzchen, von dem er kein Auge wendete und das er in seinen Gedanken den „Thron der Charitinnen" nannte, eine Metapher, auf die er bei günstiger Gelegenheit ein ganzes Gedicht zu gründen beschloß. Denn er schriftstellerte im Geheimen, hatte die Spaziergänge des Wiener Poeten unter dem Kopfkissen liegen und machte gelegentlich sogar selbst Verse.

* * *

Ein großer Ligusterschwärmer war unglücklicherweise in die Glasglocke des Windlichts geraten und sengte sich die Flügel an. Wenn man ihn nicht rasch befreite, so wurde er elend verstümmelt. Poldi, der zunächst saß, zog sein Taschentuch hervor, um das heiße Glas damit anzufassen, aber in demselben Augenblick hatte Fred die Glocke bereits mit bloßen Händen ergriffen und abgehoben. Der Schmetterling schien noch keine bösartige Verletzung davongetragen zu haben, wie ein Pfeil surrte er in die Nacht hinaus.

Das heiße Glas brannte Fred an den Fingern, mit einem Schmerzenslaut warf er es auf den Gartenkies, daß es zerschellte. Ein Windhauch verlöschte die schutzlose Kerze, aber da in entsprechenden Abständen noch zwei andere Lichter auf dem weißen Tischtuch standen, konnte Fred die erschrockenen Gesichter der um den Tisch Sitzenden unterscheiden.

„Eigenbau Fred! Echt und unverfälscht!" sagte Onkel Muschir und lachte. Wenn er lachte, so war es, wie wenn ein Bauer im Zirkus lacht, so unschuldig, natürlich und ungeschlacht. Wer ihn gar nicht kannte und nur einmal lachen hörte, der hatte ihn entweder gern, oder dachte bei sich: „Derber Schlüffel!"

Etwas beschämt und betreten stand Fred da.

„Man kann ihn doch nicht verbrennen lassen!"

„Warum denn nicht? Was geht dich der Schmetterling an? Seine eigene Sache, wenn er so dumm ist!"

„Er hat mich so gedauert!"

„A pah! Das sind Extremitäten!" entschied der Muschir. Alles was ihm überstiegen, besonders zu weichlich im Gefühl

vorkam, nannte er „extrem“. Und daraus hatte er sich auch ein Hauptwort, die „Extremitäten“ gebildet.

Bethi zog Fred an sich und versetzte ihm einen Kuß, während Poldi mit Hilfe Tante Michellas die Glasscherben auflas.

„Ich wäre mit meinem Sacktuch zu spät gekommen; ein Glück, daß Fredl schneller war.“

„Und was weiter?“ Mit hochgezogenen Brauen blickte der Muschir zu ihm hinüber.

„Wenn man sich das nur vorstellt: bei lebendigem Leib verbrennen!“

Fred schlenkerte noch immer die Hand.

„Sich die Finger verbrennen ist auch nicht angenehm, weißt du! Der Onkel hat recht: Warum war der Schmetterling so dumm? Ein ander Mal laß ich ihn, wo er ist!“

Alfred Leodolter, Poldis und Freds Vater, sah mit einem stillen, versonnenen Lächeln seinen Knaben zu. Diese beiden guten, lieben Buben, die sein Alles waren! Kinder gleicher Eltern und wie grundverschieden einer vom andern!

„Na —! Ich denke, es wär an der Zeit, daß ihr ins Bett kämt?

Sie traten den Rundgang an, gute Nacht zu sagen. Bei Josepha Leodolter, die als Älteste von den Geschwistern den Vorsitz am Familientisch führte, wurde der Anfang gemacht.

„Gute Nacht, Tante Sephine!“

„Kommt morgen das Pianoforte-Fräulein?“

„Nein, der Schina —“

„Brauchst nicht erschrecken, Fredl,“ sagte sie und lachte ihre Ringe an. „Ich frag' nicht nach, ob du fleißig geübt hast.“

Eine überschlanke Dame mit schon leicht angegrautem Haar, war sie stark kurzsichtig und hatte die Gewohnheit, wenn sie lächelte, die Hand bis knapp vor die Augen zu erheben und scheinbar aufmerksam ihre Ringe zu betrachten, worunter sich einige sehr wertvolle befanden, mit Smaragden, die sie bevorzugte, in prachtvollen alten Fassungen.

„Ich erschrecke nie!“ Fred warf sich in die Brust. „Ein Indianer kennt keine Furcht. Unwandelbarer Gleichmut ist ihm Ehrensache.“

Sie gingen eine Station weiter.

„Gute Nacht, Onkel Muschir!“

Eigentlich hieß er Georg. Aber anläßlich einer kleinen Meinungsverschiedenheit in der Familie hatte er einmal sein Gewicht als ältester Bruder in die Wagschale geworfen und die strittige Angelegenheit in seinem Sinne entschieden, indem er im Spaß sagte: „Hört, hier hab' ich das letzte Wort, denn ich bin der Pascha von drei Roßschweifen!" Und weil nun ein Pascha von drei Roßschweifen zum Unterschiede von anderen Paschas, denen nur zwei gebühren oder gar nur einer, „Muschir" heißt, so war ihm der Name geblieben, denn die Leodolterischen hatten alle eine gewisse Neigung zu scherzhaften Umtaufungen.

„B'hüt Gott, Buben!" machte er gutmütig und klopfte Fred auf die Wange: „Lebensretter!"

Poldi gab er aber nur lau die Hand, er mochte es ihm ein wenig nachtragen, daß er für den Bruder eingetreten war. Ein lärmender, heftiger Mann, vollblütig, groß und stark, ohne dick zu sein, leidenschaftlich und heiter, gewaltsam, hart und gutmütig, alles in einem Atem, hatte er eine gewisse Schwäche für das rasche, oft unüberlegte Wesen Freds, das zwar nichts weniger als musterhaft war, aber wenigstens keine Rätsel aufgab. Die besonnene, zurückhaltende und für seine Jahre merkwürdig ernste Art Poldis indessen war ihm unheimlich. Wenn er sich so recht gehen ließ und auf einmal das Auge des Knaben still und aufmerksam auf sich ruhen fühlte, da empfand er es oft, als würde Kritik an ihm geübt.

Als sie Tante Bethi gute Nacht wünschten, sagte sie: „Ich gehe mit euch!" und stand auf. Auch Michella, die gleich die Gelegenheit ergriff, ein paar zurückgebliebene Teller und Dessertmesser mitzunehmen, verabschiedete sich, da sie in der Küche zu tun habe. Fred machte sich noch den Spaß, auch den leeren Stühlen gute Nacht zu sagen.

„Gute Nacht, Onkel Edi! Gute Nacht, Tante Cajetana! Gute Nacht, Tante Susann!"

Dem Vater fielen die beiden Knaben um den Hals.

„Gute, gute Nacht, Petz!"

Sie nannten ihn „Petz", nach einem Spiel, wobei er einmal den Bären gemacht hatte. Er spielte gern mit ihnen, hatte sich etwas Kindliches bewahrt in seiner schlichten, stillen, harmlosen Art. Im Geschäft fiel ihm der zeichnerische Teil zu, weil seine Hand geschickt war und voll Anmut der Erfindung.

„Kannst du nicht morgen einmal heraußen bleiben? Es wird ein so schöner Tag! Nur ein einziges Mal? Bitte!"

„Wo denkst du hin, Fredl? Es geht nicht! Nächsten Sonntag — da wollen wir wieder miteinander in die Wälder steigen, nicht wahr?"

Sie mußten sich vertrösten.

„Du siehst müde aus, Petz!" Poldi sah ihm forschend ins Gesicht, mit seinen großen, ernsten Augen, fast wie ein Arzt, der eine Diagnose stellt. Der Vater küßte ihn auf die Stirn.

„Mußt dir nicht immer Sorgen machen, Poldi!"

Die Knaben gingen mit Michella und Bethi ins Haus, während die drei ältesten Geschwister noch sitzen blieben. Diese kühlen Sommerabende, nach der Arbeit des Tages und der Hitze der Stadt, waren ohnedies das einzige, was sie vom Landleben genossen, wenn man von den Sonntagen absah. Darum verweilten sie gerne im Freien, bis in die Nacht hinein, so oft die Witterung es zuließ. Besonders der Muschir fand nicht leicht ein Ende, bei seinem Pfafffstettner sitzend, den er mit unendlichen Güssen frischen Brunnwassers mischte und aus einem großen Stutzen trank. Es wurde an solchen Abenden manches besprochen, wofür es in der Hast des Geschäftstages an Zeit und Ruhe mangelte.

„Ein merkwürdiger Bursch, der Poldi! Mir kommt vor, der hört das Gras wachsen!"

Es schlich sich leicht ein Ton von Gereiztheit in des Muschirs Stimme, wenn er von Poldi sprach; aber Petz hatte sich gewöhnt, nicht groß darauf zu achten.

„Es geht alles tief bei ihm. Das Leben wird ihm nicht leicht werden."

„Wenn ich denke, wie wir in dem Alter waren! Ich wenigstens! .... Es ist manchmal, wenn er einen so anschaut, als ob er sich wundert, daß da ein Haus steht und ein Garten ist und Menschen darin sind!"

Sephine sagte: „Ich glaube immer, er hat noch eine leise, ferne Erinnerung an seine Mutter und denkt viel an sie."

„Das sind Extremitäten! Jedenfalls bleibt es unnatürlich, wenn so ein Bub nicht lustig ist! Was geht ihm denn ab? Ich hab' in dem Alter schon beim Latzenziehen aushelfen müssen. Damals war es noch nicht so —! Er soll dankbar sein, daß er eine sorglose Jugend hat und von vermöglichen Eltern ist!"

„Lassen wir ihn! Wer kann hineinschauen in eine so junge Seele? .... Wollen wir nicht die Lichter löschen?"

Sie taten es. Der tiefblaue Himmel mit den vielen Sternen war über ihnen. Das unausgesetzte Röcheln der Unken oder Frösche aus den Teichen, die sich jenseits im Schloßpark befanden, scholl aus der Ferne herüber. Aus dem Garten stieg der Duft von Rosen auf, und wonnige Kühle wehte von den Bergen ....

Das sogenannte Himmelhaus, der Landsitz der Familie, ein schlichter, ehrlicher Bau aus der Frühzeit des Kaisers Franz, lag eine kleine Wegstunde von den westlichen Linien der Stadt, am Ausgang eines von Laubwäldern umrauschten Wiesentales, wo die Hänge des Wienerwaldes sich gegen das weite Flachland senken. Die Geschwister, die im Geschäft zu tun hatten, kamen regelmäßig jeden Abend heraus. Gewöhnlich erst gegen acht, wo dann auf dem Kiesplatz zwischen dem Wohnhaus und dem freien Sand- und Wiesenflöz, auf dem die edlen Rosen gezogen wurden, das gemeinsame Abendmal eingenommen zu werden pflegte. Um sieben wurden die Kontors geschlossen, und es war Herkommen, daß die Inhaber der Firma die Geschäftsstunden ebenso gewissenhaft einhielten, wie sie es von ihren Angestellten und Arbeitern verlangten. Sogar Sephine, die mit der Umsicht eines erfahrenen Geschäftsmannes die Bücher führte, machte nicht leicht auch nur eine halbe Stunde früher Feierabend als die andern. Am nächsten Tage fuhren sie dann alle schon frühmorgens wieder in die Stadt zurück, um mit Beginn der Geschäftsstunde zuverlässig an der Arbeit zu sein. Und so wie eine Uhr, einen Werktag wie den andern in der guten Jahreszeit, solange eben der Landaufenthalt währte. Bloß Edi, der jüngste von den Brüdern, der im Geschäft das fünfte Rad am Wagen war, tat so ziemlich, was er wollte, und kam und ging, wann es ihm beliebte, was Sephine als arge Ungehörigkeit empfand, ohne jedoch etwas zu sagen. Denn es war üblich unter den Geschwistern, sich gegenseitig mit heiterer Umgänglichkeit zu begegnen, und vom Muschir abgesehen, der seinem Temperament manchmal die Zügel schießen ließ, gab nicht leicht eins dem andern ein unebenes Wort.

„Ich möchte längst etwas mit euch besprechen. Mit euch zuerst, weil es auch das Geschäft angeht ...." Der Muschir lehnte sich zurück und legte den Kopf in den Nacken. Er

sah den gestirnten Himmel über sich und atmete tief. „Ich hab' mich entschlossen .... Ihr werdet euch wundern .... In der ersten Jugend bin ich freilich nicht mehr. Aber wie das schon so kommt .... Also kurz und gut, ich habe die Absicht, mich zu verheiraten."

„Gottlob, daß du endlich daran denkst!" Petz reichte ihm die Hand über den Tisch. Der Muschir ergriff sie und schüttelte sie warm.

„Herzlichen Dank, Alfred! Ich hab' es nicht anders von dir erwartet."

Sie schwiegen. Alle drei dachten sie in diesem Augenblicke an dasselbe: an das Testament des Vaters. Sephine war die erste, die wieder das Wort nahm.

„In wie vielen Familien, wenn man so herumschaut, ist der Zwist! Und geht man der Ursache nach — nicht selten ist's ein Testament. Unter uns Geschwistern soll dergleichen für immer ausgeschlossen sein!" Sie drückte den Brüdern die Hand. „Wir haben uns kein Urteil zu erlauben. Der letzte Wille unseres Vaters muß uns heilig sein. Darüber reden wir gar nicht. Es steht alles in Gottes Hand. Deine Ehe soll gesegnet sein, Georg. Du hast dich dein Leben lang redlich gemüht. Wir wünschen dir Nachkommen und dem Geschäft einen Erben. Nicht nur ich, auch Alfred .... Aber wer ist deine Braut? Kennen wir sie?"

„Vielleicht vom Sehen. Sie ist eine geborene Patruban."

Patruban? Ein angesehener Name auf dem Brillantengrund. Ein wohlhabendes Haus, das mit drei Töchtern gesegnet war. Die beiden älteren schlugen nach der Mutter, die zu Stattlichkeit und Fülle neigte, man nannte sie scherzweise die „Austria". Die jüngste hatte mehr die Gestalt des Vaters, der „kleinbeinlert" war, wie die Leute auf dem Schottenfeld den schmächtigen Menschenschlag nannten. Überdies waren bei der Tochter noch alle Formen ins Weibliche verzierlicht und verfeinert. Sephine und Petz hatten alle drei Mädchen gelegentlich einmal am Sonntag in St. Ulrich gesehen, es nahm sie Wunder, welche von ihnen nun wohl die Erwählte sein würde. Und sie staunten, denn gerade die Sylphide hatte der Muschir sich ausgesucht.

„Wißt ihr warum? Also! Die andern zwei, die hätten gleich ja gesagt. Sofort! Das spürt man so. Die aber, die Julie — na! ...."

Die Liebe verjüngte ihn, er schwärmte fast, als stünd' er noch in den Jünglingsjahren.

Die Geschwister hörten schweigend zu, nachdem sie ihm von Herzen Glück gewünscht. Was ließ sich auch weiter sagen? Das Eintreten eines neuen Mitglieds in eine Familie bedeutet stets den Austausch eines sicheren und bekannten Zustandes gegen einen wenigstens im Augenblicke schwankenden und unergründlichen. Man mußte abwarten. Nur wünschen und hoffen konnte man inzwischen, wünschen, daß seine Wahl sich als eine glückliche erweisen würde, hoffen, daß die Liebe ihn nicht blind gemacht habe. Denn offenkundig war er vernarrt. Wenn ein anderer Verliebter und Verlobter, und gar in seinen reifen Jahren, so groß geredet hätte, so hätte er sicher gelacht und etwas von „Extremitäten" gesagt.

„Mit einem Wort, sie ist ein herziger Schatz! Ihr werdet sie kennen lernen, ihr werdet sie liebgewinnen! Ich bin sicher, daß ihr sie liebgewinnen werdet! Eigentlich versteh' ich es gar nicht, daß sie mich nimmt! Der Altersunterschied ist ein bissel groß. Und auch sonst .... Aber denkt euch! Sie hat mich wirklich gern! Wirklich und wahrhaftig! Tatsache!"

Sein Lachen wetteiferte mit dem Konzert der Unken und Frösche in der Ferne.

„Das ist ein Wunder, das unerwartet und unverdient da ist — man weiß nicht woher. So wie die Sonne gerade auf dieses Fleckerl Gras scheint, gerade auf dieses eine, auserwählte, und auf jenes andere nicht, wiewohl es eigentlich das viel schönere wäre ...."

Sephine wurde fast ein wenig ungehalten.

„Du machst ja rein, als ob du gar keinen Wert hättest? Schließlich bist du doch ein Leodolter, und obendrein der Muschir."

„No ja," sagte er wieder ernst. „Ich mein's ja nicht so. Ein bissel was wird schon an mir auch sein. Ein ganz tüchtiger Arbeitsmensch vielleicht und im Grund ein guter Kerl. Aber wenn man sich so ein frisches, bagschierliches Geschöpf anschaut, daß man hineinbeißen möcht', und dann zufällig einmal da hinaufgreift und dabei etwas spürt, was sich wie der Anfang von einem kleinen Glatzerl anfühlt — da kann man's halt nicht glauben, nein, da kann man es fast nicht glauben!"

Also — er war glücklich und tobte sich noch eine Weile aus. Endlich kam er aufs Geschäftliche zu sprechen. Den Oberstock des Leodolterischen Stadthauses, wo jetzt ein Teil der Fabrik untergebracht war, wollte er räumen und sein eigenes Nest darin einrichten. Sephine wunderte sich.

„Und die Webstühle, die Schweifrahmen, die Spulmaschinen — wo sollen die hin?"

„Was im Hinterhaus ist, kann bleiben. So hat man das Notwendigste bei der Hand. Das andere kommt vor die Linie."

Auf dem Braunhirschengrund war ihm ein großes, leerstehendes Fabriksgebäude zum Kauf angeboten. Zwei Stock hoch und so und so viel Fenster Front.

„Wo denkst du hin, das wär' doch viel zu groß!"

„A pah! Wir können nicht ewig in denselben Schuhen gehn, die unser seliger Vater ausgezogen hat. Schließlich werden sie uns halt zu eng."

Sephine war eine vorsichtige und beharrliche Natur. Sie veränderte nicht gern. Sie wußte, es würde sie nichts nützen, aber eine Weile wollte sie sich wehren. Umziehen! Eine ganze Fabrik! Nach dem Braunhirschengrund!

„Freilich! Gerade nach dem Braunhirschengrund! Da werden die Gesellen, Spulerinnen und Schweiferinnen endlich aufhören müssen zu raunzen. Und reden die Herrschaften noch einmal etwas von Erhöhung des Stücklohnes wegen der Verzehrungssteuer, so sagt man ihnen einfach: Bleibt draußen! Denn warum nicht? Sollen vor der Linie bleiben, wenn es ihnen herinnen zu teuer ist! Lohn erhöhen? Im Gegenteil! Herabsetzen werd' ich den Stücklohn."

Dagegen aber lehnte Petz sich auf.

„Die Leute sind eingewöhnt. Wie viele noch vom Vater her! Man darf sie auch nicht vor den Kopf stoßen. Es geht ihnen wirklich nicht gar so gut. Und die paar Kreuzer auf oder ab — ich bitte dich!"

„Die paar Kreuzer? Ja, kalkulier' nur einmal! Das kommt dir so vor bei deinem Kattegat . . . ."

Gemeint war nicht die Jütländische Meerenge, sondern die Carta rigata, mit der Petz zu tun hatte. Für die gemusterten Seidenzeuge, die den Ruf der Leodolterischen Fabrik begründet hatten, erfand und entwarf er selbst die Zeichnungen, deren Vorwürfe meist der Natur, am häufigsten dem Formenreichtum der Pflanzenwelt entlehnt waren. Vor der Aus-

führung des Musters auf dem Webstuhl mußte eine genaue vergrößerte Abbildung des zu webenden Stoffes hergestellt werden, die dem Weber über den Verlauf eines jeden Kett- und Einschlagfadens zuverlässige Auskunft gab. Zu diesem Zweck wurde der Entwurf auf ein mit kleinen Vierecken bedecktes Papier übertragen. Die Vierecke, die offen zutage liegende Kettenfäden vorstellten, wurden leer gelassen, die Vierecke aber, die einen Schußfaden vorstellten, welcher oben lief und die Kette deckte, wurden in der richtigen Farbe der zu verwebenden Seide ausgemalt. Das Patronpapier, dessen man sich hierbei bediente, hieß die Carta rigata. Und die mühsame und verantwortungsvolle Tätigkeit, die darin bestand, eine solche vergrößerte farbige Vorlage herzustellen, aus der der Weber dann die entsprechende Einrichtung seines Stuhles ableiten konnte, nannte man „ein Muster in die Carta rigata setzen". Aber der Muschir hatte ein „Kattegat" daraus gemacht. Und scherzweise hieß es manchmal gar, dieser oder jener Entwurf müsse erst noch „ins Skagerrak und Kattegat" gesetzt werden.

Also bei seinem „Kattegat" hatte Petz leicht sagen: „Die paar Kreuzer auf oder ab". Was kümmerte ihn die Kalkulation? Die Arbeit, die er leistete, war mehr die eines Künstlers als die eines Geschäftsmannes. Wußte er überhaupt etwas von Lohnverhältnissen? Mit dem guten Herzen kann man kein Geschäft führen. Nein, was das rein Kaufmännische war, da ließ der Muschir sich nichts dreinreden. Hier fühlte er sich ganz als „Pascha von drei Roßschweifen". Übrigens — schroff wurde er nicht; wenn er etwas vorschlug, so hatte jedes Warum auch sein Darum.

„Hört nur, wie ich's meine, dann werden wir uns bald verstehen. Ein Blutsauger bin ich schließlich auch nicht. Aber ein Fabriksherr kann nicht großmütig sein, das wär' ungesund; er muß rechnen!"

Und er entwickelte seine Pläne.

„Beim Umzug wird es sich ganz wie von selbst machen, daß man in der Fabrikation manches Veraltete erneut und manches, das heute schon unzulänglich geworden ist, verbessert. Es ist Zeit, daß das einmal geschieht. Wir arbeiten sogar noch mit ganz alten Zampelstühlen und ähnlichen Handzugmodellen. Man muß aber heutzutag' mit dem Fortschritt gehn. Wir leben nicht mehr in der Zeit von damals, wo

unser seliger Vater im „Goldenen Stuck“*) oder dem Petz sein Schwiegervater im „Blauen Guguck“ zu fabrizieren angefangen haben. Darum sag' ich: fort mit dem alten G'lumpert! Mit einer schönen, neuen eisernen Jacquardmaschine webt ein geschickter Arbeiter in derselben Zeit schier das Doppelte wie auf einem alten Zampelstuhl. Selbstverständlich, daß dann der Stücklohn billiger sein muß! Wie denn sonst? Dem Arbeiter werd' ich doch nicht das Doppelte zahlen? Billiger verkaufen werd' ich und trotzdem mehr verdienen am Stück als früher und außerdem noch einen größeren Umsatz machen!“

Das klang freilich nicht übel. Aber die vermehrte Fabrikation — ob die denn auch den nötigen Absatz finden würde? Das wollte Sephine gern wissen.

Der Muschir suchte es ihr zu beweisen. Der Umstand, daß er auf Freiersfüßen ging, und wohl auch die Hoffnung auf Nachkommenschaft gaben seinen Gedanken und Wünschen Antrieb und Schwung.

„Stillstehen heißt krebsen! Über kurz oder lang muß alles ins Große gehn. Es werden ja auch immer mehr, die von unserm Geschäft leben wollen. Wie lange wird es dauern, so wachsen dem Petz seine Söhne heran, und ich bekomm', so Gott will, auch noch Kinder. Dazu das unglückselige Testament. Die Leute glauben, weiß Gott, wie viel wir hätten! In Wahrheit sind wir alle miteinander nichts als Nutznießer, das bissel Pflichtteil ausgenommen. Der Lohn für das, was jeder auf seine Person leistet — das hat schließlich jeder Arbeiter auch. Gar so viel ist es nicht, wenn man lebt, wie wir es gewohnt sind. Der Ertrag muß gesteigert werden. Mit den handwerksmäßigen Betrieben ist es vorbei in unserer Branche, und je größer eine Fabrik ist, desto leichteren Stand hat sie. Der Verdienst am einzelnen Stück wird mit jedem Jahr, kann man sagen, geringer. Die vielen kleinen Webereien, die es noch gibt, müssen nach und nach eingehen. Wer nicht Kraft zum Wachstum in sich hat, wird sich nicht halten können. Wir gehören freilich zu den Größten. Aber wir müssen noch um vieles größer werden, wollen wir uns von der Konkurrenz nicht überflügeln lassen.“

Jetzt stimmte Petz zu. Er las viel und allerhand, auch aus dem Ausland, Erlaubtes und Verbotenes, und sah die

*) Stuck, so viel wie: Kanone.

Weltkonkurrenz kommen. Aber er schreckte sich nicht davor; er liebte, was ins Große ging, alles Freie und Natürliche, alles, was Tüchtigkeit erfordert, aber auch Tüchtigkeit hervorruft. Wie Brausen des Sturmwinds, der stählt und frisch macht, klang ihm das Wort: Weltkonkurrenz!

„Wir werden mit ihr rechnen müssen, heut oder morgen, gar nicht unmöglich! Denn ob das Prohibitivsystem sich wird halten lassen, ist die Frage. Unter Kaiser Franz ist es unserer Industrie freilich gut gegangen. Fast zu gut, möcht' ich sagen. Der Mops, der auf dem Divan liegt, setzt Speck an und wird bequem. Wer weiß, was heut' oder morgen geschieht? Ein neues Zeitalter steht vor der Tür und klopft an. Wehe dem, der nicht getrost „Herein!" sagen kann!"

„Na — na! Nur schön langsam voran!" Der Muschir war kein Freund von weitgehenden Behauptungen, wenn ein anderer sie aufstellte. „Gleich ein neues Zeitalter? Warum denn? Das sind Extremitäten! Die neuen Zeitalter fangen in Österreich immer um fünfzig Jahr' später an als in andern Ländern!"

„Es heißt," sagte Sephine, „daß der Kaiser Ferdinand seinem Vater auf dem Sterbebett versprochen hat, alles beim Alten zu lassen. Ein neues Zeitalter? Du hast einen starken Glauben, Petz!"

„Kann sein. Aber so etwas macht man nicht und hemmt man nicht. Niemand ist stark genug dazu — niemand! Es wird wie von selbst, wenn es mag. Und der Kaiser . . . unser guter Kaiser . . ."

Er schwieg bedrückt. Wie wenn man eine Hoffnung aufgeben muß, eine Hoffnung auf etwas, das man liebt.

„Unser armer Kaiser — !" Ein guter Patriot durch und durch, hielt auch der Muschir inne und seufzte . . . „Er ist leidend," sagte er; „man spricht von einer Regentschaft. Der Metternich wird jetzt erst recht die erste Geige spielen, verlaßt euch darauf!"

Aber Petz glaubte an bevorstehende Umwälzungen.

„Ewig kanns nicht bleiben, wie es ist. Endlich muß auch bei uns eine freiere Luft wehn. Wie lang wird es dauern, so haben wir Eisenbahnen nach allen Windrichtungen — das Privileg für die Nordbahn soll der Rothschild schon nachgesucht haben, hör' ich. Und wie ich neulich an Hetzendorf drüben vorbeigekommen bin, da hab' ich Ingenieure an der Arbeit

gesehen, die Strecke für die neue Gloggnitzer-Bahn auszumessen. Unheimlich viel Menschen gibt es auf einmal in der Welt, es wurlt nur grad so. Bald wird man anfangen müssen, verteufelt gescheit zu sein, wenn man obenauf bleiben will, und einen veralteten Mechanism wird man dann nirgends mehr brauchen können, in der Staatsmaschine sowenig als in der Seidenzeugfabrikation. Der Metternich? Du lieber Himmel, der ist auch nur ein Mensch. Warten wir es ruhig ab, und inzwischen schauen wir dazu und tun, was unsere Sache ist."

„Ja, wenn wir nur täten, was unsere Sache wäre, wir Bürger! Die Kanzleien müßte man ausräuchern und die Adligen zum Kuckuck jagen!"

Die Brüder lachten. Immer lachten sie, wenn Sephine wild wurde und „wir Bürger" sagte. Sie nannten sie „den Jakobiner" und fanden es spaßig, daß sie im Politischen gern stürmte, während sie sonst so vorsichtig und beharrend war. Aber es geschah ohnedies immer seltener, ihre radikale Gesinnung glühte für gewöhnlich nur verborgen unter der Asche ausgebrannter Hoffnungen. Sie hatte es fast aufgegeben daran zu glauben, daß irgend etwas im öffentlichen Leben sich jemals zum Bessern wenden könnte. Denn wie auch? Auf friedlichem Wege? Nicht zu denken! Und mit Gewalt? Du lieber Gott! ... Indessen reizte sie jetzt das Lachen der Brüder, und sie geriet in Eifer.

„Also! Bitte! Ist es vielleicht nicht wahr? Bürgerliche Freiheit! Schön! Was wissen wir davon? Haben wir etwas mitzureden? Einfach die Hände sind uns gebunden!"

„Bürgerliche Freiheit? Warum nicht? Die Freiheit tüchtige Bürger zu sein. Wer kann uns die nehmen? Die Freiheit, unserm Vaterland zu dienen auf unsere Weise. Auf unserem Posten. Als Fabriksherrn und Webermeister. Wer kann uns diese Freiheit streitig machen? Das ist's, was ich meine: Arbeiten wir, seien wir gescheit, fleißig, obenauf, schaun wir nicht rechts und nicht links — der Metternich wird schon von selber stolpern, und es kommt eine andere Zeit!"

„Die Freiheit, die der kleine Finger hat! Als ob er tun könnte, wie er will, wenn der ganze übrige Körper nicht mag und vielleicht auch nicht kann, weil er krank ist."

„Freiheit! Freiheit!" Ungeduldig trommelte der Muschir

auf den Tisch. „Es wird jetzt gar so viel davon geredet. Ich bitt' euch! Was fehlt uns eigentlich? Solang das Geschäft gut geht und mir niemand nichts dreinredet, bin ich zufrieden. Wozu brauch' ich da noch eine Freiheit?"

Das war wieder jene Gleichgiltigkeit den öffentlichen Dingen gegenüber, die Sephine in Harnisch bringen konnte. Immer Fabrikant — dachte sie im Stillen, nichts als Fabrikant! Als ob heutzutag' nicht jeder Mensch auch Bürger wär' und seine Bürgerpflichten hätte!

„Darum bringen wir es zu keiner Konstitution in Österreich," eiferte sie, „und zu keinem Fortschritt, weil die bürgerlichen Stände immer nur gemächlich zuschauen! Daß die Bauern sich das Fell über die Ohren ziehen lassen, das ist noch zu begreifen; und daß die Arbeiter allein nichts vermögen, sieht jeder ein. Daß aber auch die Bürger sich nicht aufzumucken trauen und die Galle ihnen nicht steigt, wenn sie wie Schulbuben behandelt werden, das ist eine Schande! Ich wiederhol' es so lange, bis ihr daran glaubt: Die Kanzleien müßte man ausräuchern und die Adligen zum Kuckuck jagen! Aber ihr seid zufrieden, wenn die Geschäfte leidlich gehen, und laßt für alles andere die liebe Obrigkeit sorgen. Wer kann sich da noch wundern, wenn die goldgestickten Fräcke immer übermütiger werden? Gott, wenn ich bloß ein Mann wäre!"

Aus Inbrunst kippte ihr beim letzten Wort die Stimme um, daß es gekrischen klang. Und die Brüder, so ungern sie sie kränken mochten, konnten sich nicht halten und mußten lachen. Indessen machte Sephine sich wenig daraus. Wer recht hat, der ist nicht empfindlich. Und hatte sie vielleicht nicht recht? Was waren das für Männer, Petz, der ein Herz dafür hatte, so gut wie der Muschir, der keins dafür hatte! Warum rührten sie sich nicht? Stand es denn so fest, dieses Franziszeische Dogma, daß der Untertan nichts dreinzureden habe? Hatte in früheren Zeiten der Bürger nicht alle erdenklichen Gerechtsamen besessen, seinen Bürgermeister selbst gewählt und sein Gemeinwesen frei und selbständig verwaltet? Und jetzt? Standen sie nicht in allem und jedem unter Vormundschaft? Nicht einmal still für sich lesen innerhalb ihrer vier Wände durften sie, was sie wollten! Warum ließen sie sich das gefallen? Warum traten sie nicht zusammen und lehnten sich auf? Warum wehrten sie sich nicht? Was geschah gegen die fortgesetzte Schmach, die man ihnen tagtäglich von oben her zu-

fügte? Was kehrten sie alle miteinander dagegen vor? Nichts! Brummen allenfalls — ja, kritisieren, Witze über die Regierung und sich selbst machen, schimpfen, drohen vielleicht gar — gut! Aber hinaustreten, Einfluß nehmen, die Gemüter aufwühlen, die Faust zeigen — nicht zu denken! . . . Gott, wenn sie Hosen angehabt hätte!

Und jetzt lachten die Herrn Brüder über ihren Eifer, wo man doch von ernsten Dingen sprach? Also — denen würde sie es schon zeigen, daß sie gut wußte, wo der Hase im Pfeffer lag! Und sie beschloß einen kräftigen Vorstoß, schürzte im Geist die Ärmel und ging auf ihr eigenstes Ressort über, wo *sie* der Pascha von drei Roßschweifen war.

„Dabei haben wir noch immer vom Wichtigsten nicht geredet. Ja, wißt Ihr denn nicht, wo uns der Schuh am meisten drückt?"

Sie waren schier gespannt nach solcher Einleitung.

„Ins Große arbeiten — schön! Jetzt, das wissen wir aber alle, dazu gehört Kapital, nicht wahr? Wir haben's, gut, ich geb' es zu! Aber bitte, wie Heu haben wir's nicht! Und heute, wo der Geldwert so unsinnig schwankt, heißt es vorsichtig sein!"

Sie hielt inne und führte ihre Ringe an die Augen und suchte das Licht der Sterne in den Steinen aufzufangen.

„Ihr beide habt es gut," sagte sie lächelnd, „du Petz bei deinem Kattegat, und du Muschir bei deinen Jacquards. Ihr könnt leicht sagen: Arbeiten und nicht rechts und nicht links schauen! So gut hab' ich es nicht! Jeden Tag werde ich an unser sauberes Regierungssystem erinnert, das der Industrie angeblich so hold ist. Bis in meine Kasse spür' ich die miserable Geldwirtschaft. Da sieht man's: ein bissel hängen die Dinge halt doch zusammen, die kleineren mit den ganz großen. Denn solang die Geheimtuerei mit den Staatsfinanzen nicht aufhört, solang niemand weiß, wieviel Schulden eigentlich hinter dem Rücken der Bevölkerung gemacht werden, solang das Mißtrauen nicht schwindet und die Angst vor einem neuen Staatsbankerott, solange gibt es auch keine Sicherheit im Geschäftsleben, keinen verläßlichen Kredit und trotz aller künstlichen Schutzmittel keine gesunde, der großen Weltkonkurrenz gewachsene Industrie."

Muschir und Petz schwiegen etwas betreten und nickten nur stumm vor sich hin.

„Ja, seht ihr," sagte sie, insgeheim triumphierend, daß sie das Ausgelachtwerden heimgezahlt hatte —, „daran muß man denken, wenn es heißt, ins Große arbeiten. Ich sperre mich nicht dagegen, wir können noch darüber reden, aber ‚ja' sag' ich nicht, bevor ich nicht jede Zahl geprüft und jede Berechnung dreimal nachgerechnet habe."

Der Finanzminister der Firma Leodolter hatte gesprochen. Und das Wort fiel schwer und wuchtig in die Wagschale, wie immer, wenn ein Finanzminister spricht. Die Brüder waren still geworden. Sie wußten, was sie an ihr hatten, und achteten ihr Urteil. Sie fühlten, in dem einen Punkte hatte sie recht: es gab Zusammenhänge, die sich nicht übersehen ließen, man lebte nicht auf einer Insel, und wenn man auch auf seine Arbeit schaute, nicht rechts, nicht links, nach unten nicht und nach oben nicht — auf einmal spürte man den Metternich doch . . .

„Mir scheint fast, es ist spät geworden," sagte der Muschik endlich. „Wir reden noch darüber . . . Für heute werden wir nicht ändern, was uns drückt, und morgen ist wieder ein Arbeitstag."

Ein Luftzug trug das Quaken der Frösche durch die duftende Nacht herüber, daß es auf einmal ganz laut und nahe klang. Ein eintönig trauriges Lied, so zwecklos scheinbar und unnütz, wie ein ununterbrochenes Klagen, das zum kalten, schweigenden Himmel steigt und keine Erhörung findet. . . . Es war Zeit, schlafen zu gehen. Mit einem tiefen Atemzug erhob sich Petz.

„Alles, was wir so aussprechen und auf dem Herzen haben — die oben wissen es wohl und hören es, wenn auch auf Umwegen. Und es ist ihnen genau so viel wert wie das Geplärr der Unken und Kröten da drüben."

Langsam gingen die Geschwister gegen das Haus. Alle drei empfanden es in diesem Augenblick, als laste eine schwere, verständnislose Hand auf ihrem Scheitel und versuche es, sie zu Boden zu drücken. Sephine blieb stehen und lauschte noch einmal zurück. Ueber den klaren Sternen sah sie den weißen Lichtnebel der Milchstraße schimmern. Sie fühlte sich erregt, ihre Wangen glühten.

„Wer kann in die Zukunft blicken? Vielleicht kommt noch der Tag, wo abgerechnet wird! Und wer weiß, ob sich dann das Quaken der Frösche nicht in das Heulen von Wölfen verwandelt und in das Brüllen von Löwen?"

Der Muschir lachte auf.

„Geh! Jakobiner du!“

Und noch während sie die Treppe hinaufstiegen, hörte man ihn lachend die Schwester aufziehen und mit den Unken und Fröschen necken, die sich eines Tages in reißende Bestien verwandeln würden.

* * *

„Warum hast du deine Aufgabe nicht gelernt, Fred?“ fragte Herr Schinackel.

„Weil es nicht wahr ist, daß die Nachtigallen am Morgen singen.“

Herr Schinackel stutzte und wurde rot. Sangen die Nachtigallen am Ende wirklich nur des Nachts? Oder sangen sie auch am Morgen? Er wußte es nicht. Sein Lebtag hatte er keine Nachtigall singen hören.

In seiner Verlegenheit zog er sein Federmesser hervor und begann ein paar neue Federn zu schneiden, und dabei durchforschte er emsig alle Winkel seines Gedächtnisses. Aus eigener Erfahrung kannte er eigentlich nur die Lebensgewohnheiten der Kanarienvögel und allenfalls die der Sperlinge. Er war ein Stadtkind, in einem engen, holprigen Hofe aufgewachsen, zwischen Feuermauern und Hinterhäusern. Noch heute blickte er von seinem Stübchen auf diesen Hof hinunter, jahraus, jahrein. Da gab es nichts Grünes, nichts, woran man hätte sehen können, ob es Frühling war oder Herbst. Nur von dem kleinen Endchen Himmel hoch oben, wo die Wolken vorüberzogen, grüßte die große, freie Welt herein, Sehnsucht weckend, ins Weite lockend ... O! — ein enterbtes, armseliges Stadtkind war er! Ihm hatte noch keine Nachtigall gesungen!

„Vorerst wollen wir uns im Schreiben üben,“ sagte er.

Und um Zeit zu gewinnen, gab er jedem der Knaben eine neue Feder und bezeichnete ihnen eine Stelle aus dem Namenbüchlein, die sollten sie schön ins Reine schreiben, ohne einen Tintenbatzen zu machen.

Und dann? Was würde er nachher beginnen? Wie würde er sich verhalten? Mit einer Strafe drein fahren? Wenn es nun einmal Freds Ueberzeugung war, daß die Nachtigallen nur des Nachts sangen? Im Grunde gefiel es ihm, daß der Knabe sich weigerte, blind nachzubeten, was im Namen-

büchlein stand, wenn er es für falsch hielt. Papageien zu erziehen, war sein Ehrgeiz nie gewesen. Und wenn Fred vielleicht gar recht hatte? Und wenn die Nachtigallen wirklich nicht am Morgen sangen? Wahrheit mußte Wahrheit, Recht Recht bleiben. O, wer etwas von den Nachtigallen wüßte!

Und was wußte er überhaupt von der Welt? Von wie viel Schönem, das dieses Leben bieten konnte, besaß er nur eine blasse, farblose Vorstellung aus Büchern! Genau wie jene enge Kammer im Hinterhaus der Roveranigasse, wo er wohnte, genau so war sein ganzes Leben: mit einem einzigen kleinen Fensterchen auf einen verbauten, winkeligen Hof hinaus! Nur das Stückchen Himmel freilich, das hoch oben darüber schwebte ... Manchmal war es ganz rein und tiefblau, manchmal jagten silberschimmernde Wolken vorbei, manchmal lugte der Mond über eine Feuermauer, stieg langsam herüber, machte ein verzwicktes Gesicht und verwandelte die Schornsteine in geisterhafte Ungetüme, die riesige Schatten über die Dächer warfen ... Und manchmal wieder standen unzählige Sterne da oben, gelbe und weiße, hellfunkelnde und blasse, scharenweis — da sah man es erst, daß in dem winzigen Fleckchen Himmel ganze Welten Platz hatten, Hunderte und Hunderte ... Und geradeso schwebte auch ein wunderbares Endchen Himmel über seinem engen Dasein, voll von Möglichkeiten, mit glänzenden Lichtpunkten und Ausblicken ins Unendliche ...

Wer weiß? Vielleicht war es gut, daß ihm so vieles versagt geblieben war, was die Menschen zerstreut und ablenkt von ihren wahren inneren Zielen! Gibt es bessere Lehrmeister und bewährtere Erzieher als Entbehrung, Mühsal und Not?

Schon früh hatte er ihre Bekanntschaft gemacht. Sein Vater war kaiserl. königl. provisorischer Lottoakzessist gewesen. Einer von den Menschen, die ihr ganzes Leben lang ältlich zu sein scheinen. Ein gewissenhafter, diensteifriger Beamter, den der Ehrgeiz verzehrte, kaiserl. königl. wirklicher Lottoakzessist zu werden. Aber er erlebte es nicht und segnete das Zeitliche, ehe er das Ziel seines Ehrgeizes erreicht hatte. Witwenpension gab es keine, es war nicht daran zu denken, daß der Sohn studiert hätte, wie er gern wollte. Seither hielt er sich und die Mutter durch Stundengeben über Wasser.

Von Kindheit auf war es seine Sehnsucht gewesen:

Reisen! Die Welt sehen, die hohen Berge, das Meer, die wunderlichen Palmen, die roten und die schwarzen Menschen! Hätte er diesen Traum verwirklichen können, so hätte er sicher auch einmal eine Nachtigall singen hören. Aber es reichte nicht, ganz einfach. Nicht einmal zu einer Wallfahrt nach Mariazell reichte es, die er der Mutter gern einmal vergönnt hätte, weil ihr Herz daran hing, vonwegen des Seelenheils. Und einmal, als es fast so aussah, als könnte es jetzt doch bald reichen — richtig kam wieder etwas dazwischen, der Herr Doktor nämlich. Denn gerade, als die paar mühsam und unter Entbehrungen zusammengesparten Gulden endlich ein bescheidenes rundes Sümmchen gaben, da erkrankte die Mutter. Und das ließ er sich nicht nehmen, für ihre Gesundheit mußte geschehen, was nottat, das ging allem andern voraus. Aber mit der Gesundheit steht es nicht wie mit vielen andern Dingen, daß man sie auch schon hat, wenn man nur Geld darum gibt; und oft kann man viel Geld darum geben und hat sie erst recht nicht. Schinackels Ersparnisse gingen drauf, aber die Mutter wurde nur immer kränker. Und schließlich mußte sie sterben, ohne in Mariazell gewesen zu sein. Indessen meinte der Kooperator von St. Ulrich, der sie mit den Sterbesakramenten versehen hatte, er hoffe sie trotzdem glücklich hinübergebracht zu haben.

Darüber war Zeit hingegangen, dem Schinackel wuchs ein langer, wilder Bart, er fing an ins Mannesalter einzurücken; aber weit über die Linienwälle war er nie hinausgekommen. Was wußte er von Nachtigallen? Einmal, da er noch ein Halbwüchsiger gewesen, hatte der Vater dem Staat einen großen Dienst erwiesen. Es war ihm nämlich gelungen, einen Spitzbuben hopp zu nehmen, der einen gefälschten Riskonto präsentierte. Dafür erhielt er fünf Gulden Schein als außerordentliche Remuneration. Das war eine Art Ehrengabe, die machte ihn stolz! Fast ein wenig wie ein Staatsretter kam er sich vor, wie ein kleiner Vater des Vaterlandes. Er wollte sich auch einmal einen guten Tag machen und fuhr nach Klosterneuburg zum Heurigen, und seinen Buben nahm er mit. Zurück schwammen sie die Donau herunter, auf einem wirklichen Dampfschiff. Und die Schaufelräder des Schiffes schlugen hohe Wellen. Und an der Nase unter dem Leopoldsberg hätte man beinahe scheitern können. Das war ein Tag, voll von Abenteuern! Noch jetzt dachte

Schinackel manchmal daran zurück und zehrte von der Erinnerung. War es nicht eine Art Reise gewesen? Jedenfalls die größte seines Lebens. Mit der Mutter hatte er höchstens ab und zu einmal einen Ausflug in den Prater unternommen, oder nach Schönbrunn, allenfalls auch nach Sievering, wo sie sich vom Jungfernbrünndl gern ein paar Nummern für einen Terno rekommandieren ließ. Denn sie hatte es, so lange sie lebte, immer wieder mit dem kleinen Lotto versucht. Sie glaubte an eine sittliche Weltordnung. Und die hundertfünfzig Gulden Schein, die ihr Mann damals dem Finanzärar gerettet hatte, als er den Spitzbuben mit dem falschen Riskonto hopp nahm, die hätte sie doch eigentlich gewinnen müssen, wenn es eine himmlische Gerechtigkeit gab! Vielleicht wäre es ihr auch schließlich geglückt, wenn sie lange genug hätte zuwarten können. Aber sie erlebte es ebensowenig als ihr Mann den wirklichen kaiserl. königl. Lottoakzessisten erlebt hatte. So ist das Leben ....

Seit die Mutter tot war, kam Schinackel sommerüber dreimal wöchentlich auf die Leodolterische Besitzung heraus, um die Knaben zu unterrichten. Seine Erfahrungen von der Natur und allem, was darin kreucht und fleucht, erweiterten sich von der Zeit an zusehends; aber einer Nachtigall war er doch noch nicht begegnet. Weder auf dem Hinweg, noch auf dem Rückweg. Weder am späten Abend, noch am frühen Morgen. Denn ab und zu einmal verbrachte er auch den Abend und den Morgen auf dem Lande, wenn er nämlich aufgefordert wurde, im Himmelhause zu übernachten, was bisweilen vorkam. Er nahm eine solche Einladung immer gerne an und schlief in dem guten Bette, das Michella ihm rüsten ließ, wie ein Gott. Darüber machte er sich jetzt Vorwürfe. Das nächste Mal, wenn es wieder dazu käme, würde er kein Auge schließen, nahm er sich vor, und die ganze Nacht und den ganzen Morgen lauschen, ob er nicht vielleicht etwas schluchzen höre. Denn die Nachtigallen, wenn man den Büchern trauen durfte, sollten schluchzen. Wie fingen sie es nur an, und wie mochte es klingen?

Fest stand das eine, und daran war kaum zu rütteln, daß Fred über diesen schluchzenden Nachtvogel vorderhand sicher mehr Erfahrung besaß als sein Herr Lehrer. Und auf keinen Fall sollte dem Knaben Unrecht geschehen; weder ihm noch der Wahrheit. Darum griff Herr Schinackel, als Poldi

und Fred mit Schreiben fertig waren, nach ihren Namenbüchlein und fällte ein Salomonisches Urteil, indem er kurz entschlossen einen dicken Strich durch die Nachtigallen machte und „Schwarzamseln" darüber schrieb.

Somit war für dieses Mal Fred dem „Skalpiertwerden" entronnen. Aber Schinackel gab dieselbe Lektion noch einmal auf, fürs nächste Mal, mit den Schwarzamseln statt der Nachtigallen. Fred mußte sich nun doch bequemen, die merkwürdige Geschichte von Gottlieb und Emilie auswendig zu lernen, und tat es auch. Jetzt war nichts mehr darin, was seiner Überzeugung widersprochen hätte. Schwarzamseln hatte er oft am frühen Morgen singen hören.

Schinackel freute sich, daß er der Notwendigkeit entronnen war, Fred zu strafen. Er tat es nicht gern, um so weniger, als der Erfolg stets zweifelhaft blieb und eine Strafe nur den Trotz des Knaben zu wecken pflegte. Im Grunde hatte der Lehrer ebenso wie der Muschir eine gewisse Schwäche für Fred. Vielleicht gerade deshalb, weil er ihm mehr zu schaffen machte als Poldi. Hier gab es Aufgaben für einen Erzieher, das fühlte er. Oft zerbrach er sich den Kopf darüber, wie er es anzustellen hätte, den Knaben auf den richtigen Weg zu leiten. Und oft quälten ihn Zweifel, wenn er sich nicht ein noch aus wußte, er verbrachte schlaflose Nächte damit, sich pädagogische Gedanken und Pläne zurechtzulegen. Darum liebte er Fred, wie man alles liebt, wofür man sorgt, worein man sein Kapital steckt, sein geistiges oder sein klingendes. Bei Poldi indessen, der still und unauffällig seine Pflicht tat, hatte er das Gefühl, als bedürfe er seiner kaum. Wenn er von einer der Tanten oder vom Muschir gefragt wurde, wie es mit den Knaben stehe, so redete er von Fred mit Eifer und Wärme wie von seinem eigensten Werke, von Poldi hingegen zwar in Ausdrücken höchsten Lobes, aber gleichsam mehr mit Achtung als mit Liebe.

Die Liebe zu Fred war Schinackels Oase. Die Oase, die jeder Mensch braucht, das gewisse Plätzchen, wo Gedanken und Gefühle sich erquicken, wo Palmen stehn, die Schatten spenden, wo eine Quelle sprudelt, wo Datteln reifen. Sein Lebensweg war hart und rauh und von je voll spitzer Steine gewesen. Er mußte auch seine Oase haben, sonst wäre er verschmachtet. Früher war es die Liebe zu seiner Mutter gewesen, jetzt war es die Liebe zu Fred. Frauenliebe kannte er

nicht. Die Sorge um seinen Schüler ersetzte ihm alles, was einen Menschen sonst beglücken kann. Er war ein Stiefkind des Lebens, besaß nichts, hatte keine Seele, an der er hing, und keine, die an ihn dachte. In jeder Hinsicht der Ärmsten einer wär' er gewesen, hätt' er die Sorge um Fred nicht gehabt, durch die ihn das Schicksal für alles andere entschädigte, was es ihm sonst versagte. Im übrigen nährte er sich von seiner Überzeugung. Und die war freilich auch von unermeßlichem Wert für ihn; denn er war davon überzeugt, daß wahrhaft frei nur der Verzichtende und Entsagende sei, der nichts besitze und nichts benötige, und dessen Sehnsucht, von der Erde gelöst, um die Sterne kreise.

In seiner großen Dürftigkeit hatte er so oft den unschuldigsten Freuden des Lebens entsagen müssen, daß er schließlich dahin gelangt war, aus der Not eine Tugend zu machen. Die denkbar größte Bedürfnislosigkeit war ihm allmählich zum Bedürfnis geworden. Und als seine Mutter gestorben war und er sich in die Lage versetzt sah, sich manches gönnen zu können, was er sich sonst hatte versagen müssen, da faßte er den Entschluß, an seiner Lebensweise trotzdem nichts zu ändern und die Entsagung, zu der er früher durch die Umstände gezwungen gewesen, nunmehr um ihrer selbst willen zu betreiben. Jetzt erst gewann er dieser Tugend den rechten Geschmack ab. Ein Diogenes, der notgedrungen in der Tonne wohnen muß, ist ein armer Schlucker. Erst ein Diogenes, der ebensogut im Palaste wohnen könnte, wenn er nur wollte, aber es trotzdem vorzieht, in der Tonne wohnen zu bleiben, wird zum Philosophen. So entbehrte auch Schinackel, was er entbehrte, ungleich freudiger, seit er freiwillig entbehrte. Ja, er fand die Entbehrung, nachdem er sie einmal zum Grundsatz erhoben hatte, geradezu genußreich; sie wurde ihm zur Lieblingsbeschäftigung für seine freie Zeit, zu einer Art von Sport, den er neben seinem harten Berufe zur Erholung und zum Vergnügen in seinen Mußestunden betrieb.

Eine gewisse Neigung zur Ertötung des Fleisches verriet schon die äußere Erscheinung des wildbärtigen und haarbuschigen Menschen. Susann Leodolter nannte ihn Johannes den Täufer und lief vor ihm davon, wenn sie ihn nur von weitem erblickte. Aber bei Tisch — denn er blieb, so oft er herauskam, über Mittag — war sie doch genötigt, ihm standzuhalten. Dann sah sie ihm beinahe furchtsam und doch mit

einer gewissen Neugierde, abgestoßen und gleichzeitig wieder gefesselt, beim Essen zu und machte sich Gedanken über ihn. Ob er wohl, wenn er allein zu Mittag aß, sich auch wie die andern Menschen nährte, oder von Heuschrecken lebte? Und ob er sich dann ebenfalls einer Gabel bediente, oder nur die fünf Finger brauchte? Heuschrecken mit einer Gabel essen! Es lief ihr seltsam angenehm über den Rücken, sie dachte an den Gärtner Vogel, der den Goldkäfern die Köpfe abbiß, wenn er besonders gut gelaunt war.

Sie hätte sich nicht sonderlich gewundert, wenn Schinackel eines Tages im härenen Gewand erschienen wäre, einen Strick um die Lenden. Der Frack, den er trug — obgleich der Rock damals schon üblicher war —, wollte ihr nicht recht zu der Vorstellung passen, die sie sich von ihm machte. Und wenn jemand — gewöhnlich war Michella dieser jemand — sich hinter Schinackels Rücken die Bemerkung erlaubte, es sei schon eine wahre Schande, wie fadenscheinig und zerschlissen er einhergehe, so nahm sie ihn mit Eifer in Schutz und behauptete, gerade das passe zu ihm und stehe ihm wohl an. Bei einem Manne wie ihm dürfe man sich an Äußerlichkeiten nicht stoßen und könne auch nicht verlangen, daß er etwas darauf halte.

Michella war eine Fanatikerin der Ordnung und Nettigkeit. Ein Jahr ihres Lebens hätte sie darum gegeben, ihn einmal so recht nach Herzenslust ins große Waschfaß stecken zu dürfen, wie sie es mit Finettl, dem Familienhund, zeitweilig tat. Und ein wahres Freudenfest wär' es für sie gewesen, wenn sie Herrn Schinackel einmal Haare und Bart kräftig scheren und kämmen und ihn mit frischen Kleidern und Stiefeln hätte versehen können. Besonders mit Stiefeln. Sie fand Schinackels Beschuhung entsetzlich und eines gebildeten Menschen unwürdig.

„Am liebsten möcht' ich ihm, wenn es anginge, ein Paar alte Stiefel vom Muschir schenken!"

„Sie wären ihm zu klein," sagte Susann nachdenklich. „Überhaupt — er sollte Sandalen tragen . . . ."

Und sie stellte sich ihn vor mit Sandalen, auf dem heißen Sand der Wüste. Vermutlich hatte auch der Täufer Sandalen getragen. Aber wenn er Stiefeln getragen hätte, der Täufer, so hätten sie bestimmt, dachte sie, geradeso und nicht anders aussehen können wie Schinackeln seine.

Unförmlich und schlecht geglänzt waren Schinackels Stiefel

allerdings und märchenhaft umfangreich. Daß sie ihm persönlich angemessen und eigens für ihn sollten verfertigt worden sein, war kaum zu glauben; er ging darin einher wie in ein paar Kähnen. Dieses eben war es, was ihm bei Poldi und Fred den Namen „Schinackel" eingetragen hatte; denn eigentlich schrieb er sich Ferdinand Scheichenstuhl.

Für das wichtigste, was dem heranwachsenden Menschen beigebracht werden müsse, hielt Herr Schinackel die Kunst, sich selbst zu bezwingen. Hierfür den Willen schon im jugendlichen Alter zu stählen, hatte er eine ganze Reihe kleiner Finten ausgedacht. Eine der wichtigsten, die im Laufe jeder Unterrichtsstunde mehr als einmal zur Anwendung kam, bestand darin, daß beim Abzählen an den Fingern niemals mit Daumen und Zeigefinger begonnen werden durfte. Sonst machen es freilich alle Menschen so, auf der ganzen Welt, gerade als hätten sie sich miteinander verabredet. Schinackels Schüler aber mußten ihr „Erstens, zweitens, drittens" mit dem kleinen und dem Goldfinger anfangen. Auf diese Weise sah der störrische Adam sich gezwungen, zuerst in den sauern Apfel der Schwierigkeiten zu beißen, bevor er durch Entfaltung der angenehmeren und leichteren Finger, die für den Schluß gespart blieben, Orgien feiern durfte. Wenn Schinackel die Vorzüge dieser Übung rühmte, die nach dem Grundsatz „Erst die Mühe, dann der Lohn" aufgebaut war, so warf Fred dagegen ein, daß man aber sehr zu kurz dabei komme, wenn man nur bis drei oder gar bloß bis zwei zu zählen habe, worauf der Lehrer dann zu erwidern pflegte, es liege eine gewisse Befriedigung auch schon in dem Gedanken, wie angenehm es fürder kommen würde, wenn man weiter zu zählen hätte.

Wie Herr Schinackel selbst nicht Tabak rauchte, so ließ er sich auch von jedem Schüler in die Hand hinein versprechen, niemals — im ganzen Leben nicht! — Tabak zu rauchen. Auch Poldi und Fred hatten dieses Versprechen ablegen müssen. Es war ihnen nicht schwer gefallen, denn sie kannten das Laster nicht, dem sie abschwuren, und spürten vorderhand auch keine Neigung, es kennen zu lernen. Michella pries es als wahren Glücksfall, daß Schinackel die Knaben ein ähnliches Gelöbnis wie bezüglich des Tabaks nicht auch betreffs der Seife habe ablegen lassen. Denn er, für seine Person, entsagte auch dem Gebrauche dieses Luxusartikels, und regelmäßig fand Michella, wenn er im Leodolterischen Landhause

übernachtete, das schöne Stück Rosenseife am andern Morgen unberührt, das sie ihm vorsorglich auf den Waschtisch gelegt hatte, während zu ihrem Entsetzen auf dem Handtuch all jene Unreinigkeit abgelagert war, die für gewöhnlich dazu bestimmt ist, vom Waschwasser fortgespült zu werden.

Einmal, bei einem Mittagessen, an dem auch Schinackel teilnahm, war ein Strudel aufgetragen worden, und Fred schickte sich an, aus seinem Stücke vorerst die Rosinen herauszustochern, wie er es gerne tat, um gleich mit dem Leckersten zu beginnen. Aber der Lehrer, der es bemerkte, hinderte ihn daran und zwang ihn, die Rosinen auf dem Tellerrande klug aufzusparen, um sie erst am Schlusse, gleichsam als Belohnung, zu genießen. Darüber wurde Fred ungehalten und meinte, das Beste müsse man essen, solange man noch frisch bei Appetit sei, und nicht erst warten, bis man nichts mehr möge; worauf Schinackel, in dem Bedürfnis, sein Vorgehen durch pädagogische Gründe zu rechtfertigen, zu den Damen gewendet bemerkte, der menschliche Wille müsse frühzeitig im Entsagen geübt werden. Ein Strudel sei gleichsam ein Symbol des Lebens, dort gebe es auch Lichtpunkte und süße Augenblicke in der Masse des Alltags, mit denen hauszuhalten eine Forderung der Vernunft und des Charakters sei.

„Muß man die Zibeben überhaupt am Anfang oder am Schluß essen?“ fragte Bethi Leodolter lächelnd. „Mir scheint das kunterbunte Vielerlei der Ingredienzien zum Wesen eines Strudels zu gehören, und es kommt mir gemütlos vor, beim Essen wieder in seine Bestandteile zu zerlegen, was die Kochkunst mit so viel gutem Erfolg zu einer Einheit verschmolzen hat. Warum die Rosinen vorher, warum sie nachher essen? Eins ist so falsch wie das andere. Sie gehören zum Ganzen und sollen als Klang im Akkord wirken, nicht als einzelner Ton.“

Michella hatte inzwischen an einem Finger des Herrn Lehrers einen kleinen Tintenfleck bemerkt. Um Gotteswillen, dachte sie bei sich, diese Tinte kommt wieder in mein armes Handtuch, statt ins Waschwasser!

Susann sagte, indem es ihr über den Rücken lief: „Wenn ich die Zibeben so auf dem Tellerrand nebeneinander liegen sehe, kommt es mir immer vor, als wären es dicke Brummfliegen, die im Strudel waren. Vielleicht würde es gar nicht so übel schmecken: ein Strudel mit Brummfliegen und Regenwürmern gefüllt?“

Cajetana schüttelte sich vor Ekel.

„Pfui Teuxel! Wirst du gleich stillschweigen? Schweinderl du!"

„Mein Gott," meinte Susann, „es hat Menschen gegeben, die sich überhaupt von Brummfliegen und Heuschrecken und ähnlichen Leckerbissen nährten."

„Kinder, wenn Ihr vielleicht mal Tinte an die Finger bekommt beim Schreiben" — Michella wendete sich an die Knaben, sprach aber so laut, daß alle es hören mußten — „das Beste bleibt eine Zitrone. Wir haben deren genug in der Küche. Man reibt damit eine Zeitlang den tintigen Finger, wäscht ihn dann gut mit Seife und spült schließlich den Seifenschaum ausgibig im Waschbecken ab. Sollte noch immer etwas Tinte an der Stelle zurückgeblieben sein, so wiederholt man diesen Vorgang, und erst bis alle Tinte gründlich beseitigt ist, trocknet man die Hände mit dem Handtuch."

„Wir machen es immer so, wenn wir Tinte an den Fingern haben," sagte Poldi.

„Gut so!" lobte ihn Schinackel. „Wenn Ihr dann älter seid, mit der Feder umgehn könnt und keine Tinte mehr an die Finger bekommt, dann werdet Ihr auch lernen, Euch mit dem Waschwasser allein zu begnügen. Denn Seife zum Wasser ist eine Ueppigkeit wie Wein zum Wasser. Der Mensch wird schließlich ein Knecht der Zivilisation, wenn er nicht rechtzeitig lernt, seine Bedürfnisse einzuschränken."

Michella seufzte und bot Schinackel noch ein Stück Strudel an. Er dankte, er sei bereits gesättigt.

„Man ißt doch nicht bloß, um satt zu werden?" Susann neigte sich über den Tisch und sah ihn fast neugierig an, mit großen, aufmerksamen Augen, gleichsam Belehrung heischend. „Man ißt doch wohl auch, weil es einem schmeckt, glauben Sie nicht? Und weil ein leckeres Essen überhaupt eine gute Sache ist?"

Er wurde verlegen, daß das hübsche blonde Kind, das schon zu fast fraulicher Ueppigkeit neigte, ihn so geradeaus und lange ansah, und langte sich noch ein Stück von der Schüssel.

Michella sagte: „Daß man von seinen Gelüsten abhängig und dadurch zum Sklaven werden kann, wie Sie sagen, das glaub' ich gern; aber das geschieht doch wohl nur dann, wenn

man übertreibt und sich der Ueppigkeit hingibt, was auf keinen Fall das Richtige ist. Indessen sonst, was die kleinen, unschuldigen Freuden anlangt — ich bitte Sie! Die schöne rosige Seife zum Beispiel, die wir auf unsern Waschtischen benützen! Wie angenehm schäumt sie, wie macht sie die Haut sauber und lind! Warum sollte man sich ein so harmloses Vergnügen versagen? Ich muß gestehen, ich komme mir noch lange nicht wie eine Schwelgerin vor, indem ich sie benütze."

„Solche kleine Entbehrungen," erwiderte Schinackel, „empfehle ich nur zur Stärkung der Willenskraft. Ich selbst lege sie mir freilich auch grundsätzlich auf. Denn um ein großes Ziel zu erreichen, muß man auch im Kleinen entsagen, was oft ganz überraschend schwierig ist."

„Und das große Ziel?" fragte Bethi. „Worin besteht es eigentlich?"

„Die Seele frei zu machen von allem Kleinen und Nichtigen. Sehen Sie, Demoiselle Leodolter, man redet jetzt so viel von der Freiheit und sehnt sich danach. Was nützt sie uns, wenn wir die wahre Freiheit nicht haben, die uns innerlich frei macht, frei von uns selbst und von allen äußeren Umständen des Lebens?"

Er neigte den großen haarigen Kopf etwas zurück. Man sah's an seinem Auge: Was er da sagte, erwärmte ihn, schien ihm eine Sache, würdig, sich dafür einzusetzen.

„Nehmen Sie auch Gläubige auf?" fragte Susann gespannt.

„Wie meinen Sie, Fräulein?"

„Ich meine, ob Sie ganz allein sind, oder auch taufen und eine Gemeinde haben?"

„Sie machen sich über mich lustig," sagte er beschämt.

„O nein! . . . Ich dachte nur so . . ."

Sie stotterte und blickte bestürzt auf Bethi. Es lag wirklich nicht in ihrer Absicht, sich über ihn lustig zu machen, nicht im Traum fiel es ihr ein! Es hatte sie nur auf einmal gereizt, was er etwa darauf sagen würde? Wie Neugier war es über sie gekommen oder Vermessenheit. Ueberhaupt empfand sie manchmal einen eigentümlichen Antrieb zu seltsam vermessenen Worten oder Handlungen. Es konnte geschehen, daß sie unversehens ein Trinkglas ergriff und mit ausgestreckter Hand von sich hielt und plötzlich zu Boden fallen ließ. Weil es ihr jäh durch den Kopf geschossen kam, Gott sei allmächtig

und könne es verhindern, wenn er nur wolle. Würde er es wirklich verhindern? Oder würde er es geschehen lassen? Plumps, da lag das Glas in Scherben . . .

Aehnlich hatte sie's mit den Kerzenflammen, und kaum war es ihr möglich, eine zu sehen, ohne den Finger hineinzustecken. Nicht selten fühlte sie sich sogar versucht, den Finger länger in die Flamme zu halten, als es eigentlich zu ertragen war. Dabei dachte sie immer: Wirds denn ernstlich sengen, oder spaßiger Weise einmal garnicht? Im Grunde schien es ihr keineswegs unmöglich, daß es einmal nicht brennen könnte, und es kam vor, daß sie sichs so lange einredete, bis sie richtig eine böse, schmerzhafte Brandblase davon getragen hatte.

Durch hilfeflehende Blicke auf Bethi erhoffte sie jetzt Rettung aus der Verlegenheit, in der sie sich befand. Schinackel argwöhnte, sie wolle sich lustig über ihn machen — es war durchaus nicht der Fall, aber die richtigen Worte, ihn aufzuklären, ihn wieder zu versöhnen, fand sie allein nicht, Bethi sollte ihr helfen! Die konnte es, wenn sie nur wollte! Die wußte immer gute Worte zu finden! Warum sprang sie ihr nicht bei in ihrer Not? Warum sagte sie nichts und schaute ihr nur so eigen ernsthaft in die Augen?

Immer, wenn sie etwas angerichtet hatte, war es ihre Gewohnheit, unter Bethis Fittige zu flüchten. Und meistens rettete Bethi sie und nahm sich ihrer an. Diesmal aber nicht, diesmal blieb sie stumm. Sie billigte ihr Benehmen gegen Schinackel so wenig, wie sie ihr Benehmen gegen Mießriegel billigte. Und sie hielt ihren ängstlichen Blick ruhig aus und schaute sie nur ernst und verweisend an und schüttelte den Kopf dazu. Es lag ein schwerer Tadel in diesem stummen Blicke. Susann begriff es, und es tat ihr unendlich wohl. Sie hatte es gern, wenn Bethi sie zurechtwies. Da fühlte sie sich so eigen angenehm gezüchtigt, so wohlig gedemütigt. Und wie eine Büßerin schlug sie die Augen nieder, fest überzeugt, daß ihr Unrecht geschah, und daß alle ihr Unrecht taten und sie verkannten, alle, alle, auch Schinackel; und dieser Gedanke war wiederum von einer ganz eigenen ungeahnten Süße.

Bethi sagte noch zu Schinackel: „Ein jeder findet sich mit dem Leben ab nach seiner Art. Und keiner hat das Recht, über den andern zu lächeln."

Damit war der Zwischenfall erledigt.

Nach Tisch ging Schinackel mit den beiden Knaben die

Kieswege des Gartens entlang. Es war um die Zeit, wo die Aprikosen reifen. Eine dieser köstlichen goldgelben Früchte war, schwer vom Safte, vom Baum gefallen und lag wie ein grellfarbiger Edelstein im hellgrünen Grase. Der Lehrer hob sie auf und betrachtete sie mit seinen etwas kurzsichtigen Augen. Das Fleisch schien so blühend und schwellend, und die Haut schimmerte von einem zarten, weichen Flaum, der darüber hingehaucht war, wie über einen üppigen Frauenleib. Schinackel mußte plötzlich an die festen, rosigen Wangen Susanns denken, und die roten und bräunlichen Tüpfelchen auf der Haut der leckeren Frucht erinnerten ihn an die Sommersprossen, die die Wangen des Mädchens schmückten. Jawohl, schmückten: Er hatte es früher nicht gewußt, wie entzückend auf der zarten Haut eines jungen Mädchens diese niedlichen Sommerflecken sein können, die der glühende Kuß der Sonne hervorzaubert.

Es kam auf einmal, wie eine kleine Bewußtlosigkeit, ein Rausch von wilder Begierde über ihn. Eine Blutwelle schlug über seine Wangen, und ein Zittern lief ihm unter der stumpfen Glut der sommerlichen Nachmittagsstunde wie ein fröstelnder Schauer durch den willensstarken Körper. Er tat seine Kiefern auseinander und biß mit seinen großen, weißen Zähnen mit der Wut eines ausgehungerten wilden Tieres in die duftende Marille.

Da kam er zur Besinnung, sah die beiden Knaben an und wurde noch röter im Gesicht. Er schämte sich vor ihnen. Infolge einer wunderlichen Transsubstantiation war ihm das mollige Fleisch der vollreifen Frucht für einen Augenblick gleichsam zum Leib der Sünde und des Genusses geworden, an dem seine erhitzte Einbildungskraft ihre Lust büßte ..... Und er fühlte das Bedürfnis, die reine Frucht Gottes wieder zu entsühnen.

„Hör, Fred!“ sagte er kauend, „ich bin dir gut, das weißt du, ich bin nicht bloß dein Lehrer, ich bin auch dein Freund. Das spürst du doch, nicht wahr, das spürst du doch, daß ich auch dein Freund bin?“

Fred nickte, etwas betroffen freilich und verwirrt.

„Sieh, ich denke oft nach über deine Zukunft und habe Angst um dich. Lerne dich bezwingen, Fred, sei streng gegen dich selbst! Das Leben ist voll von Gefahren. Verstehst du mich?“

„Nein,“ sagte Fred ehrlich.

„Die Zeit wird kommen, wo du mich verstehst. Befolge meinen Rat! Rauche nie Tabak, zähle nicht vom Daumen her und spare die Rosinen aufs Ende! Am Kleinen muß der Mensch seine Kraft erproben und sich tagtäglich daran erinnern, daß nur der wahrhaft frei ist, der sich selbst überwindet!"

Die Knaben sahen ernst und ziemlich bestürzt zu ihm auf, sie hatten das Gefühl, daß er ihnen wohlwollte, und daß irgend ein nützlicher Sinn hinter seinen Worten verborgen sein mochte.

„Daraufhin wollen wir jetzt einen Bund schließen," sagte Schinackel. „Und dieses sei das äußere Zeichen."

Und er reichte die andere Hälfte der Marille, die er noch in der Hand hielt, seinem Liebling, der sie feierlich verzehrte, mit einer stillen Ahnung in der Brust, daß dieses ein sehr bedeutungsvoller Augenblick sei. Poldi, der leer ausgegangen war, stand etwas enttäuscht daneben. Hatte er etwas angestellt? Warum wurde er ausgeschlossen vom „Bunde"? Wars eine Strafe? Und wenn, wodurch hatte er sie verdient?

Die Tränen traten ihm in die Augen, aber er kämpfte sie hinunter. Schinackel bemerkte nichts davon, er hatte an Poldi nicht gedacht. Der bedurfte seiner Mahnungen nicht. Der würde seinen Weg auch allein finden. Nur um Fred bangte ihm, daß er verloren gehen könnte, wie ein feurig wildes Füllen in den Bergen, wenn er ihm den Weideplatz des Lebens nicht mit Grundsätzen umzäunte.

Uebrigens übte der „Bund" wirklich eine zeitlang einen günstigen Einfluß auf Freds Führung. Er zeigte sich eifriger und fügsamer als sonst, das Geheimnisvolle, das allein schon im Worte lag, beschäftigte seine Einbildungskraft und erleichterte ihm die Erfüllung seiner Pflichten. Schinackel freute sich im Stillen und hielt sich für einen vorzüglichen Pädagogen und ahnte nicht, daß die Gefahr für Charaktere nach Freds Art weniger in der Abneigung gegen allgemeine Grundsätze liegt, als gerade in solchen Oriflammen, wie der „Bund" eine war. Denn sie suchen immer etwas außer sich, dem sie ihr Feuer zur Verfügung stellen können, das freilich gar oft nur ein rasch verloderndes Strohfeuer ist. Will es das Glück, so kann die Fahne, der sie folgen, ab und zu einmal auch eine große Idee sein. Fügen Zufall und Umstände es aber anders, so

lassen sie sich auch an einem bloßen Trugbild genügen oder an einem hohlen Schlagwort, hinter dem nichts weiter steckt als leerer Wind.

* * *

An einem Sonntag wurde Verlobungsfest gefeiert. Die ganze Familie Patruban aus der Andreasgasse war herausgekommen, die ganze Familie Beywald aus der Rittergasse und mehrere Freunde des Hauses Leodolter. Michella hatte die Tafel im großen Salon decken lassen. Das schwere Silber und das schöngeschliffene Glas des Hauses funkelten auf dem damastenen Tischtuch.

Madame Patruban hob die fleischigen Schultern hoch, die ziemlich freigebig entblößt waren: „Süperb! Aber auf dem Lande — mein Gott! . . ."

„Sie habens, die Leodolterischen, sie könnens tun," sagte Prinz Schöps, der neben ihr saß. Er brachte einen Spargel in Augenhöhe und ließ ihn verschwinden, wie ein Taschenspieler eine Kerze verschlingt.

Besonders aufregend wirkte das alte, kostbare Familienporzellan auf Madame Patruban.

„In Bürgerkreisen schließlich! — Einiges können wir uns schon auch leisten, bitte, aber wo käme man hin? Übrigens ist nicht alles Gold was glänzt. Glauben Sie, daß es echt ist?"

„Was?"

„Das Service."

„Können Teller und Schüsseln auch falsch sein? Davon hab ich noch nie etwas gehört."

Prinz Schöps verstand sich offenbar nicht darauf. Beim Spargel und beim Wildpret hatte sie noch die Hoffnung genährt, daß das Tafelgeschirr vielleicht doch kein echtes Wiener Porzellan sei. Aber vor dem Geflügel widerstand sie der Versuchung nicht länger, einen Teller umzuwenden — da hatte sies nun. Richtig war es echt! Der eingeprägte kleine Bienenkorb, der eigentlich ein Wappenschild ist, machte jeden Verdacht zuschanden.

Der alte Herr Beywald erhob sich, um den ersten Trinkspruch auszubringen. Ein vornehmer, heiterer Mann mit weißem Kopf, der Scherz und Ernst gut zu mischen verstand. Mit der Heiligkeit der Ehe fing er an und mit der Bedeutung der Familie, die der Grundpfeiler des Staatswesens sei. Und

als die Zuhörer sich eben anschicken wollten, feierliche Gesichter aufzusetzen, wechselte er plötzlich den Ton und schilderte launig eine häusliche Kleinkinderwirtschaft mit ihrem Aufgebot an gestrickten Häubchen, Windeln und Wärmflaschen. Da lachten die Zuhörer, nur die beiden Bräute blickten in den Schoß.

„Sie lachen, meine Herrschaften," sagte Herr Beywald. „Aber glauben Sie mir, die Kinderstube ist wichtiger als die Staatskonferenz. Denn die Staatskonferenz hat den Kopf verkehrt auf und schaut nach rückwärts. Was geht mich aber die Vergangenheit an? Ich halt' es mit den Kindern, die schauen frischweg gradaus und sind neugierig was da kommen wird."

Aus dem Kleinen schweifte er wieder ins Große, aus der Kinderstube in die Weite und Ferne des wirtschaftlichen und politischen Lebens. Von künftigen Geschlechtern redete er, von Söhnen und Enkeln, die mitberufen wären, eine neue Zeit heraufführen zu helfen. Von einflußreichen Fabriks- und Handelsherren, die keine bloßen Untertanen mehr sein würden, sondern freie Bürger eines freien Landes. Von der großen Aufgabe der Mütter, arbeitsame und tapfere, tüchtige und stolze Menschen zu erziehen . . . da hoben die beiden Bräute wieder ihre Köpfe, und ihre Augen glänzten.

Am oberen Ende der Tafel saßen sie nebeneinander, Julie Patruban in himmelblauer Seide, aschblond, von zarter Gesichtsfarbe, mit einem eigentümlich anmutigen Neigen des Kopfes und des ganzen Oberkörpers, das ihren Bewegungen gleichsam etwas Aufhorchendes oder Fragendes gab. Cajetana Leodolter in Blaßrot gekleidet, dunkelhaarig, schlank und sicher, gesund und blühend — beide gleich schön, jede auf ihre Art, beide gleich heiter, liebenswürdig und glücklich. Neben Cajetana saß der junge Beywald, neben ihm die üppige Melanie Patruban als künftige Kranzeljungfer Cajetanas, dann Herr Beywald senior, der aber in diesem Augenblicke nicht saß, sondern stand, weil er eben redete. Neben ihm hatte Madam Patruban ihren Platz, die stattliche „Austria", die immer „Bohnl" sagte, wie böswillige Leute behaupteten, weil sie gerne den Mund spitzte, um ein Mündchen daraus zu machen. Neben dieser saß Prinz Schöps, und auf der andern Seite neben Julie der Muschir, dann Minna Beywald, die sich erboten hatte, Juliens Kranzeljungfer zu sein, obgleich sie das Heiraten für überflüssig hielt und sich für die neue Bewegung erwärmte, die man Emanzipation

der Frauen nannte. Neben ihr der kleine lebendige Herr Patruban, dann Mama Beywald, eine liebenswürdige Matrone, um deren faltigen Mund stets ein beglücktes Lächeln schwebte. Denn ihr Herz war so gütig und mild, daß sie an nichts Böses in der Welt glauben konnte. Neben ihr Herr Mosch-Eskeles, ein feiner, vornehmer Jude, Großhändler aber mit einem kommerziellen Gewissen, so zartempfindlich wie eine Magnetnadel, ein Freund Petz Leodolters und des alten Herrn Beywald. Weiter unten die jüngeren Freunde des Hauses und, mit Leodoltergeschwistern untermischt, die übrigen Patrubane und Beywalde. Am untersten Ende wie ein Steuermann am Achtersteven Michella, den Bräuten gerade gegenüber, und ihr zur Seite rechts und links Poldi und Fred, denen Tante Bethi die Erlaubnis erwirkt hatte, auch mit dabeisein zu dürfen.

Den Damen standen die Augen voll Wasser, als der alte Herr Beywald schloß. Er hatte Worte zu finden gewußt, die zu Herzen gingen, über manches, das er sagte, hätte man sich Gedanken machen können. Aber es blieb wenig Zeit dazu. Die Gläser klangen aneinander, man zog um den Tisch. Cajetana fiel ihrem künftigen Schwiegervater um den Hals, sie war stolz auf ihn und gelobte sichs, während sie ihr Haupt an sein Jabot lehnte und sich übers Haar streichen ließ: er sollte ihn haben, den Enkel, wie er sich ihn wünschte! Was an ihr lag, würde sie dazu tun!

Julie Patruban befiel ein leises Zittern, als sie mit dem Muschir anstieß. Es gab Augenblicke, wo sie sich selbst ein Rätsel war. Wie hatte sie ihn eigentlich erwählen können? Diesen großen, ungeschlachten Mann, der um so vieles älter war als sie? Diesen gewaltsamen Arbeitsmenschen, vor dem sie sich beinahe fürchtete? Etwas wie körperliche Scheu empfand sie vor ihm, und doch liebte sie ihn, fühlte sich geborgen in seiner Nähe. Gerade seine nüchterne, kernige Art zog sie an, diese Art, die nichts von Träumen wußte und eine Lust daran fand, sich mit dem wirklichen Leben zu messen. Da war Kraft und Wille, eine feste Hand und ein sicheres Auge. Nein, einen Jungen, sorgfältig Gescheitelten, der galante Worte drechselte und nichts vorbrachte, was man nicht schon im Voraus wußte, hätte sie nicht wählen mögen! Er war schon der Rechte für sie, dieser „Pascha von drei Roßschweifen," der nicht gern einen andern Willen neben dem seinigen duldete und sich doch manchmal wie ein großes Kind gebärdete, das einer liebevollen

sanften Hand bedarf. O — sie wollte ihm untertan sein und ihn gleichwohl führen und leiten, wie es zu seinem Besten war. Nur dies eine, das sie in sich fühlte, mußte sie zu bezwingen trachten: ihre Mädchenangst! Und zaghaft senkte sie ihren Blick in den seinen, der sie suchte und ergründen wollte, und las darin die unbeholfene Glückseligkeit eines schlichten, wackeren Mannes, der immer nur an sein Tagewerk gedacht hat und jetzt, demütig überrascht, sich der Geliebten mit der reinen Ehrfurcht eines Jünglings nähert. Da gelobte auch sie sichs im Stillen, ihm, wenn Gott es fügte, den Erben zu schenken, von dem sie ahnte, daß er seine Sehnsucht war.

Kaum daß alle auf ihren Platz zurückgefunden, so erhob sich der Muschir um im Namen der Brautleute für das Hoch zu danken, das der alte Herr Beywald auf sie ausgebracht. Er redete unbefangen, einfach, geradeheraus. Freie Bürger in einem freien Lande? Gut! Er habe auch nichts dagegen. Aber das erste sei es nicht, was er kommenden Geschlechtern wünsche. Die Freiheit sei ein Aufputz, ein Spargel, satt könne niemand davon werden. Der Braten, auf den es ankomme; das sei der Beruf und der Charakter. Und das hoffe er von der Jugend, daß sie sich das Alter zum Beispiel nehme. Das hoffe er von seinen Kindern, wenn Gott ihm welche beschieden habe, und von Poldi und Fred und von seinen sonstigen Neffen, auf die er noch zähle. Tüchtige Fabrikanten und brave Menschen sollten sie werden wie sein seliger Vater und wie der verehrte Herr Beywald und wie sein Schwiegervater, der wackere Herr Patruban. Das seien die Männer nach seinem Herzen, richtige Bürger bei ihrer bürgerlichen Arbeit, und die Zukunft könne sich alle fünf Finger abschlecken, wenn sie sich in dieser Hinsicht mit der Vergangenheit vergleichen lasse . . .

Und nachdem er sich noch eine Weile in diesem Sinne ergangen, hob er seinen Kelch und ließ die Väter und Schwiegerväter hoch leben. Wieder klangen die Gläser, und das kräftigste Hoch riefen Poldi und Fred mit ihren hellen Knabenstimmen, indem sie von einem zum andern zogen und anstießen, besonders feierlich mit den alten Herrn, weil sie sich als Vertreter der noch nicht vorhandenen Enkelschar fühlten. Aber kaum hatten die Wogen sich geglättet, so sah man sie wieder sittsam auf ihren Plätzen sitzen und mit den Augen die Schüssel verfolgen, die sich langsam näherte. Denn nun kam das Gericht, auf das ihnen die alte Sabin schon einen ganzen Tag

vorher lange Zähne gemacht hatte: Teigdüten mit Schlagsahne gefüllt.

Frau Patruban machte schon seit längerer Zeit ihrem Manne Zeichen mit dem Kopf. Nach ihrer Meinung hätte es sich gehört, daß er jetzt auch etwas redete. Sie wünschte, daß er jetzt auch etwas redete. Sie wünschte, daß das Haus Patruban heute mit Ehren bestünde. Immer war eine kleine Eifersucht in ihr, weil sie fühlte, daß das Patrizierhaus der Leodolter etwas wie eine ältere Überlieferung vor den Patrubanen voraus habe. Das machte sie mißtrauisch, sie paßte auf jedes Wort, ob man ihr und den Ihrigen von der anderen Seite auch die völlige Gleichwertigkeit zubillige, und je netter und harmloser die Leodolterischen sich benahmen, um so mehr spitzte sie die Ohren und lauerte, ob nicht etwas dahintersteckte. Und je weniger sie etwas Greifbares entdecken konnte, das ihren Verdacht gerechtfertigt hätte, und je mehr sie sich im Stillen selbst ihrer Eifersucht schämte, um so deutlicher fühlte sie erst recht einen gewissen Abstand. Und je deutlicher sie ihn fühlte, um so eifriger sagte sie sich, daß die Patrubane ebensoviel wert seien wie die Leodolterischen, daß sie keinen Grund hätten, sich vor ihnen zu verstecken, und daß ihr Mann, um zu zeigen, daß er auch wer sei, ebenfalls eine Tischrede halten müsse, wie der alte Beywald und der Muschir es bereits getan hatten. Es wurmte sie, daß Herr Patruban ewig nichts dergleichen tat und ihre Winke nicht verstand, oder nicht verstehen wollte, und als alles nichts half, sandte sie ihm endlich ein vernehmliches „Patruban?“ hinüber, halb mahnend, halb vorwurfsvoll.

Da nahm er sich einen Rand, stand auf und klopfte ans Glas.

Herr Johann Peter Patruban war ein einfacher, lebenslustiger Mann, der sein Herz auf der Zunge trug und gern alle fünfe gerade sein ließ. Aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen, hatte er es durch seine wohlfeilen Glanztafte, die er jahraus jahrein in derselben Qualität fabrizierte, in verhältnismäßig kurzer Zeit zu etwas gebracht. Er war stolz darauf, aus eigener Kraft hinaufgekommen zu sein, und sagte nie: „wir Fabrikanten“, sondern stets: „wir Seidenweber“. Seine Lieblingsspeise waren, auch seit er reich geworden, saure Nierndeln geblieben. Nur über seinen Schneider hatte die Gattin Gewalt gewonnen. Da für die Verlobungsfeier die

Losung „gemütlich en famille“ ausgegeben war, so trug er Pantalons aus weißem Zwirntuch und einen scharf in die Taille geschnittenen bouteillengrünen Rock mit kurzen, glockenartig abstehenden Schößen von der Form einer kleinen Krinoline. Frau Patruban verlangte es, daß ihr Mann, wenigstens so oft er an ihrer Seite erschien, mit der Mode ging. Sie tat es auch und zeichnete sich neuestens durch eine besonders kunstvolle Koiffüre aus, die einem riesigen, aus Haarflechten aufgebauten Paragraphenzeichen glich. Der Einfluß, den sie auf die äußere Erscheinung ihres Gatten gewonnen hatte, versagte aber, wo es sich um seine sonstige Art und Weise handelte. Darum hatte sie sich angewöhnt, die Verantwortung für alles, was er sprach oder tat, wenn es ihr unpassend erschien, mit einem entrüsteten „Aber Patruban!“ abzulehnen.

„Meine hochverehrten Herrschaften“, sagte Herr Patruban, „ich bin kein Redner nicht. Können tu' ichs nicht, und gelernt hab' ichs nicht. Ist auch gar nicht von mir zu verlangen; der eine tut Bücher lesen, der andere tut fabrizieren. Wir Seidenweber vom Brillantengrund sind immer mehr fürs Praktische gewesen ....“

Man nannte in Wien das Schottenfeld, die unter der Dominialgewalt der Benediktinerabtei zu den Schotten stehende Vorstadt, wo alle hier Anwesenden zuhause waren, nicht ohne einen Anflug von Neid den „Brillantengrund“. Denn von den Gattinnen der wohlhabenden Schottenfelder Fabrikanten wurde behauptet, daß sie auf Bällen und im Theater, in privaten und öffentlichen Zirkeln ihre Mitschwestern aus den anderen Vorstädten durch den Glanz ihrer Juwelen überstrahlten. In den langen Friedensjahren, die der Niederwerfung Napoleons folgten, war die früher mehr handwerksmäßig betriebene Seidenweberei, die auf den schottischen Freigründen ihre Heimstatt hatte, zu einer mächtigen Industrie aufgeblüht und hatte aus den Nachkommen der bescheidenen kleinen Webermeister von anno dazumal reiche Fabriksherren, aber freilich auch aus den gemächlichen Handwerksgesellen von damals — Fabriksarbeiter gemacht.

„Ich bin schon als kleiner Bub im Stuhl gesessen“, fuhr Herr Patruban fort. „Aufbäumen und ein Geschirr einrichten kann ich gut, aber schöne Reden drachseln kann ich nicht ....“

„Drachseln!“ hauchte Frau Patruban.

„Sintemalen aber meine liebe Theresia durchaus will,

daß ich auch was red', und schon alleweil mit ihren Guckfensterln blinzelt ...."

„Aber Patruban!"

„No ja? Bitte! Ist es vielleicht nicht wahr? Übrigens unterbrich mich nicht alleweil, da soll ein Mensch nicht den Faden verlieren! — Also, was ich hab' sagen wollen .... Die andern lieben und hochverehrten Freunde haben so schön und von Herzen geredet, und da kommt mir auch die Courage, und ich denk' mir wie der Kater, der ein Kameel sieht und einen Buckel macht: Probierst es halt auch! So groß und so schön ist mein Buckel freilich nicht wie der von einem Kameel."

Der alte Beywald schüttelte sich vor Lachen.

„Das gibt er gut! Was? Das gibt er gut! Und dabei steckt er uns alle in den Sack, der Patruban!"

Er stärkte sich durch einen Schluck Schaumwein und begann zu husten. Die urwienerische Art des Freundes fand in ihm stets das dankbarste Publikum.

„Ich sag's halt, wie ich mir's denk'", fuhr Herr Patruban fort. „Es g'freut mich recht aufrichtig, daß ich und die Meinigen jetzt mit so scharmanten Familien wie die Leodolterischen und die Beywaldischen es sind, in ein verwandtschäftliches Verhältnis treten sollen. Aber, daß Sie es nur wissen, Herr Schwiegersohn, leicht ist es mir nicht geworden, das Jasagen. Ein Kind aus dem Haus verlieren, ist kein Klänkas ...."*).

„Aber Patruban!"

„Und gar, wenn es ein Mädel ist, die Mädeln sind mir immer die Liebern gewesen. Man hat seine Freud' damit, schon von klein auf, man hat zugeschaut, wie sie größer wird, man hängt an ihr, und jetzt kommt auf einmal einer daher und nimmt sie dir weg .... Gerade die Julie ist immer mein Schmalzerl gewesen."

„Ich heirate ja nicht nach Amerika, lieber Vater!" sagte Julie Patruban tröstend.

„Das ging' mir gerade noch ab!" rief er .... „Nach Amerika! Ich heirat' ja nicht nach Amerika, sagt sie ganz gemütlich! Ja, sie tät's, wenn der Herr von Leodolter zufällig ein Amerikaner wär'! Sie ging mit ihm auch nach Amerika! Sie ließ' ihren alten Vater da sitzen und ging' mit

*) Streichkäse, soviel wie Kleinigkeit.

ihrem Mann nach Amerika! Was ein richtiger Vatter ist" — er sagte im Eifer „Vatter", um die väterliche Liebe und Hingebung recht deutlich auszudrücken — „der kann an Amerika nicht einmal denken! Aber so ein Kind sagt Amerika! Sie sagt Amerika, geradeso wie man sagt: — Nußdorf!"

Er ereiferte sich und wiederholte ein paar Mal mit wegwerfenden Handbewegungen, so als ob es eine rechte Bagatelle wäre: „Amerika —! Amerika —!"

„So komm doch einmal zu einem End'!" mahnte Frau Patruban.

„Laß mich!" rief er aufgebracht. „Wenn ich fertig bin, nachher kannst du reden. Vorderhand bring' ich einen To—ast aus! — Also, was ich hab' sagen wollen .... Ein paar Jahr' wenigstens hätt' ich halt die Julie noch gern im Haus behalten. Aber so ist es schon einmal in der Welt: Aus Kindern werden Leut', aus Jungfrauen werden Bräut'. Was kann ein armer Vatter dagegen machen? Bleibt einem also schließlich nichts übrig, als Ja und Amen zu sagen. Zum Glück hab' ich das Ja- und Amensagen längst gelernt. An der Seite meiner lieben Theresia nämlich."

„Aber Patruban!"

„No ja, ich bitte! Fünfundzwanzig Jahr' bin ich jetzt bald mit ihr verheiratet, nächste Portiuncula feiern wir silberne Hochzeit. Da gewöhnt sich einer nach und nach den eigenen Willen ab. Also, es ist eigentlich meiner lieben Theresia zu danken, daß ich schon eine gewisse Übung im Ja- und Amensagen erlangt habe, und so sag' ich halt in Gottsnamen Ja und Amen. Nützen tät's mir eh' nichts, wenn ich's nicht tät'. Denn wenn meine Theresia etwas durchsetzen möcht', dann steht es so: Wehr dich dagegen noch so viel, es geschieht doch, was Gott haben will."

Frau Patruban seufzte und schlug die Augen zum Himmel, aber sie sagte nichts mehr, aus Furcht, ihn noch zu weiteren Ausführungen zu reizen.

„No, und meine Theresia kann's halt einmal nicht erwarten und möcht' adubri bald Schwiegermutter sein. Jetzt, da wissen die Mütter aber freilich sehr genau, was sie zu tun haben, wenn sie Schwiegermütter werden wollen. Auf die Sachen verstehen sie sich, da sind wir Männer die reinen Bachsimperln dagegen. Darum soll man bei einer Verlobung die Mütter immer zuerst hochleben lassen, und es war eine

unverdiente Ehr', daß heut' zuerst wir Väter darangekommen sind. Alles, was recht ist. Ich bedank' mich schön dafür, auch im Namen der andern Herrn Väter und Schwiegerväter, aber es ist höchste Zeit, daß wir jetzt an unsere schöneren Hälften denken . . . ."

Und indem er sein Glas hob, ließ er die Mütter und Schwiegermütter hochleben, und bei den Müttern machte er eine leichte Verneigung gegen Frau Beywald, und bei den Schwiegermüttern eine solche gegen seine Gattin, als ob nicht jede der beiden Gefeierten Mutter und Schwiegermutter in einer Person gewesen wäre.

Während die Vivats verhallten, benützten die Brautleute die Gelegenheit, nachzutragen, was bis dahin versäumt worden war: Der Muschir schlang mit Julie Patruban die Arme ineinander und Beywald jun. mit Cajetana Leodolter, und so tranken sie auf du und du. Und dann wiederholten sie denselben feierlichen Vorgang kreuzweise untereinander und mit den künftigen Schwiegereltern, Schwägern und Schwägerinnen, soweit sie sich nicht schon von früher duzten. Ein emsiges Küssen folgte darauf, das zum Teil recht gradhinaus, zum Teil aber auch wie Honigseim schmeckte. Und in das plötzlich entstandene und nicht enden wollende Stuhlrücken, Fußscharren und Herumgehen um die Tafel knallten wie Böllerschüsse die Pfropfen der neuen Flaschenbatterie, die Pappelmann, der Kontordiener, unter Aufsicht Michellas entkorkte.

„Du, Cajetana," sagte der junge Beywald, in der noch ungewohnten traulichen Anredeform schwelgend; „jetzt brauchen wir keinen Fendi mehr, du!"

Frau Patruban bemerkte zu ihrem Nachbar: „Genau genommen gehören die Leodolterischen gar nicht zum Brillantengrund."

Prinz Schöps zuckte die Achseln. Eigentlich hieß er Ignaz Princeps und war Seidenhändler. Weil ihm sein Name zu ungemütlich klang, schrieb er sich Ignaz Fürst (vulgo); die Leute blieben aber bei Princeps und sprachen es Prinz Schöps aus. Da er in der Lämmelgasse wohnte, gehörte er genau genommen auch nicht zum Schottenfeld und fand Madame Patrubans Patriotismus um einige Gassen zu eng.

„Bitte Sie, Frau von Patruban! Das kleine St. Ulrich in Zaismannsbrunn kann man ganz gut zum Brillantengrund

rechnen; ist beides schottisch, und an Brillanten fehlts da und dort nicht, gottlob!"

„O — " sagte Cajetana, „wenn wir auch keinen Fendi mehr brauchen . . . ."

„Was willst du? Schau meinen Papa an!" sagte er und busselte sie.

„Im Namen der Firma," hauchte Sephine Leodolter, indem sie den alten Beywald küßte, der darauf bestanden hatte, mit ihr Bruderschaft zu trinken.

„Wer sind die beiden Herren, die neben Susann sitzen?" fragte die alte Frau Beywald ihren Nachbar.

Mosch-Eskeles führte sein goldgestieltes viereckiges Einglas ans Auge. Kahlhäuptig, mit schwarzen Bartkoteletten und einem überaus feingeschnittenen orientalischen Profil, verleugnete er nicht das Gepräge jener erlesenen Judenrasse, von der er mütterlicherseits abstammte, und die von Spanien her, ebenso wie nach England nnd den Niederlanden, ihre Ausläufer, vielleicht auf dem Wege über Triest, auch nach Österreich entsendet hatte.

„Der eine, der Wildbärtige, das ist Herr Scheichenstuhl, ein wackerer Pädagog, der Lehrer Poldis und Freds. Der andere ein gewisser Mießrigel, Sohn eines kleineren Seidenwebers, eine etwas problematische Existenz, wenn ich nicht irre."

„Das scheinen keine möglichen Partien?"

„Wünschen Sie eine Heirat zu stiften?"

„Nicht bloß eine. Für Susann suche ich einen Mann, für Sie eine Frau."

Mosch-Eskeles lächelte schwach

„Sie wissen, gnädige Frau, wie schwer es für mich ist. Ein Jude bleibt ein Jude. Und wenn er nicht gerade eine Jüdin findet . . . ."

Er hatte Bethi Neigung entgegengebracht, die vielleicht nicht ganz unerwidert geblieben war. Doch wagte er es nie, ein entscheidendes Wort zu sprechen. Er wollte es ihr ersparen, sie durch die Schwierigkeiten zu beunruhigen, die seine Religion und Rasse einer Verbindung entgegensetzen mußten. So blieb er bloß ihr Freund und war entschlossen, als Hagestolz zu sterben.

Susann blickte mit erhitzten Wangen zu Herrn Schinackel auf.

„Jetzt müssen Sie auf mein Wohl auch eins leeren."

Er war über ihren ausdrücklichen Wunsch aufgefordert

worden, ebenso wie Mießrigel. Sie müsse doch auch Herren haben, sagte sie schmollend, als Michella, die die Einladungen spedierte, sich weigern wollte. Und als sie nicht nachgab, hatte Michella ihr endlich willfahrt, obgleich sie den Kopf dazu schüttelte: „Nette Herren, das!"

Bei Tisch saß sie zwischen ihnen, Schinackel rechts, Mießrigel links.

„So bekommt er auch am Sonntag einmal satt zu essen," dachte sie beständig, während sie Schinackel beobachtete.

Wie sie jetzt neben ihm stand, überkam es sie, daß sie ihm das Glas füllte und sagte: „Sie müssen taumeln!"

Er fürchtete sich buchstäblich vor ihr wie ein kleines Kind vor einer fremden dunklen Stube.

„Sehen Sie mich an!" rief Mießrigel mit glurenden Augen. „Sie Pädagog! Pädagog, Sie!"

Er lachte und konnte sich kaum auf den Füßen halten.

Juliane Patruban blickte wie betäubt in dem weiten, mit kostbaren Gemälden geschmückten Zimmer umher, das von dem heitern Lärm der festlichen Versammlung widerhallte. Der Muschir zog sie an seine Brust, vorsichtig, um ihre Tirebouchons nicht zu verdrücken, und während er seine Hand über ihren Scheitel hielt und es doch nicht wagte, ihr Haar zu berühren, sagte er nichts als: „Du! . . . Du! . . ."

Indem sie ihr Haupt gegen ihn lehnte, schweiften ihre Blicke durch die offene Tür auf die Fülle blühender Rosen, die den Balkon umrankten, und über die Wipfel der Bäume, die aus dem Garten heraufgrüßten. Und sich wieder aufrichtend, sagte sie leise: „Wie schön werde ich es hier haben!"

„O Liebste, noch weitaus so schön nicht, als du es verdienen würdest!"

Auf einmal hörte man ganz laut vom untern Ende der Tafel Freds Stimme: „Aber Patruban!" — Poldi hatte, indem er mit dem Bruder anstieß, ein paar Tropfen Schaumwein auf Freds Anzug verschüttet. Und Fred, übermütig und ausgelassen, rief ihm, vielleicht lauter als er beabsichtigt hatte, das peinliche Wort zu.

Ein peinliches Verstummen, ein Augenblick atemlosen Schweigens. Da sagte Herr Patruban, indem er sich frohlockend die Hände rieb: „Siehst es, Theresia, jetzt pfeifens schon die Spatzen auf dem Dach!"

Und ein fröhliches Gelächter erfüllte wieder den Saal.

Herr Schinackel trat an Fred heran und bedeutete ihn, daß er strafweise die Gesellschaft zu verlassen habe. Der Knabe setzte sein trotziges Gesicht auf, trat auf den Balkon hinaus und fing an, die Bienen und Hummeln zu zählen, die um die Kletterrosen summten. Er blieb aber nicht lange allein. Sobald es unbemerkt geschehen konnte, stahl Poldi sich aus dem Saale, um ihm Gesellschaft zu leisten und einiges Backwerk vom Nachtisch zuzustecken.

„Dieser Magua!" grollte Fred. „Aber sein Tomahawk hat nur die Adlerfeder gestreift, die Unkas' Haar schmückt. Der Mohikaner selbst ist unverletzt geblieben."

„Willst du nicht auch einmal ein freier Bürger in einem freien Lande sein?" sagte Poldi.

„Schwapp!"

Das bedeutete nach dem „Sprachgebrauch" so viel wie „Selbstverständlich."

„Also, dann mußt du dich aber auch danach benehmen. Denn ich stelle mir vor, wenn alle frei sein wollen, dann ist es nicht anders möglich, als wenn keiner etwas Unziemliches tut und jeder nur das, was sich gehört."

„Dromedar! Wenn man nicht tun darf, was man mag, so ist man doch nicht frei?"

Mießrigel, der plötzlich hinter ihnen stand, hatte es gehört, rieb sich unter unbändigem Gelächter die Schenkel und schlug Lärm.

„Deidldum, deidldum, o du verflixte Komödie! Frei wie zu Korcyra, spucke jeder, wohin er mag!"

Mehrere Leute traten auf den Balkon heraus, angeregt, plaudernd und aufgeräumt, aber auf Mießrigel hörte niemand. Der alte Beywald kam gar mit seinem perlenden Kelchglas und brachte ein zweites mit.

„Heda, das duld' ich nicht! Was schickt man den Jungen in die Verbannung?"

Schinackel wollte etwas erwidern, aber er entzog ihm mit einem schalkhaften Augenzwinkern das Wort.

„Ach was! Keck holt die Braut weg. Wo ist der Exilierte, ich will Bruderschaft mit ihm trinken!"

Ganz in Schwarz gekleidet, sah er mit seinen glattrasierten fleischigen Wangen, die vom Wein gerötet waren, fast wie ein heiterer alter Geistlicher aus. Doch die feingefältete Hemdkrause, die sich im Westenausschnitt blähte, gab seiner

Erscheinung etwas vornehm Weltmännisches und nicht minder das kostbare Juwelengefunkel in der schwarzen Atlasbinde, die so hoch war, daß sie nur ein schmales Streifchen der blendend weißen Vatermörder darüber hervorschimmern ließ.

„So — also! Von jetzt ab sagst du „du" und „Onkel" zu mir."

Fred war rot geworden, er hatte das Gefühl, daß er eine so hohe Ehre doch nicht ganz verdiente. Auch hatte er in seiner Verlegenheit das Kelchglas auf einen Zug geleert. Die ganze Gesellschaft, Damen und Herren, drehte sich vor seinen Augen. Ein verwirrendes Durcheinander von Bewegungen, Farben und Stimmen. Eine himmelblaue Wolke schwebte näher, das war die neue junge Tante; sie stand mit dem wohlwollend lächelnden Mosch-Eskeles und dem weißhaarigen Herrn Beywald beisammen, flüsterte mit ihnen und sagte: „Was für ein hübscher Bub! Man muß ihm gut sein."

Julie Patruban glaubte leise genug gesprochen zu haben und dachte nicht, daß Fred das Wort aufgefangen haben könnte. Und als er jetzt am Balkongeländer stehend das Gesicht trotzig und beschämt in den Aermel versteckte, meinte sie, die erlittene Strafe kränke ihn noch, hob seinen Kopf und küßte ihn zärtlich. Er aber riß sich unwirsch los, drängte durch die Gäste und eilte die Treppe hinab in den Garten. Und sobald er den Kies unter den Füßen spürte, fing er zu laufen an und lief zwischen den Gebüschen hin bis ans unterste Ende des Gartens, wo der stille Mühlbach zwischen den grünbewachsenen Ufern hinglitt. Da stand er jetzt und dachte darüber nach, ob er nicht zu Frau Patruban oder zu Schinackel oder zu beiden gehen und sich entschuldigen sollte? Aber allmählich vergaß er darauf.

Das leise ziehende Wasser und die Sonnenlichter, die sich darin spiegelten, nahmen seine ganze Aufmerksamkeit gefangen. So hinfließen und nichts weiter tun und denken brauchen! ... Es bohrte ein Schmerz in ihm ... Man hatte ihn gedehmütigt und erhoben .... die neue junge Tante hatte ihn geküßt, sie war wie eine Fee, so blond, sie hatte über ihn geflüstert ... Er erglühte, es traten ihm Tränen in die Augen — o, er haßte sie!

Jetzt hörte er Schritte hinter sich im Gartenkies. Poldi war es, der besorgt und liebevoll nach ihm zu sehen kam.

„Was willst du von mir, was läufst du mir nach?"

„Du sollst dich nicht mehr kränken, Fred! Komm! Ich hab' den Schinackel gebeten, er erlaubts, du darfst wieder zu den andern kommen!"

Da schrie Fred ihm entgegen: „Geh! Laß mich allein! Ich brauch' dich nicht! Niemand brauch' ich! Laßt mich in Frieden und schert Euch zum Kuckuck!"

Und er rannte vor dem Bruder davon und verbarg sich im Dickicht des Gartens. Hinter einem Gebüsch hatte er vorigen Spätherbst braunglänzende Kastanien in die Erde gesteckt, da standen jetzt zarte, hellgraue Stämmchen, zwei Spann hoch ein jedes, und ein jedes trug am Wipfel zwei voll entfaltete fünffingerige Blätter, so groß wie das Blatt eines erwachsenen Kastanienbaumes. Er hatte vergessen, danach zu sehen, und sah sie jetzt, es war wie ein Wunder, daß aus seiner Saat, die über den Winter in der Erde gelegen, diese Bäumchen geworden. Ganz von selbst waren sie gekommen und standen still und friedlich im Verborgenen, ohne daß er sich um sie gekümmert hatte, und wehten leise im Wind, und es machte ihn traurig, sie zu sehen, diese stummen, willenlosen Geschöpfe, die er ins Leben gerufen und an denen er kein Teil mehr hatte . . .

Lachen und Plaudern schreckten ihn auf, Stimmen klangen an sein Ohr und das Klimpern gezupfter Saiten. Durch das Blättergewirr seines Verstecks sah er den Kiesweg herab ein helles Kleid blinken. Jetzt das Aufkreischen einer weiblichen Stimme. Eine duftige weiße Wolke wehte an seinem Gebüsch vorüber, ein laufendes Mädchen. Wer wars? Er riet auf Susann. Gleich darauf trabte mit schweren Tritten ein Mann an ihm vorbei, der die Enteilende verfolgte. Er teilte die Zweige und erkannte Mießrigel, der laufend hinter der Biegung des Weges verschwand. Quer über den Rücken seines flaschengrünen Frackes lief ein breites Seidenband mit eingewebten Rosen, an dem er die Gitarre trug.

Fred litt es nicht länger in seinem Versteck, eine gewisse Scheu trieb ihn davon und zurück in die Nähe des Hauses. Unter dem großen Birnbaum am Rosenflöz kam ihm Schinackel entgegen, hastig, mit verschobener Halsbinde. Gut — der suchte ihn und wollte ihm eine Fastenpredigt halten. Fred begriff es sogleich und ergrimmte. Aber nein, diesmal hatte er sich getäuscht. Ob er Fräulein Susann und Mießrigel nirgends gesehen? stieß Schinackel hervor, und sein Atem ging

schnell. Und ohne sich weiter um Fred zu kümmern, enteilte er in der Richtung, die der Knabe ihm wies.

Es sah lächerlich aus, wie er in Hast und Verwirrung mit dem linkischen Eifer der Kurzsichtigen davonrannte, und verwundert blickte Fred ihm nach. Aber zum erstenmal hatte er in diesem Augenblick seinen Lehrer lieb; vielleicht, weil er irgend etwas Menschliches, das er doch nicht begriff, in seinem sonderbaren Gehaben ahnte. Schwankend, ob er nicht umkehren und ihm helfen sollte, Tante Susann und Mießrigel zu suchen, stand er still; da fiel es ihm wieder ein, wie ein jäher Schreck, daß er ein hübscher Junge war, die neue junge Tante hatte es gesagt. Man hörte Stimmen und Gelächter der Gäste auf dem Balkon. Es war kein anderer Gedanke mehr in ihm, als aus der Nähe der Menschen zu fliehen.

Oberhalb des Landhauses begann der Gartenpfad anzusteigen, dann kam der weißgestrichene Lattenzaun und jenseits ein Hohlweg, der zwischen Feldern hinführte. Wo der Hohlweg in den Laubwald mündete, hing eine Wegtafel für Ausflügler an einem Buchenstamm: „Auf die Himmelswiese!" Aber Fred bedurfte keines Weisers und hielt sich nicht an den ausgetretenen Pfad.

Weglos klomm er den schwarzerdigen Waldboden hinan, von dem der Duft der Cyklamen aufstieg, und erreichte an einer abgelegenen Stelle, wo die letzten Gräser und Blumen unter den überhängenden Buchenzweigen sich vor den Strahlen der Sommersonne versteckten, den oberen Saum des abschüssigen Wiesengeländes, das sich an der gegen Sonnenaufgang geneigten Seite des Hügels hinanzog und die Himmelswiese genannt wurde. Da warf er sich auf den Boden und lag tiefatmend zwischen Stern- und Glockenblumen und sah über die wehenden Gräserrispen hin auf farbige Inseln, die blau waren von Salbei oder violett von Wiesendisteln mit neugierig auslugenden Köpfen, oder goldgelb von den leuchtenden Sonnenblüten des Bocksbarts. Tief unten schnitten Felder mit hochaufgeschossenen jungen Halmen ins saftige Grün, von denen der nahrhafte Duft des blühenden Korns herüberstrich, und aus der Ferne dämmerte die weite dunstige Ebene, durch die sich die waldreichen Auen des Strombettes wie mit dunklem Moos bewachsene Stellen hinzogen, bis bläuliche Schleier aus Rauch und Nebel sie mit dem zur Erde sich herabsenkenden Himmel verschmolzen. Und näher, wo der Strom

beim Austritt ins endlose Flachland sich gabelt, breitete sich die große, herrliche Stadt, deren Basteien deutlich über dem grünen Gürtel der Glacien herübergrüßten.

Friedlich lag sie da und ruhte im Licht des Abends, schweigend hingestreckt am Fuß der letzten, bis knapp an die Donau vorgeschobenen Wald- und Rebenhügel, und mitten über ihr hing wie ein wunderbares Traumgebilde die schlanke Silhouette des Stephansturms vom Firmamente nieder. Die Strahlen der sinkenden Sonne spiegelten sich in seinem Knauf, es war, als sei zuhöchst auf seiner Spitze eine lodernde Fackel aufgesteckt, deren Flamme unruhig gegen Himmel züngelte, einem Notzeichen gleich, das bedrängte und geängstigte Menschen entzünden, wenn sie um Hilfe rufen.

Da gingen Fred die Worte durch den Sinn, die der alte Beywald gesprochen, und er fing an, ihnen nachzudenken. Er hatte sie nur halb verstanden, aber er fühlte, daß nicht alles war, wie es sein sollte da unten, und daß eine bange Spannung in der Luft lag und eine unerfüllte Sehnsucht die Gemüter bewegte. Man erwartete etwas wie eine Erlösung oder Befreiung, man zählte, Herr Beywald hatte es betont, auf die heranwachsende Jugend, zu der er selbst gehörte, man zählte auch auf ihn, auf seine Tüchtigkeit und auf seinen Mut, wenn er einmal älter wäre. Wie sollte es dann werden? Was konnte er beginnen? Ein bitteres Sehnen überkam ihn, nach heldenmütigen Taten, nach etwas Großem, Unbekanntem, das er dereinst verrichten würde, umjubelt vom Dank der Menschen, sich aufopfernd für das Wohl seiner Vaterstadt, sein Herzblut verspritzend für irgend eine edle, gemeinnützige Sache.

Und Julie Patruban, die schöne junge neue Tante, die würde dann seinen Triumph mit ansehen und würde sich nicht mehr getrauen, seinen Kopf zwischen die Hände zu nehmen und ihn zu küssen! Sondern wie zu einem großen jungen Helden würde sie zu ihm aufblicken, und er würde ihr die Hand vom Pferde reichen und ihr großmütig verzeihen ....

Und er streckte die Hände aus, fortgerissen von seiner leicht entzündeten Einbildungskraft, wie um diese Stadt da unten mit all den Menschen darin, denen er ein Erlöser werden wollte, ans Herz zu ziehen. Und bewegt und erhoben von einem erträumten Heldentum, das noch keinen Inhalt und keine Wirklichkeit hatte, schwur er bei dem Feuer der

flammenden Fackel, die nach Kämpfern zu schreien schien, daß es an ihm nicht fehlen sollte, wenn der Augenblick gekommen wäre, an ihm nicht! Ob es nun neuerdings gegen die Türken gehen sollte, von deren räuberischen Ueberfällen und Grausamkeiten alte Geschichten zu melden wußten, oder wider die Franzosen, gegen die noch sein eigener Großvater gefochten hatte, dort drüben in der Ferne, wo das Marchfeld dämmerte, oder gegen sonst einen frechen Eindringling und Bedränger des Landes und der Stadt — an ihm sollte es nicht fehlen, wenn es einmal darauf ankäme, an ihm nicht, an ihm nicht! Und immer feuriger und greller flammte und loderte es von der Spitze des uralten Riesendomes, der auf die Geschicke seiner Eltern, seiner Ureltern, seiner ganzen Familie herabgeblickt hatte — weit zurück. War es nicht wie ein Ruf, der an ihn erging? Brauchte man Hilfe schon jetzt, heute schon, schon in dieser Stunde? O wie brannte er vor Begierde nach leuchtenden Erlösertaten! O wie lang würd' es noch dauern, bis er erwachsen wäre, bis er seinen Mann würde stellen können, und bangte doch so sehnlich danach! Mit erglühenden Wangen, heiß von Liebe und Zorn, die nach ihren Gegenständen suchten, bebte er der unbekannten Zukunft entgegen.

Da sank die Sonne, und die Fackel, die über dem Häusermeer schwebte, erlosch. Grau und verfärbt hüllte die Stadt sich in dichtere Schleier von Rauch und Nebel.

Und Fred warf sich ins Gras und grub sein heißes Antlitz in die feuchte Erde und weinte vor Enttäuschung, Sehnsucht, Mut und Trotz.

* * *

Es war Nacht, und Poldi konnte nicht schlafen. Die Fensterläden nach dem Garten standen halb offen, das Mondlicht stahl sich leise zwischen ihren Sprüsseln hindurch und zeichnete Leitern auf den Fußboden. Aus der Ferne klang das Röcheln der Unken und Frösche.

„Es wird jemand kommen," dachte Poldi, „und Rechenschaft von dir fordern und dich zur Verantwortung ziehen, und du wirst nicht bestehen . . . ."

Er setzte sich in seinem Bette auf und lauschte. Er hörte Fred ruhig atmen, der schlief und wußte von nichts. Der wußte nicht, was alles geschehen konnte, und wußte nicht, was alles geschehen war. Der war fort, weit fort und träumte

von einem eingebildeten Land. Was in der Nähe und wirklich war, das kümmerte ihn nicht, er glaubte nicht daran.

Ein Gefühl unendlicher Vereinsamung und Verlassenheit bemächtigte sich Poldis. Ihn mochte doch niemand recht leiden, er war kleiner als Fred und nicht so wohlgestaltet. Der Muschir hatte manchmal einen Ausdruck von Bissigkeit gegen ihn, Schinackel schloß Bündnisse mit Fred und gab ihm kaum ein gutes Wort, und doch bemühte er sich so, ihn immer zufrieden zu stellen. Und der alte Beywald trank Bruderschaft mit Fred, und die neue junge Tante küßte Fred. Auf ihn aber vergaßen sie alle, vergaßen auf ihn, alle ....

O, er gab es ja zu, daß Fred liebenswerter war als er selbst! Was hätte man an ihm gern haben sollen? Er war schwerfällig und langweilig — dem Fred hingegen, was fiel dem alles ein, wenn der Tag lang war, was wußte er für Spaß anzugeben! Unerschöpflich war er, pfiffig und aufgeräumt. Manchmal sagte Schinackel, um Poldi zu necken: „Der alte Herr ....“

Freilich! Er empfand es, es war etwas daran. Weil er immer so viel überlegen mußte. Wie sonnig war Fred dagegen! Er anerkannte gern, daß er der Geringere war neben Fred. Nur ein bischen geliebt werden wollte er, neben Fred, nach Fred, besonders aber von Fred selbst, weil auch ihm der Bruder das Liebste war auf der Welt. Liebte auch Fred ihn auf die gleiche Weise? O, er war gut und treu, wenn auch schroff und unwirsch manchmal, o, er liebte ihn wirklich, er liebte ihn brüderlich, nur auf seine Weise eben, härter sozusagen, männlicher fast — und dann .... Und dann war es so eigen an ihm, daß alles Fremde und Ferne ihn zog und beständig zu entführen drohte. Und jetzt schlief er, während Poldi wachte, und wußte von nichts .... Vielleicht war es gut, daß er von nichts wußte.

Eine alte Näherin, die früher ins Haus gekommen war und Bubenik hieß, hatte einmal zu einer Magd gesagt: „Wenn der (und damit meinte sie Fred) nicht auf die Welt gekommen wäre, könnte sie (damit meinte sie Poldis und Freds Mutter) heute noch leben.“

Es ist das Quaken der Frösche und Kröten wie ein Wasser, das immer gleichmäßig rauscht und gießt, und ab und zu taucht ein Fischkopf auf, ein schuppiger, und man sieht auf einmal die großen, offenen Augen, die keine Lider

haben. So schauen plötzlich die Gedanken einen an, deutlich zum Greifen wie der dicke Kopf eines Karpfen aus dem Wasser .... So ist es, wenn des Nachts die Frösche röcheln.

Die Bubenik war schwerhörig, und wenn man etwas zu ihr sagte, so kniff sie ein Auge zu und lachte, weil sie nichts verstanden hatte, und weil sie meinte, sie müßte so tun, als hätte sie doch verstanden. Und darum kniff sie ein Auge zu, lachte und nickte mit dem Kopf. Also hatte Poldi einmal zu ihr gesagt: „Ist es wahr, daß die Mutter wegen Fred gestorben ist?" Und darauf nickte sie und kniff das rechte Auge zu und lachte und lachte ....

Poldi ahnte, daß es etwas Dunkles und Rätselhaftes gab, und daß eine Mutter um ihr Kind sterben kann.

Unter dem Kinn der Toten, in der Nähe der wächsernen Hände, die über der Brust gekreuzt lagen, war eine schmale himmelblaue Bandschleife befestigt gewesen. Eine Zugluft bewegte die Enden der Schleife — oder weiß der Himmel, wie es sonst geschehen sein mochte, daß sie sich bewegten. Gerade als schritte sie im frischen Winde draußen dahin, die hier stumm und regungslos, von qualmenden Kerzen umgeben, auf einem hohen Bette lag — so wehte das himmelblaue Band für einen Augenblick auf dem wolkenweißen Kleide. So war es, als ob sie noch lebte, als ob sie geatmet hätte. Poldi wußte sonst nichts mehr und erinnerte sich nicht, nur daß ihm das Haupt der Toten sehr groß vorgekommen war, als er hinaufgehoben wurde, sie noch einmal zu küssen .... Denn er war noch klein gewesen damals, es schien ihm lange, lange her, zwei Jahre vielleicht mochte er gezählt haben. Aber so lange es ihm schien, die himmelblaue Schleife auf der Brust der Toten sah er immer, wie sie sich bewegte.

Einmal hatte die Bubenik gesagt: „Wenn keine Mutter mehr da ist, so müssen die älteren Geschwister zu den jüngeren wie eine Mutter sein." Als er sie einmal allein sprechen konnte, fragte Poldi: „Müssen ältere Geschwister für die jüngeren auch sterben?" Und darauf hatte die Bubenik das rechte Auge zugekniffen und gelacht und gelacht und mit dem Kopfe dazu genickt.

Wenn Poldi auf der linken Seite lag und nicht schlafen konnte, kam ihm das Pochen seines Herzens manchmal vor wie ein Bär, der trab, trab, näher kommt. Er hatte ihn irgendwo abgebildet gesehen, und seither spukte er gerne durch

seine Gedanken, in der Nacht, wenn die Frösche quakten. Aus der dunklen Stelle bei der Tür war es, als wüchse wirklich der riesige Rücken des Tieres hervor. Poldi fuhr auf und war entschlossen, sich dem Ungetüm entgegenzuwerfen, wenn es gegen Fred losgehen sollte.

Da hörte er leise Schritte und sah den Schimmer eines weißen Gewandes. Bethi Leodolter war es, die sich an den Rand seines Bettes setzte und sich zu ihm niederbeugte. Es tat ihm unsagbar wohl, daß sie zu ihm gekommen war.

„Was hast du, Kind? Geh! Warum kannst du nicht schlafen?"

Aber er wäre nicht imstande gewesen, ihr etwas zu sagen oder zu erklären. Er lehnte nur seinen Kopf an sie, und es tat ihm wohl, daß sie gekommen war.

Sie küßte ihn und streichelte ihm übers Haar und redete ihm zu. Und als sie endlich glaubte ihn beruhigt zu haben, entfernte sie sich wieder. Da fühlte er sich doppelt einsam. Das Röcheln der Frösche klang noch immer aus der Ferne, er hätte am liebsten geweint, aber er fand keine Tränen. Noch lange lag er wach auf dem Rücken und starrte mit großen, offenen Augen auf die Decke des Zimmers ....

Bald darauf war Poldis Geburtstag. Auf dem Gabentische lag, unter anderen Geschenken vergraben, ein unscheinbares schlankes Heftchen aus Schreibpapierblättern, in grüne moirierte Seide gebunden. Der Inhalt war von Tante Bethis Hand geschrieben, und das erste Blatt trug unter einer Dedikation an Poldi ihren Namen. Errötend, mit einer gewissen Scheu, legte Poldi das Büchlein wieder aus der Hand.

Erst Nachmittag, als er sich selbst überlassen war, steckte er es zu sich und schlich sich in sein Wigwam. Dort schlug er das Heft auf und las, geborgen im grünen Blätterdickicht, was darin aufgeschrieben stand.

„Gnade.

Auf einem Gartengesträuch saß eine Raupe, grasgrün und dick wie der kleine Finger eines Mädchens. Hinten hatte sie ein Horn, das ragte drohend empor wie eine Waffe, war aber nichts weiter als eine Verzierung, ebenso wie die weißen und violetten Striemen, die sich in regelmäßigen Abständen den walzenförmigen Körper entlang zogen gleich Schlitzen in einem Kleide, durch die das Untergewand hervorlugt. Am vorderen Ende befanden sich ein paar scharfe Freßzangen; die

hieb die Raupe in den Rand eines Blattes und fraß emsig von oben nach unten einen Streifen weg, bis hinab an den Blattstiel. Hierauf streckte sie sich wieder aus in ihrer ganzen Länge und fing abermals von oben an und säbelte einen zweiten Streifen herunter und so fort, bis das Blatt verschwunden war. Dann machte sie sich an das nächste.

Eine Gartenschnecke, die auf einem Zweige kroch und einen schlitzigen Silberfaden hinter sich herzog, sagte: „Es ist merkwürdig, man sieht ordentlich, wie du von Tag zu Tag größer wirst. Wohin soll das noch kommen?"

„Wirst du nicht auch alle Tage größer?" fragte die Raupe.

„Nein," sagte die Schnecke, „ich bin fertig, ich wachse nicht mehr. Es wäre auch ein Unglück, denn mein Haus ist hart und spröde, und wenn ich größer würde, hätte ich keinen Platz mehr darin."

Die Raupe sagte nichts mehr, sondern fraß ruhig weiter. Es dauerte nicht lange, so war sie so dick wie der Goldfinger eines Knaben, und nachdem wieder einige Zeit verstrichen war, wurde sie gar wie der Mittelfinger eines Mannes.

Die Schnecke, die wieder einmal vorüber kam, verwunderte sich immer mehr.

„Nein, wie du es treibst, das ist eigentlich nicht mehr schön! Man sollte doch auch höhere Interessen haben! Sieh, wie ich in der Welt herumkomme! Ich bin inzwischen auf drei, vier Sträuchern gewesen, während du noch immer auf demselben Flecke sitzest."

„Ich bleibe jetzt auch nicht länger hier," sagte die Raupe; „ich weiß nicht — es zieht mich hinunter nach der Erde."

Sie kroch von dem kahlgefressenen Gesträuch nieder und lag ein paar Tage regungslos am Boden. Allmählich verfärbte sie sich und nahm einen bräunlichen Ton an, auch fing sie an, sich ein wenig in die Erde einzuwühlen. Und als die Nächte kühler wurden, wühlte sie sich tiefer und tiefer. Nach und nach überzog sie sich mit einer harten Kruste, wurde dunkelbraun und glänzend und lag schließlich da wie eine Mumie im Grab.

Eines Tages kam der Sohn des Gärtners und stieß seinen Spaten in die Erde, weil er ein Beet anlegen wollte. Knapp neben der kleinen Mumie fuhr das scharfe Eisen in die Tiefe — um ein Haar, so hätte er sie mitten entzwei geschnitten; aber ein Stein lenkte die Richtung ab.

„Sieh mal, was ist das?“ fragte der Gärtnerjunge.

„Das ist eine Puppe,“ sagte der Gärtner und drückte sie leise zwischen seinen harten Fingern. Heftig schnellte sie ein paarmal hin und her mit dem spitz auslaufenden Ende. Dann blieb sie wieder unbeweglich, gleich als wäre sie tot.

„Soll ich sie zertreten?“

„Warum nicht gar! Was Schlimmes ist's nicht, kein Engerling oder dergleichen. Wir wollen sie wieder hineinlegen und Erde darauf schütten.“

Da lag sie wieder im Grabe und hatte ihren Frieden.

Es kam der Winter und deckte Schnee darüber.

Dann kam der Frühling, da drang Feuchtigkeit und eine Ahnung von Wärme in die Tiefe.

Eines Tages saß zwischen dem feuchten Gras, unter dem die kleine Mumie geschlummert hatte, ein großer Schmetterling mit weichen, schlappen Flügeln. Die Flügel sahen grau und unscheinbar aus, aber eigentlich waren sie wunderbar zart gezeichnet und kunstvoll marmoriert. Und unter diesen Flügeln befanden sich noch ein paar kleinere, die man für gewöhnlich nicht sehen konnte, weil sie von den andern verdeckt wurden, und die waren sogar bunt und von prächtiger, sonnenheller Farbe.

Mehrere Tage und Nächte saß der Schmetterling unbeweglich, bis die Flügel stark und steif geworden waren. Und dann unversehens, mitten in einer klaren Frühlingsmondnacht, da schwirrte er plötzlich auf und flog wie ein Pfeil durch die Luft. Schneller als eine Fledermaus, ja, was sag' ich, schneller als eine Schwalbe schoß er dahin, hinauf, hinab, und tummelte sich und schwenkte sich und hatte seine Lust. Und dann auf einmal stand er still, über demselben Busch, auf dem er einst als Raupe gesessen hatte, und der jetzt voll duftender Blüten hing. Wie ein Licht, gegen den Windzug geschützt, so ruhig und stet, so hing er mit leise vibrierenden Flügeln in der lauen Frühlingsnachtluft über den Blüten, die erstaunt ihre Augen aufschlugen. Und er entrollte einen langen, schlanken Saugrüssel und versenkte ihn vorsichtig in die Tiefe eines Kelches.

Gerade eben kam die alte Gartenschnecke ihres Weges gekrochen. Fast hätte sie ihn nicht wiedererkannt, aber er grüßte freundlich zu ihr hinüber.

„Ei, sieh, was bist du herrlich geworden!“ rief sie ent-

zückt. „Fliegst durch die Lüfte im Mondenschein und saugst Honig aus Frühlingsblüten? Sag, wie hast du dies angestellt? Wie macht man es nur?“

„Wüßte wirklich nicht,“ sagte der Schwärmer. „Gemacht hab' ich eigentlich gar nichts, will mir scheinen. Es ist von selbst so geworden, gerade als könnt' es nicht anders sein. Wie im Schlaf ist es mir gekommen.“

„Das ist gar nicht möglich,“ sagte die Schnecke. „Ich bin doch auch eingekapselt gewesen und habe geschlafen den ganzen Winter. Aber als ich wieder aufwachte, kroch ich hin wie zuvor.“

„Es sind eben nicht alle gleich ....“ sagte der Schwärmer. Und surr! war er fort, in die Nacht hinaus ....“

— — — — — — — — — — — —

So stand es in dem Heft geschrieben. Und unter dem letzten Worte war zum Abschluß und zur Verzierung eine kunstvoll verschnörkelte Ranke mit Tinte gezogen und darin krabbelten und turnten zwei winzige nackte Kerlchen, wovon jedes eine großmächtige bärtige Maske sich vors Gesicht hielt, eins eine ernst und finster blickende, das andere eine spaßhafte, die grinste wie der Gärtner Vogel, wenn er den Goldkäfern die Köpfe abbiß. Tante Bethi verstand sich darauf, solche zierliche Figuren mit der Rabenfeder aufs Papier zu zeichnen.

Noch sann Poldi darüber nach, was das Aufgeschriebene zu bedeuten hätte, als er „Hugh!“ hörte und nach einer Weile ganz nahe abermals „Hugh!“ Fred brach ins Wigwam.

„Eine Botschaft, die gut ihre zwei Skalpe wert ist!“

„Die große Schlange der Mohikans wandelt heute nicht auf dem Kriegspfad.“

„Will die große Schlange ihr Ohr verschließen, oder will sie hören?“

„Sie will hören, aber sie wird kaltblütig bleiben.“

„Es wird ihr nicht gelingen, kaltblütig zu bleiben. Wieder ist eines von den bleichen Mädchen Braut geworden.“

„Welches? Nenne ihren Namen!“

„Die große Schlange kennt sie. Sie ist hell wie die Sommernacht und ihr Haar leuchtet gleich den Strahlen des Mondes.“

„Tante Susann?“ fragte Poldi, indem er vor Überraschung aus der Rolle fiel.

„Schwapp!“

„Wen wird sie heiraten?"
„Rate!"
„Schinackel?"
„Nein."
„Karl Patruban?"
„Nein."
„Mießrigel?"
„Schwapp!"
„Hugh!"

Fred setzte sich auf die Bank, die Poldi sich in seinem Wigwam aus zwei Pflöcken und einem halbverschimmelten Brett zurechtgemacht hatte, und indem er einen pfeifenförmig zugeschnittenen Zweig vom wilden Weichselbaum aus der Tasche zog und in den Mund steckte, sagte er würdevoll: „Zahlreich wie die wilden Früchte der Eiche auf ihren Zweigen wachsen in diesem Sommer die neuen Onkeln und Tanten . . ."

* * *

Susann Leodolter hatte sich wirklich mit Mießrigel verlobt. In der Familie herrschte Bestürzung und Niedergeschlagenheit, nur schwer fand man sich in die unwillkommene Tatsache. Aber wie die Dinge einmal lagen, ließ sich nichts dagegen machen, die Vorgeschichte war in Dunkel gehüllt, man kannte Susanns Beweggründe nicht und stand vor einem Rätsel. Ein wunderliches Geschöpf war sie immer gewesen. Wie ein Igel konnte sie sich zusammenrollen, daß niemand wußte, was in ihr vorging, und die liebevolle Hand, die sich nach ihr ausstreckte, ringsum nur stumme, starre Stacheln berührte. Die Brüder gingen mit düsteren Mienen umher und die Schwestern mit verweinten Augen. Aber Susann beharrte auf ihrem Entschluß. Und vor ihrer schweigsamen Entschlossenheit erlahmte schließlich aller Widerstand.

Niemand hatte etwas geahnt, wie ein Blitz aus heiterem Himmel war es gekommen. Der Muschir saß in seinem Kontor und wunderte sich, wie ihm Mießrigel gemeldet wurde. Womit er dienen könne? fragte er mißtrauisch; denn die feierliche Miene, die der junge Mann aufgesetzt hatte, und die schäbige Eleganz, mit der er gekleidet war, versprachen nichts Gutes. Und als Mießrigel ohne viel Umschweife um Susannens Hand anhielt, verschlug es dem Muschir fast die Rede, er mußte ein paarmal nach Luft schnappen, eh' er eine Antwort fand.

„Die Susann wollen Sie heiraten? Mir scheint, Sie sind aus dem runden Turm*) ausgekommen?"

„Das gerade nicht," versetzte Mießrigel, „aber beinahe so viel."

„Beinahe so viel? Was soll das heißen?"

„Verliebt habe ich mich."

„Unterstehen Sie sich!" fuhr der Muschir auf.

„Ich unterstehe mich ohnedies," sagte Mießrigel.

„Lassen Sie sich nicht auslachen! Was sind Sie denn? Können Sie überhaupt eine Frau ernähren?"

„Ich? Ernähren? Keine Spur! Zu was denn auch? Fräulein Susann wird doch hoffentlich schon abgespent**) sein?"

„Im Carltheater brauchen sie immer Akteurs," sagte der Muschir; „wenn Sie witzig sein wollen — vielleicht können Sie sich dort Ihr Brot verdienen."

„Ums Brot ist mir's nicht," meinte Mießrigel; „ich bin schon mit dem Fleisch allein auch zufrieden."

Jetzt lief aber dem Muschir die Galle über.

„Sakrawalt noch einmal, müssen Sie alleweil das letzte Wort haben?"

„Von mir aus können schon Sie es haben! Brauchen nur ja zu sagen, so red' ich überhaupt nichts mehr."

„Ja sagen? Darauf können Sie lang' warten. Früher beiß' ich mir die Zunge ab."

„Tun Sie das lieber nicht, Herr von Leodolter, es könnt' weh tun. Was haben Sie denn eigentlich gegen mich?"

„Aber erlauben Sie mir, lieber Freund," sagte der Muschir einlenkend; „bevor man ans Heiraten denkt, muß man doch etwas sein! Was sind denn aber Sie? Wie es mit dem Geschäft Ihres Herrn Vaters steht, ist mir nur zu gut bekannt. Er wird nächstens zusperren, nachher können Sie am Freitag als Evangelimann in die Höf' geh'n."

„Wir stehen alle in Gottes Hand," sagte Mießrigel. „In diesen unsicheren Zeiten kann es jedem Geschäftsmann passieren, daß er einmal umwirft, sogar Ihnen, Herr von Leodolter!"

„Haben Sie keinen Kummer, Herr von Mießrigel! Mir wird so etwas nicht passieren, dafür werd' ich schon selber sorgen."

---

*) Die Irren wurden in einem runden, turmartigen Gebäude untergebracht.

**) Abspenen, entwöhnen; von Spen (auch Spinn, Span), Milch.

„Mir noch viel weniger, denn ich bin überhaupt kein Geschäftsmann mehr."

„Was sind Sie denn also nachher?"

„Meine Produkte werden nicht auf dem Markte gehandelt, und mein Kapital kann mir nicht gestohlen werden."

„Liegt es vielleicht in der Bank von England?"

„Nein, hier!" sagte Mießrigel und tippte sich mit dem Finger an die Stirn.

„Wenn es nur auch groß genug ist, gute Zinsen abzuwerfen?" bemerkte der Muschir beißend.

„Man mißt sein Erträgnis mit dem Maßstab der Ideale."

„Ojegerl, tun Sie vielleicht dichten? Damit können Sie sich gerade das Salz zur Suppe verdienen, wenn Sie eine Suppe haben."

„Unsereins tanzt nicht ums goldene Kalb. Übrigens habe ich mich der Journalistik zugewendet. Hauptsächlich korrespondiere ich fürs Ausland."

„Da wird aber das Ausland eine Freud' haben!"

„Die Regierung zittert vor meiner Chiffre."

„Wirklich? Hat der Metternich gar schon den Tatterich?"

„Mit ein bissel Glück kann ichs noch zum k. k. Hofrat bei der Zensurhofstelle bringen. Nachher müssen Sie mich fragen, wenn Sie etwas lesen wollen, ob's erlaubt ist oder nicht."

„Lächerlich! Wenn ich nichts Gescheiteres zu tun hätt' als lesen, so könnt' ich mich ganz einfach auf den Zirkel verbotener Journale abonnieren. Aber wieviel das wert ist, was da drin steht, weiß ich eh'; die Korrespondenzen aus Österreich werden von lauter solchen Leuten gedichtet, wie Sie einer sind. Und die im Reich glauben nachher daran und bilden sich ein, wir hätten die Höll' da im Kaiserstaat. Ja, wenn man jede Höll' so geschwind in ein Paradeis verwandeln könnte! Denn man braucht nur einem jeden von diesen Zeitungsdichtern, die beständig nach der sogenannten Freiheit raunzen, ein kleines Amterl zu geben, so singen sie Hallelujah und beweisen Ihnen haarscharf, daß ganz Europa und Amerika zusammengenommen ein Spielberg*) ist im Vergleich mit unserm guten alten Österreich."

„Haben Sie," sagte Mießrigel, „noch nie etwas von einer sogenannten Ueberzeugung gehört?"

*) Staatsgefängnis in Brünn.

„Das schon. Aber nach meiner Ueberzeugung kann sich nur eine Ueberzeugung leisten, wer nicht von seiner Ueberzeugung leben muß. Mit der Ihrigen zum Beispiel scheint es windig genug zu stehen, wenn Sie fürs Ausland gegen die Regierung schreiben und zugleich auf eine Anstellung bei der Zensurhofstelle spitzen. Wie machen Sie das eigentlich? Haben Sie überhaupt eine Ueberzeugung?"

„Freilich!" versicherte Mießrigel. „Nicht bloß eine! Ich hab' sogar zwei, eine fürs Inland und eine fürs Ausland. Was wollen Sie mehr?"

Der Muschir lachte.

„Also liegt ja die öffentliche Meinung in den besten Händen . . . Wenn Sie sich bedienen wollten?" sagte er, ihm eine Zigarre anbietend. „Hier in meinem Kontor wird freilich nicht geraucht, aber auf den Weg vielleicht?"

„Das soll auf deutsch vermutlich heißen, daß ich mich jetzt wieder verziehen kann?"

„Bitte — wenn Sie vielleicht etwas anderes zu tun haben, ich möchte Ihre kostbare Zeit nicht übermäßig in Anspruch nehmen."

„Ich gehe schon," sagte Mießrigel sich erhebend. „Im Notfall werden wir halt so lang warten müssen, bis Fräulein Susann großjährig wird."

Der Muschir erschrak.

„Für so ein Tschaperl halte ich meine Schwester doch nicht, daß sie sich in einen Herrn Mießrigel verguckt haben sollte?"

„Glauben Sie, ich wär' hergekommen, wenn wir nicht einig miteinander wären, Fräulein Susann und ich? Reden Sie nur mit ihr, ich sage gar nichts mehr, sie wird es Ihnen schon selbst sagen, was sie Ihnen zu sagen hat. Und wenn Sie dann nicht ja und amen sagen, so wird sie Ihnen sagen, daß sie Ihnen nichts mehr zu sagen hat. Und dann müssen wir halt so lange warten, bis Sie ihr nichts mehr zu sagen haben. Empfehle mich bestens! Gehorsamer Knecht!"

„Kasperl!" brummte der Muschir wütend hinter ihm drein.

Wenn er abends aufs Land hinausfuhr, war er gewohnt, die Sorgen in der Stadt zurückzulassen. An diesem Abend aber hätten die Pferde seiner Equipage schwer zu ziehen gehabt, wäre der große Bünkel peinlicher Vermutungen, Ahnungen und Befürchtungen, den er mit sich führte, in realem Gewicht auszudrücken gewesen.

Im Himmelhaus angelangt, nahm er sogleich Susann vor, unter vier Augen zunächst. Was es mit Mießrigel gegeben hätte?

Der Ton, den er anschlug, war nicht glücklich gewählt. Das Gesicht zur Erde geneigt, saß sie vor ihm und antwortete nicht. Ob sie davon wisse, daß Mießrigel um sie angehalten? Da neigte sie kaum merklich den Kopf. Ja, sie wußte davon. Also war es mit ihrer Einwilligung geschehen? Nicht möglich! Sie werde doch nicht im Ernst daran denken, Mießrigel zu nehmen? Allerdings denke sie im Ernst daran, erklärte sie mit der Festigkeit einer Bekennerin. Und darauf verschloß sie sich wieder und kehrte ihre Stacheln nach außen.

Dem Muschir konnte man jedes beliebige Gewebe vorlegen, er durchschaute es sofort und wußte zu sagen, wie die Fäden liefen und der Grund beschaffen sei, ob atlas-, taffet- oder köperartig. Aber was auf dem Grund dieser Seele vorging, begriff er nicht, und das Gewirr von Fäden, die hier durcheinanderlaufen mochten, war er nicht imstande zu enträtseln. Er wußte sich keinen Rat und zog die andern Geschwister ins Vertrauen. Alle standen auf seiner Seite und hielten die Partie für eine Unmöglichkeit. Eins nach dem andern versuchten sie ihr Glück und drangen mit Vorstellungen in Susann, jedes auf seine Weise und jedes mit den Gründen, die ihm am wirksamsten schienen. Und immer war der Erfolg der gleiche: Mit der Miene einer stillen Dulderin ließ Susann die Flut der Worte über sich ergehen und erklärte schließlich, wenn dem andern der Atem auszugehen drohte, ihr Entschluß stehe fest, sie wisse genau, was sie tue, und könne nicht anders, es sei ihr vom Schicksal bestimmt, Frau Mießrigel zu heißen.

Eine unerquickliche Spannung entstand in der Familie, wie Gewitterwolken lastete es über dem freundlichen, rosenumblühten Sommerhause. Zum erstenmale war das gute Einvernehmen unter den Geschwistern gestört. Denn das rätselhafte Schweigen und zähe Beharren Susanns rief nach und nach Parteiungen hervor. Es blieben auf die Dauer nicht alle gleich fest. Petz, der Gefühlsmensch war, und den die Schwester dauerte, machte zuerst Miene, zu ihr abzuschwenken. Sie müsse sich die Sache schließlich doch überlegt haben, nachdem nichts ihren Entschluß ins Wanken bringen könne. Viel-

leicht sei mehr an Mießrigel, als man vermute, eigentlich kenne man ihn gar nicht näher.

Gerade gut genug kenne er ihn, sagte der Muschir.

Von ein paarmal sehen? Und länger brauche man nicht, einen Menschen wirklich kennen zu lernen?

„Du, bei deinem Kattegat — vielleicht. Ich nicht."

Petz war es schon gewohnt, etwas einzustecken. In der Regel liefen solche Worte an ihm ab wie Wassertropfen von der Ente. Diesmal aber machte die Sorge um Susann ihn empfindlich. Er schlug mit der flachen Hand leicht auf den Tisch, stand auf und fing an, im Zimmer auf- und abzugehen.

Das Gespräch wurde an einem Sonntagmorgen im großen Salon des Landhauses geführt. Auch Sephine Leodolter nahm daran teil, die sich noch am ersten dem ältesten Bruder etwas zu sagen getraute.

„Wenn du gar so scharfe Augen hast, Muschir, kannst du uns vielleicht darüber aufklären, was eigentlich in Susann vorgeht?"

„Ein Frauenzimmer ist sie, das ist alles! Viel Haare, aber noch viel mehr verrückte Einfälle!"

Bethi sogar, sonst die Güte und Nachsicht selbst, war heute leicht verwundbar. Sie führte ihr Schnupftuch an die Augen.

„Warum du deinen Grant gerade an uns auslassen mußt! Meinst du, das mit Susann ging' uns nicht ebenso nahe wie dir?"

Petz war an der Tür zum Balkon stehen geblieben und sprach, um den Muschir nicht ansehen zu müssen, zu den Rosen und Bergen hinaus.

„Die Frage ist nicht, ob wir Mießriegel heiraten wollen, sondern um Susann handelt sichs. Und wenn die ihn nun einmal gern hat — mit welchem Recht kann man es gerade ihr verwehren, nach ihrem Herzen zu wählen?"

„Mit dem Recht des Gescheiteren," sagte der Muschir.

„Es handelt sich um das Glück eines ganzen Lebens. Da muß man, denk' ich, letzten Endes doch einem jeden seine Freiheit lassen!"

„Die Freiheit eine Dummheit zu machen? Schöne Freiheit das!"

„Mein Gott, beim Heiraten ist das so," ergriff Edi Leodolter jetzt das Wort: „Die, die es nichts angeht, wissen immer

eine Menge auszusetzen und glauben, daß sie selber es viel gescheiter machen würden. Und gerade diese Ganzgescheiten, wenn sie einmal selbst daran kommen, machen dann oft die allergrößten Pluzer."

Der Muschir bildete sich ein, der Bruder wolle auf seine späte Verlobung mit Julie Patruban hinzielen, wurde rot und ärgerte sich. Michella bemerkte es und bemühte sich, Oel auf die Wogen zu gießen. Man möge die Entscheidung hinausschieben, schlug sie vor. Susann sei überhaupt noch zu jung und unerfahren, um an Verlobung zu denken. Bisher habe sie sich so gut wie garnicht um die Hauswirtschaft bekümmert, vom Kochen hätte sie keinen Dunst, Kleidermachen sei ihr ein spanisches Dorf und ins Weißnähen zu gehen verschiebe sie von einem Winter auf den andern. Kaum einen Knopf annähen könne sie — also! Unter solchen Umständen sich verloben, wäre eine Unverantwortlichkeit. Darum müsse sie erst einmal dazu verhalten werden, sich wenigstens das Notwendigste anzueignen, was zu einer Hausfrau gehöre, dann erst sei der Zeitpunkt gekommen, zu entscheiden, ob und mit wem sie sich verloben wolle.

Sephine Leodolter hatte ihre Hand an die Augen gebracht und lächelte ihre Ringe an. Der besonnene Vorschlag des Zuwartens gefiel ihr, aber das Junktim zwischen Sichverloben und Weißnähen, das Michella hergestellt wissen wollte, kam ihr unendlich spaßig vor. Darum betrachtete sie angelegentlich die Smaragden an ihren Fingern. Sie schrak förmlich zusammen, als plötzlich ein von Schluchzen unterbrochenes Gezeter sich erhob. Cajetana war es, die sich auch aus irgend einem rätselhaften Grunde gekränkt fühlte. Was gabs? Wer hatte ihr etwas angetan? Mit einer von Tränen halb erstickten Stimme legte sie los, Michella mit einer Flut von Anklagen und Vorwürfen überschüttend.

Immer müsse die Schwester gegen sie sticheln, die reine Zielscheibe sei sie für ihre Pfeile: Als ob nicht jeder Mensch seine Schwächen hätte — warum werde gerade an ihr fortwährend gebessert und getadelt? O, sie habe es schon gespürt, ein Dickhäuter sei sie nicht, und wenn auch Michella jetzt unschuldig tue, als hätte sie nichts gemeint, sie wisse es ganz genau, daß alles nur auf sie und ihre Verlobung gemünzt gewesen sei. Nun habe sie sich freilich ums Hauswirtschaftliche bisher wenig gekümmert, das gebe sie zu, aber mehr

doch als Susann, viel mehr, und wenn sie es nicht noch zehnmal mehr getan, wer sei Schuld daran? Niemand sonst als Michella selbst, weil die alles so gut mache, daß man den Mut verliere und sich nichts anzugreifen traue, und weil überhaupt, wenn Michella nur einmal durchs Haus gegangen, nichts mehr zu tun übrig bleibe. Darum könne also niemand aufkommen neben ihr und mit dem besten Willen von der Welt bleibe man ein Schaf und lerne nichts. Daß einem aber dann schließlich Michella das noch vorwerfe und durchblicken lasse, man hätte sich deswegen nicht verloben dürfen, weil man ein Schaf sei, das sei eine Unbilligkeit, die sie der Schwester nicht zugetraut hätte.

Ganz bestürzt horchte Michella auf. Jetzt war die Reihe an ihr, gekränkt zu sein und sich zu erhitzen. Wie kam sie dazu, derartige Ausfälle über sich ergehen zu lassen? Hatte sie Cajetanas häusliche Tugenden bemängelt, oder Susannen ihre? War von Cajetanas oder von Susanns Verlobung die Rede gewesen? Nun also! Aber Cajetana bringe es rein so heraus, als getraue sie sich nicht offen zu sprechen — warum nicht? Eine ältere Schwester werde der jüngeren doch wohl noch etwas sagen dürfen, wenn sie es für nötig halte, in einen Hinterhalt brauche sie sich deswegen nicht zu verstecken. Ueberhaupt sei es ihre Art nicht, durch die Blume zu sticheln und den Sack zu schlagen, wenn sie den Esel meine!

Da fuhr aber Cajetana erst recht in die Höhe: Susann sei kein Sack und sie noch viel weniger ein Esel! Aber allerdings müßte sie einer sein, hätte sie nicht spannen sollen, daß Michella an ihr und ihrer Verlobung mit Beywald habe nörgeln wollen. Übrigens werde sie gottlob in den Verhältnissen sein, sich eine ordentliche Köchin halten zu können, und mißrate einmal was — nun, so habe ihr Franzl ihrs schon im voraus versprochen, es werde ihm nicht sonderlich darauf ankommen, was er esse, wenn nur sie es ihm vorsetze. Also um sie möge die Schwester sich keine Sorge machen! Die Hauptsache für eine Hausfrau sei schließlich doch, daß sie einen Mann habe, und es gebe manche, die trotz allem Kochen und Weißnähen keinen bekommen könne.

„Ei, da muß ich bitten!“ sagte die Wirtschaftliche tief gekränkt. „Meinst du, ich hätt' keinen Mann bekommen können, wenn es mir darum zu tun gewesen wäre? Nun, so erfahre, daß ich eine ganze Anzahl guter Partien ausgeschlagen habe,

nur um bei euch zu bleiben und für euch zu sorgen. Das hat man davon, wenn man der gute Patsch ist! Das ist jetzt der Dank dafür, daß ichs nicht über mich brachte, euch einer fremden Person zu überlassen!"

Sie schwieg empört, und auch die andern schwiegen, jedes auf seine Weise erregt. So hatte der Kummer, den die Geschwister um Susann trugen, eine seltsame Überempfindlichkeit in den Gemütern erzeugt, eine merkwürdige Gereiztheit, die keiner wirklichen, sondern bloß einer eingebildeten Ursache bedurfte, um zu reagieren und sich aufzubäumen. Indessen erwies sich wieder einmal, daß Mißverständnisse starke Leiden haben und eine ausgesprochene Neigung, neue Mißverständnisse zu erzeugen. Und weil die ohne ernsten Grund Gekränkten sich an ihren vermeintlichen Kränkern wieder rächen wollten, worauf die Kränker sich wieder gekränkt fühlten und nach Worten zum Gegenkränken suchten, so kam die mit den besten Absichten eingeleitete Unterredung in Gefahr, schließlich kein anderes Ergebnis zu liefern, als eine einzige große Familienkränke. Es war, als schwebte mit verhaltenem Gekicher der Geist Mießrigels durch das Zimmer und flößte jenes brennende Gift der reizbaren Überspanntheit und Zerrissenheit, das gerade damals unvermerkt und in aller Stille anfing, die bürgerliche Gesellschaft zu revolutionieren, in die sonst so friedfertigen und ausgeglichenen Seelen, daß sie sich unbesonnen auflehnten und in einer Art von vorübergehender Verrücktheit ein Vergnügen daran fanden, sich selbst und einander gegenseitig zu zerfleischen.

Bethi wenigstens, die unter dem allen am schwersten litt, empfand etwas dergleichen, wie ein Fremdes, das in ihren Kreis getreten war, und dem gegenüber es nottat, sich auf sich selbst zu besinnen. Das Gespräch auf Susann und deren Verlobung zurücklenkend, warf sie die Frage auf, ob denn wirklich Liebe dabei im Spiele sei? Nein, darin waren sie alle einig: Wie eine glücklich Liebende sah Susann nicht aus! Aber wie sollte man sichs dann erklären, daß Mießrigel auf einmal Gewalt über sie bekommen hatte, derselbe Mießrigel, den sie nur immer ihren Karnickel genannt hatte? Über Sephine kam es auf einmal wie eine Offenbarung.

„Am Ende hat Mießrigel sie magnetisiert?"

Das leuchtete ein! Magnetisiert konnte er sie haben! Man hörte so oft von Magnetiseuren, die ihre Kunst an

empfindsamen Frauen übten. Alle Zeitungen waren voll davon.

Wie gerufen trat in diesem Augenblick Doktor Patzenhauer ein, der alte Hausarzt der Familie. Er kam regelmäßig ins Himmelhaus, um nach Bethi zu sehen, und blickte fast ein wenig verdutzt, als er wie ein rettender Engel begrüßt wurde. Man trug ihm den Fall vor.

„Sie haben doch auch tierischen Magnetismus in sich, bester Doktor?“ fragte Sephine eifrig.

„Selbstverständlich! Warum nicht?“ Er strich sich den schneeweißen Bartkranz, der seine behäbigen Wangen und das fette Doppelkinn umrahmte, und blickte etwas unsicher über die Brille. „Jeder Mensch hat tierischen Magnetismus in sich. Das ist eine wissenschaftliche Tatsache. Beim Arzt gehört es überdies zum Beruf.“

„Somit wären Sie also imstande, Susannen den Mießrigelschen Mesmerismus auszutreiben und ihr Ihren eigenen einzuflößen?“

„Versuchen will ich es gern,“ meinte er etwas bedenklich. „Ob aber der Mießrigelsche Mesmerismus nicht schon gewissermaßen in den Lebensnerv eingesickert ist und dort feste Wurzeln geschlagen hat, das ist freilich wieder eine andere Frage. Wäre es wirklich schon so weit gekommen, so könnt' ich Ihnen nur raten, geben Sie Ihre Zustimmung und lassen Sie sie den Mann ihrer Wahl heiraten.“

„Aber sie liebt ihn nicht einmal,“ seufzte Bethi; „das ist eben das Rätsel!“

„Ich bitte Sie,“ sagte der Doktor, „die Liebe — das ist ein Wort für Laien. Gibt es gar nicht! Ist alles Magnetismus!“

„Gerade dann müßte ihr also beim Hellsehen gewissermaßen ein Licht aufgehen?“ meinte Michella.

„Gewiß! Vorausgesetzt nämlich, daß der Mießrigelsche Mesmerismus bloß adhärent ist. Wenn er aber bereits imanent geworden sein sollte . . . .“

Er hob die Schultern hoch und zog eine hilflose Grimasse.

„Wenn auch das Hellsehen sie nicht zur Besinnung bringt,“ erklärte der Muschir, „dann — in Gottes Namen! Dann soll sie ihn halt nehmen, fix noch einmal! Schließlich ist jeder seines Glückes Schmied.“

„Da wollen wir uns gleich an die Arbeit machen,“ sagte Patzenhauer und erhob sich.

Bethi begleitete ihn. Die Zurückbleibenden saßen in stiller Erwartung, flüsterten miteinander, gingen schweigend auf und nieder, traten auf den Balkon hinaus, kehrten ins Zimmer zurück — eine seltsame Spannung lag in der Luft. Sogar Finettl, der Familienhund, spürte es und schlich trübselig von einem zum andern. Er hätte gern gewußt, was eigentlich vorging, und suchte Anschluß. Mit gesenkter Rute stand er manchmal still und war aufmerksam auf Mienen und Gesten. Fast schien es, als mache auch er sich Gedanken und grüble.

„Er sollte noch einmal geschoren werden vor Herbst," sagte Michella, die auch in dieser bewegten Stunde nicht lassen konnte, an Ordnung und hausfrauliche Obliegenheiten zu denken. Finettl hatte es gehört und blickte verlegen zur Seite. Er mochte ahnen, was sie meinte, da sie prüfend sein Fell gekraut hatte. So lange die Familie auf dem Land lebte, wurde er die Angst vor dem Pudelscherer nicht los, und die Nähe des Baches, wo jeden Sommer zweimal die ihm verhaßte Prozedur vorgenommen wurde, mied er ängstlich.

Die Geduld der Wartenden wurde auf eine harte Probe gestellt. Edi, der gern müßige Projekte spann, erzählte, daß er in einem Zeiselwagen herausgefahren sei, und daß es von Sonntagsausflüglern wimmle.

„Ich weiß nicht, warum alle Menschen denselben Sonntag haben müssen? Das führt nur dazu, daß man sich Sonntags in Wäldern und Wirtschaften geradeso drängt wie unter der Woche in der Stadt. So kommt niemand zu einer rechten Erholung. Wäre ich Staatsminister, ich richtete es anders ein."

Michella tat ihm den Gefallen und fragte, wie er es dann einrichten würde?

„Ganz einfach: die verschiedenen Menschengattungen sollten auch ihren verschiedenen Sonntag haben. Die Schneider zum Beispiel am Montag, die Schuster am Dienstag, die Weber am Mittwoch, und so fort. Da gäb' es nirgends ein Gedränge, die Wirtschaften, die Fuhrleute und alle, die Volksbelustigungen veranstalten, brauchten sich nicht bloß für den einzigen Tag einzurichten, könnten es wohlfeiler geben und kämen doch leichter auf einen grünen Zweig. Und das Publikum hätte es um billigeres Geld bedeutend gemütlicher. Es ist merkwürdig, daß auf so naheliegende Ideen niemand kommt!"

„Die Geistlichen hätten viel zu tun," meinte Michella, „die müßten jeden Tag predigen und Messe lesen."

„Wenn man im Zeiselwagen fährt," sagte Petz, „so wüßte man wenigstens gleich, mit wem man zusammensitzt und liefe nie Gefahr, einen Hofrat für einen Schuster zu halten, oder umgekehrt."

Er lachte, aber Edi war es nicht recht, daß sein Vorschlag von der heiteren Seite genommen wurde. Er konnte sich in derartige Projekte förmlich verbeißen, gab sich alle Mühe, den volkswirtschaftlichen Nutzen nachzuweisen, der aus einer solchen Einrichtung resultieren würde, und behauptete, daß sogar eine Erholung der Staatsfinanzen davon zu erwarten wäre. Sie debattierten noch darüber, als Bethi endlich mit dem Doktor zurückkehrte. Aus Bethis abgespannten Zügen ließ sich leicht ablesen, daß der Erfolg der magnetischen Behandlung kein besonders glänzender gewesen sein mochte.

„Susann ist gar nicht eingeschlafen," sagte sie enttäuscht.

„Sie irren, Demoiselle Leodolter, das weiß ich als Arzt besser zu beurteilen," eiferte Doktor Patzenhauer. „Anfangs sträubte Fräulein Susann sich allerdings und wollte sich durchaus nicht streichen und magnetisieren lassen. Aber meine Nähe wirkte allmählich beruhigend auf sie ein, und als ich ihr vorstellte, daß es zu ihrem Besten wäre, und daß ich eine magnetische Kur mit ihr vorzunehmen hätte . . . ."

„Da hat sie," unterbrach ihn Bethi, „um Ruhe von uns zu haben, sich schließlich gestellt, als hätte Ihr Handauflegen und Streichen sie wirklich in Schlafzustand versetzt. Lehren Sie mich meine Schwester kennen!"

„Pardon! Bitte! Entschuldigen Sie! Bloße Simulation weiß ich von einem richtigen magnetischen Schlaf gut zu unterscheiden. Demoiselle Susann war nach ein paar Minuten Handauflegens nicht bloß vollständig somnambül, sie hat sich sogar im Zustand veritablen Hochschlafes befunden!"

„Aber sie zwinkerte doch fortwährend mit den Augen!" rief Bethi.

„Eine Reaktionserscheinung, die vom Lebensnerv ausgeht, und die wir Ärzte gut kennen. Ich bitte Sie! Ich fühle mich doch auch erschöpft und gewissermaßen wie entladen? Wo sollte mein tierischer Magnetismus in der Geschwindigkeit

hingekommen sein? In die Luft verduftet doch so etwas nicht?"

Ob Susann schließlich ihrem Mießrigel abgeschworen habe? wollte der Muschir wissen. Alles andere schien ihm verteufelt gleichgültig.

„Es war, wie ich befürchtet hatte, zu spät," sagte Patzenhauer. „Der Mießrigelsche Mesmerismus ist bis in den Lebensnerv eingesickert und hat sich bereits durch alle Adern ergossen."

„Also inkurabel?" fragte der Muschir aufgebracht.

„Inkurabel!"

Als der Arzt sich entfernt hatte, kam Bethi auf ihre Behauptung von früher zurück.

„Ich wollte den Doktor nicht kränken, aber ich kenne doch meine Susann! Sie hat sich verstellt und den guten Patzenhauer zum besten gehabt!"

Der Muschir war grimmig, ging mit wuchtigen Schritten im Zimmer auf und nieder und hätte am liebsten alles krumm und klein geschlagen.

„Jetzt, das bitt' ich mir aus! Ein Metier bleibt ein Metier! Das meinige ist das Seidenweben, und dem Patzenhauer seines ist das Doktern. Wenn er sagt Hochschlaf, so ist es Hochschlaf, und wenn er sagt inkurabel, so ist es inkurabel! Kruzitürken noch einmal, wär nicht aus! Fertig!"

In solchen Augenblicken fühlte er sich recht als „Pascha von drei Roßschweifen."

„Sie wird den Mießrigel heiraten," entschied er. „Warum hat sie sich von so einem Halunken magnetisieren lassen? Jeder liegt, wie er sich bettet. Und kurz und gut, sie wird ihn heiraten! So hat die ganze Metten wenigstens ein End'!"

Als Vormund und Chef der Familie hatte er das letzte Wort zu sprechen. Und wenn er einmal so wütete, verfingen Einwendungen nichts. Wenige Tage später erging, freilich nur im engsten Kreis der Verwandten, die Mitteilung, Susann Leodolter habe sich mit Herrn Josef Mießrigel, Schriftsteller, verlobt. So hatte Fred recht behalten: Zahlreich wie die wilden Früchte der Eiche auf ihren Zweigen wuchsen in diesem Sommer die neuen Onkeln und Tanten.

Verlobungsfest wurde diesmal keines gefeiert. Zum Festefeiern war niemand aufgelegt, am allerwenigsten Susann selbst. Denn merkwürdig genug, seit die Verlobung vollzogen war,

ließ sie erst recht den Kopf hängen und ging umher wie eine geknickte Lilie. Es sah nicht aus, als ob sie Mießrigel liebte, und warum sie ihn eigentlich genommen hatte, blieb ein Rätsel.

* * *

In der heißen Spätsommerzeit stellte sich ein seltsames Unbehagen bei Petz ein. Er blieb ein paar Tage im Himmelhaus und schleppte sich mit fiebernden Wangen in den Garten. Es zeigten sich Anzeichen eines leichten Lungenleidens. Doktor Patzenhauer wurde gerufen, untersuchte ihn und sagte nicht viel. Ruhe, Landluft, Molken. Die Speisen, die zu einer leichten Diät gehören, hatte Doktor Patzenhauer am Schnürchen und schloß ihre Aufzählung gewöhnlich mit den Worten: „Triët und Apferlkompott."

Im Nebenzimmer wartete Poldi und machte große, forschende Augen, als der Doktor fortging. Der behäbige alte Herr faßte Poldi's Hand und ließ seine eigene Rechte heftig darauf niedersausen, als ob er ihm einen festen Patsch geben wollte; im letzten Augenblick jedoch hielt er inne und trällerte ihm nur mit den Fingerspitzen in der Handfläche. Das war der kleine Trick, mit dem Doktor Patzenhauer sich seine große Kinderpraxis verschafft hatte.

Die Geschwister drangen darauf, daß Petz sich für einen längeren Landaufenthalt einrichte und der gewohnten Tätigkeit im Geschäft bis auf weiteres entsage. Aus dem Umstand, daß er darein willigte, ließ sich abnehmen, wie angegriffen er sich fühlen mochte. Übrigens war er ein recht unbequemer Patient. Es war ihm nicht gegeben, an seinen Zustand zu denken und auf sich acht zu haben. Er mutete sich gern zu viel zu, wollte stundenlang über seinem Reißbrett sitzen, um Blätter, Gräser und Blumen nachzuzeichnen und neue Muster zu ersinnen; bald wieder überkam ihn die Unruhe, entfernte Orte aufzusuchen und weite Spaziergänge zu unternehmen, denen seine Kräfte nicht gewachsen waren. Aber Poldi hielt sich an seiner Seite und wachte über ihn. Wie eine sorgende Frau wußte er ihn zu leiten und vor Schädlichkeiten zu bewahren. Fand er, daß des Stillesitzens und Zeichnens genug sei, so war er unermüdlich im Ersinnen von Vorwänden, um ihn zu einer Unterbrechung der Tätigkeit zu nötigen. Und fürchtete er, daß dem Vater ein Weg zu weit werden könnte, so zwang er ihn zum Umkehren, indem er selbst Müdigkeit vorschützte, oder sich

an einer Baumwurzel den Fuß scheinbar überknöchelte. Petz ließ ihn in seiner Krankenreizbarkeit nicht selten hart darob an, er durchschaute halb und halb seine Manöver, war mißtrauisch und fühlte sich bevormundet. Aber Poldi ertrug gelassen die Ausbrüche seiner Ungeduld und war geschickt, irgend etwas aufzubringen, das seinen Gedanken eine andere Richtung gab. Es kam ihm nur darauf an, seinen Willen durchzusetzen und jedes Mittel war ihm recht. Er hatte sich so innig hineingedacht in den Leidenden, daß er seine eigene Brust wie wund fühlte und besser als der Arzt selbst das Maß von Schonung zu beurteilen wußte, das dem Kranken frommte. Manchmal wunderte sich Petz im Stillen über ihn, wurde milde und dankbar. Es war in der Tat staunenswert, wie die Kindesliebe aus dem unerfahrenen Knaben einen Krankenpfleger machte, wie er zartfühlender und fürsorglicher kaum gedacht werden konnte. Wenn nach des Tages Hitze bei Sonnenuntergang unversehens die Abendkühle aufstieg und Poldi auch schon mit einem Mantel zur Stelle war, den er dem Vater um die Schultern legte, da kam es vor, daß Petz es empfand, als lebte seine junge Gattin noch, die Frühverstorbene — eine so weibliche Hand besaß Poldi für solche kleine Liebesdienste.

Die süße Täuschung tat Petz wohl, sie setzte sich in ihm fest und zügelte seine Ungeduld, daß er allmählich ein fügsamerer Rekonvaleszent wurde. Es gab Tage, wo er in traurigem Hinbrüten die Nähe der Verstorbenen so deutlich fühlte, daß er, wenn eine Hand die seine berührt hatte, aufblickend erstaunte, Poldi und nicht sie an seiner Seite zu sehen. Einmal, als die Großeltern aus dem „Blauen Guguck" zu Besuch da waren, um nach dem kranken Schwiegersohn zu sehen, tat Petz ihnen davon Erwähnung, indem er Poldi's Hingebung rühmte. Poldi, der hinzutrat, merkte, daß von ihm die Rede war, die Großeltern ließen ernste und wohlwollende Blicke auf ihm ruhen und sagten: „Er wird ihr auch immer ähnlicher."

Es war ihre älteste Tochter gewesen, die sie blutjung noch mit Alfred Leodolter vermählt hatten, und die an den Folgen von Fred's Geburt gestorben war. Und Poldi verstand, daß sie von seiner Mutter sprachen, und daß sie es war, der er gleichen sollte. Da überflutete ihn ein heißes Gefühl von Freude, denn er wollte nichts sehnlicher, als ihr

gleichen, obgleich keine andere Erinnerung an sie in ihm lebte, als wie sie auf dem Totenbette gelegen und eine Schleife an ihrer Brust sich im Luftzug bewegt hatte.

Später kam auch Mießrigel aus der Stadt heraus, und man nahm auf dem Balkon gemeinsam die Jause. Er hatte die Erlaubnis, seiner Verlobten einmal wöchentlich im Himmelhaus einen Besuch zu machen, aber Susann wußte es einzurichten, daß sie nie allein mit ihm zusammentraf, und empfing ihn nur in Gesellschaft ihrer Schwestern oder anderer, die zufällig anwesend waren. Sie verlor in seiner Gegenwart sogleich ihr heiteres Wesen, wurde einsilbig und befangen und machte den Eindruck des Vögelchens, das sich vor der Schlange fürchtet. Die Geschwister hingegen vergaßen leicht auf die schroffe Scheidewand, die sie durch kühle Zurückhaltung zwischen ihm und sich aufzurichten beschlossen hatten, und mußten sich gelegentlich mit Gewalt daran erinnern. Denn sein fahriges Wesen entbehrte nicht einer gewissen Gutmütigkeit, und sein Witz, wenn auch manchmal etwas gezwungen, war im Ganzen doch unterhaltsam. Vor allem aber nahm für ihn ein, daß er offensichtig heiß in Susann verliebt war. Bei der mißlichen Lage, in die die Familie sich versetzt sah, lag ein gewisser Trost in dem Gedanken, daß, was immer geschehen sein mochte, wenigstens aus Liebe geschehen war und nicht aus Berechnung. Und da er sich gegen seine Verlobte nie das Geringste herausnahm und sich ihr nicht anders als mit ehrbarer Zurückhaltung und fast demütigem Respekt näherte, so fing man an, ihn allmählich ganz trätabel zu finden und sich in das Unvermeidliche zu schicken.

Eine gewisse Wertschätzung trug es ihm auch ein, daß er nicht die Absicht zu hegen schien, kurzweg von Susanns Vermögen zu zehren, sondern ein Aemtlein angestrebt und auch wirklich ergattert hatte, das seinen Mann schlecht und recht ernähren mochte, wenigstens in späteren Jahren, bei entsprechendem Vorrücken. Daß es gerade die Zensurhofstelle war, bei der er untergekommen, das wollte freilich den fortschrittlich gesinnten Familienmitgliedern nicht recht gefallen; aber schließlich gab es unter den angesehensten Schriftstellern welche, von denen man wußte, daß sie Zensoren waren, und eine Staatsanstellung blieb immerhin eine Staatsanstellung. Bloß Mosch-Eskeles, der Freund der Familie und Beirat in vielen Angelegenheiten, dessen Urteil für gewöhnlich das mildeste

und nachsichtigste zu sein pflegte, dachte jetzt strenger über Mießrigel als früher.

„Was wollt Ihr mit ihm? Kann ein ehrenwerter Mensch seine Seele verkaufen?"

„Wenigstens weiß er, zu wem er gehört," sagte der Muschir. „Ein anderer ist froh, wenn er eine Ueberzeugung hat, was braucht der Mießrigel ihrer zwei?"

Mießrigel bemühte sich jetzt sichtlich, hinter seinen Amtskollegen an Strenge der Gesinnung nicht zurückzubleiben. Wenn es heißt, daß Gott, wem er ein Amt schenkt, auch den dazu nötigen Verstand verleiht, so gab es Augenblicke, wo dies im vollsten Maße bei ihm zuzutreffen schien. Dann erkannte er plötzlich die Gefährlichkeit aller demagogischen Umtriebe, und es war, als hätte er über Nacht einen tiefen Einblick in die Staatspolitik Metternichs gewonnen, für dessen rechte Hand jeder ihn halten mußte, der ihn reden hörte.

„Man verkennt unsere guten Absichten," sagte er gelegentlich, indem er unter „uns" sich und die Staatskonferenz meinte. „Was wollen wir denn? Nichts anderes, als die Völker Oesterreichs in dem wahrhaft glücklichen Zustand erhalten, in dem sie sich unter dem hochseligen Kaiser Franz befunden haben."

Aber es gab doch auch wieder Zeiten, wo er des trockenen Tones überdrüssig wurde und es ihm Spaß machte, die Lauge seines Spottes über sein Amt und seine Vorgesetzten, über die höchsten Würdenträger und Herrschaften und nicht zuletzt über sich selbst und seine Tätigkeit auszugießen. Zur Sühne für solches Renegatentum pflegte er dann wieder eine Periode gesteigerten Beamteneifers folgen zu lassen, während deren er sich päpstlicher als der Papst und zensurwütiger als Sedlnitzky selbst gebärdete.

Neuestens fühlte er sich kraft seines Aemtleins zum Tugendwächter berufen und setzte sichs in den Kopf, die Unsittlichkeit, wo sie seiner Meinung nach auf bedrucktem Papier zum Vorschein kam, unnachsichtlich zu verfolgen und mit Stumpf und Stiel auszurotten. So hatte er auch an diesem Nachmittage eine Papierrolle ins Himmelhaus mitgebracht, mit der er viel Wesens machte, indem er sie geheimtuerisch beiseite legte, ohne sie aus den Augen zu lassen. Da niemand ihm den Gefallen tat, danach zu fragen, so langte er sie nach dem Kaffee von selbst her und schickte sich an, sie zu enthüllen. Eigentlich ent-

halte sie ein Amtsgeheimnis, sagte er; aber vielleicht interessiere es die Herrschaften ... Man ersehe daraus die väterliche Fürsorge der Regierung, und wie sie auch das sittliche Wohl der Untertanen im Auge behalte.

Das Kupfer stellte einen Pierrot dar, der ein schlummerndes Mädchen belauschte. Bei einer schlaftrunkenen Bewegung hatte sich dem jungen hübschen Ding das Hemd verschoben, so daß die schwellende Form der linken Brust verführerisch hervorlugte. Und nun prallte der neugierige Pierrot, der leise den Bettvorhang gehoben hatte, halb erschrocken zurück und machte doch große Augen dabei, bestürzt ein wenig durch den unerwarteten Anblick der verborgenen Reize und mehr noch bestrickt und entzückt als bestürzt. Es war Anmut in dem Blatte. Aber von Mießrigels Hand stand mit Tinte darunter geschrieben und mit der Stampiglie der Rezensurbehörde bekräftigt: „Die Brust ist zu verdecken!" Und um keinen Zweifel übrig zu lassen, hatte er mit dicken Strichen ein Kreuz über den Busen des Mädchens gezogen, wie ein ärgerlicher Schulmeister, der einem Schulbuben einen Bock korrigiert.

Man betrachtete den Stich, der zu lieblich und heiter war, um lüstern zu wirken, und hielt mit Bemerkungen über die Kunst des Zeichners und Stechers so wenig zurück wie über die behördliche Kritik, die Mießrigel daran geübt hatte.

„Das ist ein barbarisches Vorgehen!" sagte Petz entrüstet. „Als ob Diana von Aktäon belauscht, nicht hundertmal gemalt und gestochen worden wäre! Wollt ihr der Kunst Fräcke und Korsetts aufzwingen? Ihr wenigstens könntet ihr in Gottes Namen ihre Freiheit lassen, es ist noch niemand schlimmer dadurch geworden!"

Mießrigel verteidigte sich. Ueber Anstand und Sitte zu wachen, sei die Aufgabe der Regierung. Warum müsse ein Kupferstecher gerade so etwas stechen? Gebe es nicht andere Vorwürfe genug? Warum steche er nicht das Bild des Kaisers oder der Kaiserin oder der kaiserlichen Hoheiten oder das der beliebten Schauspieler oder hundert andere Sachen? Nein, gerade etwas Anstößiges müsse es sein! Und das nenne man Freiheit?

Er redete offensichtig mit der stillen Nebenabsicht, sich bei Susann schön zu machen und sich als Ganzbraven aufzuspielen. Aber Susann empfand es wie eine ihr selbst zugefügte Rüpelhaftigkeit, daß er es gewagt hatte, dem schlummern-

den Mädchen dicke Tintenstriemen über die zarte Brust zu kratzen. Sie warf die Lippen auf, sah an ihm vorbei und zuckte nur manchmal ungeduldig mit der Achsel. Und Petz, leicht erregbar, wie Kranke sind, geriet gar in Hitze und wurde heftig.

„Sind wir Kinder am Gängelbande, die eine Kindsfrau brauchen? Was ist denn das ganze Bild noch wert, wenn ihr den Künstler zwingt, das schlafende Mädel bis an die Nase zuzudecken? Und wenn ihr eure Pfoten schon in alles stecken müßt, so tut es wenigstens mit Verstand! Was allenfalls anstößig an dem Blatte wirken könnte, das ist die Aufschrift. Und gerade die habt ihr unbeanständet stehen lassen."

Er bekam rote Flecken über den Wangen, so sehr regte der unbedeutende Vorfall ihn auf. Es gewährte ihm sichtlich Genugtuung, daß Susann und auch die Gugucksgroßmutter seiner Meinung beipflichteten: Einem Künstler müsse man schon etwas nachsehen, wenn er anders nicht frech würde und seinen lockeren Gegenstand durch Anmut und Unbefangenheit zu erheben wisse. Und das sei in diesem Falle dem Künstler zweifellos gelungen. Anders stehe es mit der Aufschrift, die wirke in der Tat unziemlich und anstößig: „Oh che boccone", zu deutsch: „Ha, welch ein Bissen!"

„Mir ist es gleich, was ich wegstreiche," sagte Mießrigel, der dahinterkam, daß er hier keinen Eindruck machte. „Es ist gehupft wie gesprungen. Von mir aus kann ich auch die Schrift wegstreichen, wenn es den Herrschaften lieber ist. Aber zum Wegstreichen bin ich halt einmal da. Lassen wir das Mädel in Ruh' und schreiben darunter: Die Aufschrift ist zu ändern. Wie könnten wir also das Bild heißen? Sagen wir: Der neue Aktäon. Das Mythologische ist alleweil erlaubt."

Da wurde aber der Großvater auf einmal ganz rot im Gesicht.

„Sie streichen da herum, wie es Ihnen Spaß macht! Was sind denn Sie für ein Mensch? Von der Kunst versteh' ich nichts, aber das muß ich schon sagen, diese Schulfuchserei ist mir wirklich schon zu dalkert! Heißt das eine Regierung, die nichts Gescheiteres zu tun hat? Wie wir seinerzeit bei Aspern unserem alten Österreich aus der Schlamastik geholfen haben, da hätt' sich wohl keiner von uns gedacht, daß man uns zum Dank dafür solche Leut' ins G'nack setzen wird, wie

Sie einer sind. Es ist ja rein, daß man nicht mehr Mau sagen darf, vor lauter Spitzeln, Zensoren und Naderern!"

Er hatte als Landsturmmann beim schottischen Freikorps 1809 mitgemacht und für sein Vaterland geblutet. Ohne sich mit Politik abzugeben, war er doch freiheitlich gesinnt und haßte alle zwecklose Bevormundung.

„Eigentlich haben Sie recht," sagte Mießrigel vergnügt. „Es tut einem ordentlich wohl, wenn einmal einer aufbegehrt."

Der Gugucksgroßvater machte große Augen.

„So —? das tut Ihnen wohl? Lassen Sie sich denn gerne auf die Hühneraugen treten?"

„Sind ja nicht meine eigenen. Was gehen mich die Hühneraugen des Metternich an?"

„Grade noch haben Sie dahergeredet, als ob Sie ein Regierungsmann wären!"

„Was wollen Sie? Ein jeder Mensch muß seinen Lack haben; und ich bin halt gegenwärtig mit dem Regierungslack lackiert. Überzeugung, sagen die Leut'? Unsinn! Als ob nicht jedes Ding zwei Seiten hätt'! Das Leben ist ein Kartenspiel, wer den Küs hat, der sticht ab, und wer den Pagat kriegt, schaut, daß er ihn durchbringt. Vom Blatt hängt alles ab, das man in der Hand hält. Wollen Sie alleweil dasselbe Spiel spielen? Da käm' ein schöner Stiefel heraus! Wenn frisch gemischt ist, müssen Sie's wieder anders angehn. Wer wird sich verbohren und verrennen? Auf dieser buckligen Welt hat jeder recht und jeder unrecht. Es kommt nur darauf an, von welcher Seite daß man's anschaut. Und ob man rechts oder links steht — es ist alles ein bloßer Zufall und bleibt sich schließlich verteufelt wurscht."

„Auch ein Standpunkt, aber nicht der meinige," sagte der Gugucksgroßvater trocken.

Später nahm Susann ihren Verlobten beiseite und fragte entrüstet: „Sind Sie eigentlich ein Mann, daß Sie sich vom Gugucksgroßvater so anfahren und wie ein Schulbub abkanzeln lassen?"

„Angefahren und abgekanzelt hätt' er mich?" wunderte sich Mießrigel. „Wir haben doch in aller Gemütlichkeit miteinander geplauscht?"

„So —? Und das haben Sie nicht einmal bemerkt, wie grob daß er mit Ihnen gewesen ist?"

„Mein Gott, wenn er aber recht hat? Und von seinem

Standpunkt aus hat er wirklich recht! Übrigens — wenn es Ihnen lieber ist, Fräulein Susann, so kann ich schon auch grob mit ihm sein."

„Jetzt ist es zu spät dazu, wissen Sie! Auch glaub' ich wirklich, daß er recht hat, ich wenigstens sind' es. Daß aber auch Sie es finden, ist spaßig, wo er doch gerade das Gegenteil von dem vertreten hat, was Sie vertreten. Das kommt aber davon, daß Sie ein Kasperl sind, und keine Überzeugung und keinen Charakter haben."

„Sie sind hart mit mir, Fräulein Susann," sagte Mießrigel kleinlaut. „Eine Überzeugung und einen Charakter haben, das ist nicht so leicht als Sie glauben, wenn man von Natur ein objektiver Mensch ist, wie ich einer bin. Und jetzt geb' ich mir alle erdenkliche Müh', daß etwas aus mir wird, und hab' mir zu dem Zweck sogar eine ganz stramme Gesinnung zugelegt. Aber die ist doch hauptsächlich nur fürs Bureau da — daß ich deswegen mit jedem Menschen streiten soll, der anderer Ansicht ist, werden Sie von mir doch nicht verlangen?"

„Daß Sie Ihre Meinung, wenn Sie schon eine haben, auch wie ein Mann vertreten, das verlang' ich. Ich mag nicht einen Bräutigam haben, der sich schurigeln läßt, merken Sie sich das! Sie sind jetzt im Zensuramt, jetzt müssen Sie auch mit der Regierung halten und dabei bleiben und nicht gleich wieder umfallen, wenn Ihnen einer widerspricht. Schöne Kupferstiche brauchen Sie aber deswegen nicht zu verkratzen, das ist wieder ein anderes Kapitel."

„O Fräulein Susann," sagte Mießrigel, „ich hab' Sie ja so gern, Sie wissen gar nicht, wie gern ich Sie hab'! Ihnen zulieb tu' ich alles, Ihnen zulieb lass' ich die unanständigsten Kupferstiche passieren, wenn Sie wollen, Ihnen zulieb konfiszier' ich Heiligenbilder — alles ganz wie Sie wollen, alles Ihnen zulieb."

„Gerade das will ich aber nicht!" rief sie zornig und mit Tränen in den Augen; „nach einer eigenen vernünftigen Überzeugung sollen Sie sich richten, niemand zulieb, niemand zuleid."

Mießrigel seufzte.

„Jetzt ist das auch wieder nicht recht! Bei Ihnen ist es wirklich schwer, Mensch zu sein! Wenn ich Sie nicht gar so gern hätt' . . ."

Wütend stampfte Susann mit ihrem kleinen Kreuzbandschuh auf den Boden.

„Schweigen Sie still, davon mag ich schon gar nichts hören! Hätt' ich gewußt, daß Sie so ein Schnittl auf alle Suppen sind, so hätt' ich mir wirklich alle Mühe gegeben, einzuschlafen, als Doktor Patzenhauer mich magnetisierte. Vielleicht wäre mir dann im Hochschlaf ein Mittel eingefallen, Ihnen auszukommen, Sie Vogelsteller, Sie Schleicher, Sie Wüstling, Sie . . . Sie . . .!"

„Um Gotteswillen, Fräulein Susann," flehte er, „wenn Sie so fortfahren, so werd' ich es schließlich meinem sogenannten point d'honneur schuldig sein, Sie ernstlich zu fragen, ob Sie am Ende darauf ausgehen, Ihre Verlobung mit mir rückgängig zu machen?"

„Ach, tun Sie nicht so!" sagte sie mit herabgezogenen Mundwinkeln; „Sie wissen nur zu gut, daß mir jetzt die Hände gebunden sind, nach allem, was geschehen ist!"

Und indem sie ihn stehen ließ, trat sie rasch zu den andern zurück, die noch um den Fausentisch saßen . . . .

Seit sie sich verlobt hatte, machte es ihr keinen Spaß mehr, daß Mießrigel ihr Karnickel war, mit dem sie tun konnte, was ihr beliebte. Ein Karnickel kann man doch nicht heiraten, sagte sie sich jeden Tag, früh und spät. Und dann wurde sie nachdenklich und traurig und sann nach, ob es nicht eine Möglichkeit gebe, die Verlobung rückgängig zu machen. Aber immer kam sie zu demselben Schluß: Es gab keine, es blieb ihr nichts übrig, als Frau Mießrigel zu werden. —

Im Lauf einiger Wochen erholte Petz sich leidlich; er sah blühender aus als zuvor, gewann seine Kräfte zurück und nahm allmählich seine Tätigkeit in der Stadt wieder auf.

„Das haben wir dem guten Patzenhauer zu danken," sagte Michella.

„Vielleicht mehr noch unserem treuen Poldi," meinte Bethi.

Die ganze Familie atmete auf, daß der Anfall so rasch vorübergegangen und Petz wieder genesen sei. Nur Poldi machte noch eine ganz Zeit hindurch große, sorgenvolle Augen und ging umher, als laste eine schwere Verantwortung auf ihm.

* * *

Die jubelnden Gloire de Margottin und die schmachtenden Souvenir de la Malmaison auf dem Rosenflöz hinter dem Himmelhaus hatten längst abgeblüht, und das Laub an den Bäumen und Sträuchern war gelb und rot geworden, da sagte

Herr Schinackel, als er sich einmal nach der Unterrichtsstunde mit den Knaben im Garten erging: „Wir werden nicht mehr lange beisammen bleiben."

Erschrocken blickte Poldi zu ihm auf.

„Ihr zieht jetzt bald in die Stadt. Ihr werdet einen andern Lehrer bekommen, oder in die Hauptschule gehen. Ich habe mit eurem Vater gesprochen. Es war heute die letzte Stunde, die ich euch gegeben."

Poldis Augen füllten sich mit Tränen. So war also Herr Schinackel so unzufrieden mit ihm, daß er ihn nicht mehr unterrichten wollte!

„Ich reise nämlich fort", sagte Schinackel. „Weit fort, in ein Land, wo es keinen Herbst gibt und keinen Winter, nur einen ewigen Sommer. Und wir werden uns wahrscheinlich nie wiedersehen. Wirst du manchmal an mich denken, Fred? Und wirst du die Ratschläge befolgen, die ich dir auf deinen Lebenswege mitgegeben habe?"

„Reisen Sie in das Land, wo die Indianer wohnen?" fragte Fred gespannt.

„Ich reise nach Brasilien, das liegt in Südamerika. Indianer gibt es nur mehr wenige dort, oder gar keine. Dafür aber Papageien, Kolibrivögel, Affen und große bunte Schmetterlinge."

„Ich reise mit Ihnen! Nehmen Sie mich mit!" rief Fred begeistert.

Schinackel beugte sich nieder, legte ihm den Arm um die Schultern und drückte einen Kuß auf seine Stirn. Er nahm Freds Worte für ein Zeichen von Anhänglichkeit und war bewegt.

„Hast du deinen Lehrer so gern, daß du ihm in die Welt hinaus folgen möchtest?"

„Und ich nehme auch meine Schmetterlingszange mit," sagte Fred, „und fange die Kolibrivögel und Schmetterlinge! Kann man die Affen auch fangen?"

Herr Schinackel erschien ihm plötzlich als ein neuer Mensch, als ein Held, zu dem er bewundernd aufblickte.

„Werden Sie denn auch lederne Mokassins tragen und eine lange Büchse wie der Wildtöter?"

„Ich werde nicht viel anders aussehen als jetzt. In die Urwälder gehe ich nicht, und Jäger bin ich keiner. Da, wo ich wohnen werde, ist eine Kolonie von fleißigen Deutschen. Sie bauen Getreide, Tabak, Kaffee und Baumwolle."

„Brauchen die Kinder von diesen Deutschen einen Herrn Lehrer? fragte Poldi ernst.

„Sie haben schon einen. Aber wenn sie auch noch keinen hätten — ich gebe keinen Unterricht mehr. Ich fange ein Geschäft an."

Poldi ging schweigend an seiner Seite hin, ein Blick Schinackels streifte ihn, da sah der Lehrer, daß der Knabe still in sein Taschentuch hineinweinte. Erschrocken fragte er, was es gebe? Aber Poldi konnte vor Schluchzen nicht sprechen. Herr Schinackel wendete sich an Fred. Ob er nicht wisse, was der Bruder habe? Aber der wußte es ebensowenig. Endlich beruhigte sich Poldi und trocknete seine Tränen, nur kleine Stöße von innen heraus, wie sie das unterdrückte Weinen hervorruft, erschütterten noch seinen Körper.

Vom Himmelhaus klang das chinesische Gong, mit dem die alte Sabine zu den Mahlzeiten zu rufen pflegte.

„Also jetzt sag mir noch, Poldi, warum hast du eigentlich geweint?"

„Weil Sie ein Geschäft anfangen wollen."

Mehr hätte er nicht sagen können; er wußte es nicht so genau, in welchem Zusammenhang mit seinem Schmerze es stand, daß Herr Schinackel ein Geschäft anfangen wollte.

Bei Tisch wurde viel von Schinackels Plänen gesprochen. Daß es einen Ort mit Namen Blumenau in Brasilien gab, war kaum zu glauben.

„Und was ist das für ein Geschäft, das Sie anfangen wollen?" fragte Michella.

Seifensieder wollte er werden. Ein Onkel, den man seit zwanzig Jahren für verschollen gehalten, hatte auf einmal aus Blumenau geschrieben, daß er dort eine Seifensiederei betreibe und ein Gehilfe und Geschäftsnachfolger ihm erwünscht wäre, jetzt, da er alt werde und sich bald zur Ruhe setzen wolle. Ob der Neffe nicht Lust hätte, hinüberzukommen? Zu seinem Schaden würde es nicht sein, Seifen und Kerzen seien kostspielige Artikel da unten, es lasse sich ein schönes Geld daran verdienen, wenn man sie im Lande selbst erzeuge. Neue Kessel und andere näher bezeichnete Gerätschaften, die zur Modernisierung des Betriebes dienen sollten und in Brasilien einen unerschwinglichen Preis hätten, müsse aber der Neffe aus Europa selbst mitbringen, als Einlagekapital gleichsam und Bedingung für die Beteiligung am Gewinn.

„Das war mir gerade recht, so brauch' ich nicht mit ganz leeren Händen zu kommen. Und ein bißchen was hab' ich mir auch zurücklegen können, seit meine gute Mutter tot ist."

Michella fand das alles höchst erheiternd. Seife! Herr Schinackel!

„Wissen Sie denn, wie mans macht?"

„Ein paar technologische Bücher, wo das Neueste über Kerzen und Seifen drinsteht, sollt' ich auch mitbringen, hat der Onkel geschrieben. Auf der langen Seefahrt werd' ich Zeit genug finden, darin zu lesen."

„Sie waren doch sonst kein besonderer Freund der Seife?" sagte sie boshaft.

„Der Herr von Leodolter fabriziert auch gemusterte und buntfarbige Seidenstoffe, aber Rock und Hose läßt er sich doch nicht daraus machen."

„Das ist aber etwas ganz anderes!"

„Ändern kann ich die Menschen nicht. Sie halten einmal die Seife für unentbehrlich. Und hundert andere Dinge auch, die mir überflüssig scheinen. Übrigens werde ich vorwiegend Kerzen erzeugen."

„Aber wenn Sie zu Vermögen kommen, was haben Sie davon? Nur der Bedürfnislose ist wahrhaft frei — haben Sie nicht einmal einen ähnlichen Gedanken geäußert?"

„Es kann auch ein wohlhabender Mensch bedürfnislos sein."

Neue Stiefel wenigstens, dachte Michella, wird er sich aber dann hoffentlich machen lassen? Bethi fand es unpassend, daß sie ihn aufzog.

„Ich kann es begreifen: Eine solche Gelegenheit, etwas von der Welt zu sehen, läßt man sich nicht leicht entgehen."

„Gerade das ist's, Demoiselle Leodolter! Der Mammon lockt mich wenig; aber daß ich das Meer sehen soll und fremde Küsten, wo Palmen wachsen und Nachtigallen singen, ganze Chöre von Nachtigallen! Ich habe nie eine Nachtigall singen hören — denken Sie nur! Und jetzt auf einmal hinaus aus der Roveranigasse und an ganz Afrika entlang über den Äquator hinüber! Manchmal schwindelt es mich, wenn ich daran denke, und es wird mir fast bange. Mein alter enger Hof mit dem Stück Himmel darüber wird mir abgehen — sollten Sie's glauben? Er ist mir ans Herz gewachsen. Wenn ich tun könnt', ganz wie ich wollte — wer weiß, blieb' ich am Ende noch da? Aber der Mensch muß sich bezwingen. Und

dann sag' ich mir noch: Drüben, da wirst du auch nach außen hin frei, unabhängig, dein eigener Herr, lernst das große Leben kennen, kannst tun und lassen, was dir gefällt. Und der alte Onkel, der freut sich, wenn du kommst. Dagegen hier — wer wird dich vermissen?"

Er schaute zögernd rundum, als hoffe er im Stillen, es könnt' sich am Ende doch jemand finden, der ein lautes und vernehmliches „Ich!" riefe. Unwillkürlich blieb sein Auge an Susann haften, die ihn mit heißen Blicken verzehrte.

„Und Klapperschlangen werden Sie klappern hören," sagte sie.

Er sah sie eigentümlich von der Seite an. Seit sie die Braut Mießrigels war, hatte er ohne Nötigung noch kein Wort mit ihr gesprochen. Sie errötete.

Nach Tisch ging er noch einmal allein durch den Garten. Es zog ihn nach der Eschenlaube, an die sich Erinnerungen für ihn knüpften. Damals, an jenem Nachmittage war es gewesen, während des Verlobungsfestes, das im Himmelhaus gefeiert wurde. Da hatte er Mießrigeln durch den Garten laufen sehen, mit der Laute in der Hand. Und da er Susannen nicht bei der übrigen Gesellschaft erblickte, war ihm auf einmal die Angst gekommen, Mießrigel könnte dem Mädchen nachstellen und sich in seiner Weinlaune Zudringlichkeiten gegen sie herausnehmen. Vom ersten Augenblick an mochte er diesen Menschen nicht recht leiden und traute ihm wenig Gutes zu. Ein Geist von Ritterlichkeit, der plötzlich in ihm erwachte, trieb ihn hinter Mießrigel her, und Fred, der gerade des Weges kam, wies ihm die Richtung. In der Eschenlaube hatte er das Paar eingeholt und überrascht. Die Situation, die er vorfand, verstärkte seinen Verdacht. Es sah genau so aus, als hätte das Mädchen sich des halbbekneipten jungen Menschen zu erwehren gehabt, der mit erhitzten Wangen und unstet schweifenden Blicken vor ihr zurückzuweichen schien. Da war Schinackel mit dem dröhnenden Schritt eines Erzengels zwischen die beiden getreten und hatte als ein Schirmer der verfolgten Unschuld den Bedränger herausfordernd gemessen — einen Augenblick standen sie einander gegenüber wie zwei Hähne, die mit vorgestrecktem Schnabel die Schwäche des Gegners zu erspähen suchen. Und dann sagte Schinackel großartig: „Darf ich bitten, mein Fräulein!" bot Susannen den Arm und führte sie aus der Eschenlaube in der Richtung

gegen das Haus. Und sie ließ es willenlos geschehen, daß er sie in feierlichem Schweigen durch den Garten und zu der Gesellschaft zurück geleitete; ihn aber hatte die ungewohnte süße Empfindung, daß er ihren Arm auf dem seinigen ruhen fühlte, fast verrückt gemacht.

Seither träumte er in mancher Sommernacht von ihr, und sie waren so seltsam eins miteinander im Traume, daß es ihn beglückte. Und wo er ging und stand, dachte er an sie. Zum ersten Male war er in Gefahr, von einer Leidenschaft gefesselt zu werden, aber zu seiner Verwunderung merkte er, daß solche Fesseln keine Sklavenketten waren, im Gegenteil! Er fühlte sich mächtig und frei, seit er sie trug und die ganze Welt war sein, weil er liebte. Da hörte er, Susann hätte sich mit Mießrigel verlobt und fiel aus allen seinen Himmeln. Gerade damals war der Brief des Onkels eingetroffen. Wie eine Hand, die ihm entgegengestreckt wurde, in demselben Augenblick, wo er in Bitterkeit und Enttäuschung zu versinken drohte. Nur einen kräftigen Ruck kostete es jetzt, und die lieblichen Rosenfesseln, die nun doch zu unwürdigen Sklavenketten zu werden drohten, fielen zerbrochen zu Boden. Und er war wieder frei, weil er wieder er selbst, der alte entsagende Schinackel geworden war. So hatte er sich zu Brasilien entschlossen.

Aber eh' er schied, wollte er noch ein letztes Mal in der Laube weilen, wo er einen kurzen Augenblick des Triumphes genossen, wo er die zarten Anfänge eines törichten kleinen Liebesglücks erlebt hatte, das wie die erste Primel, kaum daß sie ihr Knöspchen aus dem Rasen streckte, auch schon wieder eingeschneit war. Nun deckte welkes Laub den Kiesboden, und durch das gelichtete Lattenwerk guckte der Himmel. Mit wehmütiger Empfindsamkeit genoß er das stille Verzichten des Herbstes, dem er vielleicht für immer Lebewohl sagte. Von je war keine Jahreszeit ihm teurer gewesen. Und es schien ihm von sinnbildlicher Bedeutung für sein Leben, daß es keinen Herbst mehr für ihn geben sollte. Kein Erinnern und Zurückschauen mehr, nur ein gebieterisches „Vorwärts!"im fühllosen Einerlei einer prosaischen Alltagsarbeit, wo man ein anderer Mensch wird mit der Zeit, ein harter Amerikaner vielleicht, den die ewiggrünen Palmen und das ununterbrochene Schluchzen der Nachtigallen längst angefangen haben zu langweilen. Gleichviel! So war es nun einmal.

Da stand unerwartet Susann vor ihm. Sie lehnte an einem der Pfosten, die das Lattendach stützten, und sah mit seitlich geneigtem Kopf zu ihm hinüber.

„Also wollen Sie jetzt wirklich über Meer fahren und ein neues Leben anfangen . . .?"

Er lehnte sich zurück auf der Bank, auf der er saß, und nickte bloß stumm mit dem Kopfe.

„Das möcht' ich auch, wenn ich könnte. Das meinige ist verfehlt und vertan . . ."

„Spricht so eine Braut?"

Sie zog ihr Schnupftuch hervor und begann zu weinen. Schinackel war aufgesprungen und stand bestürzt, unschlüssig, was er beginnen, wie er sie trösten sollte. Während er freundlich auf sie einredete, spürte er etwas, das sich gegen seine Beine preßte. Finettl, der Familienhund war es, der sich wie ein verprügelter Pudel zu seinen Füßen wand. Gleich darauf erschien ein untersetzter schmieriger Mann im Laubengang. Er näherte sich wackelnd wie ein rollendes Schiff, weil er auf ausgerenkten Hüftknochen ging, und roch stark nach Schnaps. Die Schere, die aus seiner Brusttasche guckte, hätte keinen Zweifel über sein Handwerk aufkommen lassen, auch wenn er nicht so viel Lebensart besessen hätte, sich vorzustellen.

„Ich bitt', ich bin nämlich der Pudelscherer," sagte er mit vertraulichem Grinsen.

Finettl hatte den unheimlichen Menschen langsam, aber mit der Unabwendbarkeit des Schicksals herankommen sehen und war gleich einem Besessenen unter die Bank gefahren, von wo er, den zottigen Kopf zwischen den Vorderbeinen, mißtrauisch und leise winselnd hervoräugte. Der Mann kroch ihm auf den Knieen nach, packte ihn ohne viel Federlesens an der Nackenfalte und zog ihn ans Licht. Finettl warf Susann einen vielsagenden Blick zu. Eine Mischung von Staunen und Empörung lag darin: War er nicht ein Hausgenosse, beinahe ein Familienmitglied? Und so ließ man ihn von einem wildfremden Menschen behandeln? Eine Schmach!

Der Pudelscherer hatte ihm einen Strick ums Halsband gebunden und zog ihn zum Wasser. Finettl machte steife Beine, aber es nützte ihm nichts; wo er nicht gehen wollte, wurde er wie ein Schlitten im Sande vorwärts geschoben. Bald darauf lag er wie ein geduldiges Schäfchen im Schoße des bösen Mannes still und rührte sich nicht; denn er wußte,

die geringste Bewegung konnte ihm einen empfindlichen Zwicker mit der Schere zuziehen. Und zitternd vor Angst und gekränktem Ehrgefühl sah er seine Locken auf den treibenden Wellen des Baches davonschwimmen . . .

Susann hatte zu weinen aufgehört und der kleinen Szene halb belustigt zugesehen.

„Sehen Sie, Herr Scheichenstuhl," sagte sie jetzt; „so beinahe geht es mir: einen Strick um den Hals. So werde ich vor den Traualtar geschleppt."

„Wie können Sie so etwas sagen?" wunderte sich Schinackel. „Sie haben sich verlobt. Es kann Sie doch niemand dazu gezwungen haben?"

Sie antwortete nicht auf seine Frage, sondern sprang ab. „Ist drüben ein freies Land?"

„In Brasilien? Wie meinen Sie es, Demoiselle Leodolter?"

„Ich meine, ob Brasilien eine Konstitution hat?"

„Soviel ich weiß, hat es seit mehr als zehn Jahren eine Konstitution."

„Dann gibt es also keinen Zwang dort, daß man tun muß, was man lieber nicht täte? Daß zum Beispiel ein Mädchen genötigt ist, einen Mann zu nehmen, den sie garnicht mag?"

„Eine Konstitution würde dagegen kaum etwas helfen."

Sie sah enttäuscht drein. Wozu war dann eine Konstitution? Wie oft hatte sie Petz und Sephine sagen hören, wenn man erst eine Konstitution hätte, dann wäre man frei!

„Uebrigens besteht solch ein Zwang hier ebensowenig wie drüben," sagte Schinackel. „Wenn Sie Herrn Mießrigel nicht mögen, wer könnte Sie zwingen, ihn zu heiraten? Des Menschen Wille ist frei, diesseits wie jenseits des Ozeans."

Susann schwieg und zögerte und schien zu überlegen, ob sie sich ihm anvertrauen sollte. Vom Bache her hörte man deutlich das emsige Klappern der Schere, die in Finettl's Locken wütete. Schinackel atmete tief.

„Zwingen, mit Gewalt, wie der Pudelscherer den Finettl, kann mich freilich niemand. Ich mein' es auch nur vergleichsweise. Aber kommt es nicht auf dasselbe hinaus, wenn die Umstände es fordern, der Brauch und die Sitte? Wem so etwas geschehen ist," sagte sie seufzend, „wie es mir geschah! . . ."

Erschrocken schlug Herr Schinackel die Hände zusammen. „Was sagen Sie da?"

„Oh, es steht schlimm um mich, schlimmer, als Sie ahnen!"

„Sie wissen nicht, was Sie reden, Fräulein Susann?" sagte er beunruhigt.

„Sie sollen es wissen, Sie allein, eh' Sie nach Brasilien fahren," sagte sie entschlossen. „Damals, hier in der Eschenlaube, an jenem Nachmittage, als das Verlobungsfest des Muschirs und Cajetanas gefeiert wurde — da hat Herr Mießrigel mich geküßt. Sie wundern sich, daß so etwas möglich ist, nicht wahr? Auch ich hätte ihn einer solchen Schändlichkeit nicht für fähig gehalten. Ich wollte ihm entlaufen, aber er hielt mich fest. Ich versetzte ihm einen Stoß vor die Brust, daß er taumelte. Da packte er mich und umfing mich mit seinen frechen Armen und küßte mich auf den Mund. In diesem Augenblicke sind Sie dazu gekommen und haben mich gerettet, sonst hätt' er mich vielleicht noch mehrmals geküßt."

Schinackel lauschte gespannt und wartete, ob sie ihrem Geständnis noch etwas hinzuzufügen hätte.

„Jetzt wissen Sie, wie es um mich steht," sagte sie traurig. „Und jetzt werden Sie es auch begreifen, daß ich mich mit Mießrigel verloben mußte, und daß mir nichts übrig bleibt, als ihn zu heiraten."

„So ganz begreife ich es noch immer nicht," sagte Schinackel, dem auf einmal der Himmel voller Geigen hing.

„Ich bin es ganz einfach meiner Ehre und der Ehre meiner Familie schuldig."

„Weil Mießrigel Ihnen einen Kuß raubte? Darum sind Sie doch noch lange nicht genötigt, ihn zu heiraten?"

„Das kommt in allen Büchern vor," sagte sie eifrig; „Sie müssen nicht glauben, daß ich nichts davon weiß. Immer hab' ich es so gelesen, daß einem Mädchen, wenn es einmal entehrt ist, nichts übrig bleibt, als den Mann zu heiraten, der sie ins Unglück gebracht hat. Oh, ich bin kein Kind mehr und weiß ganz gut, wie es in der Welt zugeht!"

Nun begann Schinackel die heillose Verwirrung zu durchschauen, die aus Romanen aufgelesene Worte, für die ihr die Begriffe fehlten, in diesem Blondkopf angerichtet hatten. Das Schicksal schien ihn nun einmal dazu ausersehen haben, sie vor Mießrigel zu schirmen. Und er freute sich, gerade noch rechtzeitig Einblick in die Mißverständnisse gewonnen zu

haben, die sie beängstigten und in Mießrigels Arme zu treiben drohten.

„Haben Sie," fragte er lächelnd, „beim Pfänderspiel oder beim Polstertanz noch nie einen Kuß bekommen?"

„Wenn es ein Spiel bleibt, ist es freilich etwas anderes," sagte sie. „Das war aber ein ganz ernsthafter, leidenschaftlicher Kuß! Ich fühle mich durch und durch kompromittiert. Ich weiß, daß ich entehrt bin, ich bin ein gefallenes Mädchen. Ja, ich muß noch froh sein, daß Mießrigel wenigstens weiß, was er mir jetzt als Mann von Ehre schuldig ist, und daß er um mich angehalten hat. Ließe er mich gar sitzen, so könnt' ich überhaupt ins Wasser gehen!"

„Haben Sie Ihren Geschwistern eigentlich gesagt, warum Sie sich genötigt glauben, Mießriegels Gattin zu werden?"

„Um Gotteswillen, wo denken Sie hin!" rief sie erschrocken. „Wenn der Muschir so etwas von seiner Schwester wüßte! Ich glaube, er brächte mich um!"

„Wenn ich Ihnen nun aber das Versprechen geben könnte, Ihre Ehre wiederherzustellen und Sie von Mießrigel zu befreien, so daß Sie ihn nicht zu heiraten brauchen — wären Sie damit einverstanden?"

„Ich wäre Ihnen ewig dankbar dafür! Aber wie sollten Sie das Unmögliche möglich machen können?"

„Ich kann es Ihnen versprechen," beteuerte Herr Schinackel. „Sie müssen mir nur gestatten, mit dem Geheimnis, das Sie mir eben anvertrauten, nach Gutdünken zu schalten. Daß niemand Ihnen einen Vorwurf machen soll, auch Herr von Leodolter, Ihr ältester Bruder nicht, schwöre ich Ihnen."

Da fiel ihr eine Zentnerlast vom Herzen.

„Gott, wenn Sie das so deichseln könnten — nie würd' ich es Ihnen vergessen! Aber es kann Ihnen unmöglich gelingen!"

„Es wird mir gelingen, ich verpfände Ihnen mein Wort dafür," sagte Schinackel lächelnd und streckte ihr seine Hand hin. „Haben Sie Vertrauen zu mir, so schlagen Sie ein!"

„Ich habe Vertrauen zu Ihnen!" sagte sie feierlich und legte ihre Hand in die seinige.

Er drückte sie kurz und ließ sie fast wie erschrocken rasch wieder fahren.

„Kommen Sie Fräulein! Alles, was Sie bedrückt,, soll so bald wie möglich von Ihrem Herzen genommen sein!"

Herr Schinackel kam ihr wie ein Erlöser und Befreier vor, und sein Haupt leuchtete, wie sie jetzt zusammen den Garten hinaufgingen, weil er von seiner Mission erfüllt war. Aber sie gingen nicht Arm in Arm wie damals, als er sie von Mießrigel fortgeführt hatte, sondern mit einer gewissen Scheu nebeneinander her, seltsam verbunden und seltsam geschieden durch das Vertrauen, das sie ihm geschenkt. Und das Gemeinsame, das sie plötzlich miteinander hatten, zog sie zu einander hin und stand doch trennend zwischen ihnen, daß sie einsilbig blieben und ein jedes zuvorkommend zur Seite wich, wenn ihre Kleider zufällig sich berührten. Mit einem Male, in der Nähe des Rosenflözes, kam Finettl gestoben, halb wahnsinnig vor Freude, und sprang an ihnen hinauf. Wie ein kleiner schwarzer Löwe war er hergerichtet, die Mähne sorgfältig gekämmt, den Hinterleib nackt geschoren, daß es eine angenehm prickelnde Empfindung in den Fingern gab, ihm über das Stoppelfell zu streicheln. An jedem der vier Beine saß kokett ein zierliches Kränzlein aus schwarzer Wolle. Das Glück, das das Tier beseelte, ließ sich leicht aus der überstandenen Not, zum Teil wohl auch aus dem gesteigerten Selbstbewußtsein erklären, das eine adrette äußere Erscheinung hervorruft. Aber auch daß so viel Krauses und Überflüssiges von ihm weggeputzt worden war, mochte dazu beitragen, das Gefühl eines neubefreiten Daseins in seiner Brust zu wecken. Susann hatte in diesem Augenblicke ein lebendiges Mitempfinden für eine solche Stimmung bereit.

„Gott, wenn Sie es zu deichseln wüßten!“ sagte sie noch einmal. „Es würde mir mit einem Male so leicht wie jetzt dem Finettl.“

„Überlassen Sie es mir getrost, Ihre Sache zu führen!“

In das Landhaus zurückgekehrt, suchte er sogleich eine Unterredung mit Bethi nach, die ans Zimmer gefesselt war und auf dem Diwan lag. Seine Mitteilungen machten sie fast gesund, mit heißen Dankesworten entließ sie ihn. Gleich darauf läutete sie Sabinen und ließ Susann auf ihr Zimmer bitten. Auf dem Balkon, den jetzt keine Rosen mehr schmückten, fand inzwischen die Familienjause statt, an der Schinackel noch ein letztes Mal teilnahm. Ernst, aber voll innerer Genugtuung, daß es ihm beschieden gewesen, sein Wirken in diesem Kreise so segensreich zu beschließen, saß er zwischen Poldi und Fred und aß von dem leckeren Mandelbrot, das Michella aufgestellt

hatte, in Gedanken ein Stück ums andere, das Weh der bevorstehenden Trennung damit hinunterwürgend. Bis es ihm plötzlich bewußt wurde, daß er in der letzten halben Stunde, die er mit seinen Schülern verbrachte, ein Beispiel von Unmäßigkeit gab, das mit allen seinen Lehren im Widerspruch stand. Da schob er einen Riegel vor und beschloß zur heilsamen Buße, sich beim Scheiden wie ein zweiter Marc Aurel zu benehmen.

Bethi redete mittlerweile unter vier Augen mit Susann. Und Susann war nach Schinackels Zuspruch mitteilsamer und zutraulicher geworden und erzählte alles haarklein, wie es sich zugetragen. Da küßte Bethi sie unter Freudentränen, nannte sie einen verrückten kleinen Schafskopf und schwur, daß ihre Ehre durch Mießrigels unziemliches Benehmen nicht gelitten habe, und daß sie ihn auch nicht zu heiraten brauche. Mit dem Muschir zu sprechen, nehme sie gern auf sich, und nachdem man endlich wisse, wie die Sache eigentlich stehe, sei sie auch schon so gut wie geordnet und die Verlobung so gut wie aufgelöst, Susann möge sich keinen Kummer machen.

Und dann empfand sie das Bedürfnis, Herrn Schinackel, der unversehens zu einem Wohltäter der Familie geworden war, noch einmal zu grüßen, und ließ sich von Susann hinausführen. Die glücklichen Gesichter der beiden Leodolter-Mädchen, wie sie in die Balkontür traten und ihm die Hände entgegenstreckten, hat Herr Schinackel nie vergessen. Sie begleiteten ihn auf seiner Fahrt über das weite Meer und auf allen seinen Wegen im fernen Lande. Denn, daß er nach Brasilien reisen würde, das stand einmal fest, daran war nicht mehr zu rütteln .... Dem Onkel hatte er geschrieben, alle Vorbereitungen waren getroffen .... Und die Welt nur aus Büchern zu kennen, das hatte er satt; jetzt wollte er endlich Nachtigallen hören, und nicht bloß von ihrem Gesange lesen ... Und was da in seinem Kopf rumorte und ihn in seinem Entschlusse wankend machen wollte, das war ein unmögliches Schnickschnack, und was ihm das Herz schwer machte, eine unsinnige Träumerei .... Und schließlich wußte er es ohnedem von je, daß es die Pflicht und das Los der Menschen ist, stark zu sein und zu überwinden.

Es ging ans Abschiednehmen. Bethi, Cajetana, Susann und die beiden Knaben gaben ihm unter Glück- und Segenswünschen das Geleite bis zum Gatter des Himmelhauses. Er

hatte Tränen in den Augen, als er Fred umarmte. Da dachte er mit aller Gewalt an Marc Aurel und wendete sich gegen Susann, die ihn mit großen fragenden Augen fast verzehrte. Kurz und gemessen, beinahe kühl, sagte er ihr Lebewohl. So blieb er, der er war: Der große Sieger über sich selbst.

Noch in der letzten Minute kam Michella hinzu. Sie hatte im Gemüsegarten nach den Beeten gesehen und trug eine herrliche vollreife Melone im Arm, um den Nachtisch der Abendmahlzeit damit zu schmücken.

„Mögen Sie dergleichen?" sagte sie lächelnd; „dann nehmen Sie sie zum Andenken nach Brasilien mit!"

„O — ich beraube Sie!"

„Gar nicht, es sind deren noch mehrere reif."

„Dann gerne und mit vielem Dank!"

„Sie müssen mir aber versprechen, die Schale wegzuschneiden und nur das Innere zu genießen?"

„Das tut man doch wohl immer so, denk' ich?"

„Ich fürchtete, um sich zu kasteien, würden Sie's vielleicht umgekehrt anstellen."

„O, Demoiselle Leodolter —!"

Als er schon ein Stück Weges die Straße gegangen war, blieb er noch einmal stehen, kehrte sich um und grüßte zurück. Alle winkten mit den Taschentüchern, und Poldi führte dazwischen das seinige ein paarmal verstohlen an die Augen. Und dann kam die Biegung und man sah ihn langsam dahinter verschwinden, mit der großen Melone unterm Arm. — —

Immer seither, wenn Fred an seinen ehemaligen Lehrer dachte, stellte er sich ihn vor, in seinen großen Stiefeln unter Palmen dahinschreitend, mit einer schönen, goldgelben Melone unterm Arm.

* * *

Der Muschir hatte den ganzen Sommer und Herbst gearbeitet wie ein Zugochse. Der Kauf des Fabriksgebäudes auf dem Braunhirschengrunde war abgeschlossen, die Adaptierung der neuen Räume ging ihrer Vollendung entgegen. Es waren weite Säle da, hoch genug, um über dem Werk der Stühle Jacquardmaschinen anbringen zu können. Sobald die Maurer, Maler, Schreiner und Anstreicher den ersten Saal verlassen hatten, wurden versuchsweise einige Webstühle verschiedenen Systems aufgeschlagen, und es ging ans Probieren. In eigener

Person saß der Muschir im Stuhl und webte. Er verstand sein Handwerk, aber gerade weil er es verstand, so kam er nicht im Handumdrehen ins Reine. Insbesondere schwankte er, ob er hölzerne Platinen wählen sollte, oder solche aus Draht. Das eine hatte etwas für sich und das andere. Schließlich entschied er sich für hölzerne Platinen. Geschmeidig waren die auch, wurde ihnen aber allzuviel zugemutet, so brachen sie entzwei; und brechen sei besser als sich verbiegen, fand der Muschir. Und überhaupt brauche man den Franzosen nicht alles nachzumachen, mit Löffeln hätten die es auch nicht gegessen. Der Antrieb des Messerkastens zum Beispiel schien ihm plump ersonnen; er dachte nach und war einer Verbesserung auf der Spur. Manchmal verbiß er sich in seine Idee, daß er die Mahlzeiten darüber versäumte. Immer aufs neue mußte Herr Seyfried, der Stuhlbauer, kleine Veränderungen vornehmen und das, was der Muschir ihm ansagte, in praktische Wirklichkeit umsetzen. Und dann webte der Muschir wieder einen ganzen Tag, fand neue Störungen und Hemmnisse und verbesserte die Verbesserungen. Das trieb er so lange, bis er fand, daß nichts mehr zu wünschen übrig blieb. Er entschied sich jetzt für das System, das er als das beste ausgeprobt hatte. Es war durch unscheinbare, aber für den Kenner bedeutungsvolle kleine Abweichungen zu einer eigenen neuen Form gediehen, die er nicht ohne Stolz „Type Leodolter" taufte.

Wie ein Förster, der durch den Wald schreitet und die überständigen Stämme zeichnet, so ging jetzt der Muschir von Stuhl zu Stuhl durch die alte Fabrik, die im Leodolterischen Familienhaus „Zum goldenen Stuck" am sogenannten „Platzel" hinter St. Ulrich noch im Gange war, geradeso ungefähr und nicht viel anders, als wie der Vater bei seinem Tode sie den Söhnen hinterlassen hatte. Hilfsmaschinen für die Musterweberei gab es hier noch keine, und wie zu Maria Theresias Zeiten war der Betrieb lediglich auf die Handarbeit gestellt. Prüfend stand der Muschir vor jedem Werke still, beobachtete die Arbeit, die geleistet wurde, und erwog die Brauchbarkeit der verschiedenartigen Mechanismen, die sich allmählich hier zusammengefunden hatten, und unter denen manches Stück sich befand, das man zu seiner Zeit für den letzten ersteigbaren Gipfel der technologischen Erfindung gehalten hatte. Herr Vielkind, der Werkführer, und der Stuhlbauer Seyfried be-

gleiteten ihn. Herr Vielkind zog von Zeit zu Zeit ein großes kirschrotes Schnupftuch aus dem Hosensack, das er sein „Fazolettl“ zu nennen pflegte, und verwickelte sich in einen erbitterten Kampf mit seiner Nase. Wenn das Blasen der Kriegsfanfaren verhallt war, schloß er wieder Frieden mit ihr und versöhnte sie durch eine Prise Schwarzgebeizten. Das macht einen hellen Verstand und scharfe Augen. Herrn Vielkinds Augen waren schon so scharf geworden, daß er seine schwarzumränderte Hornbrille ganz vorne auf der Nasenspitze trug und gewöhnlich über sie hinweg guckte. Nur wenn er schnupfte oder sich schneuzte, schob er sie zurück, weil man dabei nichts zu sehen braucht.

Der Muschir fühlte jedem Webstuhl den Puls und untersuchte seine Konstitution, indem er die Tritte prüfte oder die Latzen anzog, und setzte sich gelegentlich selber hin, nachdem er den Weber aufstehen geheißen, um zu versuchen, wieviel Kraft erforderlich sei, die Kettfäden zu heben und das Oberfach zu bilden. Bedächtig gab er dann sein Urteil ab: „Der ist pumperlgesund.“ Oder den Kopf wiegend: „Dieser hat's auf der Brust.“ Oder wohl gar: „Fort mit dem! Krüppel können wir nicht brauchen, und eine neue Fabrik ist kein Invalidenhaus für ausgediente Stühle.“

Manchmal fand ein regelrechtes Konsilium statt. Herr Seyfried, durch seinen Geschäftsvorteil verführt, neigte zu düsteren Diagnosen und hätte manchem Patienten, der bis dahin sein Tagewerk noch leidlich verrichtet hatte, gern das Leben abgesprochen. Aber der Werkführer nahm seine braven Webstühle kräftig in Schutz. Um jeden einzelnen war er bereit, sich mit dem Stuhlbauer zu raufen. Nein, das ließ er sich nicht gefallen, daß diese Fabrik, die er seit dreißig Jahren leitete, auf einmal wie ein Spital hingestellt wurde!

„Sie machen ja rein, als ob wir lauter Brennholz da hätten!“

Der Stuhlbauer war ein höfliches Männchen, das mit sich reden ließ und im Wortgefecht gerne Unrecht behielt. Er wußte es gut, daß man einem Schottenfelder Fabrikanten nicht geradezu widersprechen durfte, und schmierte gegenteilige Ansichten, die er dem Muschir gegenüber zu vertreten hatte, vorsichtig mit einem mildernden „Sozusagen“ oder „Gewissermaßen“ ein.

„Ganz neu sozusagen ist der Stuhl freilich nicht mehr.

Aber es gibt Modelle, die gewissermaßen noch schlechter sind. Wenn der Herr von Leodolter glauben, so können wir es ja probieren. Es wird zwar sozusagen Hopfen und Malz verloren sein, weil das Vorderwerk zu schwach ist, wenn wir einen Jacquardtritt anbringen — aber das tut nichts; stellt es sich am End' heraus, daß es mit dem Stuhl bei aller Müh' und Plag' eine ewige Murkserei bleibt, so kann man ihn später ja noch immer gewissermaßen — ausmustern."

„Hollah, nein, so mein' ich's nicht! G'lumpert wird keines mitgenommen in die neue Fabrik! Deswegen sind wir ja da, daß wir miteinander ausstudieren, was noch zu brauchen ist und was nicht. Also, das will ich jetzt von Ihnen wissen: Rentiert sich's, daß wir in die alte Kraxen noch etwas hineinstecken, oder rentiert sich's nicht?"

Wenn man Herrn Seyfried aufs Gewissen gefragt hätte, ob ihm diese beste aller Welten gefalle, oder ob er etwas daran auszusetzen wüßte, so hätte er vielleicht geantwortet: Schön sei sie schon — gewissermaßen; nur das eine sei unangenehm daran, daß es Lagen gebe, wo man sozusagen Ja oder Nein sagen müsse. Und wenn auch der Muschir den Webstuhl eine „alte Kraxen" geschimpft hatte — deswegen wußte man doch, welche Antwort er gern hören wollte. Aber ein Stuhlbauer hat schließlich auch eine Verantwortung zu übernehmen .....

„Wär' nicht aus!" grollte Herr Vielkind. „Ich hab' schon andere Stühle für Jacquards einrichten sehen!"

„Aber bitte, schauen Sie sich nur einmal das Uebertragungswerk an? Das ist ja sozusagen gar keine Konstruktion nicht! Den Stuhl hat, darauf könnt' ein Fachmann beinahe wetten, vielleicht nicht einmal ein Stuhlbauer gemacht, sondern gewissermaßen nur ein Tischler aus dem vorigen Jahrhundert!"

Götsch Lebold, der Weber, der am umstrittenen Stuhl gearbeitet hatte und auf des Muschirs Geheiß aufgestanden war, schob mit der Hand den Mechaniker zur Seite und setzte sich wieder.

„Auf dem Stuhl da hab' ich das Brautkleid gewebt für Ihre Majestät die Kaiserin Maria Anna."

Er gab dem Latzenzieherbuben einen Wink, und der zog an, daß die Korden ächzten und die schimmernden Seidenfäden der Kette wie auf einen Zauberschlag emporstiegen. Mit hartem Geknatter ließ der Weber die Schnellschütze durch das Fach fliegen, und die Kettfäden senkten sich wieder, und andere hoben sich an ihrer Stelle. Wie tausendfingrige Hände, die sich zum

Gebet falten, so griffen sie ineinander, und immer aufs neue huschte gleich einer geisterhaften Maus die hurtige Schnellschütze durch das Gewirr und fand ihren Weg mitten im Labyrinth, indem sie dabei einen schönen blutroten Faden wie die Spur eines schweißenden Tieres hinter sich zurückließ. Und dann pochte wieder die Weberlade an die eingetragenen Fäden und schlug sie fest, und unter dem Brustbaum sah man das starke, prächtig gemusterte Seidenzeug hervorquillen, fest und griffig wie Segeltuch und doch weich dabei, edel und lind gleich kostbarem Pelzwerk.

Da bekam Herr Seyfried einen großen Respekt vor Götsch Lebold und seinem Webstuhl und fing an nachzudenken, wie man das Werk auf einen Jacquard umbauen könnte. Gedanken hatte er schon auch, der Herr Seyfried, wenn er wollte, und niemand sollte sagen können, daß nur der Götsch Lebold etwas verstand und der Seyfried nichts. Also machte er kluge, blinkende Aeuglein wie immer, wenn er im Begriffe stand, sich etwas einfallen zu lassen, und richtig hatte er's auch schon. Ein Hebel und eine Kurbel, ein Zahnrad und ein Dorn, und der Stuhl, der das Brautkleid der Kaiserin Maria Anna gewebt hatte, war gerettet und für den Jacquardbetrieb eingerichtet — im Kopf des Herrn Seyfried wenigstens.

„No also, sehen Sie!" sagte der Muschir. „Warum sperren Sie denn nicht gleich das Hirnkastel auf?"

So wurde manches alte Inventarstück geschont und erhalten. Aber für Herrn Seyfried blieb noch genug zu tun übrig. Denn auch die alten Stühle sollten ausnahmslos auf Jacquards eingerichtet werden, und nur was fähig war, sich zu verjüngen, und bereit, sich dem neuen Leben anzupassen, fand Gnade. Allein wär' er nicht imstande gewesen, die Lieferung rechtzeitig zu bewältigen. Darum sah er sich genötigt, einen Teil seiner Aufträge an Geschäftsfreunde weiterzugeben. Die Stuhlbauer von Schottenfeld und Gumpendorf hatten alle Hände voll zu tun für die Firma Leodolter. Wie dann die ersten Stücke fertig wurden, fing die Uebertragung der Stühle nach dem Braunhirschengrunde an. Sie fand partieenweise, in kleinen Schüben statt, so hatte der Muschir es angeordnet. Denn die Montierung der Jacquards in den neuen Räumen erforderte viel Zeit und Mühe, und es lag ihm daran, keine größeren Unterbrechungen in der Fabrikation eintreten zu lassen, als unbedingt nötig war. Darum ließ er

die alten Stühle laufen, bis von den neu eingerichteten wieder ein paar in Gang gebracht waren. Dann erst wurde von den alten wieder eine kleine Partie von ihren angestammten Plätzen bewegt, wo sie zwei Menschenalter lang treu und gewissenhaft ihre Arbeit geleistet hatten, und ins neue Fabriksgebäude überführt, sofern sie vor dem hohen Rat dessen für würdig erkannt worden waren. Was man aber bei der Sonderung der Schafe von den Böcken als unverbesserlich erfunden hatte, das wurde dahin geworfen, wo Heulen und Zähneknirschen herrscht, und unerbittlich durch klügere Modelle ersetzt.

Als kurz vor Allerheiligen die Familie aus dem Himmelhaus nach der Stadt übersiedelte, fand sie den Oberstock des Leodolterischen Hauses am Platzel bereits geräumt. Sonst hatten hier die Schweifrahmen geklappert, die Spulmaschinen geschnurrt und die Webstühle ihr eintöniges Lied gesungen. Von früh bis spät hörte man zu Häupten das gleichmäßige Poltern und Lärmen der Arbeit, das allen Familienmitgliedern von Jugend auf gewohnt und lieb war. Jetzt blieb es merkwürdig still den ganzen Tag über, wie ausgestorben, unheimlich beinahe. Es ging allen etwas ab, fast wie ein Heimweh überkam es die Gemüter. So wie der Seemann, der zu Land geht, das Rauschen der Wogen vermißt, so fehlte diesen Menschenkindern das trauliche Geräusch, das von gesundem Leben und rastloser Tätigkeit Zeugnis abgelegt hatte. Besonders sehnsüchtig lauschte Bethi nach oben. Sie kam oft den ganzen Winter nicht ins Freie, sie hatte genau gewußt, wo jeder Stuhl stand und wer daran webte, sie unterschied da, wo die andern nur ein allgemeines Getöse empfanden, hundert einzelne, verschieden gefärbte eigentümliche Laute, in denen Vernunft und Regel war, und von denen einem jeden bestimmte Hantierungen oder kleine bezeichnende Begebenheiten entsprachen. Sie wußte, was die oben trieben, wer am fleißigsten war und wer am säumigsten, wer plump und täppisch, wer zart und von besserer Art, sie kannte die Leute, sah sie kommen und gehen, hatte ihre Lieblinge und Günstlinge unter den Kaviliererinnen und Andreherinnen, unter den Spulerinnen und Schweiferinnen, unter den Aufbäumern und unter den Webern. Sie nahm an den Geschicken vieler teil, unterstützte sie, wenn sie in Bedrängnis waren, legte ein Wort für sie ein bei den Brüdern, wenn es einen Verdruß gegeben hatte, und beschenkte zu Weihnachten die Kinder der Treuen

und Bewährten, die schon seit langen Jahren wie zum Hause gehörten. Und jetzt sollte sie von all diesen Menschen nichts mehr sehen und hören, kein Teil mehr haben an ihrem emsigen Treiben und tüchtigen Schaffen! Sie empfand es deutlich: Ihr Leben wurde ärmer dadurch und farbloser.

Cajetana ging ganz in ihrer Brautschaft auf und lebte mit ihren Gedanken schon mehr in der Rittergasse als am Platzel. In der Rittergasse befand sich die Beywald'sche Atlas-, Samt- und Plüschfabrik, wo ihr Franzl einstweilen Prokurist war — Teilhaber brauche er noch keinen, sagte der alte Beywald. Das Haus war dreistöckig, der zweite und dritte Stock gehörte den Webstühlen und Hilfsmaschinen. Im ersten Geschoß wurde das Nest für das junge Paar bereitet, Tür an Tür mit der Wohnung der Eltern. Und Cajetana freute sich darauf, wenn sie es wieder klappern und schnurren und pochen hören würde zu Häupten. Dann erst würde sie sich wieder wie zu Hause fühlen, heimischer als jetzt im Vaterhause. Sogar Finettl, der Familienhund, vermißte etwas und schlich wie ein begossener Pudel umher. Und Susann, die als entlobte Braut gleichfalls ein schweres Herz hatte, karessierte ihn mit jener mitleidigen und verständnisvollen Zärtlichkeit, die alle, welche Kummer tragen, zueinander zieht.

Michella tat, um den Fabrikslärm leichter entbehren zu können, das ihrige, den Lärm der Wirtschaft nach Möglichkeit zu vermehren. Wie einer, der sich fürchtet, wenn alles rings um ihn stumm bleibt, auf einmal selbst zu singen anhebt, um wenigstens seine eigene Stimme zu hören, so dröhnte sie mit Husarenschritten durchs Haus, gab weithin schallende Befehle, revidierte das klappernde Porzellan und das klirrende Silber und fand kein Ende, Teppiche, Kleider und Möbel im Hofe klopfen zu lassen. Pappelmann, der Kontordiener, hatte die Uniform des Generalstäblers angelegt, blaue Leinenjacke und grünes Fürtuch, und schwang das spanische Rohr, daß die Staubwolken flogen. Frau Brodbeck, die Hausmeisterin, half ihm dabei, sie hieb mit einer Wut auf die vornehmen Perser, als wäre sie ein Grieche von Marathon. Das imponierte dem braven Pappelmann dermaßen, daß er mitten im Gefecht inne hielt und der Kampfgenossin einen Heiratsantrag machte. Frau Brodbeck aber antwortete nicht einmal darauf und klopfte weiter. Er diente um sie wie Jakob um Rahel schon das siebente Jahr, denn sie war noch immer die

riegelsamste Wittib am Grund und hatte auch etwas auf der Sparkasse.

Die Mittel, wodurch Michella die Rührigkeit und Unruhe zu ersetzen trachtete, die ehedem im Hause geherrscht hatten, mußten sich endlich erschöpfen, und nachdem auch das letzte Stäubchen beseitigt war, hörte man nur um so deutlicher, daß man — nichts mehr hörte. Es half alles nichts, die Webstühle waren fort. Nur im Hintertrakt gab es noch welche, aber ihr Geräusch drang nicht bis herüber, und es machte einen fast spukhaften Eindruck, besonders an den länger werdenden Abenden, wenn die Lichter brannten und man sie jenseits des Hofes hinter den Doppelfenstern stumm sich bewegen sah, neben ein paar lautlos sich drehenden Schweifrahmen, die mit ihren dürren Spinnenarmen lange, huschende Schatten an die Wände warfen ....

Indessen horchte Bethi manchmal verwundert auf und wußte sich's nicht zu deuten, daß über ihrem Schlafzimmer von Zeit zu Zeit ganz deutlich etwas gegen die Stubendecke pummerte und klopfte, fast wie dereinst. Sie kannte den Platz und ahnte es bald, daß es der Götsch Lebold war. Wie ging das zu? Hatten sie den alten Mann übersehen? Im Hause vergessen? Gleichviel! Sie beschloß zu schweigen und freute sich wie über eine letzte Fliege in der durchwärmten Winterstube, die man gut kennt und liebt, und die einem noch Gesellschaft leistet, lange in die böse Jahreszeit hinein, während ihre Genossinnen längst verflogen und erfroren sind.

Die Knaben, die jetzt in die Zollnerische Hauptschule gingen und schwer an ihrem Joche trugen, schlichen manchmal die Treppe hinauf, um in den ausgeräumten Zimmern zu tollen, in denen ihre Stimmen und Schritte seltsam wiederhallten. Die Freiheit des Gartenlebens fand eine erwünschte Fortsetzung. Nur daß das Wigwam jetzt in der Einöde aufgeschlagen wurde, in einer wüsten, kalten Wildnis, die merkwürdigerweise Fenster hatte. Und vor diesen Fenstern sah man langsam die ersten weißen Flocken vom Himmel wirbeln.

Auf Entdeckungsfahrten in die unwirtlichen Gefilde ausziehend, öffneten sie einmal eine der letzten Türen in den verlassenen Räumen und blieben erschrocken stehen. In dem kahlen Zimmer saß an seinem Zampelstuhl der Götsch Lebold und webte. Sein Enkel Schani war bei ihm, ein zwölf- oder

dreizehnjähriger stämmiger Bursch, der ihm die Korden zog. Sie ließen sich nicht stören in ihrer Arbeit, und ohne aufzublicken, schnellte der Weber seine Schütze hin und her, während der Latzenzieherjunge kein Auge von den Schnüren wandte, die er in Bewegung zu setzen hatte. Scheu näherten sich die Leodolterknaben, beide ernst geworden, ohne recht zu wissen, warum. Und nachdem sie eine Weile zugesehen, schlichen sie verstohlen wieder davon, gingen hinunter und setzten sich schweigend hinter ihre Aufgaben. Es war, als hätte das Beispiel des alten Webers, der einsam und trotzig dort oben sein Tagwerk verrichtete, sie beschämt und an ihre eigenen Pflichten erinnert.

Sie behielten ihr Geheimnis bei sich, wie auch Bethi es tat. Der Muschir war verreist, Geschäftsverbindungen in Ungarn anzuknüpfen. Ihn allein ging es an, was Götsch Lebold trieb. Vielleicht hatte er es gar so angeordnet? Niemand wußte etwas davon, daß der Weber allein im Hause zurückgeblieben war, und die es wußten, lächelten einander zu und freuten sich, daß sie etwas wußten, was die andern nicht wußten.

Als aber gegen Weihnacht der Muschir zurückkehrte und mit dem Baumeister durch die ausgeräumten Säle schritt, um seine Anordnungen zu treffen, da konnte es nicht ausbleiben, daß der webende Einsiedler entdeckt wurde. Der Muschir erstarrte fast zu einer Salzsäule, als er ihn erblickte.

„Fix noch einmal, da hört sich doch alles auf! Ist das ein Geist oder der Götsch Lebold?"

Aber statt jeder Antwort ratterte nur die Schnellschütze, bis der Muschir dem Latzenzieherbuben ein zorniges „Aushalten" zudonnerte.

Jetzt mußte der Weber doch Rede und Antwort stehen. Der Seyfried hab' ihm den Stuhl ohnedies wegnehmen wollen, und der Vielkind auch. Das lasse er sich aber nicht gefallen! Eine Sünd' sei es, mitten im Stück aufhören und das Trum verurasser! Indessen sah der Muschir, daß er einen dick vollen Seidenbaum hatte und erst kürzlich angedreht und neu aufgebäumt haben mußte.

„Und überhaupt möcht' ich bitten," sagte der Götsch Lebold, „wenn ich meinen Stuhl behalten dürft', so wie er immer gewesen ist. Ich hab' ihn halt einmal gern und häng' an ihm."

„Das sind Extremitäten! Sie wissen es ja, ich richt'

Jacquards ein. Glauben Sie vielleicht, gerade Ihnen wird man ein Extrawürstel braten, weil Sie der Götsch Lebold sind?"

„Ein jedes Ding hat seine Wissenschaft," sagte der Götsch Lebold. „Aber die Jacquards, das sind Ludern. Und eh' daß ich eine Maschin' angreif', eher hack' ich mir die rechte Hand ab."

„Dann schauen Sie, daß Sie weiter kommen! Packen Sie zusammen und lassen Sie sich den Lohn auszahlen!"

Der Muschir hatte sich entfernt, die Weberlade in den Händen saß der Götsch Lebold und sinnierte. In den Runzeln und Falten, die sich von den Augen gegen die Wangen furchten, sammelte sich Feuchtigkeit und tropfte auf die seidene Kette nieder.

„Herr Großvater?"

Er schaute auf.

„Herr Großvater, wissen Sie! Wenn wir einmal eine Revolution machen, wissen Sie! Eine Revolution, so wie die in Paris! Dann sollen die sich freuen! Dann hauen wir ihnen die Maschinen zusammen, daß es kracht!"

Und als der Großvater eine Bewegung mit der Hand machte, so als ob er sagen wollte: „Wir sind doch die Schwächeren", da kam der Junge näher, mit blitzenden Augen.

„Herr Großvater? Wissen Sie was? Es sind viele, viele Arbeiter jetzt, eine ganze Menge, mehr als man glaubt! Sie müssen nur zusammenhalten, nachher blast der Wind aus einem andern Loch! Nachher heißt es Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit! Nachher müssen die Fabrikanten mit uns teilen, was sie verdienen, und keine Maschin' darf uns mehr den Lohn wegfressen. Kommen Sie, Herr Großvater! Gehn wir! Es gibt noch genug Fabriken auf dem Schottenfeld, und ein paar Zeugweber, wie wir zwei sind, kann man überall brauchen!"

Da packte der Götsch Lebold wirklich zusammen und ging mit Schani aus dem Haus. Und Bethi Leodolter lauschte seither vergeblich nach oben und ahnte, daß es etwas gegeben haben mußte.

* * *

Poldi stand Qualen aus in der Schule. Nicht daß es ihm schwer geworden wäre. Er lernte zwar nicht spielend, aber was er einmal verstanden hatte, wußte er auch. Man

konnte sich auf ihn verlassen. Die Lehrer waren zufrieden mit ihm. Direktor Lausch, auf den es besonders ankam, hielt sogar große Stücke auf ihn. Direktor Lausch, der stets tadellos glatt rasiert ging, trug noch einen blauen Frack mit fabelhaft hohem Umlegkragen und ein blendendweißes Tuch mehrfach um den Hals gewickelt. Schon das winzigste Bartstreifchen beiderseits an den Ohren hätte ihm ein kleinmütiges Zugeständnis an die Demokratie geschienen, einen Rock statt eines Fracks zu tragen, hielt er für eine saloppe Rücksichtslosigkeit gegen seine Nebenmenschen und die schwarze Halsbinde für eine unappetitliche Neuerung, welche die Menschheit nach und nach jedem Gefühl für Reinlichkeit und damit schließlich auch allen übrigen Tugenden entfremden würde. Er war ein Freund der Jugend und huldigte als Pädagog ähnlichen Grundsätzen wie der hochselige Kaiser Franz.

„Es ist nicht notwindig," pflegte er zu sagen, „daß die Schieler mit Kinntnissen luxurieren."

Wenn aber der hochselige Kaiser den Zweck der Schule darin erblickt hatte, Staatsbeamte auszubilden, so hielt hingegen Direktor Lausch es für ihre Aufgabe, „Mienschen" zu erziehen. Der Haupterfordernisse für einen „Mienschen" zählte er drei auf: „Pflichtgefiehl, Modistes Biniehmen und ein gewisses Schinisiehkoa*)".

Für sich allein hätte Poldi gute Zeiten gehabt. Doch befand er sich in beständiger Angst um Fred. Er lernte zu Hause mit ihm und half ihm bei den Aufgaben. Aber wenn er ihn noch so gut vorbereitet zu haben glaubte, so konnte es doch geschehen, daß Fred in der Klasse versagte. Er schickte seine Gedanken gern auf Abenteuer und baute an einem großen Luftschloß, das ragte mit Türmen und Zinnen gegen die Wolken, draußen auf der Himmelswiese, knapp am Saume des Waldes. Es war stark befestigt, mit Gräben und Bastionen versehen, und hielt manche schwere Belagerung aus. Wenn es den Belagerten zu bunt wurde, so ließen sie plötzlich die Zugbrücken herab und wagten einen Ausfall, und Fred war an ihrer Spitze. Worauf dann die Feinde schmählich die Flucht ergriffen und den Abhang hinunter gejagt und bis vor die Tore der Stadt verfolgt wurden.

Eine merkwürdige Fähigkeit war in Fred, das Unwirk-

*) Je ne sais quoi.

liche lebhafter zu empfinden, als das Wirkliche. Wie eine seelenlose Hülle konnte er auf der Schulbank sitzen und doch eine Menge erleben dabei. Dann wurde er taub und blind gegen alles, was um ihn vorging, und bloß was nie gewesen war, existierte. So kam es, daß er manchmal auf Fragen, die Poldi noch knapp vor der Stunde mit ihm eingeübt hatte, in unerklärlicher Weise die Antwort schuldig blieb. Poldi schnitt es durchs Herz, wenn Direktor Lausch dann ein bekümmertes Gesicht machte und fast weinerlich sagte: „Fried, was bist du für ein Mensch? Ich verlange ohnedies so wenig von meinen Schülern!“

Im Frühling vermählte der Muschir sich mit Julie Patruban. Cajetana wünschte sich ein tüchtiges Kopfweh für den Tag, um gegen Papa Beywald zu demonstrieren. Aber sie war zu gesund und bekam keins. Papa Beywald hatte ihren Franzl fortgeschickt, weit fort, gar nach Lyon! Dort sollte er im Samt- und Zeugweben noch einiges zulernen und den Franzosen womöglich ein paar Vorteile abspicken. Die Rittergasse, meinte der alte Beywald, sei zwar sehr schön, aber ein junger Mann müsse von der Welt ein bißchen mehr gesehen haben. Und zum Heiraten wär' im Herbst auch noch Zeit. Das gefiel Cajetana gar nicht. Wie groß war doch die Welt! Wenn man wirklich so viel von ihr sehen wollte, daß es der Rede wert wäre, so käme man überhaupt nie zum Heiraten. Übrigens — wer weiß? Vielleicht war es ganz gesund für den Franzl, tröstete sie sich schließlich, wenn er die Französinnen kennen lernte. Wenigstens würde er es zu schätzen wissen, daß er ein Schottenfelder Mädel bekam. Denn die Französinnen waren durch die Bank eitel, falsch, hoffärtig, hinterlistig, kokett, bösartig und ordinär. Das wußte sie ganz genau. Gesehen hatte sie freilich noch nie eine, außer die überbescheidene „Mademoiselle“, das kreuzbrave alte Möbel, das unermüdlich durch die Straßen der Vorstadt geisterte, um mit den halbwüchsigen Töchtern der wohlhabenden Bürgerhäuser „Cloche et Marteau“ zu spielen.

Das neuvermählte Paar rollte in einer schweren gelben Extrapostchaise zur Mariahilferlinie hinaus, um eine Hochzeitsreise ins Salzkammergut zu unternehmen. Der Muschir entdeckte den Frühling. In seinem Kontor am Platzel hinter St. Ulrich hatte er nach und nach vergessen, daß es einen Frühling gibt. Jetzt sah er Himmelsschlüsselblumen auf allen

Wiesen blühen, aber er bedurfte keines Schlüssels, der Himmel hatte sich wie von selbst vor ihm aufgetan. Wenn Seligsein Wunschlosigkeit ist, so war er selig. Er wünschte sich nichts, als immer so fort in den blauen Tag hineinzufahren, an der Seite dieses lieben, sanften jungen Mädchens, von dem er gar nicht glauben konnte, daß es nunmehr sein angetrautes Weib geworden war. Er machte sie aufmerksam auf all das Schöne, das es in der Gegend gab, auf die eilenden Bäche und blauenden Berge, auf die großen silbernen Wolken, die am Himmel flogen, und auf die Sonnenlichter, die in jungbegrünten Buchenwäldern spielten. Und dazwischen verfiel er manchmal in ernstes Nachdenken und ertappte sich plötzlich dabei, wie er nachrechnete, ob es nicht möglich gewesen wäre, bei der letzten Partie Rohseide, die er erstanden, um ein paar Perzent günstiger abzuschließen, wenn er eine vorteilhaftere Konjunktur abgewartet hätte.

Es vergingen mehrere Tage, eh' es ihm gelang, seine Gedanken von der gewohnten Tätigkeit loszumachen. Sie konnten auch schweigen nebeneinander im Wagen, ohne daß es sie bedrückte.

Julie faßte Zutrauen zu ihm. Seine kindliche Freudigkeit, die mit nachdenklichen Stunden wechselte, gefiel ihr. Sie war so zart und schmächtig, daß fast ein halber Sitz zwischen ihnen frei blieb. Es hatte niemals weniger zärtliche Hochzeitsreisende gegeben und nie zufriedenere. Die Berge wurden höher, und die Straße zog an einem hohen, dunkelgrünen Wasser hin. Sie hatten zu tun mit Schauen und Staunen und zeigten sich gegenseitig die Herrlichkeiten des Landes.

Einmal hörten sie den Kuckuck aus der Tiefe eines Waldes rufen. Der Muschir ließ halten, sie lauschten und zählten. So oft, in ununterbrochener Folge, hatten sie den Ruf des Kuckucks nie vernommen.

„Eine lange Reihe von glücklichen Jahren ....“ sagte der Muschir und ergriff fast schüchtern ihre Hand.

Es standen ihr auf einmal die Augen voll Tränen.

Die Straße fiel jetzt scharf bergab, und der eingelegte Radschuh knirschte im Schotter. Ein paarmal gab es unangenehme Erschütterungen, daß sie auflachend mit den Köpfen beinahe aneinanderstießen. Dann rollte der Wagen wieder frei und leicht, der Postillon setzte sein Horn an den Mund und schmetterte ein Lied in die kühle Morgenluft. In gleich-

mäßigen Rhythmen begleitete das einsame Traben der Pferde die frohe Weise. Über den Wiesenhängen schimmerte es wie grauer Reif, wo sie noch im Schatten lagen; wo aber die Sonne hingekommen war, da glitzerten Tauperlen mit Demantgefunkel. Das Gefühl einer wohltuenden Reinheit, wie sie nur die Frühe kennt, war in ihre Gemüter eingezogen und strahlte aus ihren Augen wieder. So fuhren sie dahin ....

An einem sonnig stillen, leise zitternden Mittag hielten sie am Rande eines Sees, dessen milchiges Wasser von lieblich hellblauer Farbe war. Die Koffer wurden abgebunden und in einen flachen Kahn verladen, der Muschir entlohnte den Schwager. Sie stießen vom Ufer und glitten durch rascheln-des Schilf, und dann trieben Ruderschläge sie gegen das glitzernde Kirchdorf, das auf der andern Seite des Wassers zu Füßen schwerer Gebirge lag. Es war sommerlich warm, es hatte nicht geregnet, seit sie die Stadt verlassen hatten, nicht einmal ein trüber Tag, nur ab und zu eine weiße fliegende Wolke am tiefblauen Firmament, weich geballt wie schimmernder Schnee, mit zarten grauen Tinten an der Schattenseite. Der Muschir trug jetzt über seinen Vater-mördern einen hohen englischen Zylinderhut aus feinem Stroh-geflecht, der Juliens Heiterkeit erregte. Er zeigte sich ein wenig empfindlich, da bezwang sie sich. Es war auch alles gewählt und vornehm an ihm, daß er stattlich aussah wie ein Lord, während sie in dem breitkrämpigen Schäferhut, der ihr Antlitz beschattete, einem feinen, zarten Landmädchen glich. Die breite biedere Herbergswirtin, bei der sie abstiegen, wies ihnen nebeneinander die Zimmer an, eins „für die kleine Fräule", wie sie sagte, und eins „für den gnädigen Herrn Vater". Es währte einige Tage, ehe sie sich daran gewöhnen konnte, sie als Eheleute zu betrachten.

Bei einem abendlichen Gang durch die Dorfstraße sahen sie an vielen Hauswänden aufrechtstehende Bretter befestigt, wettergrau die meisten, mit verblichenen Inschriften. Von einem starken jungen Menschen, der mit aufgerollten Hemd-ärmeln und geschulterter Sense an ihnen vorüberschritt und freundlich grüßte, erfuhren sie auf ihre Fragen, daß es Toten-laden seien, die man zum Andenken an die Verstorbenen auf-bewahrte, indem man sie außen an die Wohnstätten nagelte, wo die Lebenden gehaust hatten. Was ein Totenladen wäre? wollte der Muschir wissen; da lachte der junge Mensch mit

der Sense und schritt weiter. Aber Julie hatte es verstanden und erklärte es ihm, daß das Brett gemeint sei, worauf man den Toten bettet, bis der Schreiner den Sarg geliefert hat. Von solchen Dingen wollte der Muschir nichts hören; es verstimmte ihn, daß die Leute hier sich in den Kopf gesetzt hätten, einen auf Schritt und Tritt ans Sterben zu mahnen.

„Das sind Extremitäten," sagte er. „Die Menschen sind fürs Leben da. Arbeiten und verdienen ihre Sache. Wer wird alleweil ans Ende denken? Da käm' einem schließlich alles überflüssig vor, daß man schafft und sich plagt und erwirbt."

Julie schwieg. Am Ende des Dorfes lasen sie auf einem Brette: „Gedenkladen der erngeachten Maria Leitner, alte Bäckin von hier, gestorben am 11. März 1831 in ihrem 43. Lebensjahr." Und darunter stand der Reim:

„Lieber Gatte und auch ihr Kinder, gute Nacht,
Mein schweres Leiden ist vollbracht.
Im Leben ist kein bleibend Glück,
Wir blühen nur einen Augenblick
Und sind nie sicher vor dem Grab
Und fallen wie die Blumen ab."

Julie fühlte sich seltsam ergriffen. Gelegentlich war ihr eines der poetischen „Taschenbücher" in die Hand gekommen, die es damals gab, in grüner oder rosenroter Seide gebunden, mit Goldpressung. Darin hatte sie stets die empfindsamen Verse bevorzugt.

„Jeder weiß es," sagte sie; „und doch hab' ich nie so recht daran gedacht: Wir fallen wie die Blumen ab...."

Er zog sie mit sich fort.

„Es ist so viel Reichtum in diesem Leben," sagte er im Weitergehen. „Mir wird manchmal fast bange. Was war meine Jugend? Arbeit! Mein ganzes Leben? Nichts als Arbeit. Ich habe das Geschäft hinaufgebracht. Es muß aber noch viel größer werden. Eine Weltfirma! Jetzt will ich immer nur an dich denken. Für dich werde ich jetzt arbeiten. Mit allem Schönen, das es gibt, werde ich dich umgeben. Ich hab' es mir in den Kopf gesetzt, daß ich dich glücklich machen will."

„Du bist gut, sagte sie dankbar. „Aber sieh, ich brauche nicht viel. Es ist manchmal so eine Sehnsucht in mir. So, als ob man um vieles weiter werden könnte in seinem Innern,

freier sozusagen. Wenn wir uns gegenseitig dazu verhelfen könnten?"

Er verstand nicht recht, wie sie es meinte, und ging befangen neben ihr her. Sie kamen auf eine kleine Anhöhe über dem See, dessen leicht gekräuselte Fläche man durch die Bogen eines verfallenen Gemäuers unter sich schimmern sah. Da setzten sie sich auf eine Bank und hörten die Wellen glucksen, die Gipfel der Berge jenseits des Wassers färbten sich glutrot, obgleich die Sonne bereits untergesunken war.

Jetzt erinnerte er sich, daß er auf dem Weg Briefe behoben und in die Brusttasche gesteckt hatte. Er zog sie hervor, entschuldigte sich und las. Sie dachte an die Andreasgasse, an das Klappern der Webstühle und an ihren Vater und sah enttäuscht drein, daß sie ohne Nachricht von zuhause geblieben war. Die Briefe waren ausführlich, er verbrachte eine gute Zeit mit Lesen, und sie fühlte sich einsam. Als er endlich die Papiere zusammenfaltete, machte er ein zufriedenes Gesicht, reckte seine Glieder und war aufgeräumt.

„Es steht gut auf dem Braunhirschengrund. Die Jacquards sind in Gang. Ich freu' mich, wenn ich dir das alles zeigen kann. So ein ganzer Saal mit Jacquards sieht aus wie eine Feerie. Wie ein vernünftiger Mensch benehmen sich solche Maschinen. Vernünftiger als mancher Weber . . . ." Dann sagte er noch: „Der Götsch Lebold war da und hat gebeten, man soll ihn wieder nehmen. Das wär' eine schöne Ordnung! Der Vielkind hat ihm die Tür gezeigt."

„Wer ist der Götsch Lebold?" fragte Julie.

„Ein alter Dickkopf, der nicht mehr mitkann. Oder vielmehr — er könnte schon, aber er mag nicht. Er bildet sich ein, daß wir ihm zulieb auf den alten Zampelstühlen weiterorgeln sollen. Da wird noch mancher an die Luft gesetzt werden. Die Leute glauben rein, eine Fabrik ist da, damit die Arbeiter ein schönes Leben haben. Am liebsten möchten sie uns auffressen, und wir sollen sie dafür füttern. Keiner ist zufrieden mit seinem Lohn, und doch weiß jeder einen Verwandten, einen Sohn, eine Tochter, die er gern bei uns unterbrächte. Darum ist es ihnen nicht recht, wenn man Neuerungen einführt. Aber die werden schauen! Je weniger Arbeiter ich brauche, desto lieber ist mirs. Zu was haben wir denn Erfindungen? Gib nur acht, wenn ich mit der Dampfkraft anfange!"

„Kann man denn das?“ fragte Julie verwundert.

„Warum soll man es nicht können?“ Ausprobiert muß es halt noch werden. Wenn es einen mechanischen Baumwollstuhl gibt, warum soll es keinen mechanischen Seidenstuhl geben können? Einer ist auch schon, der mechanisch arbeitet, wohl an die zwanzig Jahre, weil er eine gute Wasserkraft hat, weiter draußen, nahe am Gebirg. Da ist ein großes Rad wie bei einer Mühle, das treibt das ganze Werk. Aber wieviel erspart er dabei? Zwei, drei Handarbeiter für jeden mechanischen Stuhl, das lohnt kaum die Anlage. Die Dampfkraft muß mir mehr leisten. Zehn bis zwölf Hände will ich ersparen pro Stuhl!“

„Diese Weber werden dann aber alle brotlos?“ warf Julie schüchtern dazwischen.

„Die Postillons werden auch bald das Nachsehen haben bei den Eisenbahnen; müssen sich halt etwas anderes suchen.“

Julie sah still und traurig hinaus auf den weiten See und die friedlichen Berge. Der Muschir war im Zug, er erzählte ihr von seinen Plänen, wie er alles einrichten und deichseln würde. Er lachte und bewegte im Eifer seine großen Hände und merkte es nicht, wie behutsam und schonend der Abend auftrat, der mit ernsten Schritten von den östlichen Gebirgen niederstieg. Da hatte sie die Empfindung, daß sie unglücklich sein würde an der Seite dieses lauten und bärenhaften Menschen, wenn ihr nicht ein Kind geschenkt würde, das zwischen ihnen stünde, an das sie sich anschließen, und das sie mit ihrer Liebe umgeben könnte.

Der Muschir blieb den ganzen Abend gesprächig, heiter und hitzig. Es war, als hätten die guten Nachrichten aus der Fabrik einen anderen Menschen aus ihm gemacht. Als sie auf dem kleinen Söller vor ihrer Herberge zu Abend gegessen hatten, der halbe Mond über dem Gebirge stand und ein silbernes Gekräusel von Wellen durch die finstere Tiefe flutete, wo der See lag, da wurde er aufmerksam auf ihre Schönheit und fing zum ersten Male an, sie mit Zärtlichkeiten zu bedrängen. Sie verstand ihn nicht sogleich, war verwirrt und befangen und wußte nicht, wie sie ihn abwehren sollte, ohne ihn zu kränken. Aber sobald es unauffällig geschehen konnte, entzog sie sich ihm und begab sich unter einem Vorwand auf ihr Zimmer. Beim Schein des Mondes, der die niedrigen Fensterkreuze scharf und klar auf den gedielten Boden zeichnete, saß

sie mit klopfendem Herzen auf dem Rand ihres Bettes und lauschte und hörte ihn nebenan auf- und niedergehen und polternd herumkramen. Ein paarmal schien es, als näherten sich seine Schritte, da stockte ihr Atem, und schließlich erhob sie sich geängstigt und legte die Schuhe ab, damit er sie nicht hören sollte, und schlich so leise als möglich durch die Stube, um den Schlüssel herumzudrehen — aber in demselben Augenblicke öffnete sich die Tür, und er trat ein und umfing sie, zitternd und glühend und Liebesworte stammelnd.

Sie fürchtete sich vor ihm, beinahe verabscheute sie ihn in dieser Minute, und doch brachte sie es nicht übers Herz, ihre wahre Gesinnung zu verraten, und ihm eine tödliche Kränkung zuzufügen, indem sie ihn von sich stieß. Die abenteuerlichsten Pläne, wie sie ihm entfliehen könnte, kreuzten ihr Hirn, und dazwischen kam ihr wieder der Gedanke, wie trostlos es wäre, ohne Kind an seiner Seite zu leben, jederzeit den Liebkosungen ausgesetzt, die eine jähe Laune ihm eingeben konnte. Wie eine Taube, die man einfängt, zitterte sie hilflos in seinen Händen, und er deutete in seiner Verliebtheit ihr mädchenhaftes Beben zu seinen Gunsten und merkte es nicht, daß ihre verzweifelte Hingebung einer Art von Feindseligkeit abgerungen war, die sie gegen ihn empfand.

Die schweigende Mondnacht am See glitt langsam in das Meer der Ewigkeit hinüber, ein Tropfen unter unzähligen, der spurlos entschwindet, und von dem niemand mehr weiß. In Juliens Erinnerung aber gruben alle Einzelheiten dieser Nacht sich mit Schreckenszügen ein, daß sie zeitlebens nichts davon vergaß und einen stets erneuten Widerwillen gegen ihren Gatten und gegen sich selbst empfand, so oft sie daran denken mußte. Das stille Seedorf, das die Quellen des Lebens zu wecken schien, während es im Kult der Toten schwelgte, verließen sie am andern Morgen, um ihre Reise fortzusetzen. Eine dem Muschir unerklärliche Unruhe hatte sich Juliens bemächtigt, daß sie nirgends mehr verweilen mochte und unablässig von Ort zu Ort drängte. Nur in der Veränderung und steten Bewegung schien ihr Gemüt sein Gleichgewicht zu bewahren.

Er mußte sich darein fügen, und sie fuhren weiter durch Land und Stadt. Er umgab sie mit der schonenden Aufmerksamkeit eines väterlichen Freundes, und sie blieb ihm eine sanfte, dankbare Gefährtin, die sich bewußt war, seiner Nach-

sicht zu bedürfen. In ihren schlaflosen Nächten aber betete sie zu Gott, er möge den Abscheu vor dem Leben von ihr nehmen, oder sie mit Unfruchtbarkeit schlagen. Denn sie fürchtete sich einem Kinde das Leben zu schenken, das in widerwilliger Wonne empfangen wäre.

* * *

An einem milden Frühsommermorgen kam Bethi ins Kontor herüber, wo Petz damit beschäftigt war, ein zartes Blatt- und Blütenmuster in die Carta rigata zu setzen.

„Verzeih, wenn ich dich bei der Arbeit störe. Ich möchte dich etwas fragen."

„Ich dich auch; meinst du, daß ich hier ein Olivbraun angeben soll, oder Rostfarbe?"

Sie nahm die Seidensträhne, die als Farbmuster auf dem Tisch lagen, hielt sie ans Licht und wog die Töne gegeneinander ab.

„Es ist bei den Farben wie bei den Menschen," sagte sie endlich; „eine Grundnote müssen sie miteinander gemein haben, um zu harmonieren. Der Rostfarbe fehlt die Spur von Blau, die in allen andern, wenn auch verborgen, enthalten ist."

„Das war auch meine Empfindung," sagte er befriedigt, tauchte den Pinsel ins Wasser und mischte in der Tuschschale den Ton, der ihm vorschwebte.

Sie trat ans Fenster und blickte hinaus. Das Endchen blauen Himmels, das über dem steilen verwitterten Dach der uralten Kirche St. Ulrich sichtbar blieb, und der warme Schein der Sonne, der das Gemäuer überflutete, erfüllten sie mit Sehnsucht. Sie preßte die Stirn an die Scheibe und verlor sich in Sinnen, und dabei blieben doch unwillkürlich ihre großen Augen mit gespanntem Ausdruck auf das enge ansteigende Gäßchen gerichtet, das vom Platzel um das Kirchenschiff herum gegen die Entengasse und Wendelstadt emporführte. So verharrte sie still, ohne sich zu rühren, während Petz im Eifer seiner Beschäftigung fast darauf vergaß, daß sie da war. Bis plötzlich ein leiser, halb unterdrückter Ausruf des Staunens oder Erschreckens über ihre Lippen glitt. Da hob Petz den Kopf von seiner Arbeit.

„Du wolltest mich etwas fragen, Bethi?" sagte er sich erinnernd.

„Gerade das ist es!“ stieß sie hervor. „Komm her und sieh! Kennst du den Menschen?“

Er trat ans Fenster. Im Schatten des Kirchengäßchens lehnte eine zerlumpte Gestalt, ein alter hagerer Mann mit wirrem Haar, und blickte erhobenen Hauptes unverwandt nach dem Oberstock des Hauses „Zum goldenen Stuck“ herüber, gerade als ob es da etwas besonderes zu sehen gäbe.

„Mir scheint, es ist der Bettler aus dem ‚Verschwender‘?“ sagte Petz lachend.

„Daran erinnert er mich auch, so oft ich ihn sehe. Und es ist mir dann, als ob er mahnend oder drohend zu uns herüberblickt....“

„Hat er sich schon öfter gezeigt?“

„Jeden Morgen um dieselbe Stunde seh' ich ihn dort stehen. Wie eine Erscheinung taucht er auf einmal im Kirchengäßchen auf, lehnt eine Weile an dem alten Grabstein, der außen an der Kirchenmauer angebracht ist, und schaut wie eine Bildsäule auf unser Haus herüber. Und wenn ich nach einiger Zeit wieder ans Fenster trete, ist er fort. Du erkennst ihn nicht?“

„Es wird ein Armer sein, der an der Kirchentür bettelt.“

„Es ist der Götsch Lebold,“ sagte sie.

Er wunderte sich, so verändert sah der Mann aus. Aber jetzt, da sie es sagte, erkannte er ihn.

„Der Muschir hat ihn entlassen,“ sagte Bethi. „Er ist ins Elend geraten. Wir müssen uns seiner annehmen.“

„Wir werden ihm eine ausreichende Unterstützung hinüberschicken.“

„Damit ist ihm nicht geholfen! Ich kenne den Götsch und bin sicher, er nimmt nichts an, eher verhungert er. Wir müssen ihm Arbeit verschaffen. Er soll wieder aufgenommen werden.“

„Das wird schwer halten,“ meinte Petz bedenklich. „Du weißt, der Muschir ist empfindlich in dem Punkt. Er duldet nicht, daß ihm in seine Geschäfte jemand hineinredet.“

„Während seiner Abwesenheit bist du der oberste Chef. Die Firma Leodolter kann nicht einen Weber im Elend zu grunde gehen lassen, der schon unter dem seligen Vater da oben im Stuhl gesessen hat. Sieh nur, wie herabgekommen —“

Sie warf einen Blick durchs Fenster und stockte. Die Gestalt an der Kirchenmauer war verschwunden.

„Hast du ihn weggehen sehen?“ fragte sie leicht beunruhigt.

Petz lachte.

„Nein, aber aus einem sehr einfachen Grund. Weil ich zufällig nicht hinblickte. Oder meinst du vielleicht, daß eine Art Azur dahintersteckt, oder wie sonst die Geister in den Zauberkomödien gerne heißen?“

„Das glaub' ich wirklich nicht,“ sagte sie ernst. „Dergleichen gibts nur in der Leopoldstadt*). Aber es ist mir manchmal, wenn ich den Alten sehe, als ob die Vergangenheit da unten stünde und uns warnen wollte vor der Zukunft, der wir entgegentreiben.“

„So betrachtet, geb' ich dir nicht ganz unrecht,“ sagte Petz nachdenklich. „Es können Krisen kommen, die vielleicht ein paar Menschenalter lang dauern. Die Maschinen spielen den Wohlhabenden eine ungeheure Macht in die Hand. Weh ihnen, wenn sie diese Macht mißbrauchen!“

„Du meinst, daß dann die große Masse da unten sich gegen sie zusammenrotten könnte?“

„Das wär' noch das geringere Übel. Dann würde die Staatsgewalt sich ins Mittel legen und die Besitzenden mit ihren Bajonetten schützen. Auf diesem Wege kann ihnen nichts geschehen, dabei werden sie immer mit einem blauen Auge davonkommen. Aber denk nur! Wenn es einmal dazu käme, daß das arbeitende Bürgertum keinen andern Leitstern mehr vor sich sähe, als seinen Besitz zu vermehren und seinen Aufwand zu genießen! Wenn es keinen Glauben mehr hätte als an die Macht des Geldes, keine Religion als die Selbstsucht, keine höhere Klugheit als die geschickte Ausnutzung seiner Nebenmenschen, keinen Gegenstand der Verehrung als den Erfolg! Und wenn es dies alles mit falschen Namen schmückte und die Ausbeutung der Schwachen und die absolute Herrschaft des Geldsackes mit dem Banner der Freiheit deckte — meinst du nicht, daß es sich dann selbst aufgeben müßte und reif wäre, zum alten Eisen geworfen zu werden, wie die andern Stände auch, die wir heute als freiheitsfeindlich bekämpfen?“

„O, das glaub' ich gewiß!“ rief Bethi mit glühenden Wangen. „Die Freiheit kann nichts andres sein als die Liebe

*) Theater in der Leopoldstadt, wo Raimunds Zauberspiele aufgeführt wurden.

der Menschen zueinander. Wenn ich mich erinnere, wie der selige Vater mit seinen Arbeitern gewesen ist! Für jeden einzelnen hatte er ein gutes Wort, Rat in schwerer Stunde, Hilfe in der Not. Das muß nun freilich aufhören, wenn es ihrer so viele sind. Aber die Gesinnung im ganzen kann die gleiche bleiben und soll es auch. Je mehr die Maschine Menschenarbeit ersetzt, desto freier, denk' ich mir, soll auch der Arbeiter das Menschliche ausbilden können, das in ihn gelegt ist wie in uns alle, die treue Gesinnung, die wahre Kraft und die Güte."

Petz lächelte, indem er den Arm um ihre Schulter legte und ihr Haupt zärtlich an seine Wange drückte.

„Du sprichst recht wie eine Frau. Wollte Gott, daß es so würde! Ich bin vorderhand zufrieden, wenn wir den Haß nicht unnötig entfachen und die Gegensätze nicht bis zur Unheilbarkeit verschärfen. Es wird alles davon abhängen, ob das Bürgertum rechtzeitig erkennt, daß Macht auch Pflichten auferlegt. Die gegenwärtig am Ruder sind, haben es vergessen. Was wir erstreben, dürfen wir nicht für uns allein, müssen wir für die Allgemeinheit wollen. Nur dann wird auch die Umwälzung, die sich jetzt in aller Stille vorbereitet, unsern Kern und unser Wesen stärken, nicht bloß zu äußeren Erfolgen führen. Der Wirbel des Eigennutzes ist gefährlich, der Adel und die tote Hand, die Bankiers und die Großhändler geben ein böses Beispiel. Das arbeitende Bürgertum soll noch andere Ziele kennen als den Besitz, will es zur Führung berufen sein. Aber es ist schwer für den einzelnen, gegen den Strom zu schwimmen. Bei der Gesamtheit müßten vornehme Gesinnung und Herzenswärme zu finden sein, der Mut der Schlichtheit und echter Bürgerstolz."

„Aber in diesem Falle, Petz — was den armen Götsch Lebold angeht, da kommt es gerade auf den einzelnen an, und dieser einzelne bist jetzt du." Bethi hing sich schmeichelnd an seinen Arm. „Laß uns hinausfahren nach dem Braunhirschengrund! Ich sehne mich ohnedies so sehr an die Sonne zu kommen und wollte dich darum bitten; eben deshalb bin ich bei dir eingetreten. Wir wollen mit Vielkind reden, was meinst du? Es wird sich doch irgendwo in dem weitläufigen Gebäude ein Winkel finden, wo man dem Alten seinen Zampelstuhl wieder aufschlagen kann?"

Er konnte ihrer Bitte nicht widerstehen und schickte

Pappelmann hinunter, einspannen zu lassen. Eine halbe Stunde später rollten sie im offenen Wagen die Mariahilfer Linie hinaus. Erst an Feldern und verstaubten Grasflächen entlang, zwischen denen die dunklen Lebensbäume des Schmelzerfriedhofes herübergrüßten. Dann kamen die ersten niedrigen Häuser des Vororts, und dann fing die lange, mit barocken Vasen geschmückte Mauer des Schloßparkes an. Vor dem hohen Gittertore des von der Straße etwas zurückstehenden herrschaftlichen Schlosses Braunhirschen, das die Grundobrigkeit über diese Gegend ausübte, soweit sie nicht unter Klosterneuburgischem Dominium stand, sahen sie im Vorüberfahren einen flotten Viererzug halten, mit zwei Paaren glattgestriegelter Rappen vor dem funkelneuen, grünlackierten Kutschierwagen. Ein fein und sympathisch aussehender Kavalier in mittleren Jahren setzte sich eben auf dem hohen Lederpolster des Kutschierbockes zurecht, nachdem er die Zügel ergriffen und in seinen behandschuhten Händen geordnet hatte. Eine schöne blasse Dame in grünem Federnhute schwang sich an seine Seite, während ein Knabe in der Uniform der Theresianischen Ritterakademie neben dem dahinter sitzenden livrierten Jäger Platz nahm. Als Petz mit dem Hut grüßte, schwang der Kavalier kordial seine Bogenpeitsche durch die Luft und machte freundlich zunickend und lächelnd eine leichte, weltmännisch herablassende Verbeugung herüber. Die vier gleichen Jucker, deren trockene Köpfe mit herabhängenden Lederstreifen geschmückt waren, stemmten sich in die Sielen, die Dame neigte ihre grünen Federn, und der Theresianist legte zwei Finger an die Silberborte seiner Uniformkappe.

„Wer ist es, den du gegrüßt hast?“ fragte Bethi im Weiterfahren.

„Du kennst ihn nicht? Es ist unser Nachbar vom Himmelhaus, der Freiherr von Auenwald. Was jenseits des Mühlbaches liegt, ist alles sein: der Park, das Schloß, die Felder und ganze Berge mit Wald. Und außerdem ist er auch Dominialherr von Braunhirschen.“

„So — der?“ machte Bethi gedehnt.

„Warum? Hast du etwas an ihm auszusetzen?“

Bethi lachte.

„Persönlich nicht das Geringste, ich kenn' ihn gar nicht. Aber der Muschir sagt, er sei einer von denen, die freiheitlich aushängen und dabei nur an sich selbst denken.“

„Wenn man allen Menschen unlautere Beweggründe zutrauen wollte," sagte Petz, „so wäre die Welt gar zu traurig. So lange das Gegenteil nicht erwiesen ist, soll man an jedermanns reine Absichten glauben. Ich halte Auenwald für einen der Verläßlichsten unter den liberalen Landständen."

„Der Muschir meint, die ganze Partei lege es darauf an, daß ihnen der Bürger- oder Bauernstand die Kastanien aus dem Feuer hole."

„Es mag schon solche darunter geben, die den Sturz Metternichs nur aus dem Grunde wünschen, um auf den Trümmern des bureaukratischen Staates die alte Adelsherrschaft wieder aufzurichten."

„Gibt es auch solche Freiheitshelden?"

Petz seufzte.

„Es versteht freilich mancher unter dem verführerischen Wort nichts anderes als sein eigenes Emporkommen auf Kosten der übrigen."

Der Wagen rollte jetzt durch die Gassen der heute zum vierzehnten Wiener Gemeindebezirk gehörigen, damals noch unansehnlichen Ortschaft Braunhirschengrund, und sie sahen inmitten einer mäßig großen, nur von verstaubten Gebüschen und zertretenen Grasflächen eingenommenen Gartenanlage das neue stattliche Leodolterische Fabriksgebäude vor sich liegen.

„Drei Fensterreihen übereinander?" rief Bethi erstaunt. „Und welche Front!"

„Das oberste Stockwerk steht noch leer. Aber der Muschir meint, daß wir uns nach und nach durch das ganze Haus ausbreiten werden."

Am Gattertor stiegen sie ab und gingen durch den Garten gegen das Haus. Aber bei einer Krümmung des Kiesweges hielten sie unwillkürlich still und sahen einander an. Durch ein Fliedergebüsch gegen das Gebäude hin gedeckt, stand da ein ungleiches junges Paar in vertrauliches Gespräch vertieft, so schien es. Ein blondes Fabriksmädel, wie es gerade aus dem Saale der Spulerinnen fortgelaufen sein mochte, im Arbeitskleid, ohne Umhängetuch. Und in ihrer Gesellschaft ein feingekleideter junger Herr, in welchem Petz und Bethi nicht eben zu ihrer Freude ihren Bruder Edi erkannten. Der junge Mann redete lebhaft auf das hübsche Ding ein, und sie sah verliebt zu ihm auf und lauschte seinen Worten — beide merkten sie nicht, daß quer über den Rasenplatz ein stämmiger,

proletarisch aussehender Bursche sich wie ein Jäger ans Wild in behutsamen Sprüngen an sie heranpürschte. Er war ohne Hut und gleichfalls im Arbeitskittel, ein Webergehilfe vermutlich, der das Mädchen hatte davonschleichen sehen, etwas witterte und den beiden auflauerte. Die Geschwister sahen ihn stehen, hinter das Strauchwerk geduckt, lauschend, mit wutverzerrtem Gesicht, und sie sahen, wie er gerade in dem Augenblick, da Edi seinen Arm um den Nacken des Mädchens legte, vorbrach und einen wuchtigen Faustschlag gegen seinen jungen Chef führte, der zurücktaumelte und sich mit dem Spazierstöckchen wehrte. Aber der andere kümmerte sich nicht weiter um ihn, sondern zerrte das Mädchen, das leise wimmerte und sich sträubte, am Handgelenk über die Wiese mit sich fort, und als sie zu stürzen drohte, riß er sie auf und trieb sie mit Püffen und gemeinen Schimpfworten vor sich her, bis sie ihm entlief und in einer Tür des Fabriksgebäudes verschwand. Da wendete er sich erst zurück und drohte mit der Faust gegen Edi herüber und schrie, er lasse das Mädel nicht zur Dirne machen, und wenn der junge Herr ihm nochmals über den Weg laufe, werde er es ihm schon zeigen! Edi indessen, damit beschäftigt, die Tellen auszutreiben, die sein Hut abbekommen hatte, blieb auch nichts schuldig und schrie zurück, die Frechheit werde er ihm eintränken, er möge sich seinen Lohn auszahlen lassen, hier sei er am längsten Weber gewesen. Und nachdem sie sich so, obgleich an den Fenstern die Köpfe von neugierigen Arbeitern und Arbeiterinnen auftauchten, ohne viel Umschweife die Meinung gesagt hatten, gingen sie ruhig auseinander, der Weber ins Haus, der junge Chef gegen den Gartenausgang. Da erblickte er Bethi und Petz, grüßte unbefangen und sagte, es sei schön, daß sie auch einmal heraus kämen.

Bethi fand nicht gleich Worte und blieb einsilbig, während Petz sich nicht enthalten konnte, des Bruders unziemliches Betragen zu rügen, dessen unfreiwillige Zeugen sie zufällig geworden waren. Edi hingegen zeigte wenig Neigung, in sich zu gehen und Reue und Leid zu erwecken.

„Was echauffierst du dich eigentlich? Schließlich sind doch die Mädels dazu da, daß man sich ein bischen mit ihnen amüsieren kann?"

„So viel ich weiß, sind sie da, um zu arbeiten, und ein ehrliches Arbeitermädchen ins Unglück bringen, ist ordinär.

Gehört sie aber zu den Leichtfertigen, so solltest du dich erst recht schämen, dich mit ihr abzugeben."

„Geh, mach dich nicht lächerlich, Petz, mit deinen altväterischen Ansichten! Heutzutage denkt man doch freiheitlicher in solchen Dingen und das ist nur recht und billig. Denn was soll unsereiner tun? Wie ein Kapuziner leben? Dafür bedank' ich mich schönstens. Oder so früh ins Ehejoch springen, wie die biederen Großväter es taten? Ist auch nicht mein Fall. Was sind das also für geschwollene Redensarten: Ein ehrliches Arbeitermädchen ins Unglück bringen! Als ob ein Arbeitermädel eine Komteß wär'! Die nehmens nicht so genau, das kannst du mir glauben. Was haben sie denn vom Leben? Ja, früher vielleicht, wo es noch eine Menge kleine Handwebermeister gegeben hat, da hat so eine sich etwas zurücklegen können, hat schließlich einen Mann bekommen und ist Meisterin geworden. Damals war die Ehrbarkeit noch halbwegs rentabel. Aber jetzt — geh, hör mir auf! Tagaus, tagein hinter der Spuhlmaschine stehn und ewig denselben Handgriff machen, bis sie steinalt und krummbucklig wird — ist das eine Aussicht für so ein junges Ding? Schad' ist es um sie ganz einfach, wenn sie sauber ist. Und wenn sie sich einmal unterhalten kann und ein anderer sich mit ihr abgibt als so ein Proletarier, so ist sie nur froh und sogar stolz darauf."

„Du mißbrauchst deine Stellung als Chef und setzt dein Ansehen bei der Arbeiterschaft aufs Spiel. Schon die Achtung vor der Firma sollte dich daran hindern. Was hast du dir von dem Menschen alles bieten lassen müssen!"

„Das soll ihm auch übel bekommen! Ich werde nicht versäumen, mit Vielkind zu sprechen. Du sollst sehen, wie schnell mein Ansehen bei der Arbeiterschaft wieder hergestellt ist."

„Du wolltest ihm deine Macht fühlen lassen?" sagte jetzt Bethi. „Das kann ich von dir nicht glauben, Edi, denn es wäre niedrig gehandelt."

Er sah sie an und wurde rot. Verlegen bügelte er mit dem Ellbogen an seinem Hut.

„Diese Proletarier wachsen einem über den Kopf, wenn man ihnen nicht gelegentlich den Herrn zeigt. Soll ich mich von so einem Menschen ins Unrecht setzen lassen?"

„Diesmal hast du dich selbst ins Unrecht gesetzt, will mir scheinen. Der Mensch mag sich ungehörig benommen haben,

gewiß, er hat sich hinreißen lassen. Willst du ihn deswegen brotlos machen? Und hatte er nicht Ursache, in Wut zu geraten? Vielleicht ist das Mädchen seine Verlobte?"

„Sie ist seine Schwester," sagte Edi. „Und wenn ich mir's überlege, so hast du eigentlich recht. Ich glaub', ich hätt' auch nicht anders gehandelt an seiner Stelle. Wenn nicht in diesem Falle gerade ich der andere wäre, so würd' ich sogar finden, daß der Pölzl Heinrich ein ganz wackerer Bursch ist." Er setzte seinen Hut auf, lächelte und sagte in dem gemächlich-gutmütigen Ton, der ihm sonst eigen war: „Die ganze Geschichte ist ein Schmarrn. Ich war ungeschickt, und er war hitzig. Von mir aus soll er dableiben, wenn ihm das Weben Freud' macht, ich bring' ihn nicht ums Brot, es ist, wie du sagst, es wäre niedrig. Und dumm obendrein! Denn wenn der Heinrich nachher keine andere Arbeit findet, läßt ihn die Toni doch nicht hungern. Da könnt' ich ihn erhalten vielleicht auch noch, so mittelbar. In dem Fall wär' dann die Rache nicht süß, sondern bloß kostspielig."

„Versprich mir, daß du das Mädel fürder in Frieden läßt!" sagte Petz noch immer aufgebracht.

„Jetzt — zu viel darfst du von mir auch nicht verlangen! Ein Heiliger bin ich nie gewesen und hab' auch kein Talent dazu. Aber gescheiter anfangen will ich's ein anderes Mal, daß es keinen Skandal mehr gibt — das kann ich dir versprechen."

Und mit seinem offenen Lachen, das immer wieder für ihn einnahm, empfahl er sich von den Geschwistern und ging gemächlich pfeifend durch den Garten davon, um in die Stadt zurückzukehren.

Bethi war traurig, sie hatte schon als Halbwüchsige den jüngeren Bruder bemuttert und liebte ihn zärtlich. Auf ihr Wort gab er noch das meiste, er war nur lässig und schwach, sonst aber gutmütig und lenksam, wenn man ihn bei der richtigen Seite zu fassen wußte. Jetzt sah sie ihn mehr und mehr ihrem Einfluß entgleiten. Sie wußte viele Beispiele, wie die jüngsten Söhne wohlhabender Fabrikantenfamilien Verschwender und Lebemänner geworden waren, weil sie das richtige Arbeiten nicht mehr gelernt hatten und die Notwendigkeit des Erwerbens fehlte. So hätte auch Edi einer ganz besonderen Willenskraft bedurft, um ebenso tüchtig zu werden wie seine älteren Brüder es waren. Er hatte es schwerer als sie, weit-

aus schwerer, weil er es von Jugend auf um so vieles leichter gehabt hatte. Das sagte sich Bethi immer wieder zu seiner Entschuldigung und liebte ihn nach wie vor, so viel Kummer er ihr auch manchmal bereitete. —

Weniges später standen Petz und Bethi im großen Werksaale, wo die Webstühle klapperten und die Schnellschützen gleich Flintenkugeln an den Weberladen hin und her sausten. Ueber jedem Arbeitsmanne war hoch oben auf dem Gerüst, schon nahe der Decke, ein kastenartiger Aufsatz angebracht, und in einem jeden saß ein kleiner freundlicher Kobold versteckt, der dem Weber beim Weben half und ihm die Platinen und Korden aufzog. Das waren die neuen Jacquards, über die Bethi nicht genug staunen konnte. Denn wenn man sah, wie die grünen oder malvenroten oder veilchenblauen oder dotterblumengelben Seidenfäden der Kette hochgehoben wurden, genau in der Reihenfolge, wie der Weber es brauchte, daß er die Schütze dazwischen hindurchschießen konnte, so war es schwer zu glauben, daß nicht eine vernunftbegabte Hand mit dabei im Spiele sein sollte, sondern der Stuhl das alles von selber verrichtete.

„Es ist wie ein Wunder," sagte Bethi zu Vielkind, der stolz dabei stand. „Früher, der Latzenzieher, der hat es natürlich gewußt, welche Schnüre er aufziehen muß, damit die Kettfäden genau der Reihe nach sich heben, wie das Muster es fordert. Aber der Kasten da oben, der kann es doch nicht wissen? Und dennoch verrichtet er es?"

Herrn Vielkind war es gerade so zumute und nicht anders, als ob er selbst der Erfinder der Jacquardmaschine wäre.

„Pah!" machte er, indem er die Hornbrille zurecht rückte, „Das ist keine Hexerei, nicht die Spur, erzsimpel ist es, wenn man es einmal verstehen tut. Aber freilich, ausgekartelt haben wir die Geschichte schlau, der Herr von Leodolter und ich. Ohne Menschenverstand geht es halt doch nicht, nur daß der Menschenverstand hier einfürallemal in den Mechanism da hineingesperrt ist. Und jetzt rumort er halt darin, und wenn der Arbeiter noch so dumm wär' und sich noch so verkehrt anstellen wollt', der Menschenverstand, der im Mechanism steckt, hilft ihm und bringt alles auf gleich und macht's, wie es sein soll. Und wissen Sie, was die ganze Kunst dabei ist, Demoiselle Bethi? Daß derjenige, welcher den Mechanism einrichten tut, wirklich einen Menschenverstand hat!"

Er schnupfte, zog sein „Fazolettl“ und lachte befriedigt.

„No ja,“ sagte er, „das liegt doch auf der Hand? Denn wenn man keinen Menschenverstand hat, kann man ihn doch nicht in so ein Kastel hineinsperren!“

Und dann erklärte er Bethi die Einrichtung der Jacquards und zeigte ihr, wie das ganze Dessin auf zusammenhängende Blätter aus durchlochter Pappe übertragen war, und wie alle Platinen, die nicht in ein Loch der Musterung trafen, durch die Stärke der Pappe zur Seite gebogen und ausgeschaltet wurden. Wo aber das Muster es forderte und eine Platine ins Loch traf, da blieb sie aufrecht und gerade, wurde vom Messerkasten erfaßt und in die Höhe gehoben. Und zugleich mit ihr stiegen dann auch die seidenen Fäden der Kette hoch, die an der betreffenden Platine befestigt waren, und bildeten das Fach, durch das der Weber seine Schütze schnellen konnte.

„Wenn man es einmal begriffen hat,“ sagte Bethi, „so ist es einfacher, als es aussieht. Aber hören Sie, Vielkind! Die neue Erfindung, die Sie da ins Wetk gesetzt haben, ist wie der junge Kuckuck im Nest, verstehen Sie mich? Ich meine, daß der Jacquardstuhl keine schwächeren Modelle neben sich dulden und sich rücksichtslos an ihre Stelle setzen wird. Das ist ihm zuzutrauen, weil er gar so gescheit und findig und sicher der Stärkere ist. Und die Starken, Gescheiten und Findigen sind immer ein bischen herzlos. Da tut es mir nun und auch meinem Bruder Alfred um die alten Zampelstühle leid. Die haben sich doch nichts zuschulden kommen lassen, waren gewissenhaft und treu ihr Leben lang und sollen jetzt auf einmal, nur weil sie alt geworden sind, zum Rumpelzeug geworfen werden! Was meinen Sie? Könnte man nicht wenigstens einigen von ihnen das Gnadenbrot geben?“

Herr Vielkind sah etwas verdutzt drein und wußte nicht recht, ob es ihr ernst war, oder ob sie bloß scherze.

„Demoiselle Bethi reden ja von den Zeugstühlen, als ob es Menschen wären? Unsereiner freilich, der tät' sich kränken, wenn er mir nichts, dir nichts sollt' entlassen werden, weil er alte Knochen kriegt. Aber so ein Zampelstuhl — dem tut kein Herz weh, mein' ich. Dafür ist er halt doch nicht gescheit genug.“

„Mir aber tät' es weh,“ sagte Bethi lächelnd, „wenn ich alles, was noch von Vaterszeit her ist, mit einem Schlag müßt' verschwinden sehn, begreifen Sie? Und man soll doch

in späteren Jahren auch einmal wissen, wie so ein Zampelstuhl eigentlich ausgesehen hat, und soll es nicht vergessen, damit man sich recht darüber freuen kann, um wieviel flotter es jetzt mit dem Weben geht. Also hab' ich es mit meinem Bruder Alfred besprochen, daß wir Sie bitten wollen, einem von den alten Stühlen irgendwo im Hause einen Winkel einzuräumen. Der Götsch Lebold soll daran weben, mit Schani, seinem Enkel, dem Latzenzieherbuben, und wenn der Götsch Lebold einmal nicht mehr ist, dann soll der Schani den Stuhl übernehmen und soll sich unter seinen Kindern, wenn er selber Kinder haben sollte bis dahin, einen Latzenzieher aussuchen. Und immer soll der letzte Latzenzieher bei Abgang des Webers auf dem alten Zampelstuhle weiterweben, zum dauerden Angedenken, wie es dereinst gewesen."

Herr Vielkind wollte Einwände erheben. Der Götsch Lebold? Nicht zu denken! Da käm' er schön an beim Herrn Chef, der würde ihn samt dem Götsch Lebold vor die Tür setzen! Als aber Petz sich bereit erklärte, alles auf sich zu nehmen, wurde er schwankend und begann nachzudenken.

„Man soll doch auch sehen," sagte Bethi noch, „daß die Fabrik all die Zeit her nicht bloß eine armselige Schusterei gewesen ist! Was meinen Sie? Jetzt sind Sie dreißig oder vierzig Jahre da, und das soll alles nichts wert gewesen sein? Steckt denn nicht auch in so einem alten Zampelstuhl ein Mechanism, mit einem Menschenverstand darin? Ja, mit einem sehr klugen Menschenverstand sogar, den mir niemand verachten soll!"

Da war Herr Vielkind auf einmal Feuer und Flamme für den Gedanken. Das hatte er doch immer gesagt, ganz so ohne war das Alte auch nicht, und in so einem Zampelstuhl steckte etwas darin! Also von ihm aus — warum denn nicht? Er war nur froh darüber, wenn man sollte sehen können, daß die neuen Erfinder es nicht aus den Fingern gelutscht hatten, und daß das Frühere auch etwas wert gewesen. Also wurde es vereinbart und beschlossen, einen alten Zampelstuhl zum ewigen Angedenken in Gang zu halten und den Götsch Lebold mit seinem Latzenzieherbuben daran arbeiten zu lassen.

Bethi dankte ihm, sie verabschiedeten sich, Herr Vielkind versprach voll Eifer, daß er schon alles machen und nach Wunsch einrichten würde. Petz freute sich, der Schwester den unschuldigen Wunsch erfüllt zu haben. Denn er bemerkte, als

sie miteinander in die Stadt zurückfuhren, wie leicht und heiter sie sich jetzt fühlte, man sah es ihr an, daß ihr eine Last vom Herzen genommen war.

Niemand ahnte, daß es jetzt noch Schwierigkeiten geben könnte. Es geschah aber, wie es oft geschieht, daß eine gutmütige Absicht, die man lange gehegt, gerade in dem Augenblick unausführbar wird, wo man sich dazu entschloß. Der Götsch Lebold zeigte sich nicht mehr auf dem Platzel und nicht auf dem Braunhirschengrund. Herr Vielkind schickte Nachricht in das Haus, wo der Götsch früher gewohnt hatte. Er wohnte längst nicht mehr dort, man wußte nichts von ihm. Herr Vielkind wartete, daß er doch noch einmal kommen und um Arbeit bitten würde. Aber er kam nicht wieder. Man suchte ihn durch die Polizei. Die Polizei wußte genau, wer den „Nürnberger Korrespondenten" hielt, wer verbotene Bücher las, wer die Kirche nicht besuchte, und wer einen längeren Bart trug als es sich gehörte, wenn schon nicht offen am Kinn, so doch verborgen in seinem Herzen. Das alles wußte die Polizei. Aber wo der Götsch Lebold und der Schani hingekommen waren, das wußte sie nicht.

Bethi behielt die Angelegenheit im Auge. Der Muschir kehrte von der Hochzeitsreise zurück, Julie fühlte sich angegriffen und übersiedelte bald ins Himmelhaus. Der Muschir fuhr hin und her und ließ über den Sommer seine Stadtwohnung behaglich einrichten, im Oberstock des Hauses „Zum goldenen Stuck", wie es bestimmt war. Bethi benützte die milde, gleichsam zerknirschte Stimmung, in der er sich zu befinden schien, und schmeichelte ihm das Versprechen ab, daß mit dem Götsch Lebold nach ihrem Sinn verfahren würde, wenn er wieder znm Vorschein käme. Aber die Nachforschungen, die sie anstellen ließ, hatten keinen Erfolg. Es verstrich ein Jahr, es verstrichen zwei, und sie ließ es sich nicht verdrießen, ihre Bemühungen immer wieder aufzunehmen, sobald etwas wie ein neuer Anhaltspunkt sich zeigte. Es war alles vergebens, der Götsch Lebold blieb verschollen.

Da gab schließlich Bethi sich darein, nahm an, daß er auswärts Arbeit gefunden haben mochte, und dachte nicht mehr an ihn.

* * *

Die beiden Leodolterbuben waren in die Grammatika eingetreten. Bildung mache frei, sagte Mosch-Eskeles, und Petz, der sich oftmals mit dem Freunde über Erziehungsfragen unterhielt, stimmte ihm bei. Die Humaniora könne auch ein Fabrikant brauchen, meinte er. Diesmal widersprach ihm der Muschir nicht, wie er es sonst wohl getan, und dachte sich nur sein Teil. Seine Geringschätzung gegen die unnütze Lernerei hatte sich um nichts vermindert; aber seit Julie Patruban ihm einen Erben geschenkt hatte, mochten seine Neffen auf Lateinisch studieren, wenn sie nichts Gescheiteres anzufangen wußten. Warum denn nicht? Schließlich müsse es auch Kanzleihocker geben, sagte er gelegentlich zu seiner Frau, und Dokters und Professoren und andere Hungerleider.

Wenn Julie so etwas hörte, erschrak sie förmlich und schlug wie beschämt die Augen zu Boden. Das Geschäft war doch wahrlich groß genug, es hatte mehr als einer Platz darin! Und warum sollte ein Fabrikant, der sonst noch etwas verstand und wußte, als was nur gerade zu seinem Metier gehörte, nicht trotzdem ein tüchtiger Fabrikant sein können? Schaden würde es ihm doch nichts, wenn er außerdem noch einiges gelernt hätte?

Aber davon wollte der Muschir nichts wissen.

„Lateinische Fabrikanten — das sind Extremitäten! Die Kanzleiherrn und Dokters lernen auch nicht weben, warum soll ein Weber das vertrackte Hokuspokus lernen? Wer reiten will, steigt von der Seite aufs Pferd, wo der nächste Weg ist. Wenn ich einen vom Schwanz aus hinaufkraxeln seh', so weiß ich schon, wieviel es geschlagen hat."

Er redete jetzt gern vom Testament seines Vaters, gegen das er früher einen gewissen Widerwillen nur schwer hatte verhehlen können, und rühmte den Weitblick des Verewigten. Denn nach der letztwilligen Verfügung des alten Herrn sollte das ganze Geschäft und alles, was an unbeweglichem Besitz dazu gehörte, auf den letztgebornen Leodolterenkel übergehen, zu dessen Gunsten auch das flüssige Vermögen durch ein ganzes System verwickelter Klauseln künstlich vinkuliert war. Derart, daß ein guter Teil von dem, was sich etwa abspaltete, unter gewissen Voraussetzungen zum Hauptstock zurückströmen und sich schließlich in der Hand des einen Auserwählten wieder vereinen mußte. Soweit Gesetz und menschliche Voraussicht es zuließen, war hierdurch der Zersplitterung vorge-

beugt und auf lange hinaus für den Glanz der Firma und die Herrlichkeit des Leodolterischen Namens gesorgt. Es steckten wahrhaft staatsmännische Finessen in dem weitläufigen Instrument, bei dessen Abfassung dem Testator etwas wie ein bürgerliches Fideikomiß vorgeschwebt haben mochte, und das die ganze Familie unter die Paragraphengewalt eines ehernen Hausgesetzes zwang. Das hatte dem Muschir sonst wenig gefallen. Seit aber der kleine Georg in der Wiege lag, leuchtete ihm plötzlich alles ein, und er legte einen gewissen Respekt vor dem winzigen Bübchen an den Tag, in dem er den künftigen Majoratsherren ehrte.

Julien dagegen war es peinlich, an Vorrechte erinnert zu werden, die ihrem Kinde zukommen sollten, und ihre geschärften Sinne witterten auch das Unausgesprochene, das nach dieser Richtung zielte. Wie ein Verrufen des Glücks und ein frevelhaftes Herausfordern des Schicksals empfand sie die ehrgeizigen Pläne ihres Gatten, die um den unschuldigen Schlummer des Neugeborenen kreisten. Ohnedies bangte ihr um ihr Kind. Es blieb schwächlich und kränkelte viel, ihr war zumute, als könnte Unheil auf sein Haupt herabbeschworen werden, wenn die Eltern sich durch Selbstsucht versündigten. Und das zarte, arglose Geschöpf, das, wie von unbekannten Schmerzen gequält, oft ganze Nächte hindurch wimmerte und um Hilfe zu flehen schien, sah wirklich nicht danach aus, als könnte es dazu bestimmt sein, irgend jemandem in der Welt im Wege zu stehen.

Poldi und Fred hießen, seit sie in die Grammatika eingetreten waren „Parvisten", selbst aber nannten sie sich „Untergrammatikalschüler". Der andere Name war ein Spott und eine Schmach. Wenn sie mit ihrer Klasse die Treppe herabkamen, so warteten die höheren Jahrgänge unten auf sie und ließen sie Spießruten laufen, indem sie im Chorus „Parvisten, Parvisten, Parvisten!" sangen. So erhaben fühlten die „Obergrammatisten" und „Syntaxisten" sich über die Eischale der ersten wissenschaftlichen Ausbildung, die sie selbst bereits vom Pürzel gestreift zu haben glaubten. Aber die Zeit der Unehre ging rasch vorüber. Nach kaum dreihundertfünfundsechzig Tagen waren Poldi und Fred selber Obergrammatisten, und nach weiteren zweiundfünfzig Wochen wurden sie gar Syntaxisten. Nun standen sie ihrerseits unten an der Treppe, wenn die Neulinge herunterkamen und sangen mit den andern im Chore: „Parvisten, Parvisten, Parvisten!"

Die schönen Jahre, wo die „Schieler“ nicht mit „Kintnissen“ zu luxurieren brauchten, waren nun dahin. Auf das „modiste Biniehmen“ und das gewisse „Schinisiehkoa“ kam es jetzt weniger an, als auf das „Pflichtgefiehl“. Überhaupt genügte es dem hochwürdigen Herrn Pater Cassian nicht, der nunmehr ihr Lehrer war, sie zu „Mienschen“ zu erziehen, er wollte auch gute Lateiner aus ihnen machen. Besonders die Gedächtnisverse, die die Genusregeln und andere nützliche Fingerzeige enthielten, verlangte er am Schnürchen. Zu den Parvisten sprach er noch deutsch; in den höheren Jahrgängen redete er ein kühnes Kirchenlatein und half sich, wo ihm der Faden ausging, gelegentlich auch mit Küchenlatein weiter.

Wenn Pater Cassian seinen Blick schweifen ließ, um sich einen Prüfling aus der Klasse herauszuangeln, so betete Poldi, daß es nicht Fred treffen möge. Wußte er den Bruder besonders schlecht vorbereitet, so tat er wohl gar ein Gelübde und versprach Gott ein Dankgebet zu weihen, wenn die Gefahr vorüber ginge. Pater Ignatius, der Religionslehrer, hatte seine Schäfchen gelehrt, daß man Gottes Willen manchmal umstimmen könne, wenn man ihm in Demut ein Gebet weihe, zum Opfer gleichsam. Also versprach Poldi Dankgebete in seiner Herzensangst, Vaterunser und Englische Grüße. Abends nachher, im Bette, wenn er die Schuld abzahlen wollte, da geschah es gar leicht, daß er vor Müdigkeit einschlief während des Betens. Denn tagsüber hatte er für zwei gearbeitet und gesorgt. Beim Aufwachen erschrak er dann heftig, daß er sein Versprechen noch nicht eingelöst hatte. Aber jetzt am Morgen war keine Zeit zum Beten, der neue Tag brachte neue Sorgen, er buchte die Schuld gewissenhaft in sein Notizbüchlein. Und wenn eine neue Gefahr drohte und die Angst wieder da war, versprach er neue Gebete dazu, die seine Schuld noch vermehrten. In dem kleinen Kontobuch, das er für den lieben Gott angelegt hatte, häuften sich die Passiven. Manchmal gelang es ihm, eine kleine Abschlagszahlung zu leisten. Aber er betete schwer, weil er allzu gewissenhaft beten wollte. Und für jeden Schuldposten, den er streichen konnte, hatte er wieder neue, oft viel größere Forderungen zu buchen. Bis es schließlich wie ein Berg über ihm hing und ihm manchmal zumute war wie einem Kaufmann, der längst passiv ist und sich trotzdem gezwungen sieht, noch immer neue Schulden zu kontrahieren.

Fred wußte und merkte von dem allen nichts. Unbe-

kümmert ging er an des Bruders Seite hin. Die Schule bereitete ihm geringe Sorgen, nicht einmal langweilig war sie ihm; denn er langweilte sich nie, er war einfach fort mit seinen Gedanken, wenn die Wirklichkeit ihm nicht paßte, weit fort, weiß Gott wo. Wie auf einem Zaubermantel ließ er sich durch seine Kunst, ein anderer zu sein, als der er war, durch die Lüfte tragen. Petz, der ihn im stillen beobachtete, äußerte sich gelegentlich einmal zu Bethi:

„Es gibt Menschen, die ihre Stimmungen zum Maß der Dinge machen. Dem, was sie sollen, zeigen sie sich nicht gewachsen, und was sie können, das wollen sie nicht. So ernten sie vom Leben nichts als Enttäuschung. In diese Art, fürcht' ich, wird Fred einmal schlagen."

„Du tust ihm Unrecht," sagte Bethi. „Es sind nicht die Geringsten unter den Menschen, die, um etwas zu sein, Wärme brauchen. Laß nur das Leben kommen! .... Er ist einer von den Sehnsüchtigen, die Ausschau halten."

„Und die sich selbst überflüssig dünken," sagte Petz unmutig, „solange sich nichts ereignet. Wie selten, o wie selten ereignet sich etwas!"

„Nimm alle Helden der Dichter von Schiller bis auf Herrn Doktor Grillparzer! Woraus lodert ihr Feuer? Aus ihrem Schicksal! Dem Alltäglichen wären sie allsamt nicht gewachsen."

„Die im Alltag ihren Mann stellen," entgegnete Petz lebhaft, „die Gewissenhaften und Treuen, so wie Poldi einer ist, das sind die Helden, die unsere Zeit braucht!"

Bethi schwieg. Vielleicht hatte sie selbst dazu beigetragen, Freds Einbildungskraft frühzeitig zu wecken, und ihr allzu willig Nahrung zugeführt? O wie selten bleibt, wer auf Kinder Einfluß nimmt, vor sich selbst ohne Vorwurf! Denn immer scheint noch irgend etwas versäumt und vergessen, dort des Guten zu wenig, hier zu viel getan, bald eine schlimme Neigung nicht genugsam bekämpft und bald ein Vorzug der Verkümmerung überlassen! Das fühlte sie jetzt. — —

Die Ferien verbrachten die Knaben allsommerlich im Himmelhaus. Pater Cassian, der ein leidenschaftlicher Entomologe war, ermunterte den Sammeleifer, der in jedem Jungen steckt. Es kam die Zeit, wo sie mit naturwissenschaftlicher Anmaßung, die von Seiten der Schule Begünstigung fand, den Schmetterlingen, Käfern und sonstigen Kerfen nachstellten.

Im Gemüsegarten befand sich zwischen Kartoffeläckern, Spargel-, Zwiebel- und Rübchenbeeten ein länglicher Schachen, der dicht mit Dillkraut bewachsen war. Unter der Sonnenglut, wenn das Kraut hoch stand und seine Blütendolden entfaltete, oder würzige Samen ansetzte, surrte nnd schwirrte es hier tausendfältig von geflügeltem Kleinzeug. Ein ergiebigeres Revier konnte kein Waidmann sich wünschen. Da kamen im unendlichen Schwarm der Gemeinen die schlanken Wachs- und Wespenböcke zur Weide, die vornehmen Admirale und Trauermäntel und die edlen Apollofalter, die goldbestäubten oder perlmutterglänzenden Netz- und Glasflügler, die grün und blau emaillierten Libellen vom Mühlbach herauf und aus den Waldbergen die seltene Riesenhurnuß. Drüben, auf dem Rosenflöz wieder, im Herzen der Zentifolien, brüteten in ihrem smaragdenen Harnisch und der rubinroten Halsperge die winzigen Prachtkäfer, die scheuen und verstockten, die wie Juwelen aussahen und sich stumm zur Erde fallen ließen, wenn ein Schritt sich näherte, wie in der Sonne irisierende Tauperlen, die ins Gras niedertropfen. Und droben, im Nadelgehölz hinter der Himmelswiese, da tummelten sich unter den Strahlen der Mittagssonne die braunen und die grünen Sandläufer auf den heißen, steinigen Wegen, die gierigen Straßenräuber, die die Gesetze mißachten und von der Missetat leben. An Sonntagen manchmal, wenn die Glut des Sommers ihren Höhepunkt erreicht hatte und die Luft zitterte und es recht still und lauschig war und nur ein schwellendes Rauschen durch die Wipfel zog, da konnte man gar, wenn das Glück es wollte, den König des Käfervolkes an einem der harzduftenden Stämme sitzen sehen, stolz und schlicht, nur mit ein wenig Silberglanz über den Flügeldecken: Den großen, ernsten Kiefernprachtkäfer, wie er nachdenklich vor sich hinbrütete, in Sorgen um sein weites, die Welt umspannendes Reich. Denn die Unbotmäßigen, die keine Zucht kannten, und die Schwelgerischen, die in die Gärten der Menschen flogen und sich an Rosen und Dillkraut gütlich taten, bereiteten ihm viel Kummer.

Unter den Buchen am obern Rand der Himmelswiese fanden die Knaben einmal ein schlankes, zartes Geschöpf mit hellgrün durchsichtigen Seidenflügeln, das in die weltscheue Art der Heimchen zu gehören schien. Sie beobachteten es eine Weile und rieten auf seinen Namen, bis es einen kleinen, unbeholfenen Sprung ausführte, wobei es die Vorderbeine wie

ringend zum Himmel aufhob. Da erkannte Fred das Tierchen, er hatte es nie gesehen, aber in einem Buche von ihm gelesen, wo es auch abgebildet war, und sich längst gesehnt, es einmal lebendig zu erblicken.

„Es ist eine Gottesanbeterin!“ rief er frohlockend.

Sie sahen dem feinen Wesen zu, das nur wie ein Hauch war und bei jedem Sprunge die Arme gegen Himmel zu strecken und die Hände zu falten schien. Sie betete Gott an, die kleine Kreatur, man konnte es glauben, wenn man wollte. Und Poldi fühlte nach dem Herzen, wo das Schuldbuch des lieben Gottes in seiner Rocktasche stak. Ein Zug zur Frömmigkeit beherrschte ihn in diesen Jahren, aber es war ihm oft, als ob seine Liebe zu Gott keine Gegenliebe fände.

Fred zog sein Weingeistfläschchen hervor, aber Poldi wehrte ihm.

„Laß ihr das Leben! Ich will nicht, daß sie stirbt, hörst du!“

„Sie fehlt in unserer Sammlung!“ meinte Fred wichtig.

„Gleichviel, Sie soll leben!“

Er wandte sich ab, saß stumm und blickte in die Ferne hinaus, wo das Donauland dämmerte und die Basteien und Türme der Stadt ragten.

Am Abend, als sie zu Bett gingen, sagte Poldi: „Ich höre überhaupt auf, Kerfen zu sammeln. Du sollst nicht töten, steht geschrieben, und was wir treiben, ist wirklich nichts als ein Morden. Die gelehrten Professoren, die die ganze Schöpfung zu erforschen haben, die können vielleicht nicht anders, mögen sie es tun. Wir sind dumme Buben, wir haben kein Recht über diese schwachen, hilflosen Kreaturen.“

„Wir sind eben Jäger! Jäger in den Wäldern der Delawaren.“

„Der Jäger in der Wildnis muß für seinen Unterhalt Sorge tragen. Aber Käfer und Schmetterlinge sind kein Wild. Es ist grausam und mutwillig, die armen Dinger an Stecknadeln zu spießen!“

Da trat bei Fred jener Augenblick der Ernüchterung ein, der ihn aus allen Himmeln stürzen konnte. Es waren also wirklich bloß Kerfen, die man auf Nadeln spießte? Bis dahin hatte er in den Schmetterlingen Adler, in den Hirschkäfern Hirsche, in den Läufern etwas wie Hasen oder Antilopen, in den Wachs-, Wespen- oder Riesenböcken Steinböcke oder Gemsen

erblickt. Und nun sprach Poldi es trocken aus: Kerfen waren es, die man auf Nadeln spießte! Unter solchen Umständen bereitete ihm das Sammeln auch kein Vergnügen mehr.

Und von der Stunde ab unterließen sie es.

Knapp am Ufer des Mühlbaches standen ein paar stattliche Pflaumenbäume. Die Pflaumen waren diesen Herbst besonders gut gediehen, waren groß und weich, mit goldgelbem saftigem Fleisch und einem zarten Hauch der Frische und des Duftes über der tiefblauen Schale, wie Frühtau auf den Blüten von Bergenzianen schimmert. Die Baumkronen hingen über und schwebten zur Hälfte über dem ruhigen Spiegel des Baches. Es gehörte Geschicklichkeit dazu, die Pflaumen zu pflücken, und Fred, der in den schwanken Aesten saß, hatte nicht bloß darauf zu achten, daß er nicht herabstürzte; er mußte auch jede Bewegung wohl überlegen, um nicht unnötig Pflaumen zu verderben. Denn bei jeder stärkeren Erschütterung der Zweige hagelten die vollreifen Früchte ins Wasser nieder. Man durfte kaum Atem schöpfen, wenn man oben saß, es war ein verantwortungsvoller Posten. Aber Fred schien dazu wie gemacht, die knorrigen Aeste senkten sich nur unbedeutend unter der geringen Last seiner schlanken und biegsamen Knabengestalt, und an Umsicht ließ er es nicht fehlen. Während in der Tiefe die fruchtbeladenen Zweige sich spiegelten und der Segen des Herbstes sich scheinbar verdoppelte, pflückte er behutsam eine Pflaume um die andere und sammelte sie in ein Fischnetz, dessen Stiel, so oft es gefüllt war, er Poldi hinablangte. Der hob die süße Last vorsichtig zu sich herunter, entleerte das Netz und reichte es dem Bruder zurück.

Sie waren in ihre Arbeit vertieft und vergaßen sich selbst darüber, der große Korb zu Füßen des Baumes füllte sich mit lieblicher Frucht. Auf einmal stand, wie sie aufblickten, am drüberen Ufer des Baches ein Mädchen und sah ihnen zu, wer weiß, wie lange schon, ohne daß sie sie bemerkt hatten. Sie hielt die Arme auf dem Rücken gekreuzt und rührte sich nicht, nur daß sie ab und zu eine rasche Bewegung mit dem Kopf ausführte, um eine Haarsträhne zurückzuschütteln, die ihr aus der dunklen Mähne über die Schläfe geglitten war.

Die Knaben sahen sie stehen nnd sagten nichts. Als sie aber nach einer Weile noch ebenso dastand, immer die Arme auf dem Rücken, da wechselten sie einen Blick miteinander, es war ihnen unbehaglich, beobachtet zu werden. Befangen setzten

sie ihre Tätigkeit fort und blieben still dabei. Bis plötzlich Freds Stimme aus der Baumkrone klang:

„Willst du auch ein paar Zwetschgen? Du!"

Sie schwieg und blickte nur aufmerksam zu ihm hinüber.

„Wenn du nicht „ja" und „bitte" sagen kannst, so bekommst du auch nichts."

Da sprühte ihr Blick. Man sah es ihr an, daß sie sich eher die Zunge abgebissen, als „ja" und „bitte" gesagt hätte.

Fred pflückte weiter und reichte das Netz Poldi hinunter und nahm es wieder in Empfang und füllte es wieder. Was kümmerte ihn die ungebetene Zuschauerin da drüben?

Auf einmal brach er einen ganzen großen Zweig voll schöner Pflaumen, zielte und warf ihn hinüber, gerade ihr zu Füßen.

„Hier! Damit du siehst, daß wir nicht so stolz sind wie du!"

Der Pflaumenzweig lag vor ihr auf dem Boden, sie bückte sich nicht, sie langte nicht danach, sie blickte nur auf die Früchte nieder, rührte sich nicht und hielt die Hände auf dem Rücken.

„Nimm und iß! So süß wie die Zwetschgen in diesem Jahre sind, hast du noch keine gekostet!"

Sie schwieg noch immer und sah feindselig auf ihn.

„Bist du das Mädchen ohne Hände?" fragte Fred.

Er dachte an das Märchen vom Müller, der seinem Kind die Arme abgehackt hat, und das arme Kind kann jetzt nichts mehr anfassen und muß die Früchte mit dem Munde von den Bäumen pflücken.

„Verstehst du nicht deutsch? Ich frage, ob du Hände hast? Oder hast du keine?"

Da spielte ein spitzbübisches Lächeln um ihre Lippen, und sie schüttelte die Mähne.

„Sie hat wirklich keine Hände!" sagte Poldi.

„Hast du wirklich keine Hände?" fragte Fred.

Abermals bewegte sie den Kopf: „Nein!"

„Im Ernst?"

Sie nickte.

„Dann will ich dir helfen, die Pflaumen mit dem Mund vom Zweige pflücken! Warte! Eins, zwei, drei!"

Und schon hatte er sich vom Ast geschwungen und sprang hinunter, mitten in den Bach. Ein Hagel von Pflaumen

prasselte hinter ihm drein. Das Wasser spritzte hoch auf und schlug fast über ihm zusammen, es reichte, wie er festen Fuß gefaßt hatte, bis an seine Brust, es verfing sich in seinen Kleidern und drängte und zerrte, daß er alle Kraft zusammen nehmen mußte, gegen die ziehende Strömung zu waten. Auf der andern Seite hing ein Weidenbusch über den Bachrand, er hielt sich daran fest und schwang sich ans Ufer. Nun stand er vor ihr: Aug' in Aug' sahen sie sich einander gegenüber, zwei schöne, blühende, blutjunge Menschen, halb Kinder noch beide. Und doch schon mit der ersten bangen Neugier und Befangenheit des erwachenden Geschlechts. Ohne daß sie sich dessen versehen hätten, fanden sie Gefallen aneinander. Eine süße kindliche Neigung stieg in ihnen auf und machte sie blöde und stumm, daß sie wie Stöcke dastanden und verlegen waren.

„Du bist naß," sagte sie endlich und wies mit einer Bewegung des Kinnes auf ihn; „es wird dir kalt!"

Da bückte er sich, hob den Pflaumenzweig vom Boden und hielt ihn vor ihren Mund. Und sie lächelte und sah ihm zwischen den blauen Früchten und grünen Blättern hindurch belustigt in die Augen, streckte den Hals und hieb zwei Reihen spitzer, weißer Mausezähne in eine der saftigen Pflaumen. Aber ein dürres Ästchen streifte ihr Wange und Lid, unwillkürlich schlug sie die Hände vor und wehrte sich dagegen. Mit raschem Griff faßte Fred nach ihren Handgelenken.

„Da sind deine Hände!" rief er frohlockend.

„Laß los! Du tust mir weh!"

„Da sind deine Hände! — Lügnerin!" sagte er grimmig.

Er zitterte fast vor Zorn. Das Mädchen warf die Lippen auf und machte finstere Brauen. Sie wand sich unter dem schmerzhaften Druck seiner Finger. Es gelang ihr, sich loszuringen.

„Lügnerin!" wiederholte er keuchend.

Einen Blick wie ein verfolgtes Tier, feindselig und furchtsam, warf sie ihm noch zu, dann sprang sie durch das Gestrüpp in den Parkweg hinunter und entfloh in der Richtung gegen das Schloß.

„Fred, ich bitte dich!" rief Poldi von der andern Seite. „Du wirst dich erkälten!"

Er stand und blickte ihr nach, solang er ihr wehendes Kleid sehen konnte. Dann kehrte er denselben Weg zurück, den er gekommen, und lief auf sein Zimmer, sich umzukleiden. —

In diesen letzten Herbsttagen, die sie noch auf dem Lande verbringen konnten, machten die Knaben sich mehr als sonst in der Nähe des Mühlbaches zu schaffen. Aber das Mädchen sahen sie nicht wieder. Sie redeten kein Wort miteinander über sie. Den ganzen Winter hindurch nährten sie im Stillen die Hoffnung, daß sie sie wiedersehen würden, wenn die Sommertage kämen und die Ferien im Himmelhaus.

Um Weihnachten war Tante Bethi bettlägerig. Einmal ließ sie die Knaben kommen und bat, sie möchten ihr vorlesen. Da war noch dasselbe Buch, aus dem sie ihnen so oft vorgelesen hatte, in ihren frühen Kindertagen.

„Gleichviel was," sagte Bethi müde. „Wo es sich von selbst aufschlägt."

Poldi ließ das Buch aufklappen und las: „Das Märchen vom Mädchen ohne Hände."

Da wurden sie beide rot.

* * *

Madame Patruban war mit ihrer verheirateten Tochter unzufrieden. Eine junge Frau müsse etwas mitmachen, meinte sie, das gehöre sich. Madame Patruban wußte eine ganze Menge Dinge, die sich gehörten. Wenn sie ihr Dienstmädchen rief, so mußte dieses „Was schaffen?" antworten. Das gehörte sich. Wenn ein junges Mädchen Braut war, so mußte es Tanzunterhaltungen meiden; das gehörte sich auch. Und wenn eine junge Frau für das erste Kind einen wertvollen Schmuckgegenstand von ihrem Manne zum Geschenk erhalten hatte, was sich natürlich erst recht gehörte, so durfte sie keine Gelegenheit vorübergehen lassen, Redouten und Theater aufzusuchen, um ihren Schmuck zu zeigen. Das gehörte sich sehr, das war sie dem Gatten schuldig.

Julie hingegen sah nicht ein, warum sie dem kostbaren Perlenhalsband zulieb, das sie nach Görgis Geburt vom Muschir bekommen hatte, Unterhaltungen mitmachen sollte, wenn sie sich nichts daraus machte. Ihre ganze Verfassung war nicht danach, es fehlte ihr an Heiterkeit und Freiheit des Gemütes. Soweit es irgend möglich war, zog sie sich von jeder Geselligkeit zurück und lebte nur ihrem Kinde. In den ersten Jahren war der Muschir nicht immer einverstanden damit gewesen; er hätte gerne mit seiner Frau Staat gemacht, ihre Schönheit bewundern lassen, den Neid der Leute erweckt.

Mit der Zeit aber fand er sich darein. Ihm stand von je der Sinn nach allem andern eher als nach Glanz und Festesstimmung; nur sie hätte er damit umgeben sehen wollen. Wenn ihr aber nichts daran lag, so konnte er es schließlich auch zufrieden sein.

So lange Görgi noch klein war, wich Julie fast nicht von seinem Korbwagen. Erforderte die Unruhe des kränklichen Lieblings nicht ihre Nähe, so war es ihr Glück, seinen Schlaf zu belauschen. Als er größer wurde und zu laufen anfing, folgte sie mit vorgestreckten Armen jedem seiner Schritte, immer bereit, ihn aufzufangen, falls er in Gefahr käme, hinzufallen. Die ständige Angst lebte sich in ihre Seele ein und wurde zum Krankheitszustand. Wie ein Schatten glitt sie hinter dem Kinde her, willenlos unter dem Banne übertriebener Befürchtungen.

„Wir sind doch alle Kinder gewesen," sagte der Muschir. „Wie haben wir gehen gelernt? Durch vieles Hinpurzeln. Hat uns das etwas geschadet? No also!"

Es war alles vergebens, die Vernunft richtete nichts gegen eine Angst, die ohne weiteren Grund aus dem Herzen kam. Görgi wuchs höher, er stand längst sicher auf seinen Beinen, die Angst wurde nicht kleiner deswegen, die Gefahren, die ihn umringten, mehrten sich nur. Es kamen die knabenhaften Tollheiten, die um so verführerischer lockten, je mehr die mütterliche Ängstlichkeit davor warnte: das Klettern auf Bäume und Mauern, das Springen über Gräben und Stakete. Heldentaten aller Art. Poldi und Fred, die um so viel älteren Vettern, blieben dem Kinde ein unerreichtes Vorbild. Julien zuliebe unterdrückten sie ihre Kraftproben, wenn Görgi sie sehen konnte, um ihn nicht zur Nachahmung zu reizen. Manchmal aber vergaßen sie sich und gaben schlechtes Beispiel. Wie zu olympischen Siegern blickte Görgi dann zu ihnen auf. Sie behandelten ihn zart und schonend wie ein Mädchen und waren stolz, wenn er ihnen anvertraut wurde und sie allein mit ihm spielen durften. Dann weihten sie ihn in alle Mysterien des Gartens ein, zeigten ihm die geheimsten Schlupfwinkel hinter den Büschen, wo ihre Wigwame sich befunden hatten, als sie noch Delawaren gewesen, und lehrten ihn das „Blutkraut" essen, die jungen Goldrübchen aus dem Gemüsegarten, die frisch aus der Erde gezogen und mit dem Federmesser notdürftig gereinigt, ganz indianisch gut schmeckten.

Es war ein Fest für Görgi, wenn er so mit ihnen sein durfte, aber Julie gestattete es nicht gern; sie hatte keine ruhige Minute, wenn er ihr aus den Augen war.

Zum Überfluß war der Muschir schwach genug gewesen, den jungen Majoratsherrn mit einem niedlichen blanken Kutschierwagen zu beschenken, dem ein geruchloses, dafür aber um so widerborstigeres Ziegenböcklein vorgespannt war. Die Abenteuer, die Görgi mit dem harmlosen Böcklein bestand, wuchsen in Juliens Einbildung zu einer Bedeutung auf, als hätt' es sich um Bukephalos, den feurigwilden Renner Alexanders des Großen gehandelt. Manchmal beklagte sie sich über sich selbst, sie sehe ein, wie töricht sie sich benehme, sie könne sich aber nicht helfen, die Furcht nicht los werden.

„Und dann fühl' ich es so," sagte sie zu Bethi, „als müßt' ich die Zeit ausnützen und dürfte keinen Augenblick verlieren, den ich in seiner Nähe sein kann. Denn es ist wie eine Ahnung in mir, daß er mir genommen werden soll."

„Die Weltangst," sagte Bethi.

Fragend schlug Julie die Augen auf.

„Das ist die Furcht," erklärte Bethi, „die Weltkinder vor dem Leben haben."

„Und eine Mutter, die sich um ihr Kind bangt, ist die auch ein Weltkind?"

„Es gibt keine heiligere Sorge, als die Sorge einer Mutter um ihr Kind. Aber höher als jede Sorge steht die Zuversicht."

„Wer sie sein eigen nennen könnte!" seufzte Julie.

„Es gibt nur einen Weg, der zu ihr führt, den Weg des Glaubens. Mancher findet ihn mitten in der Dunkelheit, mancher findet ihn nie. Man soll niemand tadeln, der ihn nicht findet, er kann nichts dafür, er ist krank an der Welt. Du sollst glauben, sagen die Kirchlichen. Als ob nicht jeder wollte, der kann! Der Glaube gebe Zuversicht, sagen die Kirchlichen. Es ist umgekehrt. Zuversichtlich sein, heißt glauben können."

„Was ist es also, worauf es ankommt?"

Bethi dachte nach.

„Ein Geschenk der Gnade wohl. Vielleicht die wahre Freiheit des Herzens, die die Ketten sprengt, mit denen wir an die Welt gefesselt sind."

„Es war immer eine Sehnsucht in mir," sagte Julie,

„innerlich weit und frei zu werden. Und ich habe nichts errungen als meine Furcht."

„Oft ist es gerade das Leid, das uns frei macht, und was wir fürchteten, wird uns zum Segen, wenn es da ist."

Aber Julie klangen Bethis Worte zu hart, als daß sie ihr hätten helfen können. Sie hungerte nach Glück und verstand nicht, wie man es durch Leiden erringen könne.

Einmal, in der Stadt, sagte Bethi zu Julie: „Einen unserer Hausgenossen kennst du vielleicht noch gar nicht. Es wird nie über ihn gesprochen, und doch ließe sich viel über ihn sagen und manches von ihm lernen."

„Wer ist es?" fragte Julie.

„Der alte Brodbeck. Komm, ich will dich zu ihm führen, laß uns Görgi mitnehmen."

Julie hatte in der Tat noch nie von ihm gehört, und Bethi machte sie kurz mit seinen Umständen bekannt, während sie durch den Hof gingen. Er war der Vater von Frau Brodbecks verstorbenem Manne, einstmals Weber, seit vielen Jahren durch eine Lähmung, die die ganze linksseitige Körperhälfte ergriffen hatte, für sein Handwerk verdorben.

„Und nun gibt man ihm hier das Gnadenbrot?" fragte Julie.

„Weit gefehlt! Er bringt sich allein fort und nimmt niemands Hilfe in Anspruch. Seiner Schwiegertochter, die für ihn sorgt, bezahlt er redlich seinen Anteil, und weil der Muschir für die Kammer, die er bewohnt, kein Geld nimmt, so legt er die Miete allmonatlich in die Unterstützungskasse der Weberzunft. Der Muschir greint oft deswegen mit ihm und behauptet, das seien Extremitäten. Aber der Alte läßt sich's einmal nicht nehmen; er sei selbst ein Weber, sagt er, und wenn die Unterstützungskasse etwas besitze, so sei es sein eigener Nutzen, falls er einmal in Not käme."

„Und womit verdient er seinen Unterhalt?"

„Er ist Künstler," lächelte Bethi.

Sie waren durch den Fabrikstrakt in den rückwärtigen kleinen Hof gelangt und traten in ein windschiefes Häuschen, das sich an die Feuermauer lehnte und so niedrig war, daß ein hochgewachsener Mann, wenn er sich auf die Fußspitzen stellte, die Triebe der Hauswurz pflücken konnte, die zwischen den Dachziegeln wucherte. An einem fichtenen Arbeitstisch saß ein verhuzelter alter Mann, der mit dem Munde eine an

einer Schnur befestigte Flasche festhielt, während er mit der Rechten ein langes Instrument vorsichtig in den Hals der Flasche einführte. Bethi erklärte, daß es die Kunst des alten Brodbeck sei, die „Leiden Christi" in Flaschen aus böhmischem Kristallglas zusammenzustellen. Einige Flaschen standen fertig auf dem Tisch, mit Glasstöpseln verschlossen, und wer sie erblickte, mußte staunen, wie die stattlich aufgebaute Gruppe von Marterwerkzeugen und Leidenssymbolen, die den Bauch der Flaschen füllte, durch den engen Hals hineingekommen sein mochte; ja die meisten, die solch ein Wunderwerk erblickten, bildeten sich fürs erste ein, die „Leiden Christi" seien früher dagewesen, und das Glas der Flasche nachträglich erst um sie herum gegossen oder geblasen worden.

Auch Julie, obgleich sie den Mann an der Arbeit sah, wußte sich das fertige Schaustück im ersten Augenblick nicht anders zu erklären und verriet sich durch eine Bemerkung, die sie Görgi gegenüber fallen ließ, worüber der alte Brodbeck zu lachen anfing, daß in der Flasche die Lanze mit dem in Galle getauchten Schwamm umfiel, die er eben gegen das Kreuz zu lehnen im Begriffe stand. Da nahm er die Schnur aus dem Mund und stellte die Flasche auf den Tisch.

„Schon viele haben sich den Kopf zerbrochen, wie es gemacht wird," meinte er pfiffig. „Weil man nämlich die einzelnen Stückeln in der Flasche drin zusammenleimen muß. No ja, denn sonst täten sie doch nicht durch den Hals gehen?"

Eine unsägliche Geduld gehöre wohl zu dieser Arbeit? meinte Julie.

„Ah belei! Auch nicht mehr als zu einer jeden andern!" wehrte sich der alte Brodbeck. „Glauben Sie, zum Weben zum Beispiel braucht man keine Geduld? Wenn die Kettfäden auf einmal das Reißen kriegen, oder der Baum nicht parieren will? Herrschaft, das kann einen giften! Wohingegen bei dem Geschäft da — das ist alles zu heilig, als daß man sich giften könnt'. Und wenn zehnmal das Schweißtuch der Veronika nicht halten will und die allerehrwürdigsten Nägel immer wieder herunterfallen und die Leiter nicht am Kreuz picken mag und die Dornenkrone zerbricht, die das heikelste ist, so sagt man sich immer dabei: Denk an Christi Leiden, ungeduldiges Menschenkind! Und da wird man so still und gefaßt und ruhig dabei und macht seine Sach' in Demut mit allem Fleiß und hat ordentlich eine Freud', wenn

etwas halt durchaus nicht zusammengehen will. Weil es dann wie eine Prüfung ist, mit der man sich den Himmel verdient."

„So denken Sie an das Jenseits bei Ihrer frommen Beschäftigung?" forschte Julie.

Aber davon wollte der alte Brodbeck nichts wissen.

„Ah belei! An den drübern Himmel nicht! Der ist weit, und der Weg schwer zu finden. Und wär' auch viel zu glanzvoll für unsereinen. Aber so wie Jesus Christus es gemeint hat, stell' ich mir's vor, daß es den Mühseligen gut geht schon auf dieser Welt. Wenn sie nämlich zu spüren anfangen, daß alles einen Sinn hat, und ihr Los sie fest macht, daß sie die Zähne aufeinanderbeißen und doch den Kopf schön stat ducken dabei."

Görgi sprach den Wunsch aus, eine dieser Flaschen mit den „Leiden Christi" zu besitzen. Aber alle, die da umherstanden, hatten schon ihre Herren, man mußte lange vorausbestellen beim alten Brodbeck, wenn man eines seiner Kunstwerke erstehen wollte. Die nächste Flasche, die er in Arbeit nehmen würde, versprach er für Görgi zurückzustellen.

„Sie gehen ab wie die warmen Semmeln, meine Flascherln," sagte er schmunzelnd.

„Viele Leute glauben, daß sie Glück bringen wie geweihte Bilder oder Amulette," bemerkte Bethi.

„Das ist auch, wenn man sie richtig gebrauchen tut," behauptete Brodbeck. „Aber anschaun allein nützt nicht. Selbst muß ein jeder es probieren und die Leiden Christi so oder so aufbauen in seinem Herzen. Da kommen die Weber oft zu mir herunter und sitzen bei mir und erzählen mir von der neuen Freiheit, die sie sich hoffen. Ich muß nur lachen und sage nachher: Schaut mich an! Kann ich aus meinem engen Hof heraus und auf meinem Sessel mich rühren? Und bin doch ein freier Mann dabei. Warum? Weil die wahre Freiheit in jedem Menschen drin sein muß, außerhalb findet er sie doch nicht!"

Das Wort traf Julien, als wäre es auf sie gemünzt gewesen, und doch wußte der Mann nichts von ihr und redete nur aus seiner eigenen Erfahrung. Sie fühlte, daß es Dinge gab, die jeder Mensch durchleben mußte in seiner Art, ob er in den Niederungen sich mühselig fortbewegte, oder die Luft der Höhe atmete.

Der alte Brodbeck aber sagte noch: „Denn wie soll der

Ganggerl mir ankönnen, wenn ich den ganzen Tag Leiden Christi fabrizieren tu'? No ja? Anklopfen tut er schon bei mir auch hier und da einmal, und eh' daß ich ‚Herein' sagen kann, steht er schon hinter mir und schaut, was ich mach'. Ich aber tu', als hätt' ich ihn gar nicht bemerkt, und wenn er mich da so still und friedlich bei meiner Arbeit sitzen sieht, was bleibt ihm übrig? Knirschen tut er und spornstreichs zu seiner Großmutter in die Höll' zurückfahren!"

Er lachte vergnügt und Görgi lachte mit ihm, denn er hatte verstanden, daß mit dem „Ganggerl" der Teufel gemeint war. Die neue Bekanntschaft mit dem Manne gab Julien noch lange zu denken, fortab kam sie öfter hinunter, nach ihm zu sehen. Und wenn die Angst sie beschleichen wollte, so versuchte sie es, sich seinen Lebensmut zum Vorbild zu nehmen. Aber es gelang ihr nur unzulänglich, und je mehr es ihr mißlang, um so deutlicher erkannte sie, daß ihr Fall etwas Besonderes hatte, das sich nicht vergleichen ließ. Denn ihr beklommenes Bangen um Görgi wurzelte in dem Gefühle, daß sie nicht loszuwerden vermochte, als sei das Glück, ihn zu besitzen, durch eine Schuld erkauft.

* * *

Petz saß in seinem Arbeitskabinett, es klopfte und Mießrigel trat ein.

„Habe die Ehre, Herr von Leodolter! Ergebener Knecht! Sie erlauben schon, daß ich hereinspaziere, nicht wahr? Oder stör' ich vielleicht? Macht auch nichts. Eine brennheiße Neuigkeit bring' ich mit und eine gute dazu. Da ist es doch der Müh' wert, sich stören zu lassen! Was?"

Ohne seinen Unmut zu verbergen, hatte Petz sich erhoben und war ans Fenster getreten. Draußen stöberte es, nur wie durch einen getupften Schleier dämmerten von der gegenüberliegenden Seite des Platzels die Umrisse der Ulrichskirche herüber.

Mießrigel knöpfte den Mantel auf und schüttelte sich. Er schlug die aufgekrämpten Hosen nieder und trabte ungeniert mit den schweren nassen Stiefeln auf den Parkettboden. Aus allen Falten seiner Kleider fielen frische Flocken und flaumige weiße Schneekrusten auf den blankgebohnten Estrich nieder.

„Entschuldigen vielmals," sagte er, „ich bin schon einmal so ein Schwein. Mir scheint gar, es schneit draußen? Vor lauter Freud' hab' ich es gar nicht bemerkt."

„Was steht zu Diensten?“ fragte Petz vom Fenster her.

„Wenn Sie nichts dagegen haben, zieh' ich den Mantel überhaupt aus. Es redet sich leichter im trockenen Zustand ... Erlauben Sie, daß ich Platz nehme!“

Er hing den Mantel über einen Kavilierstock und rieb sich umständlich die starr gewordenen Hände. Dann rückte er sich einen Stuhl zurecht, setzte sich und begann zu schaukeln und den Stuhl auf zwei Beinen zu balancieren, während er nachdenklich zu Boden blickte.

„Es ist lange her, daß ich nicht mehr das Vergnügen hatte. Schier eine halbe Ewigkeit, kommt mir vor. Ein ganz anderer Mensch wird man so mit der Zeit .... Damals wären Sie beinahe mein Herr Schwager geworden. Es hat nicht sein sollen — na, dagegen läßt sich jetzt nichts mehr machen. Ich hab' Ihre Schwester gern gehabt, sehr gern sogar. Es hat mir einen ordentlichen Bremsler gegeben, wie sie sich von mir abgewendet hat. Sie, so etwas tut weh! Oder glauben Sie vielleicht, daß verschmähte Liebe wohl tut? ... Es muß sie irgendwer aufgehetzt haben gegen mich, der Schinackel oder so einer. Denn ursprünglich hat sie mich auch gern gehabt, das weiß ich ganz bestimmt.“

„Sind Sie gekommen, mir das zu erzählen?“

„Nein, deswegen bin ich nicht gekommen. Es ist mir nur so herausgerutscht, wie ich Sie wiedergesehen habe. Gekommen bin ich wegen einer ganz anderen Sache. Also lassen wir das Vergangene vergangen sein. Es ist Gras darüber gewachsen, ich trage niemandem nichts nach. Unglück reift den Menschen, ich stehe heute als Charakter ganz anders da als damals. Sogar eine Überzeugung hab' ich, bitte!“

„Sehr erfreulich für Sie,“ bemerkte Petz kühl, der am Fenster stehen geblieben war.

„Sie sagen das so quisiquasi, als ob Sie nicht recht daran glauben wollten?“ bemerkte Mießrigel mißtrauisch. „Einmal haben Sie mir sogar zu verstehen gegeben, daß Sie mich geringschätzen, weil ich keine Überzeugung hätte. Das hat mich gewurmt. Auch den Wurm wurmt es, wenn er getreten wird. Und deswegen bin ich heute gekommen. Weil ich nämlich meine Reputation bei Ihnen wiederherstellen möchte.“

„Es wird mich freuen, wenn es Ihnen gelingen sollte.“

„Es wird mir gelingen, verlassen Sie sich darauf. Sie

sollen sich heute davon überzeugen, daß ich eine Überzeugung besitze."

„Sie scheinen guter Laune?"

„Weil ich stolz bin. Weil ich mir Verdienste erworben habe. Ja, schau'n Sie nur! Große Verdienste sogar hab' ich mir erworben! Um die Intelligenz, um das Bürgertum, um den Staat, um die Freiheit. Um all' das hab' ich mir Verdienste erworben!"

„Sie nehmen den Mund reichlich voll."

„Waren Sie nicht unter den Männern," sagte Mießrigel den Ton wechselnd, „die sich um das Zustandekommen des juridisch-politischen Lesevereins bemüht haben?"

Petz stutzte, hielt es aber für geraten, die Antwort schuldig zu bleiben. Unwillkürlich war er rot geworden, worüber er sich nicht wenig ärgerte. Mit einem überlegenen Lächeln sah Mießrigel zu ihm hinüber und schaukelte dabei mit seinem Stuhl, daß man jeden Augenblick meinte, er würde umkippen.

„Sie haben sogar bei der Ausarbeitung der Statuten mitgewirkt, Herr von Leodolter. Können Sie das leugnen?"

„Spitzel!" knirschte Petz empört.

„Spitzel? Hören Sie weiter! Der Verein soll Leseverein heißen, damit das Kind halt einen Namen hat. Die Projektanten wollen aber nicht bloß lesen. Beileibe! Sie wollen auch reden! Aufs Reden kommt es ihnen sogar mehr an als aufs Lesen. Sie wollen Tagesfragen besprechen, öffentliche Angelegenheiten erörtern. Sie wollen auch über die Regierung reden, vielleicht sogar Kritik an ihr üben. Haben Sie wirklich nur für einen Augenblick lang es für möglich gehalten, daß der Metternich eine solche Vereinigung zugeben wird?"

„Was fragen Sie mich? Man muß sich halt rühren. Wer sich selbst aufgibt, den gibt Gott auf. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen, das weiß ich leider nur zu gut, haben die Statuten freilich keine Aussicht genehmigt zu werden."

„Sie sind genehmigt," sagte Mießrigel großartig.

Seine Erregung kaum bemeisternd verließ Petz seinen Platz am Fenster und trat näher.

„Treiben Sie ihren Spaß mit mir, oder sind Sie ein Agent provocateur?"

„Keines von beiden. Sie sehen in mir einen ehrlichen Kerl, der es mit der guten Sache der Freiheit hält."

„Ein Beamter der Zensurhofstelle?"

„Kann in seinem Herzen auch freiheitlich gesinnt sein."

„Wenn ich Ihnen Glauben schenken soll, so werden Sie sich näher erklären müssen."

Und Mießrigel erklärte sich näher. Eine kurze Urlaubsreise Metternichs hatte er dazu benützt, eine gut angeschriebene Persönlichkeit, die sich wissenschaftliche Anregung von dem neuen Verein versprach, in das Arbeitskabinett des Grafen Sedlnitzky zu lotsen, und während die beiden Herren bei einer Zigarre plauderten, war Mießrigel eingetreten, hatte seinem obersten Chef die eingetauchte Kielfeder gereicht und Papiere zur Unterschrift vorgelegt. Sedlnitzky hatte mechanisch ein paar Akten unterzeichnet, hielt dann einen Augenblick inne, stutzte und sagte zerstreut: „Das ist der neue juristische Verein! Sie interessieren sich dafür, Baron?"

„Gewiß interessiere ich mich dafür."

„Eine ungefährliche Sache natürlich?" wendete der Gewaltige sich an seinen Subalternen.

„Diskussionen über Corpus juris Justinianeum," sagte Mießrigel mit geringschätzigem Lächeln.

Da lächelte auch Graf Sedlnitzky, und im nächsten Augenblick stand sein Namenszug unter dem Schriftstück.

Das erzählte Mießrigel jetzt mit Behagen und tat sich nicht wenig auf seine Diplomatie zugute.

„Hab' ich es nicht gut gedeichselt, wie? Beste Schule Sedlnitzky! Der Lehrjunge übertrumpft seinen Meister. Es ist kein Fuchs so schlau, daß er nicht einen noch schlaueren fände. Was wollen Sie jetzt noch? Das System hat eine Bresche. Ich schenke Ihnen diese Bresche! Das Bürgertum braucht nur hineinzusteigen und das Zwinguri schön langsam von innen heraus zu demolieren. In ein paar Jahren kann, das wette ich, die Fahne der Freiheit über den Trümmern wehen. Ich habe das meinige getan, tun Sie jetzt das Ihrige!"

Er hatte sich erhoben und stand da wie Kaiser Franz auf dem ehernen Standbild, mit königlicher Gebärde die Völker segnend. Mit erglühenden Wangen ging Petz im Zimmer auf und nieder.

Der juridisch-politische Verein genehmigt! Ein Sammelpunkt geschaffen für alle fortschrittlichen Geister! Ein natürliches Hauptquartier für die freiheitliche Bewegung! Das war in der Tat ein Ereignis von unübersehbarer Tragweite!

Ein erster bedeutsamer Schritt war damit nach vorwärts getan, das übrige würde sich finden. Nun bangte ihn fast nicht mehr um die Freiheit! Mit wehenden Flügeln rauschte die Zukunft nieder, den ersten Nagel in den Sargdeckel des Systems zu schlagen. Ein neues Kapitel der Weltgeschichte kündigte sich an. Die Wenigsten erst konnten ahnen, was kam, er aber spürte es, witterte es im voraus. Aus unscheinbaren Anfängen würde es aufwachsen zu Riesengröße. Ein einziger Augenblick der Sorglosigkeit hatte genügt, das Schneestäubchen in Bewegung zu setzen, aus dem der große Abrutsch hervorgehen sollte, der erlösende! Mießrigel hatte nicht zu viel behauptet: Seine Verdienste um die gute Sache waren unleugbar. Er blieb vor ihm stehen und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Ich habe Ihnen Unrecht getan, verzeihen Sie mir!"

Mit ganz anderen Augen sah er ihn jetzt an. Ein Bundesgenosse, ein fortschrittlich Gesinnter, den widrige Umstände nötigten, sich zum Scheine den Gewalthabern zu verdingen, dessen Herz hingegen der Freiheit gehörte, für die er insgeheim wirkte, sogar mit Gefahr, sein Brot zu verlieren. In warmen Worten tat er ihm Abbitte. Sie besprachen die Bedeutung, die der Verein für die freiheitliche Sache gewinnen könne, gewinnen müsse. Alle Aufgeklärten würden sich dort zusammenfinden, die hervorragendsten Juristen und Professoren, die liberalen Industriellen und Kaufleute, die führenden Schriftsteller, die fortschrittlichen Landstände. Ein befruchtender Meinungsaustausch würde die politischen Fragen klären und den Anstoß geben zu ihrer befriedigenden Lösung!

Um Mießrigel einen Beweis seines Vertrauens zu geben, strömte Petz seine heiligsten Gefühle vor ihm aus und verhüllte ihm nicht seine heißesten Wünsche und seine kühnsten Hoffnungen. Und als jener sich nach einer Stunde von ihm verabschiedete, hielt er mit warmen Dankesworten nicht zurück, und sie schieden beinahe als Freunde. An der Tür noch blieb Mießrigel stehen und wandte sich zurück: Ob er es ihm jetzt glauben wolle, daß er eine Überzeugung hätte?

„Ich zweifle nicht länger daran, daß wir auf Sie zählen können. Möge die Stunde bald schlagen, in der alle Masken fallen dürfen!"

Viel später erst, nachdem die Überraschung verflogen war und Petz sich an das Unerwartete gewöhnt hatte, stiegen Be-

denken in ihm auf. War es nicht ein doppeltes Spiel, das Mießrigel spielte? Und konnte man der Freiheit, der reinen, strahlenden, wie er sie träumte, auf Schleichwegen nahen, der Tücke der Gewalthaber obsiegen, wenn man sie mit denselben vergifteten Waffen bekämpfte, deren sie sich bedienten, statt ihnen mit dem unwiderstehlichen Rüstzeug der Ehrlichkeit und Offenheit entgegenzutreten? Er fühlte sich bedrückt, die Freude erstarb, und es war ihm zumute, als hätte schon bei dem allerersten Schritte, den sie aus dem Märchenreich der Wünsche in die Wirklichkeit hinaus getan, die Freiheit einen häßlichen Fleck bekommen, der sich nicht so leicht wieder fortwaschen ließ. Dann aber wiegelte wieder der gerechte Zorn gegen das System, das er verabscheute, seinen Trotz auf, und er versuchte sich einzureden, der Zweck heilige in diesem besonderen Falle die Mittel, und ein widerrechtlich Gefangener, der seine Ketten brechen wolle, müsse sich feinfühliger Bedenklichkeiten entschlagen. Schließlich habe, was Mießrigel getan, dieser allein zu verantworten, vor seinen Vorgesetzten, vor Gott, vor sich selbst. Das Feld im Brett gehörig auszunützen, das dadurch gewonnen worden, das blieb das Recht, das war die Pflicht aller derer, die es ehrlich meinten mit der Zukunft des Vaterlandes.

Aber so eifrig er auch solche Gedanken in sich zu befestigen suchte, es blieb in seiner ehrlichen Seele doch ein banger, leise mahnender Zweifel zurück, ob mit dem ersten, kleinen, noch so unscheinbaren Erfolge nicht auch bereits die Schuld ihren Anfang genommen hätte.

* * *

Das Mädchen ohne Hände war die Tochter des Rentmeisters im Schloß, das drüben in dem großen Parke lag, jenseits des Mühlbaches. Zur Zeit, da man die Grundeln fängt, wurde die Bekanntschaft erneut und befestigt, die sich einst zur Zeit der Pflaumenernte angesponnen hatte. Die schönen Sommerferien waren wieder einmal da, die Ribesstauden hingen voll korallenroter Trauben, und die Hitze des Nachmittags betäubte die Fische im Bach, die wie kleine getigerte Schlangen aussahen und sich tief in den braunen Schlamm einwühlten. Man mußte das Fangnetz sachte gegen die Strömung bewegen, bis an die Stelle, wo das Fischlein lag, und dann einen entschlossenen Stoß in den Grund tun, um es von der Schwanzseite her zu überrumpeln. Hielt das

Garn stand und ging nicht entzwei, so konnte es geschehen, wenn das Glück es wollte, daß in dem Klumpen mooriger Erde, der ans Licht gezogen wurde, ein geängstigter Gründling schnebelte. Bevor es aber so weit kam, mußte man das Fischlein erst gesehen haben, und das hielt oft schwer. Der Laubgitterschatten der Bäume bewegte sich leise schaukelnd in der Tiefe, und runde Sonnenlichter trieben dazwischen ihr Spiel. Und aus dem Spiegel des Wassers, das langsam und lautlos darüber hinzog, leuchtete eine Erscheinung, die bewirkte, daß die Knaben aller Grundeln vergaßen, die es auf der Welt geben mochte. Denn seit ihrer ersten Begegnung mit dem Mädchen ohne Hände hatten sie jeder für sich insgeheim gewünscht und gehofft, sie einmal wiederzusehen. Sie sollte sich aber bei Verwandten in einer fernen kleinen Stadt befinden, hieß es, das hatten sie durch harmlose Kreuzfragen gelegentlich aus dem Gärtner Vogel herausgekitzelt, der mit dem Rentmeister befreundet war. Und als Sommer um Sommer verstrich, ohne daß sie sichtbar geworden wäre, da meinten Poldi und Fred schließlich, sie käme überhaupt nicht mehr zurück, und sie würden sie niemals wiedersehen. Und allmählich hatten sie sie fast vergessen.

An diesem Tage nun stand sie unversehens wieder drüben, an der Stelle, wo sie damals gestanden, und das Wasser ließ ihr Bild in leuchtenden Farben über den Gründlingen schwimmen. Hoch aufgeschossen war sie inzwischen und etwas zu mager geworden, trug schon ein halblanges Kleid und das Haar geflochten und aufgesteckt. Sonst hatte sie sich wenig verändert — nur daß sie jetzt kein Mädchen ohne Hände mehr war, sondern alle Glieder besaß, die ein ordentliches Menschenkind besitzen muß, sogar eine Zunge zu reden, daß sie sich auf einmal in einem Gespräch miteinander befanden, wer weiß wie, gleich guten alten Bekannten. Und sie redeten höflich und gesetzt, fast wie Erwachsene, erst über die Grundeln und über die Hitze des Tages und über die winzigen Krebse, die es gab, wenn im Herbst der Mühlbach abgelassen wurde.

„Auf der Himmelswiese haben wir einmal eine Gottesanbeterin gefangen," sagte Poldi.

„So eine möcht' ich auch einmal sehen," meinte sie.

„Komm hin," sagte Fred. „Du weißt doch, wo die Himmelswiese ist? Aber du kannst nicht über das Wasser!"

„O leicht! Am Schloß hin und durch die Mühle, so bin

ich am Feldweg. Und dann immer geradezu, bis euer Gatter anfängt. Aber Baron Bela darf es nicht sehen."

„Wer ist Baron Bela?"

„Der junge Herr vom Schloß. Er will den ganzen Tag Mühlfahren mit mir spielen. Sonst weiß er nichts anzufangen."

„Bring ihn halt mit?"

Sie machte eine wegwerfende Gebärde, das freute Fred.

„Dann schleich dich fort," riet er; „bist du einmal bei uns, so schützen wir dich! — Wie heißt du eigentlich?"

„Ratet einmal," sagte sie.

„Vielleicht Rumpelstilzchen?" meinte Fred.

Sie sah aufmerksam hinüber und schwieg.

„Du blickst immer so ernsthaft wie die Königstochter, die niemand zum Lachen bringen konnte."

„Der ist auch mehr ernst," sagte sie und wies mit der Hand auf Poldi.

Man hörte Schritte, die Büsche teilten sich, ein schlankgewachsener Kadett stand da und schlug ein paarmal mit der Gerte, die er in der Hand hielt, auf die hohen Schäfte seiner Reiterstiefel. Er mochte nur um weniges älter sein als Poldi und Fred, sah aber reifer und jünglinghafter aus durch die Haltung, die das militärische Wesen ihm verlieh. Die drei jungen Leute maßen einander eine Weile von Ufer zu Ufer mit Blicken, die auf unausgesprochene Feindseligkeit deuteten.

„Heut' machst du dich wieder rar," sagte der Kadett endlich zu dem Mädchen. „Was gibst du dich mit denen ab?"

Da wurde sie rot und ging gehorsam an seiner Seite hin, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen. Sie mochte sich vor ihren neuen Freunden schämen und dachte vielleicht an nichts, als ihn so rasch wie möglich zu entfernen.

Als die Knaben abends zu Bette gegangen waren, lag Fred auf dem Rücken und starrte unverwandt zur Decke hinauf.

„Schläfst du, Poldi?"

Aber der Bruder schlief noch nicht, er hatte versucht zu beten. Die Glorie des Himmels, die er schaute, senkte sich in das dämmernde Gemach, daß Worte und Begriffe des Gebets in dem verwirrenden Kampf der Strahlen untergingen, die vor seinen geschlossenen Lidern flirrten.

„Die Grafen und Herren und alle, die so sind wie diese, sollte man davonjagen," sagte Fred.

„Warum?"

„Es muß noch einmal dazu kommen, in Paris haben sie es auch so gemacht. Denn diese mögen keine Freiheit und keine Gleichheit und halten sich für etwas Besseres als die andern Menschen sind. Wir sind aber von Natur aus alle gleich, und einer hat so viel Recht wie der andere."

„Vor Gott, aber nicht in dieser Welt!"

„In Rom ist es auch so gewesen, darum ist Rom groß geworden. Alle Bürger waren frei und gleich vor dem Gesetz."

„Es hat Patrizier gegeben und Plebejer."

Darauf wußte Fred nicht gleich zu erwidern. Bis ihm die Volkstribunen einfielen, die er sich zu Zeugen aufrief, obgleich sie eigentlich gegen ihn zeugten.

„Überhaupt," sagte er, „galt das Volk alles. Julius Cäsar wollte mehr sein als die andern Bürger. Es hat sich ein Brutus für ihn gefunden."

„Damals sind die Menschen noch nicht Christen gewesen," sagte Poldi nachdenklich.

„Das sollten aber gerade die Christen am besten wissen, daß alle Menschen gleich sind."

„Christen sollen nicht Gewalt brauchen."

Das wollte Fred nicht gefallen. Wer im Recht war, mußte sich wehren dürfen, solange die Welt stand, war es so gewesen. An Marathon und die Termopylen denkend, schlief er ein. Poldi aber hörte noch lange die Fröschе in der Ferne quaken. Es war ihm, als hätte Gott die Hand von ihm gezogen. Und er bangte sich um den Bruder. Wie sollte er ihn behüten, wo er mit sich selbst solche Not hatte? —

Vom Gärtner Vogel erfuhren sie, daß das Mädchen von drüben jetzt bei ihrem Vater bleiben und in der Wirtschaft mithelfen sollte.

„Eigentlich ist sie etwas Besseres, die Anna," sagte Vogel, „und man müßte sie fast Fräulein nennen. Der Ensbrunner hat Glück, denn es ist auch sonst nicht zu seinem Schaden."

Er zwinkerte mit den Augen, sie verstanden ihn nicht recht und legten sich seine Worte dahin aus, daß es ein Glück für den Rentmeister sei, eine solche Tochter zu besitzen; woran sie auch nie gezweifelt hatten. Denn wie die meisten Knaben, die ohne Schwester aufwachsen, hegten sie eine stille Ehrfurcht vor Mädchen-Haar und -Kleidern. In die weiße Rinde einer Birke schnitt Fred den Namen Anna tief bis in den Splint.

Und niemand wußte es, denn der Baum stand verborgen. Nur sie allein wußten es. Aber in diesem Sommer sahen sie das Mädchen nicht wieder, erst im nächsten Jahre. Da waren sie um vieles älter geworden alle drei und wußten schon allerhand Ernsthaftes miteinander zu reden. Es dauerte nicht lange, so wurden sie wirkliche Freunde.

Jetzt trafen sie bisweilen wie zufällig auf der Himmelswiese zusammen. Und Anna konnte mit Grashalmen, die sie in den Mund nahm, einen Knoten schürzen, ohne die Hände zu Hilfe zu nehmen. Der Kadett wohnte diesen Sommer nicht auf dem Schlosse.

„Ich bin froh darüber," sagte sie einmal, „er war wie eine Klette."

Aber ein anderes Mal sagte sie wieder: „Es ist einsam heuer im Schloß ... Der junge Freiherr soll bald ein Leutnantspatent bekommen, heißt es, dann ist er Offizier des Kaisers, denkt einmal!"

Fred gab zu verstehen, ein Unterleutnant dünke ihn nichts sonderlich Großes; insgeheim aber beneidete er den jungen Kavalier, den sein Offizierspatent mit einem Schlag zum Manne machen würde.

„Wenn ich einmal aufs Polytechnikum komme und Student werde," sagte er, dann will ich ein buntes Band über der Brust tragen."

„Aber einen Säbel, wie Baron Bela ihn hat, darfst du doch nicht tragen."

„Die Burschen, die tragen auch Säbel oder wenigstens Schläger. Und dann ist das so: Die Soldaten allein — meinst du, die könnten es richten? Auf dem Paradeplatz allenfalls; wo es aber Ernst gilt, Anno neun zum Beispiel — wie wär es damals dem Kaiser ergangen ohne die Studenten? Wenn man ihnen nicht Gewehre und Säbel und Uniformen gegeben hätte, genau wie den Offizieren! Das weiß ich vom Gugucksgroßvater, der selbst mit dabei gewesen ist auf der Bastei und in der Schlacht auf dem Marchfeld — da drüben, wo man die gelben Kornfelder sieht zwischen dunklen Waldstreifen. Und so ist es immer: Wo es um die Freiheit geht, da brauchen sie die Studenten dazu!"

„Wenn die Türken wieder einmal kämen?" .... sagte sie und blickte in die Ferne, wo die Stadt lag mit ihren Bastionen und Türmen.

„Oder wenigstens die Franzosen? Mir wär' es recht! Aber lieber noch wollt' ich, es kämen die Türken!"

„Solche Kriege gibt es garnicht mehr," sagte Poldi. „Jetzt gibt es nur mehr Kriege der Armen gegen die Reichen und der Soldaten gegen die Bürger und ähnliche Kriege, wie man sie in Paris erlebt hat. Und das sind die allerschlimmsten und unchristlicher als die Kriege, die die Türken führen."

„Unsinn!" sagte Anna . . . „Übrigens wißt ihr, daß in Gutenstein drüben eine Höhle im Wald ist, wo noch ein Schatz versteckt liegen soll aus der Türkenzeit?"

„Heben wir ihn!" schlug Fred vor. „Aber du traust dich nicht hinein, wenn die Höhle tief und finster ist."

„Glaub so was!" verteidigte sie sich. „Im Winter, wenn im ganzen Schloß niemand wohnt als der Vater und ich, dann weiß ich schon, wie ich es mache, wenn ich am Abend allein durch die Säle und dunklen Gänge gehen muß. Dann trag' ich eine Brenneſſel in der Hand vor mir her, und die scheucht alle Furcht. Aber selbst gepflückt muß man sie haben, sonst nützt es nichts. Darum sammle ich mir einen ganzen Vorrat davon ein im Sommer und trockne sie hinter dem Ofen . . ."

Einmal brachte sie eine Freundin mit auf die Himmelswiese.

„Das ist die Elfe," sagte sie, „nun wißt ihr genug."

Die Mädchen kicherten miteinander und verrieten nichts weiter. Die Freundin sah aber wie eine wirkliche Elfe aus, hatte Haare so hell, so fein und schwer wie Rohseide und eine Gesichtsfarbe wie eine wilde Rose so zart. Auch trug sie viel vornehmere Kleider als Anna, und etwas Lieblicheres als ihre feingeformten Füße in den zierlichen Schuhen, wie sie so auf der Wiese saß, war nicht zu denken.

An diesem Tage blühten für Poldi die Blumen auf der Himmelswiese doppelt schön, und er konnte keinen Blick von Elfe wenden. Denn ihre sanfte, leidenschaftslose Art tat seinem Gemüte wohl, das grundlos gequält blieb, weil er sich über alles Gedanken machte und voll von Sorgen war um Gott und die Menschen. Elfe hingegen hielt sich mehr an Fred und drückte ihm einen Kranz von Eichenlaub, den sie gewunden hatte, ins blondgewellte Haar.

„Jetzt sehen Sie aus wie ein Held! Wofür wollen Sie kämpfen?"

„Für die Freiheit!“ sagte Fred.

Er machte sich aber wenig aus Elfe, so schön sie war, und hatte Zutrauen zu Anna, in ihrem schlichten, ländlichen Kleide. Sie befestigte ihr Taschentuch an einem abgebrochenen dürren Zweige und ließ es wie eine Fahne im Winde wehen.

„Wir kämpfen für alle Armen und Unterdrückten! Es lebe die Freiheit!“

Da löste Fred den Eichenlaubkranz aus seinem Haar und drückte ihn auf ihr dunkles Haupt. So hätte er sich eine Jeanne d'Arc vorstellen mögen, am Rand des Waldes stehend und mit flammenden Auge in die Ferne blickend.

„Im Winter,“ sagte Elfe, „da häkeln und stricken wir für die Armen. Aber Mama sagt immer, man darf ihnen nur das Notwendigste geben, sonst wollen sie immer mehr und schließlich auch nichts mehr arbeiten.“

Fred nickte und lächelte dazu.

„Das kenn' ich schon; so reden alle, denen es gut geht, Onkel Muschir auch.“

Ein Kreuzschnabel, der aus dem Gebüsch aufflog, brachte sie auf die Legende von den heiligen Kreuzesnägeln, an denen der Vogel sich den Schnabel verbogen haben sollte. Und dann erzählte Poldi von den „Leiden Christi“, die der alte Brodbeck in Kristallflaschen zusammenstellte. Darüber konnte Elfe sich nicht genug wundern, sie versprachen, ihr ein solches Kunstwerk zu verschaffen. Wenn sie wiederkäme, würden sie es mitbringen.

Aber sie kam nicht wieder und war nur wie eine holde Erscheinung, die vorüberzieht.

„Elfe ist fort,“ sagte Anna, als sie das nächste Mal auf der Himmelswiese mit ihr zusammentrafen. „Die hat es gut und kommt in die Welt hinaus. Unsereins bleibt ewig auf demselben Fleck .... Übrigens hätte sie gar nicht mehr mitkommen dürfen. Die Baronin ist sehr böse gewesen auf Elfe und mich; in der Hinsicht hat Elfe es wieder schlechter als unsereins, immer wird sie bewacht und darf keinen Schritt machen, wie sie möchte.“

Und sie erfuhren, daß Elfe die Schwester Belas und Tochter des Freiherrn von Auenwald sei, und daß sie eigentlich Elfriede heiße.

Wie sie nun so mit Anna im Grase beisammen saßen und über dem fernen Flachland hinter der Stadt mächtige Gewitterwolken sich auftürmten, da fing das Mädchen ohne

Grund zu weinen an, und ihre Tränen flossen in Strömen. Sie wußte nicht recht, warum sie weinte, es war ihr nur so seltsam bang und sehnsüchtig ums Herz. Und sie empfand es dankbar, daß ihre Freunde schwiegen und nur still und teilnehmend auf sie hinblickten.

Viel später erst, nachdem sie sich beruhigt hatte, fing sie selbst davon an und sagte: „Ihr müßt was Schönes von mir denken, daß ich vorhin so ungeschickt und albern war. Das kommt manchmal so, ich weiß nicht wie. Dann ist mir zumut, ich müßt' ganz wo anders sein, als wo ich bin, und ich wünsche mir Flügel statt der Arme, daß ich da hinauf fliegen könnte, wo die Wolken sind, oder weit übers Land hin, bis das große Meer anfängt."

„Das möcht' ich wohl auch manchmal," sagte Fred. „Und einmal tu' ichs und laufe fort, man braucht nicht einmal Flügel dazu. Wenn ich am Meere bin, geh' ich auf ein Schiff als Schiffsjunge oder Matrose und fahre hinüber, wo der Schinackel wohnt."

„Wer ist der Schinackel" fragte sie.

Da erzählten sie ihr von ihrem ehemaligen Lehrer, und daß er nach Brasilien gefahren sei, um die Nachtigallen singen zu hören. Wie es in Brasilien aussehe? wollte sie wissen.

„Stell dir einmal ein großes, großes Land vor," sagte Fred, „wo es immer Frühling ist und überall seltsame Blumen blühen, wie bei uns in den Treibhäusern, und die Schmetterlinge größer sind als die Kolibrivögel, und in den Wäldern statt der Kiefern, Buchen und Eichen lauter Palmen stehen. Und auf den Palmen wachsen Datteln, Kokusnüsse und Palmkätzchen, wie sie bei uns am Palmsonntag in St. Ulrich geweiht werden. Aber die Palmkätzchen, die dort auf den Bäumen wachsen, die sind nicht geweiht, denn es wohnen nur Heiden in Brasilien, und die sind schwarz wie die Neger und schmücken ihre Ohren und Nasen mit rot oder blau gefärbten Straußenfedern. Ab und zu einmal begegnet man auch einem eingewanderten Weißen, und der trägt gewöhnlich eine Melone unterm Arm, um sich unter den nächsten schattigen Baum zu setzen und sie zu verzehren. Denn die Weißen nähren sich dort ausschließlich von Melonen, die unglaublich wohlfeil sind, weil sie überall wild wachsen wie bei uns die Brombeeren. Die Eingebornen jedoch verschmähen diese Frucht, denn in ihrem Aberglauben bilden sie sich ein, sie verursache das gelbe Fieber, was natürlich

gar nicht der Fall ist. Denn wenn man wirklich das gelbe Fieber davon bekäme, so gäb' es überhaupt keine Weißen mehr in Brasilien, weil alle von dem vielen Meloneneſſen längſt gelb geworden wären."

„Faſelhans!" ſagte Anna und lachte. Fred aber freute ſich, das es ihm gelungen war, ſie wieder aufzuheitern.

Und es verging abermals ein Winter und ein Frühling, ohne daß ſie ſich ſahen oder etwas von einander hörten. Aber in den nächſten Sommerferien kamen ſie ſich ganz erwachſen vor und ſagten fürs erſte „Sie" zu einander, wenn ſie zufällig auf einem Feldwege zuſammentrafen und ein paar fremdtuende Worte mit einander wechſelten. Anna zeigte ſich jetzt nicht mehr am Rande des Mühlbachs, nur von ferne ſahen ſie manchmal ihr helles langes Kleid durch den Park wehen. Und einmal ging eine vornehme junge Dame an ihrer Seite, und ſie erkannten, daß es Elſe war. Sie hatten noch immer die Kriſtallflaſche mit den „Leiden Chriſti" ſtehen, die ſie damals vom alten Brodbeck erworben hatten, um ſie Elſe zu bringen.

„Wir wollen die ‚Leiden Chriſti' ins Schloß hinüber tragen," ſagte Fred. „Es ſcheint, daß Elſe jetzt dort wohnt."

Aber Poldi errötete und weigerte ſich mitzugehen, ſo ging Fred allein. Es war ihm weniger um die „Leiden Chriſti" zu tun, er hoffte Anna wiederzuſehen, und ſein Herz pochte, als er ſich von der Mühle her dem Schloſſe näherte. Da bog aus einem Parkweg Elſe gegen das Gebäude und winkte ihm entgegen, als hätte ſie ihn erwartet. Mit unverhohlener Freude begrüßte ſie ihn, und als er ihr das Kunſtwerk des alten Brodbeck einhändigte, konnte ſie es nicht genug bewundern und ſagte, eigentlich wiſſe ſie nicht, ob ſie es annehmen dürfe, aber ſie könne nicht anders, weil es ihr ein zu wertes Andenken ſei.

Inzwiſchen wurde von der Veranda des Schloſſes ein paarmal der Name Elſe gerufen.

„Ich will Sie meiner Mama präſentieren," ſagte ſie verlegen und führte ihn einer vornehmen und kühlen Dame zu, die in der Veranda auf eine Chaiſelongue ausgeſtreckt lag.

„Leodolter ....?" ſagte die Dame; „der Name iſt mir nicht bekannt. Wir verkehren nur mit den adligen Familien des Landes."

„Sieh, Mama, was Herr Fred Leodolter mir Hübſches gebracht hat!"

„Derartige Spielereien gewinnen erst Wert, wenn sie geweiht sind," sagte die feudale Dame. „Was schulde ich dafür?"

Fred bat, Fräulein Elfe die kleine Kuriosität verehren zu dürfen, und erzählte vom alten Brodbeck, und wie er es anstelle, die ganze Gruppe von Leidens- und Marterwerkzeugen im Bauche einer enghalsigen Flasche aufzubauen. Dabei würde sie gern einmal zusehen, sagte Elfe; da versprach er, sie gelegentlich hinzuführen und mit dem alten Brodbeck bekannt zu machen. Aber die Baronin erhob Einspruch.

„Hievon werde ich Sie entheben müssen, ich wünsche nicht einen derartigen Umgang für meine Tochter. Auch muß ich bitten, die ‚Leiden Christi' wieder mitzunehmen, da Sie sich die Kosten nicht ersetzen lassen wollen. Es wäre unpassend, wollte meine Tochter Geschenke von einem jungen Herrn annehmen, mit dessen Familie wir nicht näher bekannt sind."

Nach einem peinlichen Wortwechsel, dem Elfe vergeblich Einhalt zu tun versuchte, sah Fred sich in der Tat genötigt, das Kunstwerk des alten Brodbeck wieder zusammenzupacken. Er grüßte und entfernte sich mißmutig. Elfe eilte ihm nach, es war, als wollte sie ihm danken, vielleicht Abbitte leisten für die hochfahrende Behandlung, die ihre Mutter ihm hatte zuteil werden lassen. Indessen erscholl abermals die strenge Stimme der Baronin von der Veranda: „Elfe!" Da sagte sie nichts als: „Leben Sie wohl!" und kehrte zurück.

„Die Mama hat es nicht erlaubt," sagte Fred spottend zu Poldi.

Der gespreizte Adelsstolz der Dame hatte ihn verwundet und gereizt. Und das war die Gattin eines liberalen Landstandes! Die Bürger würden sich wohl auf sich selbst verlassen müssen, dachte er, wenn es einmal die Freiheit galt. Aber er erzählte nichts weiter, nur daß Elfe sich angelegentlich um Poldi erkundigt habe und ihn grüßen lasse. Er wußte, daß er Poldi mit der kleinen Lüge eine große Freude bereitete. —

Anna schien das gewohnte Stelldichein auf der Himmelswiese in diesem Sommer nicht mehr für ganz passend zu halten. Einmal aber kam sie doch, und da saßen sie ganz wie früher still nebeneinander, zuhöchst im Schatten der Buchen, und Anna sagte:

„Jetzt ist es eigentlich doch nicht mehr dasselbe zwischen uns wie sonst. Früher waren wir fast in gleichem Alter, und jetzt bin ich auf einmal um vieles älter als ihr."

Alle drei saßen sie mit einem Gefühl von Wehmut da, wie schön es einst gewesen, und wie anders es seither geworden. Unweit blühte ein Strauch wilder Rosen, die dufteten zart und fein. Und weil sie einander so viel zu sagen gehabt hätten, daß sie rein gar nichts miteinander zu reden wußten, so fingen sie von den wilden Rosen an zu reden und von den andern, die in den Gärten gezogen werden.

„In unserem Garten", sagte Poldi, „sind so viele Sorten edler Rosen, mit fremden französischen Namen, daß ich gar nicht weiß, wie sie alle heißen. Aber es ist etwas eigenes um sie. Sie kommen mir fast zu schön vor und duften auch so schwer und reich, daß ich keine rechte Freude an ihnen haben kann. Und es wird mir in ihrer Nähe, als ging' es mir zu sündhaft gut auf dieser Welt."

„So ist mir's noch nie geworden," sagte sie aufrichtig. „Mir scheint, du bist noch immer so, Poldi, daß du gern Gedanken spinnst? Wozu eigentlich? Über einen Strauß schöner Gartenrosen freut man sich, und weiter tut gar nichts not."

„Es ist eine Pracht, die mir bange macht. So wie mir einmal geträumt hat, daß ich sehr reich war und alles mögliche besaß. Froh wurde ich von dem Traume nicht .... Die wilden Rosen schenkt uns der Wald. Sie gehören jedermann und darum auch mir. Ihr Duft und ihre Schönheit machen mir Freude, und ich kann dabei doch bleiben, der ich bin."

Sie schwiegen. Aber Poldi spann den Gedanken weiter.

„Überhaupt geht es mir immer so," sagte er nach einer Weile. „Was gar stolz und prächtig ist, das paßt nicht zu mir. So wie wenn ich nichts zu sorgen und zu denken hätte und ich mir's allzu wohlig machte — da würde mir bang. Kennst du das nicht?"

„Mir kann es überhaupt nicht wohlig genug sein," sagte sie lachend. „So sind die Menschen verschieden. Alles, was stolz und prächtig ist, gefällt mir; und an Sorge und Kummer mag ich gar nicht denken, das ist das Abscheulichste, überhaupt!"

„Es ist doch auch eine stille Freude dabei."

„Er ist ein kompletter Sonderling geworden," sagte Anna zu Fred.

Der hatte inzwischen ein paar Zweige von den Hagerosen

gebrochen und brachte sie herbei. Am Finger blutete er, ein Dorn hatte ihn geritzt. Poldi blieb schwerfällig und versonnen.

„Wenn ich mir Jesus Christus vorstellen wollte mit Rosen im Haar! So etwa wie die vornehmen Römer bei Gastmählern sie trugen. Was wäre er uns dann? Nur weil er unter einer Dornenkrone blutet, bedeutet er uns so viel!"

Da wurden auch Anna und Fred ernst und schwiegen peinlich berührt.

Bis das Mädchen sagte: „Jesus Christus — das ist wieder ein ganz anderes Kapitel. Er hat für uns gelitten, darum brauchen wir nicht zu leiden. Der Pfarrer hat neulich gepredigt: Selig sind, die da Leid tragen .... Warum? Sind nicht viel seliger, die froh sind? Ich verstehe es nicht."

„Ich verstehe es ganz gut," sagte Poldi; „aber ich kann es nicht erklären ...."

Sie ging auf ein anderes Gespräch über und erzählte vom jungen Freiherrn, wie stattlich der in seiner neuen Uniform aussehe. Denn er hatte jetzt wirklich sein Patent als Unterleutnant erhalten. Die beiden jungen Leute waren ein wenig verstimmt, in ihrem Bürgerblut steckte eine gewisse Abneigung gegen zweifarbiges Tuch, die fast wie angeboren war.

„Ich möchte nicht Soldat sein," sagte Fred. „Man darf keinen eigenen Willen haben und ist wie eine Maschine. Meine Freiheit wäre mir zu lieb."

„Außer Dienst haben sie mehr Freiheit als die andern."

„Oder nehmen sich wenigstens Freiheiten heraus, die ihnen nicht gebühren."

Fred war nachträglich unzufrieden, daß er durch Gereiztheit das Beisammensein getrübt hatte — für sich selbst wenigstens. Überhaupt blieb etwas Unerfülltes zurück in seinen Gedanken, wie ein stiller Wunsch, sie wiederzusehen. Seine Einbildungskraft beschäftigte sich mit ihr. Mehr als es in ihrer Gegenwart der Fall gewesen wäre, erwachte vor ihrem Traumbild das Bedürfnis, ihr eine Art von schwärmerischer Ritterlichkeit und Verehrung zu widmen. Und je mehr die Zeit hinstrich, und je länger er sie nicht sah, um so drängender grüßte und lockte aus der Gespielin der Kindertage das neue und bestrickend fremde Rätsel der Weiblichkeit. Aber er fand fürs erste keine Gelegenheit mehr, sich ihr zu nähern.

* * *

Die jungen Beywalds in der Rittergasse hatten sichs so eingerichtet, daß sie ein Fest mehr hatten im Jahre, als die übrigen Leute. Zwischen Weihnacht und Ostern, so um Mariä Lichtmeß herum, waren sie gewohnt, Kindstaufe zu feiern. Nur ausnahmsweise wichen sie davon ab und setzten wieder ein Jahr aus. Der erste Täufling trug eine Garnitur von Spitzen und Bändern wie ein Prinz, der zweite den abgelegten Täuflingsstaat des ersten, der dritte bekam wieder ein neues Jäckchen und ein neues Häubchen, aber ohne Spitzen und Bändern, und ein Steckkissen aus gröberer Leinwand. Der vierte mußte sich mit dem Täuflingsanzug des dritten genügen lassen, ebenso der fünfte. Der sechste, welcher wunderbarer Weise ein Mädchen war, befand sich eine halbe Stunde, bevor die heilige Handlung beginnen sollte, noch im Negligee.

„Cajetana, ums Himmelswillen," rief der entsetzte Vater, „wo ist denn das Täuflingsgewand? Der geistliche Herr und unsere Gäste werden gleich da sein!"

„Der Täuflingsstaat ist irgendwo gut aufgehoben," sagte gemächlich die Wöchnerin; „ich habe vergessen, ihn vor meiner Niederkunft hervorzusuchen, und außer mir findet ihn niemand."

„Heißt das nicht, sich überflüssige Mühe machen?" sagte er ärgerlich. „Wozu das Zeug weiß Gott wohin verräumen, wo wir es doch mindestens einmal im Jahr benötigen? Das behielte ich doch lieber schön bei der Hand!"

„Es war so eine Ahnung in mir," sagte sie, „daß es diesmal ein Mädchen sein würde. Und für ein Mädchen tut es auch ein gewöhnliches Fatschkissen."

„So? Meinst du? Und warum eigentlich?"

„Weil Buben halt doch etwas ganz anderes sind."

„Da hättest du dir eben ein Privileg auf Buben nehmen müssen. Übrigens habe ich in dieser Sache auch ein Wort mitzureden, und mir ist es recht, daß es diesmal ein Mädchen geworden ist; denn ich will auch Töchter haben, daß du es weißt! Und warum meine Töchter nicht einen ebenso schönen Täuflingsstaat anhaben sollen wie meine Söhne, das sehe ich wirklich nicht ein!"

„Mädchen werden leicht eitel und hoffärtig," sagte sie, „man muß früh anfangen, sie an Einfachheit und Schlichtheit zu gewöhnen, sonst kann man allerhand mit ihnen erleben, was einem nicht angenehm ist!"

„Bei meinen Töchtern ist so etwas ausgeschlossen!" er-

klärte Franz Beywald entrüstet. „Diese wenigstens, die heute auf den Namen Cajetana getauft werden soll, besitzt nicht die mindeste Anlage dazu, eitel und hoffärtig zu werden; und wenn sie sich nicht hinter ihren Brüdern zurückgesetzt sehen will und bei der heiligen Handlung, die ihr bevorsteht, auch ein hübsches Kleidchen anhaben möchte, so ist dies ein durchaus berechtigter Wunsch, den ich ihr auch erfüllen werde! Auf Wiedersehen!"

„Adieu!" sagte Cajetana. „Übrigens habe ich dir bereits bekannt gegeben, daß unsere Tochter nicht auf den Namen Cajetana, sondern auf den Namen Sephine getauft wird."

„Ei wirklich? Nun, wir werden ja sehen!" sagte er und beeilte sich fortzukommen, um rechtzeitig wieder da zu sein, bevor seine Gattin den Pfarrer beeinflussen und für den von ihr gewählten Namen gewinnen könne.

Die Wöchnerin lachte in ihr Taschentuch hinein, daß es von Tränen durchnäßt wurde. Sie wußte, daß er jetzt in die Mariahilferstraße laufen und in dem großen Weißwarengeschäft gegenüber der Kirche einen prächtigen Täuflingsstaat einkaufen würde.

„Bringen Sie mir die Sephinerl!" rief sie der Amme ins Nebenzimmer.

Das Kind wurde ihr ins Bett gereicht, sie legte es neben sich und zupfte es am Näschen und am Härchen und am Öhrchen und sagte liebkosend dazu: „Ei, was für ein schönes Kleiderl und was für ein schönes Mascherl und was für ein schönes Hauberl bekommt mein kleins Sephinerl!"

Um der jüngsten Schwester, die entschieden kein Glück in der Liebe hatte, eine kleine Freude zu bereiten, hatten sie sie zur Patin gebeten. Und Susann, deren Rundlichkeit jetzt schon einem jungen Frauchen Ehre gemacht hätte, entledigte sich mit großer Würde ihrer Aufgabe und sah ganz verliebt auf Klein-Sephinerl hinunter, während sie es über die Taufe hielt.

Zuhause sagte sie dann zu Bethi: „Pfui Teuxel, ist so ein kleines Kind grauslich! . . . . . Wenn ich nur auch eines hätt'!"

„Kann schon noch kommen," tröstete Bethi. „Es finden nicht alle Mädchen gleich mit achtzehn Jahren den Richtigen."

„Ich bin jetzt schon zu alt dazu. Überhaupt heiraten! . . . Wen denn? Vielleicht den Karl Patruban?"

Später, auf ihrem Zimmer, holte sie ihr Tagebuch hervor,

in das sie seit Monaten nichts eingetragen hatte. Heute war sie in der richtigen Stimmung.

„Ich werde mich nie verheiraten!" schrieb sie, alle Wörter dick unterstreichend, die ihr besonders aus dem Herzen kamen. „Ich mag die Männer nicht (meine Brüder natürlich ausgenommen). Als ich noch ein junges Mädchen war, sehnte ich mich nach Liebe wie alle jungen Mädchen und stellte mir etwas märchenhaft Schönes darunter vor, wie den Christbaum am Weihnachtsabend. Jetzt, da ich reifer geworden, bin ich erst dahinter gekommen, daß nichts überflüssiger ist auf der Welt als die Liebe. Was hat sie überhaupt für einen Zweck? Wär' es nicht besser, sie einfach abzuschaffen? Das einzige Unangenehme ist, daß man ohne sie eine alte Jungfer wird. Aber auch das wird sich ertragen lassen. Lieber eine alte Jungfer, als Gattin! Schon der Name klingt lächerlich und beinahe anstößig. Sollte nur einer kommen und mich zur „Gattin" haben wollen — einen Korb bekäm' er mit, so groß wie der Luftballon, der neulich im Prater aufgestiegen ist. Oder — wenn ich schließlich doch ja sagen und die Gattin meines Gatten werden würde, so geschähe es höchstens, um mich an dem ganzen Geschlechte zu rächen. Ich fühle das Zeug in mir, herzlos zu sein. Sind nicht auch die Männer herzlos? Was für Leiden verursachen sie uns, ohne mit einer Wimper zu zucken! Wenn wir nämlich das Unglück haben, uns in sie zu verlieben. Das ist mir Gottlob nie passiert. Darum können sie mir auch nichts anhaben. Aber wenn ich liebte, angenommen nur — diesen sonderbaren Wüstenheiligen zum Beispiel, der mit der Melone unterm Arm nach Brasilien fuhr — müßte ich jetzt nicht darunter leiden, daß er all die Jahre her nichts von sich hat hören lassen? Kein Sterbenswort, keine Zeile! Daß ich nicht einmal weiß, ob er überhaupt noch am Leben oder längst gestorben ist? Was für Qualen für mich, hätte sich einst in meinem unerfahrenen Herzen etwas wie eine leise Neigung zu ihm geregt! Zum Glück war es nicht der Fall, er ist mir von je völlig gleichgiltig gewesen, ich habe nie das geringste für ihn empfunden, hier diesem Buche, gegen das ich stets wahrhaft bin wie gegen mich selbst, würde ich es anvertrauen, wenn es wäre, aber es ist nicht und war nicht, niemals, nie! Aber angenommen, ich hätte mir etwas aus ihm gemacht! Er konnte es doch nicht wissen, wie gleichgiltig er mir war? Und wär' er nicht brutal und

herzlos wie alle, so hätt' er wenigstens einmal Nachricht von sich gegeben. Er hat es nicht für notwendig gehalten, wahrscheinlich erinnert er sich nicht einmal mehr des albernen kleinen Mädchens, das er einst so ritterlich gegen Mießrigels Zudringlichkeiten in Schutz nahm. Mir kann es gleich sein, ich denke ja auch nicht mehr an ihn, hab' ihn gleichfalls längst vergessen! Ich bin zufrieden und glücklich wie irgendeine von meinen Freundinnen, die alle bereits verheiratet sind. Wahrscheinlich sogar glücklicher und zufriedener! Denn was hat man von der Ehe? Daß man sich von seinem Mann eine Menge gefallen lassen muß! Und daß man sicher ein blasses Kind bekommt, wenn man sich ein rotwangiges wünscht, und ein Mädchen, wenn man sich einen Knaben erwartet hat. Das ist alles, was man von der Ehe hat! Ich freue mich geradezu darüber, daß mein Herz kalt und fühllos geworden ist, und daß mir die Liebe nichts mehr anhaben kann!" —

Wenige Tage, nachdem Susann diese Zeilen zu Papier gebracht hatte, erschien der Briefbote im Haus „Zum goldenen Stuck" und brachte ihr einen Brief aus Brasilien. Das war ein sonderbarer Brief! Ein ganz anderer Schinackel hatte ihn geschrieben als der mit den unförmlichen Stiefeln und dem Propheten-Bart. Schon die Hand allein — welche Veränderung! Keine schulmeisterliche Akkuratesse mehr, freie, gleitende Züge, gefällig und kommerziell. Und ohne viel Umschweife gleich hinein ins Volle.

Verehrte und geschätzte Demoiselle Susann!

Ich nenne Sie Demoiselle, weil ich hoffe, daß Sie noch nicht Madame sind, und ich schreibe an Sie und nicht an Poldi oder Fred, weil ich an niemand in der Heimat so oft denke als an Sie. Das hätte ich Ihnen längst gern gesagt, aber bisher hatte ich keine Zeit dazu, es gibt viel zu tun hier zulande, wenn man für all die dreckigen Kerle genug Seife fabrizieren und einem jeden ein Licht aufstecken will. Das Geschäft prosperiert, es gefällt mir hier recht gut, auch die Weiber sind nicht übel; haben ziemlich viel Feuer, weil es größtenteils Spanierinnen sind, aber eine Wienerin ist halt doch etwas anderes, und seine erste Liebe vergißt man nicht so leicht, da helfen alle späteren Abenteuer nichts dagegen. Meine erste Liebe waren Sie, Demoiselle Susann, und sind es noch, ob es

Ihnen recht ist oder nicht. Vielleicht haben Sie nicht einmal etwas davon gemerkt — mein Gott, was bin ich für ein Hornochse damals gewesen! Jetzt hören Sie, beste Susann! Mein Lebenlang Seife zu sieden und bis ans Ende meiner Tage unter diesen kauderwelschenden Faullenzern zu sitzen, paßt mir nicht. Ich bin ein leidlich wohlhabender Mann geworden, und wenn ich mein Geschäft günstig verkaufen kann, so möchte ich mich zur Ruhe setzen und in die Roveranigasse zurückkehren. (Nebenbei: Das Haus, wo ich geboren bin und so lange wohnte, habe ich durch meinen Rechtsvertreter bereits käuflich an mich gebracht.) Es weht Krisenluft durch den europäischen Kontinent, und die Demokraten fangen an, sich zu rühren. Hier, wo jeder Schuhputzer ein Kaffeehaussitzer, Schreier und Politikaster ist, wächst einem die Demokratie zum Halse heraus. Bei uns zuhause hingegen, wo es so biedere, bescheidene und arbeitsame Menschen gibt, müßte es eine wahre Freude sein, ihnen ein wenig aus der Metternichschen Stickluft herauszuhelfen und von dem fröhlichen Sturm zu erzählen, der einem um die Ohren bläst, wenn man über Meer fährt. O du mein gutes altes Österreich! Du wohldurchwärmte gemütliche Winterstube, in der der üble Geruch des qualmenden Ofens mit dem behaglichen Duft der gebratenen Äpfel wetteifert! Es kommt auch für dich die Zeit, wo man ein wenig die Fenster wird auftun müssen, um Licht und Sonne hereinzulassen! — Aber ich verliere mich, verzeihen Sie mir! Also kurz und bündig: Ich denke in die Heimat zurückzukehren, und wenn Sie nichts dagegen einzuwenden hätten und nicht ganz abgeneigt wären, es mit mir zu versuchen, so möchte ich Sie dann um ihre kleine rundliche Hand bitten. Freilich kann es noch eine gute Weile dauern, sagen wir zwei Jahre, eh' es mir möglich sein wird, mich von hier loszueisen. Denn verschleudern will ich mein Geschäft nicht, es ist eine Goldgrube, wenn einer es versteht, und man muß die Gelegenheit abwarten. So lange müßte ich mich noch in Geduld fassen, und so lange müßten auch Sie so freundlich sein, Ihre übrigen Freier hinzuhalten, wenn Sie die Wahl zwischen mir und ihnen haben wollen. Daß ich mich wie ein Kind auf den Augenblick freue, wo ich vor Ihrem Angesicht erscheinen und mir die Antwort auf diese Zeilen holen kann, bitte ich Sie aufs Wort zu glauben

Ihrem Sie und die Ihrigen freundlich begrüßenden
Ferdinand Scheichenstuhl & Cie.

Die Gewohnheit, die Firma zu zeichnen, mochte die Hand verführt haben, daß sie sich auch bei Signierung dieser höchst persönlichen Zeilen des geschäftlichen Namenzuges bediente. Es stand wirklich schwarz auf weiß „Ferdinand Scheichenstuhl & Cie." da. Auch das Briefpapier gehörte der Firma und enthielt den Aufdruck: „Erste Brasilianische Kerzen- und Seifenfabrik, Blumenau, Brasilien." Und unten folgte noch eine Nachschrift: „PS. Lasse mit gleichem Schiffe ein sortiertes Probekistchen prima Blumenauer Frühlingsblütenseife gratis und franko an Sie abgehen und erbiete mich im Konvenierungsfalle eventuelle Nachbestellung promptest zu effektuieren. Obiger."

Susann zog ihr Schnupftuch und trocknete sich die Augen. Ein Probekistchen prima Blumenauer Frühlingsblütenseife! Von Scheichenstuhl und Cie.! Gott, was für eine Krämerseele mußte aus diesem Wüstenheiligen geworden sein! Einfach keine Zeit hatte er vorderhand noch für sie! Die Geschäfte gingen voraus! Eine Bagatelle war sie ihm, und Kerzenziehen wichtiger! Sie konnte ja warten, geduldig wie auf den Erlöser, vielleicht hatte er einmal die Gnade, herüberzukommen und nach ihr zu sehen. In ein paar Jahren, bis sie steinalt und krummbucklig geworden wäre. So lange mochte sie warten, eine schöne Zumutung! .... Aber wenigstens hatte er an sie gedacht all die Jahre her und befand sich noch unter den Lebenden — das war wieder ein Trost .... Eigentlich fühlte sie sich doch erleichtert, seit sie wußte, daß er noch lebte. So wenig er sie auch anging — das Leben gönnte sie ihm schließlich. Hätte er das nicht früher schreiben können, daß er noch am Leben war?

Ihre Tränen flossen reichlicher. Sie bemitleidete sich. So lange hatte sie nichts von ihm gewußt! So lange! .... Und nun hatte er doch ein Lebenszeichen gegeben. Und genau besehen stand nicht bloß von Kerzen und Seifen und Geschäften in dem Briefe zu lesen! Wenn man gerecht sein wollte, mußte man zugeben, daß auch persönliche Worte darin eingestreut waren. Warme Worte sogar, die sich auf sie bezogen und eine Neigung aussprachen, die die Jahre überdauert hatte. Er mußte doch etwas wie ein Herz haben bei seinem Seifensieden, der Herr Schinackel-Scheichenstuhl und Cie.! Vergessen hatte er sie nicht, so viel stand fest, und daß er ihrethalben sogar herüberkommen und um sie werben wollte, war doch im Grunde so übel nicht.

Auf einmal fiel ihr das Tagebuch ein. Dort stand es schwarz auf weiß, daß sie ihn nicht mochte, daß er ihr stets gleichgiltig gewesen. Und daß sie die Liebe für das Überflüssigste hielt auf Erden. Und daß sie sich nie verheiraten würde, niemals!

Was sie dem Tagebuche anvertraute und darin niederschrieb, das sollte von je ihre wahrhafteste und innerlichste Überzeugung sein, daran durfte kein Deut geändert werden. Nun konnte sie ihm freilich nicht mehr helfen, wenn es einmal im Tagebuch stand. Unter diesen Umständen war es unmöglich, daß sie die Seine wurde, und wenn er darüber zugrunde ginge! Warum hatte er auch nicht früher geschrieben? Jetzt war es zu spät, jetzt blieb ihr nichts andres übrig, als ihn seinem traurigen Schicksal zu überlassen!

Und indem sie den Brief fortlegte und das Taschentuch vor die Augen drückte, überließ sie sich einem herzbrechenden Schluchzen, denn zu dem Mitleid, das sie mit sich selbst empfand, gesellte sich nun auch das Mitleid mit ihm.

Aber es war so viel unbeschreibliche Süße in dieser weinerlichen Stunde, und die fließenden Tränen erleichterten ihr das Herz. Der Sturm ging vorüber, sie wurde nachsinnend und lächelte sogar ein wenig. „Ich probier' es und schreib ihm ab," dachte sie, indem sie den Brief wieder zur Hand nahm. „Vielleicht stirbt er an gebrochenem Herzen — das wäre wunderbar traurig .... Dann müßte ich mein Leben lang ein schwarzes Kleid tragen ... "

Und sie fing an darüber nachzudenken, welche Stoffe und welchen Schnitt .... düsteren Seidenkrepp um Hals und Ausschnitt, einen Florschal, unter dem die bleichen Arme vorscheinen .... „Und früge mich jemand," dachte sie, „um wen ich trauere, so wüßt' ich was ich tu'. Die Lippen fest aufeinander pressen und kein Sterbenswort verraten! Und nur immer an ein fernes, fremdes Land denken, jenseits des Ozeans .... "

Überhaupt, schweigen, ein Rätsel sein für die Nächsten, für die ganze Umgebung, für alle Welt — darin lag ein eigener Zauber. Das machte so innerlich stolz und stark, so geheimnisvoll zufrieden. Niemandem würde sie etwas davon sagen, daß Schinackel ein Lebenszeichen gegeben hatte. Die Freude wäre ihr verdorben gewesen und das wohlige Leid, dem sie sich hingab, wenn alle von Schinackel und seinem

Brief gesprochen und Familienberatungen über ihre Zukunft abgehalten hätten. Ganz allein wollte sie in aller Stille beobachten, wie es weiter kommen würde. Völlig neugierig war sie darauf, als ob es sich um irgend jemand gleichgiltigen dabei handelte, gar nicht um sie selbst.

Als einige Tage später das Probekistchen mit der Seife wirklich ankam, wußte sie es einzurichten, daß niemand es sah, bevor sie nicht die Adresse gefälscht und den Namen Michellas statt ihres eigenen auf den Frachtbrief gekritzelt hatte. Ein erlaubter Betrug, wie sie meinte; denn Michella freute sich wie ein Schneekönig über die unerwartete Sendung, die den für Seife ausgeworfenen Posten im Wirtschaftsbudget für einige Monate entlastete. Nun verzieh Michella Herrn Schinackel die beschmutzten Handtücher von ehedem und bedauerte, ihn verkannt zu haben. Sogar warme und ehrende Worte fand sie für ihn. Denn Vorurteile abzulegen und sich eines bessern zu besinnen, sei das schwierigste auf der Welt, sagte sie. Wenn Einer solches vermöge, müsse man ihn achten. Und wer seine Irrtümmer freimütig und offen einbekenne und ihnen abschwöre, wie Schinackel durch diese stumme Sendung an sie getan, der sei in ihren Augen ein echter und wahrhaft freier Mann.

Eine gewisse Spannung herrschte im Hause. Man wartete auf einen Brief, der die näheren Lebensumstände Schinackels enthüllen sollte. Daß er es bei dem wortlosen Kistchen bewenden lassen würde, war kaum anzunehmen. Aber er ließ es wirklich dabei bewenden, seltsam genug. Michella, deren Herz er nun ein für allemal erobert hatte, nahm ihn in Schutz. Gerade das war fein und vornehm: Nichts als der duftende Gruß der Blumenauer Frühlingsblüten, kein Wort sonst! Und schließlich erzählte ja die Firma, die jedem Stück Seife eingepreßt war, einen ganzen Roman: „Erste Brasilianische Kerzen- und Seifenfabrik Ferdinand Scheichenstuhl und Cie."

Susann lächelte und nickte, stimmte jeder Meinung zu, die geäußert wurde und verschloß, was sie wußte, in ihrem Herzen und Schinackels Brief in ihrem zierlichen Sekretär. Nur mit Finettl, dem Familienpudel, sprach sie flüsternd auf ihrer Stube über Schinackel und erzählte ihm alles. Er war ihr Vertrauter, er kannte doch Herrn Schinackel, gewiß, er mußte sich seiner noch erinnern, wenn auch sein Gedächtnis abgenommen hatte, da er anfing alt zu werden. In der

Eschenlaube damals, als Finettl zum Wasser gezerrt wurde, um geschoren zu werden .... da hatte sich eigentlich ihr Schicksal entschieden.

„Wie schmutziges Spinnweb," sagte sie, „ist es auf einmal von uns abgefallen, von dir der Pelz und von mir der Gedanke an Mießrigel. Da war uns frei und leicht zumute, uns beiden! Weißt du es noch? Kannst du dich entsinnen? Bist ein braves Hunderl, Finettl!"

Sie streichelte ihn, und er hielt den Kopf auf ihrem Schoß und sah traurig zu ihr auf. „Ich fange an alt und müde zu werden," hätte er gesagt, wenn er hätte reden können; „ihr werdet euch bald um einen andern Pudel umsehen müssen."

Außer dem Finettl vertraute sie aber niemandem ihr süßes Geheimnis, auch Bethi nicht. Diesen Winter wollte sie durchaus nicht tanzen. „Weil ich Braut bin," sagte sie sich im Stillen. Den andern aber sagte sie gar nichts oder höchstens: „Weil ich einfach nicht mag." Einen ganz verstockten und rätselhaften Eindruck machte sie.

Einmal wurde der Muschir ungeduldig.

„Hör Mädel, das ist begreiflich, daß du keinen Mann bekommst, so ein bockiges Ding, wie du bist!"

Ach, wie tat es wohl, so unschuldig gedemütigt zu werden! Duldend schlug sie die Augen nieder, verteidigte sich nicht, sagte gar nichts. Aber in ihrem Innern jubelte und triumphierte es: „Wenn ihr wüßtet, was ich weiß!"

* * *

Schon seit zwei oder drei Jahren konnte jeder, der wollte, Mießrigeln Unheil krächzen und eine nahe bevorstehende Katastrophe verkünden hören. Die Fülle der Zeit sei gekommen, die Menschen hätten kein Geld mehr, das sei noch überall der Anfang vom Ende gewesen, die Geschichte aller Zeiten und Völker lehre es.

„Denn wo das Geld ausgeht," sagte er, „da fangen die Ideale an, und die sind immer das gefährlichste."

In der Tat war die Teuerung in Stadt und Land eine entsetzliche. Die Geschäfte wollten nicht mehr gehen, das Heer der Arbeitslosen wuchs in beängstigender Weise. Herr Patruban, der nicht bloß Taftfabrikant, sondern auch mehrfacher Hausherr war, klagte über rückständige Zinse.

„Das ist auch einer von den Hausgeiern, die uns be-

wuchern," sagte Mießrigel, der in einem seiner Häuser wohnte und schon das dritte Quartal den Zins schuldig blieb.

„Es muß alles anders werden," tröstete Fred, der kürzlich mit Mießrigel näher bekannt geworden war. Er ging jetzt aufs Polytechnikum, um etwas von der Mechanik der Webstühle zu lernen. Bei einer geheimen Burschenbesprechung im Medizinerviertel hatten sie sich einander genähert und sogar Smollis getrunken. Denn Mießrigel, der für reichsdeutsche Zeitungen korrespondierte, wußte sich zu den intimsten Konventikeln Zutritt zu verschaffen, und Fred, dem der erste goldige Bartflaun an den Wangen glänzte, fühlte sich als Student und hatte Neigung zum Politischen. Er gehörte zu den jungen Leuten, die so viel edlen Willen in sich fühlen, daß sie meinen, mit ihnen hebe die Weltgeschichte an.

„Im Proletariate gärt es," sagte er; „von unten herauf muß die Erlösung kommen."

„Von den Juden wird sie kommen," sagte Mießrigel; „das ist schon einmal das Volk der Erlöser."

Verwundert blickte Fred auf.

„Nicht von Mosch-Eskeles und seinesgleichen; aber vom Proletariat der Intelligenz," erklärte Mießrigel. „Dort stecken die Maulwürfe, die die Wühlarbeit leisten. Da ist ein gewisser Leb Pinkas, ein Mauschel wie er im Buch steht. Sein Großvater, Schabsel genannt, war ein jüdischer Hausierer, den die Leute auf dem Schottenfelde mit Füßen traten. Der Enkel hat sich den Studien zugewendet. Was willst du? Die Staatsämter sind ihm durch das Gesetz und viele andere Berufe durch Herkommen verschlossen. So fristet er als kleiner Advokaturschreiber ein elendes, von Haß und Rachsucht erfülltes Dasein. Der stachelt und schürt unter den brotlosen Arbeitern, als ob er dafür bezahlt würde. Und solcher freiwilliger Agitatoren gibt es viele. Was haben diese Existenzen von einer gründlichen Umwälzung zu fürchten? Nichts! Was haben sie davon zu hoffen? Alles! Die nicht kleine Advokaturschreiber sind, sind obskure Tagesschriftsteller, meine Herren Kollegen. Schmutzkonkurrenz, natürlich! Mir kann es gleich sein, ich bin nebenher auch k. k. Staatsbeamter. Die kleinen Beamten nagen zwar geradeso am Hungertuch in diesen bösen Zeiten wie die kleinen Zeilenschinder, doch hab' ich es immerhin noch besser als die andern, weil ich an zwei Hungertüchern zugleich nage. Auch hier geben zwei Verneinungen

eine Bejahung, und wenn man in mehreren verschiedenen Anstellungen hungert, so wird man schließlich doch halbwegs satt dabei."

„Daß du es mit deiner Gesinnung vereinbarlich findest, bei der Zensurhofstelle zu dienen?"

„Der kaiserliche Adler öffnet manche Tür und verschafft mir Informationen, die ich sonst entbehren müßte."

„Darin liegt aber doch eine gewisse . . . ."

„Unaufrichtigkeit, möchtest du sagen? Du lieber Gott, es gibt in den höchsten Stellen Beamte, die fortschrittlich gesinnt sind und doch vor dem Metternich ergebenst dienern! So lange er eben den goldgestickten Frack noch trägt. Wem sind die Hände nicht gebunden auf dieser besten aller Welten? Wer ist wahrhaft frei?"

„Der Bursch!" sagte Fred und reckte mit heiterem Kraftbewußtsein die jugendlich schlanken Glieder.

Das siebenundvierzigste Jahr des Jahrhunderts setzte mit einem überaus strengen Winter ein, aus den Provinzen wurden Hungersnöte gemeldet. Aber nur von Mund zu Mund ging die böse Kunde, und mancher getraute sich nicht, sie anders als flüsternd weiterzuerzählen.

„Es ist, als ob unsere Zeitungen auf dem Mond erschienen," sagte Petz unmutig. „Kein Sterbenswort wissen sie von der Not zu berichten, die das Land erschüttert."

Im Lesezimmer des juridisch-politischen Vereins sitzend, warf er ärgerlich den „Österreichischen Beobachter" auf den Tisch. Mosch-Eskeles, der neben ihm saß, blätterte zerstreut in Bäuerles „Theaterzeitung".

„Wo sollen die Zeitungen den Platz hernehmen?" sagte er, während ein ironisches Lächeln um seine feinen glattgeschabten Lippen spielte. „Müssen sie doch ganze Spalten über die Sängerinnen schreiben, die gastieren am Kärntnertor oder Triumphe feiern an der Wien! Und der Fasching mit seinen Elitefesten und Redouten hält nicht nur die feine Gesellschaft in Atem, er hält auch in Atem die Zeitungsschreiber. Es wäre kein gutes Geschäft, wenn sie ihren Abonnenten die Laune verderben wollten. Wer liest gerne von Elend und Not und zahlt noch außerdem 24 Kreuzer Konventionsmünze für das Blatt?"

„Du hast recht, Mosch! Und wenn eine Zeitung selbstlos und gewissenhaft genug wäre, den Finger an die Wunde zu

legen, aus der unser Staatswesen zu verbluten droht, es würde nichts nützen, wir bekämen das Blatt nie zu sehen. Untertanen, denen es nicht gut geht, darf es ein für allemal nicht geben in Österreich, die Zensur erlaubt es nicht."

„Und doch," sagte Mosch-Eskeles ernst, „ist nirgends die Not größer als gerade in Wien, unmittelbar unter den Augen der Regierung."

Der alte Herr Beywald war zu ihnen getreten, der zu den Vorkämpfern der fortschrittlichen Bürgerpartei zählte.

„Den Vogel Strauß sollte Österreich im Wappen führen," sagte er beißend; „weil die Regierung es ihm so schön abgeguckt hat, wie man am einfachsten aus der Welt schafft, was einem unbequem ist."

Prinz Schöps, der Seidenmakler, zu dessen Beruf es gehörte, die Kunden, bei denen er verkehrte, in heitere Laune zu versetzen, hatte das Wort irgendwie aufgefangen und prägte ein Bonmot daraus, das vom Schottenfeld durch die ganze Stadt flog. Welcher Vogel zwei Hälse besitze, aber keinen Kopf? Der Doppeladler! Weil er beide Köpfe in den Sand stecke.

Je unfähiger die Regierung sich erwies, dem allgemeinen Elend zu steuern, um so bereitwilliger war das Bürgertum, dem Rufe zu folgen, den eine neue Zeit an es ergehen ließ. Jetzt oder nie war der Augenblick gekommen, wo es beweisen konnte, daß es den sozialen Forderungen des Jahrhunderts Verständnis entgegenbrachte. Und es setzte seinen Ehrgeiz darein, ohne die goldgestickten Fräcke fertig zu werden. Im Gewerbeverein und im juridisch-politischen Leseverein gab es ein emsiges Zusammenstecken der Köpfe in Versammlungen und Besprechungen. Petz und Herr Beywald sen. gehörten nicht nur zu den eifrigsten Besuchern, sondern auch zu den maßgebenden Persönlichkeiten. Man fragte sie um ihre Meinung, man hörte auf ihren Rat. Aber auch den Muschir und Edi, den jüngeren Beywald, sogar Herrn Patruban spülte die Woge der Zeit manchmal mitten ins erwachende Vereinsleben, daß sie sich auf einmal vor politische oder wirtschaftsreformerische Fragen gestellt sahen.

Mit mehreren Gesinnungsgenossen und unter Beihilfe einiger liberaler Landstände, zu denen auch Baron Auenwald gehörte, hatte Herr Beywald sen. und Petz Leodolter die Begründung eines allgemeinen Hilfsvereines angeregt, der sich

die Aufgabe stellte, Rumforterſuppe gegen geringes Geld oder Freimarken an die Darbenden zu verteilen. Moſch-Eskeles, der anſehnlich wohlhabend war und insgeheim ſein halbes Einkommen gemeinnützigen Zwecken opferte, hatte reichlich Geld zur Verfügung geſtellt, und Bethi Leodolter trotz ihrer Gebrechlichkeit in der Damenwelt ein reges Intereſſe für dieſes wohltätige Unternehmen wachzurufen gewußt. Unter übertriebenem Aufwand an großen Worten und mit gewiſſenhafter Einhaltung der parlamentariſchen Formen wurde die Beratung der Statuten eingeleitet. Man fühlte ſich als eine Art Wohlfahrtsausſchuß und tat ſich an dem Vorgeſchmack von Konſtitutionalismus gütlich, den die Sitzungen gewährten. Das paßte Petz wenig in den Kram. Politiſches Formendreſchen war ihm leidig; Reſultate wollte er ſehen.

„Bringt das die keimende Freiheit mit ſich, dieſe Luft am Worte? Heißt Freiſein Reden halten? Und was für Reden! Unendlich viel Waſſer und blutwenig Fleiſch, ganz wie die Rumforter Suppe ſelbſt. Wann werden wir zu einem Ende kommen?"

„Dem Ochſen, der da driſcht, ſollſt du das Maul nicht verbinden," verſetzte Moſch-Eskeles.

Der alte Herr Beywald beklagte ſich darüber, daß es Teilnehmer gebe, denen es mehr darum zu tun ſei, die Behörden zu ärgern, als darum, den Notleidenden zu helfen.

„Es ſind halt doch nur Extremitäten," meinte der Muſchir. „Dieſes ganze Vereinsweſen, dieſes Regieren von unten, dieſes Getue und Gemache! Muß es nicht ſchließlich immer einen Unterſchied geben zwiſchen Regierung und Regierten, ſo wie es Fabrikanten geben muß und Fabrikarbeiter? Bleibe jeder bei ſeinem Metier! Was pfuſcht ihr der Behörde ins Handwerk?"

Wirklich ſahen es die Behörden mit ſchelen Augen, wie zu dem ſonſt ſo löblichen Zweck, Bettelſuppe zu verabreichen, ein hitziges kleines Winkelparlamentchen ſich konſtituierte, das ganz ungeniert politiſche Angelegenheiten in Beratung zog. Am liebſten hätte man die ganze Bewegung unterdrückt, wäre es irgend angegangen, einer Veranſtaltung der öffentlichen Mildtätigkeit in den Arm zu fallen.

Endlich waren, weniger durch das viele Reden als trotz desſelben, die Dinge doch ſo weit gediehen, daß beim „Blauen Herrgott" auf dem Michelbeuriſchen Grunde mit der Ver-

teilung der Suppenportionen begonnen werden konnte. Petz hatte sich dazu eingefunden und sah, wie Hunderte von halbverhungerten Menschen sich um die Suppenquelle drängten. Ein Gefühl von Befriedigung überkam ihn. Wenig zwar, aber doch immerhin etwas, meinte er, sei an zeitgemäßer sozialer Fürsorge hier zum ersten Male in bescheidenen Anfängen verwirklicht.

Während er durch die Reihen der Armen ging, die ausgespeist wurden, fiel im ein alter Mann auf, der sich auf einem Prellstein niedergelassen hatte und begierig aus dem mitgebrachten Topfe löffelte. Seine Erinnerung durchforschend, gedachte er jenes alten Webers, den der Muschir vor Jahren wegen Widersetzlichkeit entlassen, und für den Bethi sich damals verwendet hatte. Aber mit voller Sicherheit erkannte er ihn nicht, so verkommen und zerlumpt wie der Mensch aussah.

Ob er der Götsch Lebold sei? fragte er, auf ihn zutretend.

Der war er; aber seinen ehemaligen Fabriksherrn erkannte er nicht wieder und glotzte nur verständnislos, als Petz seinen Namen nannte. Alter und Not schienen den Verstand des Mannes abgestumpft, wo nicht gänzlich zermürbt zu haben. Auf Petzens Fragen über die näheren Umstände seines Lebens gab er nur undeutliche und verworrene Auskunft, sofern er die Antwort nicht überhaupt schuldig blieb. Und als Petz schließlich seine Brieftasche hervorzog und ihm ein nicht unbedeutendes Geldgeschenk reichte, schob er es ohne ein Wort des Dankes in die Hosentasche und langte wieder nach dem Löffel, um seine Mahlzeit fortzusetzen.

Ein stämmiger junger Mensch trat hinzu, der Petz mit einem wenig respektvollen Blicke maß und den Alten in die Seite stieß: „Das hätten Sie nicht nehmen sollen, Großvater, das Sündengeld! Gleich geben Sie es wieder her!“

Aber der Alte wehrte sich und hielt seine Tasche zu. Petz, der nichts gehört haben wollte, sagte noch zu ihm: „Wenn Sie wieder etwas benötigen, so kommen Sie in das Leodolterische Geschäft am Platzel. Sie haben viele Jahre bei uns gearbeitet und sollen in ihren alten Tagen keine Not leiden.“

„Wir brauchen nichts geschenkt, wir werden uns schon selber helfen,“ sagte der junge Mensch, indem er die Hände in die Hosentaschen versenkte und sich vor seinem Großvater

aufpflanzte. Es war Schani, der ehemalige Latzenzieherbub, an den Petz sich noch gut erinnern konnte. Er streifte ihn mit einem bekümmerten Blick und wendete sich ab. Nichts tat ihm weher als solch ein rohes Wort. Er war empfindlich wie alle Menschen von guten Absichten, die sich ihr Weltbild mehr nach ihrem Herzen als nach der Wirklichkeit aufbauen.

Im Weggehen hörte er noch, wie der Schani Drohungen hinter ihm ausstieß und die armen Leute aufwiegelte, die ringsum mit ihren Suppenportionen saßen. Das sei auch einer von den Blutsaugern, die jetzt andere Saiten aufzögen, weil sie anfingen, sich zu fürchten. Aber die Proletarier würden es ihnen schon zeigen, mit dem Gesüff, das ein Trank*) sei und keine Suppe, würden sie sich nicht abspeisen lassen!

„Denn in Wahrheit ist es doch nur auf ein Geschäft abgesehen, wie bei allem, was die reichen Leute tun! Das Fleisch essen sie selbst, für uns aber soll ein Absud von Zeller und Puri gut genug sein, in die Haut hinein! Und kostet auch noch einen Groschen die Portion — als ob ein Häferl Abwaschwasser einen Groschen wert wäre! Man muß sie nur kennen, diese Leutschinder, diese Hungerwucherer, diese Menschenausbeuter!"

Am Ausgang traf Petz mit Mießrigel zusammen, der als Berichterstatter da war für irgendein reichsdeutsches Blatt, dem er insgeheim Korrespondenzen aus Österreich lieferte.

„Das nenn' ich einmal eine Aktion!" sagte dieser, den Mund voll nehmend. „Die Regierung könnte sich ein Beispiel nehmen, wenn sie wollte, das Komitee hat sie beschämt und in den Schatten gestellt. Eine echt demokratische Veranstaltung: Für das Volk, durch das Volk!"

Aber Petz war kleinlaut geworden und ernüchtert. Die undankbaren Worte Götsch Schanis hatten ihn hart betroffen. Beschämt empfand er es, wie schwer der Wohlstand sich hineinzudenken vermag in die Bitterkeit und den Haß des Elends.

„Vielleicht wird man es überhaupt ganz anders machen in Zukunft. Eigentlich ist Wohltätigkeit nur ein Notbehelf, keine gesunde soziale Fürsorge. Sie befriedigt höchstens den gebenden Teil. Man muß die Menschen in den Stand setzen,

*) Schweinefutter.

sich selbst zu helfen, besser noch, gar keiner Hilfe zu bedürfen. Die ganze Gesellschaft muß umgebaut werden, wenn wir vorwärts kommen wollen. Die wahre Freiheit werden wir erst erlangen, wenn es keine Wohltätigkeit mehr gibt, mehr geben kann, mehr zu geben braucht. Alle müssen frei und unabhängig werden, alle Stände voneinander, alle Menschen voneinander."

„Das ist ja die soziale Revolution, was Sie da predigen, Herr von Leodolter?"

„Ein Freund des Umsturzes bin ich nicht, aber ein Freund der Entwicklung und des Fortschritts."

„Der Fortschritt tritt alleweil irgendwem auf die Hühneraugen," sagte Mießrigel, „und das ist den wenigsten angenehm; darum gibt es keinen Fortschritt ohne Umsturz. Worin besteht die Freiheit? Darin, daß die andern sie nicht haben. Geben sie den Schafen die Freiheit, so wird der Schäfer ihr Knecht. Verleihen sie den Proletariern Bürgerrechte, so drücken sie die Bürger zu Proletariern herunter, machen sie die Völker frei, so werden die Könige zu Dienern."

„Es sollen auch die Herren sich als Diener fühlen!" versetzte Petz lebhaft. „Nicht daß wir über andere gesetzt sind, darf unser Bewußtsein beherrschen. Als Gleiche unter Gleichen dienen wir einer gemeinsamen Sache, dienen wir der Zukunft und der Menschheit, dienen wir Gott!"

„Vorderhand dienen wir dem Sedlnitzky und dem Metternich," bemerkte Mießrigel trocken. „Und die wiederum dienen den jüdischen Bankiers, die ihnen das Geld geben zum Weiterwursteln. Aber es wird bald aus sein mit der Herrlichkeit, schätz' ich. Denn das Geld wird rarer, und dem Metternich selbst fangen schon an die Grausbirnen aufzusteigen. Wer weiß, ob er nicht eines schönen Tages freiwillig die Zügel der Regierungsgewalt aus der Hand legt und mit aufgehobenen Händen bittet: Liebes Volk, ich trau' mich keine Schulden mehr zu machen, sei um Gotteswillen so gut und mach' sie selber!"

„Das eine ist sicher: der alte Polizeistaat kracht in allen Fugen. Die Ideale der Zeit werden siegreich bleiben."

„Die Ideale der Zeit sind arme Hascherln wie alle Ideale. Märchenkinder, die keine Kleider anhaben, sich im Wald verstecken, wo er am grünsten ist, und sich in ihre schönen, langen goldenen Haare einhuscherln, damit sie nicht

erfrieren. Die Ideale der Zeit werden es nicht richten, aber das, was hinter ihnen steht: die Not, die sie geboren hat. Der Kredit fängt an schäbig zu werden, und der Staatsbankrott steht am Horizont wie ein Komet mit einem langen Schwanz von Verlegenheiten. Der Staatsbankrott wird den Staat retten, der Staatsbankrott ist der wahre Vater des Vaterlands!"

Petz lächelte und schüttelte den Kopf über solche Kapriolen, die ihm nicht ganz ernstgemeint erschienen. Sie schieden voneinander. Trübselig trottete Mießrigel durch die langen Gassen gegen die innere Stadt, um das Bureau der Zensurhofstelle zu erreichen. Er brauchte immer jemanden, der seinen Witz aufpulverte; für sich allein blieb er stumpf. Es fehlte ihm etwas, er wußte nicht was; aber er spürte die Leere an einer bestimmten Stelle, wo etwas hätte sein sollen, das nicht war, ein Ding vielleicht wie das Herzblatt des Keims. Mit der Überzeugung stand es windig nach wie vor; jedes Ding hatte zwei Seiten, und ihm war die unselige Gabe verliehen, beide Seiten zugleich zu sehen. Allerhand Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Ob der Metternich stürzte oder nicht, es war gehupft wie gesprungen. Sein Ämtlein freilich verlor er, wenn die Zensur abgeschafft wurde — was tat es? Dann würde er eine Zeitung gründen, eine fortschrittliche natürlich — oder auch eine rückschrittliche, je nachdem. Beide Parteien hatten Recht, und beide Unrecht. Peccatur extra et intra muros .... Er seufzte. War es nicht eine Art Unglück, von Natur aus so gerecht veranlagt zu sein, daß man es zu keinem Parteistandpunkt bringen konnte? Fast einschichtig kam man sich dabei vor ....

Auf dem Glacis begegnete er Fred Leodolter; da erinnerte er sich, daß er beschlossen hatte, sich ihm zulieb mit Macht in die Partei der Konstitutionellen zu stürzen. Er fand es reizend, daß der wackere Junge, der mit seinem rosigen, von blondgewelltem Haar umschmeichelten Antlitz fast einem verkleideten Mädchen glich, von politischer Leidenschaft glühte. Und er stellte sich willig unter die Brause dieser sicheren jugendlichen Überzeugung, die ihn erfrischte, stärkte, fröhlich machte. So hatte der viel Jüngere Einfluß auf den bedeutend Älteren gewonnen; aber wenn er gerade nicht in der Nähe war, konnte es geschehen, daß Freds freiheitlicher Mesmerismus (wie Doktor Patzenhauer gesagt hätte) auf Mieß-

rigel zu wirken aufhörte und dieser ganz unversehens in den starrsten Absolutismus umkippte und den beschränkten Untertanenverstand rundweg für das wahre Glück der Völker erklärte. Er freute sich und lebte förmlich auf, da er jetzt den jungen Freund erblickte.

„Stärke mich armen Sünder, Bruderherz! Laß belebende Frühlingsstürme über das Stoppelfeld meiner Seele brausen, mein Zorn braucht Futter, meine Galle ist eingetrocknet, und das einzige, was noch nicht völlig erstorben ist in mir, das ist das Zwerchfell. Leg los! Was gibt es für neue Gravamina gegen das verhaßte System?"

Fred ließ sich nicht lange bitten und erzählte. Sie gingen die Glacisallee miteinander auf und nieder. Eine Menge Neuigkeiten gab es, und auch Mießrigel wußte allerlei zu berichten, das auf bevorstehende Ereignisse deutete. Lebhaft tauschten sie ihre Meinungen, krempelten im Geiste die Welt um und waren ein Herz und eine Seele. Schon begann die Aula, von der Fred eben gekommen war, ihre Rolle zu spielen.

„Der Jenny Lind wollen sie eine Adresse schicken, die Backhähndel-Wiener, was sagst du dazu? Die Studentenschaft wird dagegen protestieren, in einer stürmischen Versammlung, der ich beiwohnte, haben wir es soeben beschlossen. Es ist nicht die Zeit, Sängerinnen zu ehren! Auch Anastasius Grün hat es gesagt: Wichtigere Adressen wären jetzt zu beschließen!"

„Pfeift sie aus, die schöne Jenny und schickt eine Adresse an den Ehrenbürger von Wien*), er soll die italienische Stagione am Kärntnertor wieder erlauben. Sagt ihm, es gebe jetzt eine reizende neue Oper in Italien, sie heißt: Abasso i Tedeschi!"

„Sie meinen gar nicht Österreich mit ihrem ‚Abasso', die Italiener," versicherte Fred. „Sie meinen die Knechtung, sie meinen das System. Sie wollen dasselbe, was wir wollen: Die Freiheit! O es ist eine Freude, in unserer Zeit zu leben! Es will Frühling werden, überall regt es sich von neuen Trieben, der Papst selbst hat sich an die Spitze der liberalen Bewegung gestellt! Denke, was es heißt! Das Haupt der Kirche wirft seine Autitorität in die Wagschale des Konstitutionalismus! Da kann es unmöglich fehlen, die Menschheit

*) Graf Sedlnitzky war Ehrenbürger von Wien.

muß sich verjüngen und die Weltgeschichte ein neues Kapitel anfangen. Von den Domen wird das Licht der Zukunft ausstrahlen und hineinleuchten in die dumpfen feudalen Schlösser und in die staubigen Schreibstuben der Bureaukratie. Und die italienischen Kommilitonen werden an unserer Seite stehen so gut wie die böhmischen und die ungarischen, wenn es einmal gilt, den Kaiser aus den Händen seiner verbrecherischen Ratgeber zu befreien. Dann schlägt auch dir die Stunde der Erlösung, Mießrigel, du wirst deine Fähigkeiten besser verwerten, als es jetzt bei der Zensurhofstelle der Fall ist; denn die erste Freiheit, die wir fordern, wird die Preßfreiheit sein!"

„Selbstverständlich begründe ich dann eine Zeitung großen Stils, die die Führung der Geister zu übernehmen berufen sein wird. Die ‚Fanfare' soll sie heißen und den Ruhm des jungen Österreich hinausposaunen in alle Welt, die Schlafmützen aufrütteln und die Säumigen um unsere Fahnen sammeln. Verlaßt euch auf mich, hier hast du meine Hand darauf, daß ich zu euch stehen werde bis zum letzten Atemzug!"

„Daran hab' ich nie gezweifelt," sagte Fred. Und indem er die dargebotene Rechte ergriff und kräftig schüttelte, ging er von ihm mit Schritten, die von Freude und Zuversicht beschwingt waren. Ein paarmal noch drehte Mießrigel sich nach ihm um und sah ihm nach. Dann seufzte er, seine Züge verfielen, trübselig setzte er seinen Weg fort. Für einen Augenblick hatte die Nähe des Freundes ihm Wärme eingeflößt, Begeisterungsfähigkeit verliehen. Kaum daß er allein blieb, war alles verflogen, und die Zweifel kehrten wieder. Wußte er es nicht im voraus, wie der Kampf um die Freiheit enden würde? Geradeso, dachte er, wie wenn zwei Faustkämpfer von sehr ungleichen Kräften miteinander ringen: Bald liegt der eine oben, bald der andere unten.

* * *

Für keine von den notleidenden Provinzen interessierten die Schottenfelder Seidenweber sich angelegentlicher als für das lombardo-venezianische Königreich. Frühjahrsregen hatten Überschwemmungen verursacht, die Seidenernte mißriet, die jungen Würmer erlagen der feuchten Witterung. Dazu kam die Lebensmittelteuerung, die Kartoffelkrankheit und fortdauernde Proletarierrevolten, von dem heißen Blut der italienischen Rasse genährt. Das alles zusammen genommen bewirkte,

daß die Rohseidenpreise eine unerschwingliche Höhe erreichten, ohne daß die Filanden sonderlich dabei prosperierten. Vergebens führte Prinz Schöps seine Bonmots ins Treffen, die Fabrikanten wollten keine Seide einkaufen. Wozu auch? Der Geschäftsgang war ein viel zu schlechter.

Jetzt wühlte, weil sie die Not am eigenen Leibe spürten, die Politik, um die bis dahin die wenigsten sich gekümmert hatten, auf einmal auch die Gemüter der Gemächlichen und Selbstsicheren auf. Sogar der Muschir redete von Konstitution und Preßfreiheit, Edi Leodolter, der nie etwas ordentliches gelernt hatte, von Lehr- und Lernfreiheit und Herr Patruban von Volksvertretung und Schwurgericht, obgleich er nur ganz schleierhafte Vorstellungen von diesen Dingen besaß. Die Nachfrage nach Seidenroben war so gering geworden, als hätte die Göttin der Vernunft in eigener Person die neueste Damenmode diktiert.

Wenige Firmen gab es, die sich nicht genötigt gesehen hätten, den Betrieb einzuschränken. Die Beywalds in der Rittergasse entließen die Hälfte ihrer Arbeiter, was Franzl nicht hinderte, Cajetana, sofern sie nicht mit den Wochen zu tun hatte, fleißig ins Theater und in den Redoutensaal zu führen, um ihre Augen und ihre Brillanten blitzen zu sehen. Herr Patruban in der Andreasgasse ließ überhaupt keinen Stuhl mehr laufen und zehrte von seinem Lager; die ahornen Warenschränke seines Magazins waren bis oben mit Taft gefüllt. Aber auch er kam deswegen nicht aus dem Gleichgewicht und ging gemächlich jeden Vormittag zum Poinstingel, saure Nierndeln zu frühstücken. Und so nährte, wie der Siebenschläfer, wenn er seinen Winterschlaf hält, sich manche Firma von dem Fette, das sie in den vorausgegangenen guten Jahren angesetzt hatte. Von den Kleineren aber, deren Weizen schon früher nicht sonderlich geblüht hatte, und von den Unvorsichtigen, die sich auf gewagte Unternehmungen eingelassen hatten, purzelte eine ganze Anzahl über den Haufen.

Das Haus Leodolter stand felsenfest. Aber daß das Kapital, das in den Jacquards steckte, sich schlecht verzinste, wurmte den Muschir. Geirrt sollte er sich haben? Lieber hielt er die ganze Welt für verrückt; nicht recht zu behalten, galt ihm für die größte Schande. Und er wußte schon, warum seine neuen Einrichtungen den erwarteten Erfolg nicht liefern wollten. Weil er auf halbem Wege stehen geblieben

war mit dem Modernisieren. Die Jacquards bedeuteten freilich einen Fortschritt gegenüber den alten Zampelstühlen, aber Handbetrieb blieb Handbetrieb. Reduzieren, wie die andern es jetzt taten, hielt er für kurzsichtig. Die Mehrheit mußte es tragen, wie denn sonst? Denn je größer der Betrieb, um so wohlfeiler die Ware; und wenn er wohlfeiler fabrizieren konnte als seine Konkurrenz, was kümmerte ihn dann die Politik? Wohlfeile Ware würden die Leute immer kaufen, mit und ohne Konstitution, ob der Metternich regierte, oder ein anderer. Und kein System, der Absolutismus so wenig wie die sogenannte Freiheit, würde auf die Dauer die Damen davon abhalten, in Samt und Seide zu stolzieren.

Während die andern den schlechten Geschäftsgang dazu benutzten, sich ihr Tagwerk zu erleichtern, legte der Muschir sich mit verdoppeltem Eifer in die Stränge. Für ihn gab es kein Theater, keine Redoute und keinen Poinstingel. Von allen seinen Bekannten existierte jetzt nur ein einziger für ihn, Herr Seyfried, der Stuhlbauer. Den ganzen Winter hatten sie fast allabendlich zusammengesteckt und über einer Idee gebrütet, die zu verwirklichen der Muschir sich in den Kopf gesetzt hatte. Der mechanische Baumwollstuhl sollte durch entsprechende Veränderungen und Verbesserungen in einen selbsttätigen Kraftstuhl für Seide umgebaut werden.

„Im Zollverein liege die Zukunft, glauben viele," sagte er zu Herrn Seyfried; „sind Sie auch dieser Meinung?"

Der Stuhlbauer, im Zweifel darüber, ob der Muschir ein Ja oder Nein von ihm erwarte, versuchte mittendurch zu kommen und erlaubte sich zu bemerken, gewissermaßen könne es wohl zutreffen, wenn nicht sozusagen das Gegenteil sich als richtig herausstellen sollte.

„Da glauben Sie wohl auch, daß wir vor politischen Umwälzungen stehen?" forschte der Muschir weiter.

„Ohne Zweifel, das liegt auf der flachen Hand!" versicherte Herr Seyfried, der die richtige Fährte gefunden zu haben glaubte.

„Unsinn!" brauste der Muschir auf. „Die Maschinen, das sind die Vorboten der neuen Zeit, und nicht die politischen Emissäre aus Polen, Italien und dem Reich, die sich jetzt in Wien herumtreiben und gegen die bestehende Ordnung hetzen. Sie als Mechaniker wenigstens sollten das begreifen!"

Gegen Lichtmeß waren die Versuche so weit gediehen, daß

Seyfried daran gehen konnte, den ersten Modellstuhl zu bauen. Und der Muschir fühlte sich seiner Sache so sicher, daß er auf dem Braunhirschengrund mit den Erdaushebungen für das Kesselhaus und die Maschinenhalle anfangen ließ. Denn die Dampfkraft sollte an die Stelle der Handarbeit treten, so wollte es der Pascha von drei Roßschweifen. Und er freute sich auf den Augenblick, wo er allen Arbeitern, die ihm Schwierigkeiten bereitet hatten, ihr Büchel würde zustellen lassen. Der Dampf, das war ein Handwerksgesell, wie er ihm paßte, der gehorchte aufs Wort und kannte keine Widerrede. Und ohne je eine Lohnaufbesserung zu beanspruchen, würde er allein mit seinen Riesenkräften die ganze Fabrik in Bewegung setzen.

In aller Stille gingen die Dinge ihren Gang, seine Pläne an die große Glocke zu hängen, liebte der Muschir nicht. Aber da man auf dem Braunhirschengrund zu bauen anfing, so konnte es nicht fehlen, daß Gerüchte von dem Besonderen, das sich hier vorbereitete, die Geschäftsfreunde und Fachgenossen alarmierten. Und an einem Sonntag im Sommer, da ein Teil der Verwandtschaft im Himmelhause zum Mittagessen geladen war und die Gelegenheit dazu nötigte, zögerte der Muschir nicht länger, seine Karten aufzudecken.

Die Frauen hatten sich nach Tisch zurückgezogen, die Männer saßen unter dem Birnbaum am Rosenflöz, um Kaffee zu trinken und eine Zigarre zu rauchen. Jeder hatte sich vorgenommen, einmal von etwas anderem zu reden als von der Geschäftsmisere. Aber die Gedanken waren zu voll davon, es wollte kein gemütliches Plaudern zustande kommen. Die heimtückische Krankheit, die jetzt auch im eigenen Lande die Kartoffeln faulen machte unter der Erde und die Not der kleinen Leute ins Ungemessene steigerte, schien auch die Gemüter der Menschen ergriffen zu haben, daß ihre Heiterkeit kränkelte und ihr Frohsinn hinwelkte in diesem unfruchtbaren und sorgenvollen Sommer.

„Wir sitzen fein da beieinander und lassen uns nichts abgehen," sagte der alte Herr Beywald. „Aber wenn ich an das Elend denke, das rings um uns ist, so will mir kein Essen schmecken und keine Zigarre munden. Wir Fabrikanten freilich, wir halten ein paar schlimme Jahre aus, weil wir in den guten etwas zurücklegen konnten. Hingegen die Vielen, die von der Hand in den Mund leben —? Erst gestern haben

wir wieder ein Dutzend Arbeiter auszahlen müssen, brave, verläßliche Leute darunter. Wohin soll das noch kommen?"

„Es geht auch bei uns nicht anders," sagte der Muschir; „und eigentlich paßt es mir so. Entlassen müßten wir auf alle Fälle, sobald ich das neue Werkel in Gang hab'. Und da macht es sich noch unauffälliger jetzt, wo alle es tun."

„Ist es denn wahr, was man munkeln hört," fragte Beywald, „daß du dich auf Dampfkraft einrichten willst?"

„Wird schon so sein, wenn die Leute es munkeln. Warum denn nicht?"

Herr Patruban argwöhnte zuerst, man wolle ihn aufsitzen lassen. Bald aber merkte er, daß es Ernst war, er sah ganz verblüfft drein.

„Gibt es denn das überhaupt? Von einem Kraftstuhl für Seide hab' ich noch nie nichts gehört! Soviel ich weiß, arbeiten sie nicht einmal in Lyon mechanisch, und die verstehn sich doch sonst auf den Zauber."

„Einer muß immer den Anfang machen, aber in Lyon braucht es nicht gerade zu sein. Mit Löffeln haben sie es nicht gegessen, die Parlez-vous, und bei uns gibt es schon auch Leute, die etwas verstehen. Im Ganzen läuft es auf dasselbe hinaus wie beim mechanischen Baumwollstuhl. Nur ein paar Finessen halt, die noch dazukommen."

„Also was, zum Beispiel?" fragte Patruban gespannt.

Der Muschir lachte.

„Das werd' ich dir geschwind auf die Nase binden! Meinst du, ich hätt' mich geplagt, das Werkel auszuprobieren, damit ihr mir es nachher abspicken könnt?"

„Das hat keine Gefahr! In diesen schlechten Zeiten denkt unsereins nicht ans Sprüngemachen. Ich bin froh, wenn ich das Leben habe, was werd' ich Neuerungen einführen auch noch: Es gehört Couraschi dazu, das muß ich sagen!"

„Gar nicht! Im Gegenteil! Nichts machen und alles beim Alten lassen, dazu gehört Courage. Die Menschenarbeit ist zu teuer geworden heutzutage, siedendes Wasser hingegen kostet nicht viel. Warum soll ich den Wasserdampf nicht einspannen, wenn er mir zehnmal so viel leistet als ein Arbeiter?"

„Die Arbeiter werden sich bedanken," meinte Patruban.

„Ihr entlaßt die eurigen ja auch?"

„Vorübergehend, bitte! Sobald wir etwas zu tun kriegen,

nehmen wir sie schon wieder. Bei dir werden sie überhaupt überflüssig."

„Alle doch nicht, aber die meisten, Gott sei Dank!"

„Auch die Meisten kaum," nahm Petz jetzt das Wort. „Das wär' doch allzu hart und empfindlich, wenn ihrer viele brotlos würden durch die Maschinen. Aber es wird garnicht der Fall sein. Soll die mechanische Fabrikation rentieren, so muß ohnedies der gesamte Betrieb erweitert werden. Dann gleicht es sich wieder aus."

Herr Patruban saß nachdenklich und schüttelte nur immer den Kopf.

„Baumwolle und Leinen, das ist schließlich ein Mist, aber die Seide, die ist etwas ganz anderes! Und so eine eiserne Maschin' bleibt halt doch alleweil ein Tappnachi. Denselben Spurius wie ein Mensch kann sie nie haben!"

„Akkurater arbeitet sie als ein Mensch!" versicherte der Muschir.

„Also, wenn ein Faden reißt — dreht ihn dann die Maschin' von selbst wieder an?"

Der alte Beywald lachte.

„Ein Mensch wird schon trotzdem noch dabeistehn müssen. Aber nur einer, während die Maschine dieselbe Arbeit leistet, zu der man früher ein halbes Dutzend Weber gebraucht hat. Das kann Krisen geben, schwere Krisen! Wo sollen die Leute alle hinkommen?"

„Ob Österreich schon reif ist für eine richtige Großindustrie, darauf kommt alles an," warf Mosch-Eskeles dazwischen.

„Ein verjüngtes Staatswesen," meinte Petz, „nährt unendlich viel mehr Menschen, als bei einer so engbrüstigen Wirtschaft existieren können, wie sie jetzt ist."

„Das ist freilich wahr," sagte Beywald. „Die Freiheit kann wirken wie Frühlingsregen auf die ausgetrocknete Erde. Wenn wir sie nämlich — einmal haben."

Mosch-Eskeles stimmte ihm bei.

„Ohne Freiheit keine Großindustrie!"

„Und wozu brauchen wir eine Großindustrie?" fragte Patruban mißmutig. „Ist es nicht viel gemütlicher im Kleinen? Was wollt Ihr eigentlich? Ich bin ganz zufrieden in meiner Andreasgasse! Ich mag kein Industrieller sein, ich bin ein Webermeister!"

„Aber denken Sie nur," eiferte Petz, „um wieviel besser

werden wir die Arbeiter stellen können, wenn einmal alles ins Große geht! Um wieviel mehr Menschen wird die Industrie ernähren, nicht von heut' auf morgen, aber mit der Zeit, wenn die Unternehmungen sich vervielfältigen, der Wohlstand sich ausbreitet und reiche Geldmittel belebend durch die Adern der Nation strömen! Ein Bild des Blühens und Gedeihens im Gegensatz zu der notigen Kleinwirtschaft, die uns jetzt den Atem beklemmt. Und nicht nur wir Fabriksherrn werden hinaufwachsen und zu neuen Aufgaben berufen sein. Auch der Arbeiterstand wird sich durch Intelligenz und Fleiß zu einem mächtigen und geachteten Faktor im Staatsleben emporringen und Hand in Hand mit uns für die Vervollkommnung des Menschengeschlechtes wirken! Die Voraussetzung zu dem allen ist freilich, daß endlich das System hinweggefegt wird, das die naturgemäße Entfaltung der vorhandenen Kräfte hindert. Die Voraussetzung dafür ist ein neues Österreich, ist die Konstitution, ist die Freiheit!"

„Na, na, na," machte der Muschir ungeduldig. „Nur keine Extremitäten, bitte! Ein Fortschrittlicher bin ich natürlich auch, selbstverständlich! Ein jeder anständige Mensch ist ein Fortschrittlicher heutzutag. Also meinetwegen sollen sie die Zensur abschaffen und das Versammlungsrecht gewähren und das Schwurgericht einführen, wenns sein muß, und eine Volksvertretung auch und alles, was die Leut' sich wünschen, ich bin für alles, wenn ihr wollt, für den ganzen Speisezettel. Aber das muß ich schon sagen, schlafen kann ich auch ohne das, wißt ihr! Solang' ich in meinem Geschäft machen kann, was ich will, solang' bin ich mit jeder Regierung zufrieden. Ja, wer weiß — wenn wir heut' eine andere hätten, ob uns die kommoder wär'? Die jetzige hält es wenigstens nicht mit den Arbeitern und Proletariern. Den Donner übereinander, wenn dieses sogenannte Volk einmal was mitzureden hätt' und ein mächtiger Faktor im Staatsleben würde, wie der Petz sagt! Denn was die eigentlich möchten, das hat man damals gesehen, wie sie die Lerchenfelder Linie gestürmt und geplündert haben. Für so ein Gesindel darf es keine Freiheit geben, für die ist die Religion da, und wo die nichts hilft, die Polizei!"

„Die Religion will ich keinem nehmen," sagte Herr Beywald; „aber mit der Polizei bleibt mir vom Leibe!"

Auch Petz begehrte auf.

„Die Polizei! Muschir! Wie kannst du so etwas sagen?"

So oft sich auch Gegensätze zwischen den Brüdern auftaten, er konnte kaum glauben, daß der Muschir diesmal im Ernst redete. Er hatte Mitleid mit dem entsetzlichen Elend, das in der rasch anwachsenden Stadt seit einigen Jahren dicht neben dem üppigsten Reichtum sich breit machte. Er wußte von der Not, dem Hunger, der Verkommenheit von Tausenden, die arbeitslos durch die Gassen strichen und sich des Nachts unter Brücken und in den ekelerregenden Schlupfwinkeln der Kloaken vor der grausamen Rohheit der Häscher verbargen. Er dachte an die sogenannten Kappelbuben, die mit ihren Dirnen ungescheut auf den Glacis ihr Schandgewerbe trieben, und an die Strawanzer, die die Stadt unsicher machten und schon wiederholt nächtliche Passanten in den von den Toren gegen die Vorstädte führenden Alleen angefallen hatten wie Wegelagerer in den böhmischen Wäldern. Er schämte sich solcher Zustände in einer Stadt, die er aus ganzem Herzen liebte, deren Bürger er war, wie seine Väter es gewesen, deren Bürger er sich gerne mit Stolz genannt hätte. Es tat ihm weh, daß so viel überschüssige Volkskraft einfach verfaulte und vermoderte wie krankes Holz in einem schlecht gehaltenen Forst, das man gesund und nutzbar machen könnte, wenn man ernstlich wollte und es verstünde. Und er machte das bestehende Regierungssystem dafür verantwortlich, das er nicht bloß für unfähig und kurzsichtig, sondern auch für engherzig und verworfen hielt. Waren denn die Leute, die in die Stadt flüchteten, weil das Land sie nicht mehr nährte, Räuber und Mörder? Kamen sie, um zu sengen und zu plündern? Was wollten sie eigentlich? Arbeit! Die Zeit forderte Leben und Bewegung, Intelligenz, Bildung, neue Industrien und Unternehmungen, Fortschritt mit einem Wort, nicht Stillstand! . . .

„Aber was da bei uns geschieht," sagte er, „das heißt sich am Leben versündigen, an der gesunden Kraft des Volkes! Menschen, die leisten und ringen wollen, werden ins Proletariat hinabgestoßen, und hier wie überall heißt die ganze Weisheit der Regierung: Polizei. Mit denen wird schon der Graf Sedlnitzky*) fertig werden, denkt sich der Graf Kolowrat**), und damit ist die ganze Frage erledigt! . . ."

---

*) Präsident der obersten Polizei- und Zensurhofstelle.
**) Staats- und Konferenzminister für die inländischen Geschäfte.

Er hatte oft nachgedacht über diese Dinge, mit sorgender Menschenliebe. Trostlos wär' es, meinte er, wenn nicht die Bürger, die Fabriksherren, eine andere Antwort fänden als die hochmögenden Grafen, Staats- und Polizei-Minister! Freilich — nach dem Muschir, verstand er nichts von diesen Sachen, bei seiner Carta rigata. Gut! Er verstand es nicht, aber er glaubte es richtig zu fühlen, er empfand es, wie die kleinen Leute da unten hoffend aufblickten zu den Unternehmern und Arbeitgebern, zu den Bürgern und Fabriksherren, den einzigen im ganzen Staatswesen neben den Bauern, die erwarben und mehrten, nicht bloß bewachten und zehrten, den einzigen, die etwas für sie tun konnten, wenn sie nicht rückständig blieben und ihre Aufgaben richtig erfaßten . . . .

„Von uns Bürgern," sagte er, „hängt ihre ganze Existenz ab; wir sind ihre natürlichen Bundesgenossen. Sie arbeiten für uns, wir müssen für sie arbeiten. Und das ist unsere bürgerliche Freiheit, die ich meine, und die niemand uns nehmen kann: Daß es in unserer Macht steht, den Gedrückten da unten hinaufzuhelfen zu Wohlstand und Menschentum. Und je mehr unsere eigene Arbeit ins Große und Weite geht, umso besser können wir es, umso weniger Proletarier wird es geben und einen umso gesünderen Arbeiterstand. Den aber brauchen wir, geradeso wie die Arbeiter einen gesunden Bürgerstand brauchen. Denn wir gehören zusammen, Fabrikanten und Fabriksarbeiter! Auf unsern Schultern ruht das Gedeihen und die Zukunft des Vaterlandes, nicht auf den Schultern der Kanzleiherren und der Polizeimänner! Wir müssen einander die Hände reichen, wir sitzen gemeinsam an ein und demselben Webstuhl, und was wir weben, ist eine neue, frohere und freiere Zeit!"

Mosch-Eskeles drückte ihm die Hand. Auch Beywald stimmte bei. Erwärmt, begeistert klopfte er Petz auf die Schulter.

„Gut hast du das gesagt! Wir gehören zueinander, Fabrikanten und Fabriksarbeiter! Alle haben wir das gleiche Interesse daran, daß einmal etwas vorwärts geht in diesem alten, von der Natur so reich gesegneten Lande, daß neue Erwerbsquellen sich allen Arbeitswilligen erschließen, und daß der Staat es endlich als seine Aufgabe erkennt, die Menschen zu fördern, statt sie zu bewachen! Die bureaukratische Bevormundung muß ein Ende nehmen, damit die Nation endlich

frei die mannigfaltigen Kräfte entwickeln kann, die in ihr verborgen sind!"

Für den Muschir waren das eimal richtige „Extremitäten"!

„Jetzt weißt, Petz," sagte er ruhig und lehnte sich überlegen in seinen Sessel zurück; „den Herrn Arbeitern zulieb plag' ich mich nicht, die gehen mich schon einmal gar nichts an. Die kriegen ihren Lohn, und wenn es einem nicht recht ist, so kann er gehn. Das wär' mir eine schöne Freiheit, daß der Fabrikant das Bummerl von seinen Fabriksarbeitern sein sollt'! Dank' schön dafür! Da sperr' ich lieber gleich zu! Zusammengehören täten wir, glaubst du, Bürger und Arbeiter? Bundesgenossen wären wir, die sich die Hände reichen sollen? Nimm mirs nicht übel, aber du redest wirklich wie ein Kind bei deinem Kattegat, wie ein halber Dichter, weil du immer mit Blumen und Sternen zu tun hast! Deine Welt wär' ja wunderschön und angenehm, die wirkliche schaut aber ein bissel anders aus, in der gehts nicht so verbrüderlich und gernhaberisch zu, wie du dirs vorstellst. Denn wenn dus noch immer nicht weißt —: Unsere bittersten Feinde sind sie, die Arbeiter! Auf dem Kraut auffressen möchten sie uns am liebsten und tätens auch, wenn sie könnten, und wenn wir nicht eine Regierung hätten, die ihnen den Daumen auf's Aug' setzt, daß sie kuschen müssen. Das Leben, wenigstens das geschäftliche, ist kein Bezirksgesangverein „Eintracht" oder „Harmonie," und worauf es ankommt dabei, das ist einzig die Macht. Freiheit hin, Freiheit her! Dem Bürger seine Freiheit ist sein Wohlstand, der gibt ihm Unabhängigkeit nach oben und auch nach unten! Deswegen allein, nicht den Arbeitern zulieb, mein' ich, daß wir mit Maschinen und mehr ins Große arbeiten sollen. Denn wenn wir erst stark sind, sind wir auch frei. Dann brauchen wir uns um niemand zu scheren, um keinen Demokraten und um keinen Konferenzrat; dann kann mir die ganze hohe Politik gestohlen werden, ob sie von oben gemacht wird, oder von unten!"

„Jetzt, das ist nicht ganz richtig, lieber Schwiegersohn!" wehrte sich Patruban. „Dem Bürger kann oben oder unten nicht gleichgiltig sein. Denn die von unten — was wollen die? Mit uns zugleich hinaufkommen; die von oben dagegen, was wollen die? Uns alle miteinander nicht hinaufkommen lassen! Das ist der Unterschied, bitte!"

„Ist denn seit anno Paris Nummer Eins irgendwas vom Fleck gekommen ohne den dritten Stand?“ rief der alte Beywald. „Und hat sich nicht seither ein vierter von ihm abgezweigt, den Zahl und Entschlossenheit zu einem wertvollen Bundesgenossen machen? Auf dieses Bündnis sollten wir verzichten, wo wir doch alle zusammen im weitesten Sinne Industriearbeiter sind? Was gehn uns die andern an, da oben in den Ämtern und Kanzleien! Was haben wir mit ihnen gemein? Sie leben von uns, wir bezahlen sie, sie sind unsere Angestellten, nicht wir die ihrigen! Und dabei sollen wir uns von ihnen schulmeistern lassen? Das muß anders werden, und ich hoff' es noch zu erleben! Nicht der Kaiser ist der Staat und nicht die Staatskonferenz und am allerwenigsten die Schar von Federfuchsern und Tintenverderbern, die uns wie gemeingefährliche Subjekte überwachen und uns mit kleinlichen Verordnungen und schikanösen Vorschriften zwecklos sekkieren, malträtieren und zwicken. Der Staat, das sind die Arbeitenden, die Werte erzeugen, der Bauer und der Handwerker, der Gelehrte und der Künstler, der Fabriksarbeiter und der Industrielle. Und Petz hat Recht: Wir gehören zueinander, Fabriksherren und Fabriksarbeiter. Unser Ziel ist das Gleiche, wir müssen zusammenhalten, gemeinsam siegen oder gemeinsam unterliegen!“

„Aber was wollt ihr eigentlich?“ sagte der Muschir, nun auch ins Feuer geratend. „Hat uns etwas gefehlt all die Zeit her? Ist es uns nicht gut gegangen? Tatsachen beweisen! Wann hat die österreichische Seidenweberei besser floriert als in der vielverrufenen Aera Metternich? Industriefeindlich ist die Regierung nie gewesen, das kann ihr der bitterste Gegner nicht nachsagen!“

„Soweit sie uns zum Steuerzahlen braucht, ist ihr unsere Existenz nicht einmal unangenehm,“ bemerkte beißend Herr Beywald.

„Nur beileibe zu groß sollen wir nicht werden,“ sagte Petz; „wir könnten uns eines Tags erinnern, daß wir keine Schulbuben sind. Und um Gottes Willen nicht zu viele Arbeiter sollen beisammen sein an einem Platz! Denn immer steht denen da oben wie ein Gespenst die französische Julirevolution vor Augen — der Schreck ist ihnen ausgiebig in die Glieder gefahren! Als ob ehrliche Arbeiter, die gut verdienen, an Umsturz dächten!“

„Die verzweifelten Existenzen, die nichts mehr zu verlieren haben, die sind ihnen wahrscheinlich lieber," sagte Mosch-Eskeles bitter. „Denn gegen das Gesindel kann man die Polizei brauchen, wenns nottut — so kalkulieren die goldgestickten Fräcke!"

Die alte Sabine brachte eine Karte. Der Name des Landstands Baron Auenwald stand darauf. Der Muschir wollte ins Haus, um ihn zu empfangen. Aber da kam der Freiherr selbst den Kiesweg herab und trat auf die Herren zu, sie zu begrüßen. Mit Beywald, Petz und Mosch war er aus dem juridisch-politischen Leseverein bekannt. Den Muschir nannte er „seinen verehrten Herrn Nachbar" und zeigte überhaupt eine liebenswürdige Lebendigkeit, die einen kavaliersmäßigen Anstrich hatte. Man redete über gleichgiltige Dinge, bis der Baron Veranlassung nahm, den Zweck seines Besuches zu erklären.

„Sie haben sich schriftlich um meinen früheren Jäger erkundigt, Herr Nachbar, den ich kürzlich entlassen mußte, und der sich um den Posten eines Hausdieners bei Ihnen bewirbt. Ich komme, Ihnen persönlich Auskunft über ihn zu geben. Er war ein treuer und ehrlicher Bursche. Aber solche Diener kann nur der Raimund brauchen, auf dem Theater, der Polizeistaat hat für sie keine Verwendung. Man hat mir den Menschen korrumpiert und ihn dazu angestiftet, seinen Herrn zu verraten. Ein liberaler Landstand bedarf strenger Überwachung, und da man ihn nicht zwingen kann, einen Naderer zu seinem Leibjäger zu machen, so verführt man seinen Leibjäger dazu, Nadererdienste zu leisten."

Staunen und Unwille malten sich auf den Gesichtern der Zuhörer. Mit einem Ausruf der Entrüstung schnellte der alte Beywald auf: „Was erzählen Sie da? Das ist ja eine empörende Geschichte!"

Und der Freiherr berichtete, wie er dahinter gekommen sei, daß seine Korrespondenz insgeheim eröffnet und überwacht würde. Und wie nach einer scharfen Untersuchung, die er eingeleitet, sein Jäger sich ihm zu Füßen geworfen und alles eingestanden habe: Daß er, von der Polizei bestochen, regelmäßigen Rapport über seinen Herrn erstattet hätte, mit wem er verkehre, was für Briefe er schreibe, ja, was für Bücher oder Zeitschriften er lese.

„Können Sie sich vorstellen, meine Herren," sagte Auen-

wald, „daß eine Regierung wirklich noch auf festen Füßen steht, die zu derartigen Mitteln ihre Zuflucht nehmen und sich auf solche Subjekte stützen muß?“

„Es kann nicht länger bleiben wie es ist!“ rief Petz, zitternd vor Empörung. „Die Zustände fangen an unerträglich zu werden!“

Sogar Herr Patruban geriet in Hitze.

„Man ist ja nicht mehr sicher im eigenen Hause! Nächstens werden sie die böhmischen Köchinnen bestechen, daß sie neben dem Küchenbüchel ein geheimes Verhaltungsjournal über ihre Gnädige führen!“

„Kruzitürken noch einmal, das wird mir auch zu dick!“ grollte der Muschir. „In seinen vier Wänden wenigstens muß der Mensch Ruh' haben, sonst hört sich ja alle Gemütlichkeit auf! Da sollte man doch einmal eine Denkschrift an den Kaiser richten und ihm klaren Wein einschenken!“

„Die liberalen Landstände wären längst bereit, etwas zu tun,“ sagte Auenwald. „Sie sind die Berufensten, sich an die Spitze einer Bewegung zu stellen, die darauf abzielt, den Kaiser aus den Klauen seiner falschen Ratgeber zu befreien. Aber sie können diese Bewegung nicht *selber machen* verstehen Sie? Die Bewegung muß vorhanden sein, damit man sich auf sie berufen kann, und sie muß von einer möglichst breiten Bevölkerungsschichte ausgehen, damit sie genügenden Respekt einflößt. Helfen Sie uns! Erst in dem Augenblicke, wo wir sicher sind, das wohlhabende Bürgertum hinter uns zu haben, werden wir imstande sein, den Hebel anzusetzen.“

„Das wohlhabende Bürgertum haben Sie längst hinter sich!“ beteuerte Petz. „Auf den Gewerbeverein können Sie sich verlassen!“

„Auf den juridisch-politischen Leseverein, dem Sie übrigens selbst angehören, nicht minder,“ sagte Beywald.

Der Freiherr reichte ihm die Hand.

„Es kommt alles darauf an, daß die Herren vom Bürgerstand wirklich etwas *tun*, daß sie *aktiv* in die Bewegung eingreifen und es nicht bei der in aller Stille betriebenen Agitation bewenden lassen. Die Hochgestellten müssen es *sehen*, daß breite Schichten mit dem System unzufrieden sind, eine offensichtliche Gärung muß vorhanden sein, eine Gefahr drohen, verstehen Sie? Dann werden sich die Landstände in die Lage versetzt sehen, es durch ihre patriotische Pflicht zu rechtfertigen,

wenn sie an die geheiligte Person des Kaisers mit Vorstellungen herantreten."

Und er führte den Gedanken weiter aus und entwickelte umfassende Pläne wie ein geschickter Theaterregisseur, der die Fäden in der Hand hält und den Heldendarstellern, den Episodenspielern und der Komparserie ihre Aufgaben zuweist. Der Muschir hörte nur halb zu und zuckte ein paarmal die Achsel. Was gingen ihn die Landstände an? Auch Herr Patruban zeigte wenig Lust, sich ernstlich mit politischen Dingen abzugeben. Dagegen horchten die andern gespannt auf, nickten zustimmend oder warfen eine Bemerkung dazwischen. Sie wollten sich die Sache überlegen und tun, was in ihren Kräften stünde.

„Die allgemeine Weltlage treibt einer Katastrophe zu," sagte der Freiherr schließlich. „Wer weiß, ob nicht von Frankreich her über kurz oder lang ein äußerer Anstoß gegeben wird, der auch bei uns die Dinge ins Rollen bringt. Warten wir ruhig ab und halten einstweilen unser Pulver trocken. Jedenfalls wollen wir miteinander in Fühlung bleiben. Der Leseverein ist von unberechenbarem Wert für die gute Sache. Er kann als Hauptquartier für eine weit verzweigte Organisation dienen, die im gegebenen Augenblicke die Aktion der Landstände zu stützen berufen wäre."

Man schied von einander mit dem Versprechen, sich gelegentlich im Leseverein zusammen zu finden. Beywald, Petz und Mosch waren von den persönlichen Eigenschaften und den liberalen Ideen des Freiherrn erwärmt. Der Muschir blieb mißtrauisch und sagte: „Verlaßt euch nicht auf die hohen Herren! Der Bürger ist ihnen gerade gut genug, das Feuer zu schüren, woran sie ihre Suppe kochen wollen."

* * *

Poldi wurde die Befürchtung nicht los, daß sein Vater sich zu viel zumute und nicht genügend schone. Er sei doch schon einmal krank gewesen, wie leicht komme dergleichen wieder! Man müsse ihn entlasten, daß er nicht so viel im Kontor zu sitzen brauche und sich während der guten Jahreszeit ausgiebige Erholung im Himmelhaus gönnen könne. Ohnedies plage er sich zu viel mit dem Studieren politischer Schriften, mit Besprechungen und Versammlungen im Gewerbeverein und im Leseverein. Das war eine ständige Sorge für Poldi.

Er hatte es abgelehnt, sich am Polytechnikum auszubilden. Von der Pike auf wollte er sich heraufdienen und sein Handwerk in den kleinen Finger bekommen, indem er wie ein Lehrling gleich praktisch mit angriff.

Darum fing er damit an, den Weberbaum vorzurichten und die Kettfäden einzuziehen. Der Weber Priesching, der noch mit dem Großvater Leodolter in die Normalschule gegangen war und seit urdenklichen Zeiten im Hinterhaus des „Goldenen Stucks" im Stuhle saß, war sein Lehrmeister. In der freien Zeit übte er sich an Blumen und Gräsern im Zeichnen. Und wenn er eine Form gewonnen hatte, die verwertbar schien, so ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, sie in die Carta rigata zu setzen. Oft bis in die Nacht hinein saß er hinter seinem Tuschkasten und bemalte mit unermüdlichem Eifer die kleinen Quadrate, die den Verlauf der Kett- und Schlußfäden anzeigten. Nichts konnte ihn glücklicher machen, als wenn Petz unter einem Stoß mißlungener Entwürfe, die er ihm vorlegte, einen als brauchbar oder gar vortrefflich bezeichnete.

Durch diesen selbstgewählten praktischen Lehrgang, den er mit eiserner Strenge einhielt, hoffte er dem Vater in kürzester Zeit ein verwendbarer Helfer zu werden. Mit dem lieben Gott stand er jetzt auf dem besten Fuße. Der hatte eines Tages einen kräftigen Strich durch sämtliche Schuldforderungen gemacht, die in jenem kleinen, dickgeschwollenen Notizbüchlein auf sein Konto gebucht standen, und zu Poldi gesprochen: „Wofür hältst du mich eigentlich, wunderlicher Wurm? Suche mich nicht im Gebet, suche mich in der Arbeit, so wirst du mich finden!" Also suchte er ihn in der Arbeit, und fand ihn auch.

Der Muschir verzieh Poldi jetzt seine humanistische Vorbildung. Es gefiel ihm, daß er genau auf dieselbe Weise lernte, wie er es selbst gelernt hatte.

„Wenigstens hat er keinen Fuhm*)," sagte er zu Julie, „und das ist schon etwas. In der Hinsicht macht die sogenannte Bildung meistens dumm. Es kann noch ein brauchbarer Fabrikant aus ihm werden. Der Chef wird freilich Görgi sein, das ist einmal so vorbestimmt, ich kann nichts daran ändern."

*) Dünkel.

„Sie werden sich miteinander vertragen," versetzte Julie. „Poldi ist nicht nur ein tüchtiger und gewissenhafter, sondern auch ein herzensguter Mensch; Görgi hingegen kein eigener und keiner, der führen wird. Es ist sein Glück, wenn er einen an der Seite hat, der ihm wohlwill und ihn stützt."

„Görgi ist ein Kind! Was willst du jetzt schon über ihn sagen?" brauste der Muschir auf.

„Das Kind ist der Vater des Mannes, heißt es. Er wird nicht werden wie du bist, das läßt sich jetzt schon voraussehen. Es wechselt häufig so zwischen Vätern und Söhnen."

„Verzärtelt ist er, weiter nichts," sagte der Muschir unmutig und nahm sich vor, mehr Einfluß auf Görgis Erziehung zu nehmen. Aber es blieb beim Vorsatz. Wie die meisten tüchtigen Arbeitsmenschen war er alles andere eher als ein Erzieher.

Petz ließ Poldi gewähren, war aber im Grunde nicht ganz einverstanden mit der Art, wie er es anpackte. Aus dem Kleinen heraus, meinte er, würde sich ein Überblick über das Große nicht leicht gewinnen lassen, und ein moderner Fabriksherr, wie die Zeit ihn fordere, brauche sich mit dem rein Handwerksmäßigen nicht aufzuhalten; das Aufbäumen der Kette würden ihm schon seine Arbeiter besorgen. So wie Fred es machte, das gefiel ihm. Der verlor sich nicht im Engen und strebte nach der Höhe. Dem Weitausschauenden und Beherrschenden gehörte die Zukunft, und nicht bloß darauf kam es an, ein bestimmtes Metier zu erlernen; ein junger Mann sollte auch Einblick gewinnen in das Räderwerk des wirtschaftlichen Betriebs und in das Spiel der politischen Kräfte, wo um Macht und Einfluß gerungen wurde. Darum begünstigte er Freds Anschluß an die politischen Kreise, die sich innerhalb der Studentenschaft gebildet hatten.

Indessen benützte Fred, da ein unmittelbarer Anlaß zur Tätigkeit nicht drängte, die Vollblüte dieses Sommers dazu, eine jener lyrischen Epochen in sich durchzuleben, wie sie leicht empfänglichen und von äußeren Sorgen freien Jünglingen nicht immer erspart bleiben. So ferne die Schwermut seinem Wesen sonst lag, so schwelgte er jetzt in der süßen, melancholischen Liebesmelodik Nikolaus Lenaus, deren Seufzer noch vom Atem des Lebens geschwellt schienen; denn der unglückliche Dichter hatte, in Döbling hoffnungslos hinsiechend, sein düsteres Schicksal noch nicht vollendet.

Es ist wahrscheinlich, daß Fred in dieser Zeit selbst Verse schrieb, aber auf die Nachwelt sind sie nicht gekommen. Das wäre schade, wenn es richtig wäre, daß der Wert poetischer Erzeugnisse ausschließlich von der Echtheit des Empfindens abhänge. Denn wäre es der Fall, so hätten Freds elegische Liebesgedichte denen Lenaus kaum nachgestanden; so innig fühlte er, so echt war sein Feuer. Der erwachte Ungestüm des jugendlichen Blutes ersetzte die Prosodie. Möglich, daß das Mädchenbild, um das die zauberhaften Märchenblumen seiner ersten Liebe sich rankten, nur zufällig Anna hieß. Aber die Verblendung der Leidenschaft stempelte den Zufall zur Notwendigkeit.

Und es kamen die lauen Abende im Garten des Himmelhauses, wo die Sterne funkelten wie nie zuvor und die Frösche röchelten wie einst, da er ein Knabe gewesen. Da lockten ihn die majestätischen Finsternisse des Parkes, die jenseits des Mühlbaches schlummerten. Da lockte ihn der Schein eines hellen Kleides, das er durch die Dunkelheit hatte huschen sehen. Und er eilte die Gartenpfade hinauf und schlich den Feldweg entlang, der gegen die Mühle führte. Am Wirtschaftshof und am stattlichen Schloßgebäude vorüber stahl er sich in den herrschaftlichen Park und lauschte in den finster rauschenden Schatten der Baumriesen. Einem breiten Kiesweg folgend, den bleiche Gestalten auf steinernen Sockeln beiderseits bewachten, glaubte er Schritte hinter sich vernommen zu haben und hielt still. Hinter einem Baumstamm vortauchend, näherte sich die Gestalt eines Mannes, der ihn insgeheim begleitet zu haben schien. Er winkte ihm und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Das Abenteuer war zu spannend, als daß Fred es über sich gebracht hätte, zurückzubleiben.

Der Unbekannte eilte voraus, nach einer kurzen Strecke bogen sie in die dichtverwachsene Allee gegen die Teiche. „Sie sollen etwas Rares sehen!" flüsterte der Fremde und schob ihn die Uferböschung hinauf. Und Fred erblickte, wie die Büsche sich teilten, auf dem dunklen Wasser einen Kahn, in dem zwei Menschen nebeneinander saßen, die sich umschlungen hielten. Wortlos, mit pochendem Herzen strengte er sein Auge an, die Finsternis zu durchdringen.

Es war, als schwebte der Kahn über einem tiefen Abgrund, so schwarz und unbewegt lag das Wasser. Und die helle und die dunkle Gestalt, die sich darin befanden, schienen

Zeit und Raum zu vergessen, lautlos in einander versunken.

Freds Begleiter drängte sich an sein Ohr und träufte ihm Gift in die Seele. Wie es auf diesem Schlosse zugehe, wie jede Reinheit sich bedroht und jede Unschuld sich verfolgt sehe. Der Ärgste sei der Freiherr selbst, und der Apfel auch nicht weit vom Stamm gefallen. Und wenn einer etwas dagegen sage, so falle er in Ungnade, wie es ihm geschehen, und bleibe auf die Mildtätigkeit guter Menschen angewiesen. Aber er werde noch manches aufdecken, was er wisse!

Fred stieß den Menschen von sich und erkannte, wie er jetzt sein Gesicht gegen ihn kehrte, den entlassenen Jäger des Freiherrn, den er zufällig im Himmelhaus gesehen hatte, als jener sich dem Muschir vorstellte, um einen Dienstposten zu erlangen. Er gab ihm an Geld, was er bei sich trug, und wendete sich mit Abscheu von ihm: „Entfernen Sie sich!" Da glitt der Schurke die Wegböschung hinab und war verschwunden.

Jetzt plätscherte sachte ein Ruder, die kleinen Wellen des Teiches glucksten gegen das Ufer. Eine lichtere Spur hinter sich zurücklassend, zog der Nachen leise dahin. Irgend etwas Goldenes wie von einer militärischen Litze blitzte für einen Augenblick darin auf, im schwachen Schein des Sternenhimmels. Bleich und unbestimmt, wie ein ziehender Nebel, schwebte die hellere Gestalt neben der dunklen, die das Ruder führte, über dem schwarzen Abgrund. Und so näherte sich das Schemen langsam dem jenseitigen Ufer und entschwand unter überhängenden Bäumen . . .

In dieser selben Nacht stieg Fred noch auf die Höhe zur Himmelswiese hinauf. An der Stelle, wo sie so oft mit Anna gesessen hatten, warf er sich auf die Erde und wühlte sein tränenüberströmtes Antlitz ins taufeuchte Gras.

Unter Stürmen der Leidenschaft und Verzweiflung übermannte ihn schließlich der Schlaf der Jugend, und es war dämmernder Morgen, als er erwachte. Da stieg über den gelben Kornfeldern jenseits des Marchfeldes die Sonne herauf und warf ihre ersten Strahlen über die ins Donaugelände gebettete Stadt. Und wie dereinst, an jenem Abend, da Fred noch ein Knabe gewesen, so flammte auf dem obersten Turmknauf von St. Stephan ein Licht auf und loderte gleich einer Fackel zum Himmel, wie das Notzeichen einer von Feinden

bedrängten Stadt, die nach Befreiung schreit. Jetzt wußte er es besser als damals, daß nicht die Türkengefahr drohte und nicht die Franzosennot, jetzt kannte er den Feind, den es zu besiegen galt, und haßte ihn grimmiger als Halbmond und gallischen Hahn. Und wie damals breitete er weit seine Arme aus, als wollte er Stadt und Land da unten zu seinen Füßen in Liebe umfassen, und erneute den Schwur der Treue, daß es an ihm nicht fehlen sollte, wenn es einmal galt, und daß er seinen letzten Blutstropfen verspritzen würde für die Freiheit, wie er sie meinte, für die Erlösung des Volkes vom adligen und bureaukratischen Übermute, für ein heiliges konstitutionelles Vaterland!

So schürte der Schmerz um Anna und der Haß, den er jetzt gegen den Leutnant Baron Auenwald nährte, die lodernden Flammen seines politischen Zornes.

* * *

Susann Leodolter saß in der Eschenlaube im Garten des Himmelhauses und häkelte an einer Spitze. Seit bald zwei Jahren häkelte sie daran. Und immer, wenn das fertige Stück eine bestimmte Länge erreicht hatte, trennte sie es wieder auf und fing von vorne an. Bethi war ihr einmal dahinter gekommen und hatte entsetzt die Hände zusammengeschlagen.

„Kind, was treibst du eigentlich? Bist du nicht recht bei Trost?"

„Es ist die Spitze zu meinem Brauthemd," sagte sie. „Ich vertröste meine Freier damit. Sobald sie fertig ist, heirate ich den Karl Patruban, darauf hab' ich ihm mein Ehrenwort gegeben."

An diesem Tage in der Eschenlaube war sie eben im Begriffe, die Häkelnadel wegzulegen und mit dem Wiederauftrennen der Spitze zu beginnen, als sich Schritte im Kiesweg herunter näherten. Ein breiter, stämmiger Mann vom Aussehen eines Proletariers stand vor ihr, einen großen Kalabreser Schlapphut auf dem Kopf, Gesicht und Kinn ausrasiert, um den Hals einen mächtigen Demokratenbart, den Hemdkragen umgeschlagen und durch eine rote Halsbinde zusammengehalten, deren Zipfel im Winde flatterten.

„Guten Tag, Fräulein Susann!" sagte er. „Sie erkennen mich wohl nicht, weil Sie mich so erstaunt ansehen? Ich bin

nämlich der Mann von drüben, wissen Sie, und komme Sie zu fragen, ob Sie meine Frau werden wollen?"

„Herr Schina —? Herr Scheichenstuhl?" fragte sie bebend und tonlos.

„Ganz richtig, Ferdinand Scheichenstuhl & Cie. Diesmal in ganz persönlichen Angelegenheiten."

„Woher kommen Sie so plötzlich?"

„Geradenwegs aus Brasilien. Aber plötzlich garnicht! Es war eine ziemlich langwierige Fahrt. Meine Ungeduld, Sie zu sehen, hat Schiff und Eisenbahn nicht beflügeln können. Da bin ich endlich, mein Wort einzulösen. Den Brief, den ich Ihnen vor ein paar Jahren schrieb, werden Sie erhalten haben. Sonach wissen Sie, worum es sich handelt. Ich bitte Sie, mir kurz und bündig zu sagen, ob Sie mir die Hand fürs Leben reichen wollen oder nicht?"

„Ihr Erscheinen überrascht mich. In der Geschwindigkeit werden Sie mir doch nicht zumuten, eine so weittragende Entscheidung zu treffen?"

„Ich denke, ich hätt' Ihnen Zeit genug gelassen, die Sache zu überlegen. Sie haben meinen Brief nicht beantwortet. Ich habe ein Recht zu erfahren, wie ich daran bin. Hinhalten laß' ich mich nicht, bei mir heißt es aut—aut. Ich frage Sie ein drittes und letztes Mal: Wollen Sie die Meine werden, oder wollen Sie nicht?"

„Ich will!" hauchte Susann.

„Dann kommen Sie mit mir," sagte er befriedigt.

Er bot ihr den Arm und führte sie den Garten hinauf wie damals, da er sie aus Mießrigels Klauen befreit hatte. Indessen führte er sie nicht ins Haus, sondern ging daran vorbei, und Susann ging wie ein zahmes Lämmlein an seiner Seite hin, voll Bangigkeit und Seligkeit, halb ängstlich und halb beglückt. Sie traten auf die Straße hinaus, wo ein Wagen hielt, er half ihr hinein, die Pferde zogen an, sie fuhren davon.

Jetzt fing er ganz trätabel zu plaudern an und sagte, wie er sich nach ihr gesehnt habe, und wie er sich freue, daß sie sein Weib werden wolle. Aber die Häkelarbeit möge sie endlich fortlegen — denn die hatte sie im ersten Schrecken in der Hand behalten; das sei eine müßige Spielerei, die keinen Zweck habe. Und als sie zögerte und das Häkelzeug noch immer krampfhaft festhielt, löste er es sanft aus ihren Fingern.

„Sie werden sich die Nadel noch in die Hand stoßen," sagte er besorgt und liebevoll. „Das kann ich unmöglich zugeben!" Und im nächsten Augenblick flog das ganze Zeug zum Wagen hinaus, Knäul, Spitze und Häkelnadel.

„Wohin fahren wir eigentlich?" fragte sie in einer Aufwallung von Angst.

„In die Roveranigasse. Unsere Wohnung ist schon eingerichtet und das Nest bereitet. Wir brauchen bloß einzuziehen."

„Ich bin doch noch garnicht Ihre Frau!" wendete sie schüchtern ein, während ein angenehmer Schauer von freudigem Gruseln ihren Rücken überlief.

„Warum nicht, da Sie mir doch Ihr Jawort gaben!"

„Meine Angehörigen wissen nichts davon! Was wird der Muschir dazu sagen?"

„Sie sind doch kein kleines Mädchen mehr und sogar schon majorenn, was wollen Sie? Und da ich Sie liebe und Sie mich doch wohl auch . . . oder nicht —?"

Sie nickte eifrig.

„Nun sehen Sie, somit wäre alles gut und in bester Ordnung. Wollen wir uns du sagen? Erlauben Sie, daß ich Sie küsse!"

Sie war mit allem einverstanden. Im Grunde fand sie es entzückend, daß sie so mir nichts dir nichts genommen wurde, so ohne weiteres gepflückt wie eine Blume. Da war einmal einer, der wußte, was er wollte!

„Es ist nur alles ein wenig ungewöhnlich," meinte sie.

„Das nun freilich, aber ich bitte dich! Im Ganzen geht es ohnedies urlangweilig und gewöhnlich zu auf dieser Welt. Sollen wir auch noch dazu beitragen?"

Es war eigentlich ganz nach ihrem Sinn, was er sagte. So spannend, wie es jetzt kam, hätte sie sich ihre Verlobung in ihren schönsten Träumen nicht auszumalen gewußt. Aber jetzt, da das Unwahrscheinliche zur Wirklichkeit wurde, ließ ihr Mut sie fast im Stich.

„Die Verwandten werden sich skandalisieren. Schließlich ist es doch Gepflogenheit, daß man sie einlädt und ihnen vorerst einmal die Verlobung kundgibt."

„Aber Susannerl," sagte er, sie wie ein kleines Mädchen am Kinn fassend; „daran wird dein Herz doch nicht hängen? Wenn wir einander gern haben, was brauchen wir die Madame

Patruban dazu? Überhaupt der ganze Firlefanz, der drum und dran hängt, ist mir zuwider. Die Familiensimpelei, die Festreden und Toaste, das Getue, das gemacht wird, der Aufmarsch der Verwandtschaft, all diese Bourgeoissitten! Sieh, wie schlicht und schön ist das: du liebst mich, ich liebe dich, du bist ein Weib, ich bin ein Mann, wir nehmen uns, wie Gott uns geschaffen hat, und gehören einander fürs Leben, aus Neigung, aus freiem Willen. Wen geht das etwas an, außer uns beiden?"

Sie war schon halb gewonnen, da fuhren sie durch die Mariahilferlinie und kamen unter mehr Menschen. Es wurde ihr auf einmal bewußt, daß sie im einfachen Gartenkleid neben ihm saß, ohne Hut und Staat.

„Das ist alles schön und gut," sagte sie. „Es ist etwas Freies darin, das mir gefällt; garnicht so langweilig wie sonst, wo immer eine Menge geredet werden muß. Aber wie seh' ich aus! So wie ich geh' und stehe, kann ich unmöglich bei dir einziehen und deine Frau werden! Ich muß doch auch eine Ausstattung mitbringen?"

Er lachte.

„Wenn es sonst nichts ist —! Die Ausstattung holen wir uns später heim, und das Notwendigste ist vorbereitet. Was du brauchst, um es auf dem Leib zu tragen, läßt sich leicht besorgen."

Er blickte um sich. Sie fuhren an einem großen Modewarenhaus vorüber.

„Kutscher halten!"

Er stieg aus und wollte ihr aus dem Wagen helfen. Fröhlich sprang sie in seine Arme. Er stellte sie behutsam auf den Boden, Arm in Arm gingen sie in den Warenladen. Er kaufte ihr einen stattlichen Hut, eine gestickte Mantille und einen seidenen Sonnenschirm. Dann wählten sie miteinander ein paar neue Toiletten für sie aus. Und schließlich versorgte sie sich mit Leibwäsche, mit Spitzen und Bändern, Handschuhen, Strümpfen und allem, was man braucht. Einkaufen, ohne das Geld dabei anschauen zu müssen, das war von je ihre Passion gewesen.

Jetzt fühlte sie sich schon ganz anders, als sie wieder neben ihm im Wagen saß. Sie hielt seine Hand fest und drückte sie von Zeit zu Zeit. Ausgelassen froh war sie, daß sie hätte jubeln mögen, so heiter und frei, wie ihr das Leben

vorkam. Aus der Neubaugasse durch die Wendelstadt bogen sie an St. Ulrich vorbei gegen die Roveranigasse hinunter. Wie sie aber die alte Kirche sah, erbleichte sie und erschrak.

„Um Gotteswillen, da fällt mirs ein: Wir sind doch vorerst nur verlobt miteinander? Eine Trauung muß doch auch stattfinden, eh' ich zu dir ziehen und deine Frau werden kann!"

„Es ist wahr," lachte er; „man soll gar nicht glauben, was es alles zu bedenken gibt! Aber das wollen wir gleich im Vorbeigehen besorgen. Kutscher, halten!"

Sie stiegen abermals aus, traten in die Sakristei und fragten nach dem Herrn Pfarrer. Der saß gerade beim Essen und war ziemlich ungnädig, als er endlich zum Vorschein kam. Was zu wünschen stehe? Getraut wolle er werden, sagte Schinackel, und zwar sofort. Der Pfarrer erklärte, dies sei ein Ding der Unmöglichkeit, erst müsse er die Papiere sehen, dann ein dreimaliges Aufgebot vornehmen und dann erst könne in Anwesenheit beglaubigter Zeugen die Trauung stattfinden. Schinackel wurde ungeduldig.

„Was dieses Europa für eine rückständige Halbinsel ist! Ich glaube, es erstickt noch einmal in Formenkram und Akten!"

Susann hatte Manzonis „Promessi sposi" gelesen und wollte Nutzen aus dem Falle ziehen.

„Wir erklären einfach, die Ehe miteinander einzugehen, das bleibt die Hauptsache. Die Formalitäten können später erledigt werden."

„Ja, das erklären wir!" sagte Schinackel.

„Ja, das erkläre ich!" sagte Susann.

„Halten Sie ein!" rief der Pfarrer und hielt sich die Ohren zu. „Ich habe nichts gehört, ich will nichts gehört haben! Es gibt keine giltige Trauung mit passiver Assistenz! Sie erklären, die Ehe miteinander einzugehen? Ich erkläre, nichts gehört zu haben! Bevor Sie die gesetzlichen Vorschriften nicht erfüllen, kann ich Sie nicht ins Kirchenbuch eintragen."

Es lag aber Schinackel und Susann wenig daran, ob sie ins Kirchenbuch eingetragen wurden, oder nicht. Wenn sie nur Mann und Frau waren, und dafür hielten sie sich jetzt. Den Pfarrer beruhigten sie, indem sie ihm die Versicherung gaben, es würde alles ordnungsgemäß erledigt werden. Ihre Papiere würden sie ihm schleunigst senden, er möge nur gleich

mit dem Aufbieten anfangen. Schließlich legte Schinackel noch einen ansehnlichen Geldbetrag für die Armen der Pfarrgemeinde auf den Tisch. Der Pfarrer, der im Grunde ein gutmütiger Mann war, dankte und bemerkte lächelnd, einem demokratischen Amerikaner müsse man schon etwas nachsehen, und wenn die Papiere in Ordnung befunden würden, wie er hoffe, so solle es an ihm nicht fehlen, Aufgebot und Trauung zu beschleunigen.

„Wir würden nicht gar so pressieren, Hochwürden," sagte Susann fromm, „wenn wir nicht seit Jahren durch einen ganzen Ozean von einander getrennt gewesen wären."

„Liebesleut', Liebesleut'! Sind alle gleich!" sagte er wohlwollend und gab ihr einen väterlichen Backenstreich.

Sie empfahlen sich. Schinackel bot Susann den Arm. „Kommen Sie, Madame Scheichenstuhl!"

„Brav sein, brav sein!" rief ihnen der Pfarrer nach. „Und für alle Fälle vor der Trauung schön beichten, das bitt' ich mir aus!"

Als sie in der Roveranigasse ankamen, führte er sie in die behaglich eingerichtete Wohnung, in die auch das kleine Hofzimmer einbezogen war, wo er als Junggeselle und Stundenlehrer gewohnt hatte. Aus dem einzigen Fenster sah man auf den Hof hinaus, der früher seine Welt gewesen war, mit seinen Feuermauern, Dächern und Schornsteinen und dem kleinen Endchen Himmel darüber, wo die Wolken zogen, die in die Ferne lockten. Da wurde er empfindsam und sagte, seinen Blick in ihre blauen Augen versenkend: „Mein Himmel da droben war oft bewölkt und trübe, jetzt hab' ich einen andern, der soll immer heiter und sonnig sein, das wünsch' ich und hoff' ich! Was ich dazu tun kann, das will ich tun!"

Sie war dankbar und ergriffen.

„In meinem Tagebuch steht, du seist ein grauslicher Mensch. Jetzt seh' ich es erst: Du bist doch ein guter Kerl!"

„Mein Gott, beim Seifensieden verlernt man es, Worte zu machen. Aber das kannst du mir glauben: Wahrhaft lieb hab' ich dich!"

So glückselig war sie in ihrem Leben nicht gewesen.

Auf dem Tisch lag schon ein Stoß schön lithographierter Vermählungsanzeigen bereit. Vergnügt setzten sie sich hin, falteten die Blätter, klebten Oblaten darauf und versahen sie mit Adressen. Noch an demselben Tage schickten sie die An-

zeigen an alle Freunde und Verwandten aus, an die nächsten Angehörigen sogar durch Eilboten.

„So etwas kann auch nur wieder der Susann einfallen!" sagte der Muschir ungehalten, als er die Nachricht erhielt. Und alle Leodoltergeschwister waren eine Zeitlang besorgt um sie. Bloß Michella, die Schinackeln die Seifensendung aus Brasilien nicht vergaß, sah keine Gefahr. Denn ein Seifenfabrikant sei schon von vornherein ein Kulturmensch, und Herr Scheichenstuhl im besondern, wenn auch vielleicht etwas wunderlich, sicher ein außerordentlicher Mann. Daran könne niemand zweifeln, der es wisse, wie er allmählich seine Vorurteile abgelegt und sich von einem verwahrlosten Stundenlehrer zu einem Förderer und Verbreiter der Zivilisation im fernen Westen emporgeschwungen habe.

Die Bedenken, die bestanden hatten, zerstreuten sich rasch, als das neuvermählte Paar bei den nächsten Angehörigen Besuch machte und Herr Schinackel sich als ein Mann von Haltung und Weltblick, als tadelloser Charakter und als sehr wohlhabend erwies. Und nachdem einige Wochen später in aller Stille die kirchliche Trauung stattgefunden hatte, waren alle froh, Susannen, der man schon prophezeien zu müssen glaubte, daß sie den Stephansturm reiben*) würde, so unerwartet glücklich vermählt und glänzend versorgt zu wissen. Nur Madame Patruban, die die Hand Susannens ihrem Karl zugedacht hatte, ließ sich durch die allerdings etwas verspätete Trauung nicht versöhnen und behauptete, mit den Scheichenstuhls könne man gesellschaftlich nicht verkehren, die seien nicht „comme il faut".

Ein äußerst liebenswürdiges Verhältnis entwickelte sich bald zwischen Ohm Schinackel und seinen ehemaligen Schülern. Für Poldi, der sich mehr und mehr in die Geschäfte einlebte und in aller Stille manche Agende übernahm, die sonst liegen geblieben wäre, wurde er ein treuer und erfahrener Berater, der in kommerziellen Dingen gut Bescheid wußte. Gewissermaßen war er ja nunmehr auch Teilhaber der Firma, da Susannens Vermögensanteil in der Fabrik steckte und es dem Muschir im gegenwärtigen Zeitpunkt einige Verlegenheit bereitet hätte, hätte er sie auszahlen müssen. Mit Fred fand er politische Berührungspunkte und half ihm die freiheitliche Be-

*) Im Wiener Volksmunde Bezeichnung für Altjungferntum.

wegung schüren. Daß vom Volk alles Heil ausgehen würde, wie Fred glaubte, war freilich seine Ansicht nicht. Im ganzen besaß er wenig Respekt vor dem Volke und noch weniger vor der Volkssouveränität. Aber trotzdem sollten nach seiner Meinung die Persönlichkeiten und die Einzelnen, auf die es ankomme, aus dem Volk hervorgehen und nicht bureaukratisch gekürt werden.

„Dazu sind eben die unzähligen Dummen, Schlappen und Zufriedenen da," sagte er, „daß sie ein paar Gescheiten, Aufgeweckten und Unzufriedenen emporhelfen."

„Im Grunde bist du ein Aristokrat, Ohm Schinackel," meinte dann Fred. „Eine wahre Freiheit kann es doch nicht geben ohne Gleichheit und Brüderlichkeit?"

„Die wahre Freiheit der Völker," sagte Schinackel, „besteht darin, daß Kraft, Schönheit und Sehnsucht ungehindert hinaufkommen können. Die Agave schießt auch einen langen Stengel heraus und ganz oben steht dann die Blüte. Das Grün- und Krautzeug darunter ist gemein, aber es muß doch da sein, damit es oben eine Blüte treiben kann. Und die Blüte muß aus dem gemeinen Grün- und Krautzeug hervorwachsen und nicht künstlich aufgebunden sein, sonst hätte sie keine Nahrung und müßte welken. So gehören sie innig zueinander und brauchen sich gegenseitig. Und geradeso müssen die, auf die es ankommt, aus dem gewöhnlichen Kraut da unten herauswachsen. Mit dem Kraut allein aber, wenn wir es immer gleich und brüderlich zustutzen wollten, brächten wir es eben zu keiner Blüte."

* * *

In einer verborgenen Spelunke in der inneren Stadt saß ein Tisch junger Leute beisammen, Studenten von der Universität: Mediziner, Juristen und Philosophen. Auch Polytechniker darunter und ein paar angehende junge Künstler von der Akademie. Es waren fast alle österreichischen Nationalitäten vertreten: Deutsche, Ungarn, Italiener, Polen, auch die böhmischen und Süd-Slaven fehlten nicht ganz.

„Kommilitonen! Freunde! Brüder!" sagte Student Sturz, der das Präsidium führte. „Wir sind Kinder verschiedener Nationen, treu und mannhaft steht ein jeder von uns zu seinem Volke. Und doch haben wir alle zusammen ein gemeinsames Vaterland, eine Heimat, einen Kaiser, und einen Glauben:

den Glauben an die Freiheit und an die Zukunft Österreichs!"

Begeisterte Rufe erschütterten die Luft. Sturz streckte seine Hand über den Tisch.

„Schlagt ein Brüder! Reicht mir eure Rechte! Wir gehören zu einander, wir sind Österreicher, wir sind Jünger der Wissenschaft und Musensöhne! Laßt uns den Schwur der Treue leisten: Eher den Tod als ein Preisgeben unserer Ideale!"

In jugendlicher Begeisterung vereinigten sie ihre Hände.

„Eher den Tod!" klang entschlossen die frische, kräftige Stimme Fred Leodolters.

„Es lebe die Freiheit! Es lebe die Freiheit!"

„Silentium!" kommandierte Sturz.

„Silentium!" echote Student Tauß, der den Kontrapunkt innehatte.

„Es steigt das Lied: Freiheit, die ich meine ...."

Da verstummte sogleich alles Gespräch, ergriffen, begeistert, mit Tränen in den Augen, sangen sie wie aus einem Munde Schenkendorfs altes Freiheitslied:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!
Magst du dich nicht zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt? ...."

Als der Gesang verklungen war, erschollen ungestüme Hochrufe: „Prosit! Heil! Eljen! Slava! Zivio! Evviva!"

„Evviva l'Italia indenpendente!" schrie ein kleiner blasser, glutäugiger Italiener.

„Colloquium!" verkündete Sturz.

„Colloquium!" antwortete das Echo aus dem Munde des Studenten Tauß.

Ein hochgewachsener Tiroler mit Bauernknochen und einem gotischen Langschädel schlug ingrimmig auf den Tisch: „Tuifel auch, fell ischt ein starker Tobak!"

„Halt's Maul, Ladurner, und laß sie rummeln, die Katzelmacher!*)" stieß ihn sein Nachbar an. „Ohne sie kriegen wir unser Lebtag keine Freiheit zu sehen!"

*) In Österreich übliche verächtliche Bezeichnung für Italiener.

Das Wort war von einem eleganten blonden Polen aufgefangen worden, der ihnen gegenüber saß.

„Das ist richtig, was Sie da sagen! Ausgezeichnet! Ohne die Polen und Italiener macht ihr es nicht! Der Deutsche hat kein Talent zur Freiheit! Die müssen anders aussehen, ich bitte, die die Kastanien aus dem Feuer holen!"

„Fehlt es uns Deutschen etwa an Mut?" wendete Fred Leodolter sich herausfordernd an ihn.

„Das habe ich nicht gesagt, ich bitte, das ist wieder etwas ganz anderes! Aber den Boden der Legalität wollen die Deutschen nicht verlassen! Was kann man dabei erreichen, ich bitte? Pour faire une omelette, il faut casser des œufs. Vive la Charbonnerie démocratique!"

„Prosit! Hoch! Die Köhler sollen leben!" riefen einige Stimmen.

Aber da schnellte der kleine blasse Italiener jählings in die Höhe: „Oh —! Geine Carbonari mehr! Eine neue Bund für die Sukunft! La giovine Italia wird sie 'eißen, und wird 'elfen der Freiheit und wird jagen die Papst und wird jagen die Gönige! Fort! 'Inaus vor die Tür! Eine Fußtritt für die Tyrannen! Unser 'Aus ist unser 'Aus! Geine Fremde mehr darin und einig die Vaterland! Evviva Mazzini!"

Wiederum stiegen Vivats und Hochrufe.

„Laßt mir den Republikaner aus dem Spiele!" grollte Sturz mißmutig, indem er sich die Lippen biß.

Hinter seinem offenstehenden Wams lugte ein schwarz-rot-goldnes Band hervor, das ihm quer über die Brust lief. Er war ein großer, bärtiger Mensch mit goldblonden Locken und scharfen Brillen vor den blauen Augen. Die verbotene Mütze, die ihm auf dem Kopf saß, hatte sich verschoben, daß ihr Schirm sein linkes Ohr beschattete.

„Meine Blume dem jungen Italien!" Student Tauß hatte sich erhoben und hielt seinen Krug hoch in die Luft. „Kühn und offen spreche ich es aus, ich ein deutscher Jüngling und guter Österreicher: Was brauchen wir ein lombardo-venezianisches Königreich, wenn wir die Freiheit haben? Sie macht alle Völker zu Brüdern, keines wird mehr über das andere herrschen wollen und keines dulden, daß es beherrscht wird!"

„Hoch das junge Italien! Hoch Mazzini!" riefen viele durcheinander.

„Brüder! Hört! Daß ihr es wißt!“ überschrie Sturz den Lärm, und seine Augen flammten. „Wir führen eine gerechte Sache! Wir sind keine Revolutionäre! Wir sind treue Bürger unseres Vaterlandes! Wir werden den Boden des Rechts und des Gesetzes nicht verlassen, wir wollen das monarchische Gefühl nicht erschüttern, wir wollen es befestigen! Den falschen Ratgebern des Kaisers gilt unser Kampf, nicht ihm! Unser geliebter Monarch ist milde und gütig, er wird unseren Bitten nicht widerstehen, wenn sie nur erst bis an sein Ohr gedrungen sind! Er wird nicht länger über geknechtete Untertanen herrschen wollen, und freie Völker werden sich in Liebe und Verehrung um seinen Thron scharen!“

Der Italiener begehrte gegen ihn auf, alle schrieen durcheinander.

„Silentium!“ donnerte Sturz. „Es steigt das Lied: Der Gott, der Eisen wachsen ließ ....“

Da wurde es sogleich wieder still und mit vollen, männlichen Stimmen setzten sie ein:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte ....“

Und als die letzte Strophe verklungen war:

„Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und rufet alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!“

da brachen sie in neue begeisterte Hochrufe aus .... Sie nahmen sich bei den Händen und schüttelten sich, sie fielen einander um den Hals. Ein Freudenrausch hatte sie alle ergriffen: „Freiheit! Freiheit!“ ....

In ausgesprochen slavischem Akzent fiel der Ruf: „Unser Kaiser soll leben!“

Es war ein bescheidener, ärmlich gekleideter Jüngling mit glattem strohgelbem Haar, der „Kaisr“ statt Kaiser und „lehben“ statt leben sprach.

Der Kaiser sei gütig und liebe alle seine Völker wie ein Vater seine Kinder, versicherte er; man informiere ihn nur falsch oder gar nicht. Was wisse er z. B. von den böhmischen Zuständen? Sand in die Augen streue man ihm! Aber das böhmische Volk werde eines Tages aufstehen wie ein Mann und das Joch seiner Unterdrücker abschütteln!

„No ja?“ sagte er eifrig, „weil es eine Lebensfrage ist für Österreich!“

Und dann lehnte er sich in seinem Sessel zurück und redete mit halber Stimme leidenschaftlich auf seinen Nachbar ein, während die nervösen Hände unruhig an den Schnüren seiner abgetragenen Tschamara herumfingerten.

„Wissen Sie, Herr Kuchaz, wie die Feinde des böhmischen Volkes heißen?“ rief Student Tauß. „Metternich und Sedlnitzky heißen sie! Die sind es, die die Nationen dieses Staates gegeneinander ausspielen! Das System ist schuld an allem! Das System muß beseitigt werden! Ich wiederhole es: Die Freiheit macht alle Völker zu Brüdern!“

Ein Radikaler geriet in Hitze: „Der Metternich und der Sedlnitzky sagen Sie? Gut! Aber doch nicht sie allein! Wo bleiben die andern, die noch viel höher stehen? Wo bleiben die andern? He? Wo bleiben die andern?“

„Was wollen Sie, Herr Schuda? Schreien sie nicht so! Ich stehe Ihnen zur Verfügung! Was wollen Sie eigentlich?“

„Wo bleiben die andern?“ wiederholte der Aufgeregte. „Wo bleiben die andern? He? Wo bleibt die Staatskonferenz mit dem Erzherzog Ludwig an der Spitze? Hört mir auf mit der ganzen Lothringischen Dynastie!“

„Still! Ruhig! Silentium! Schweigen!“ rief es von allen Seiten.

„Es isch unser angestammtes Herrscherhaus!“ sagte Laburner ernst.

Fred Leodolter eilte auf den Hitzkopf zu.

„Seien Sie nicht ungerecht! Eine große Anzahl Prinzen sind ohnedies fortschrittlich gesinnt! Auch die Erzherzogin Sophie, das weiß jedes Kind!“

Das Lokal lag eine Treppe tief unter der Erde, der zweite Tisch, der sich noch darin befand, war unbesetzt; man brauchte keinen Lauscher zu fürchten. Die Luft in dem engen Raum war zum Schneiden dick, die meisten Studenten qualmten aus langen, bequasteten Burschenpfeifen, und vor einem jeden stand ein gewaltiger Krug Bier.

Student Sturz hielt jetzt eine Rede und faßt die Wünsche und Forderungen der akademischen Jugend zusammen.

Das absolutistische System hätte sich überlebt, es gleiche einem Koloß auf tönernen Füßen, der heute oder morgen zusammenbrechen müsse. Die Willkür beschränkter Beamter, die

schamlose Protektion bei Vergebung aller höheren Posten, die ungerechte Verteilung der Steuern, die leichtsinnige Finanzgebarung und die muckerische Zensur, die jede freie geistige Regung unterdrücke — das alles zusammengenommen habe den Staat trotz eines dreißigjährigen Friedens an den Rand des Verderbens gebracht. Die Liebe zum Monarchen und zum Vaterlande zwinge die Studenten als Jünger der Wissenschaft und Repräsentanten der Intelligenz, auf Abhilfe zu dringen. Ihre Forderungen ließen sich in einem einzigen Worte zusammenfassen, sie forderten nicht mehr und nicht weniger, als was andere, glücklichere Völker längst besäßen: Staatsbürgerrechte!

„Menschenrechte!" warf Tauß dazwischen und stärkte sich mit einem Halben.

„Menschenrechte!" wiederholte Sturz. „Prost, ich komme nach. — Gut, sagen wir Menschenrechte!"

Und er führte weiter aus, daß es das ursprünglichste und unveräußerlichste Recht eines jeden Menschen sei, die Intelligenz, die Gott ihm verliehen habe, nach bestem Wissen und Gewissen zu gebrauchen. Daß aber das ängstliche System der Bevormundung den freien Gedanken beschränke, das offene Wort durch Polizeimaßregeln unterbinde, die Quellen der Bildung durch engherzige Zensurvorschriften verstopfe.

„Darum fordern wir mit dem Mute der vollen Überzeugung," rief er, „*Freiheit* vor allem auf dem Gebiete des *geistigen* Lebens, fordern Gedankenfreiheit, Redefreiheit und Abschaffung der Zensur, fordern Lehr- und Lernfreiheit für uns und unsere Nachkommen!"

Ein stürmischer Beifall, in den alle einstimmten, brauste durch das Lokal.

An der unteren Ecke saß Leb Pinkas, ein junger Mann von scharf ausgeprägtem jüdischen Typus, mit Anzeichen von Kummer und verhaltener Leidenschaft in den unsteten Augen.

„Wir fordern Glaubensfreiheit!" rief es von dieser Seite.

„Wir fordern auch Glaubens- und Gewissensfreiheit!" redete Sturz weiter. „Wir fordern Gleichheit vor dem Gesetz für alle! Denn alle sind wir Brüder, alle Völker, alle Stände, alle Konfessionen! Fallen müssen die konfessionellen Schranken, die verknöcherte Dogmen zwischen den Menschen aufgerichtet haben, verschwinden die künstlichen Scheidewände, durch die eine stümperhafte Staatskunst die Völker dieses Reiches aus-

einanderhält. Unter dem Schutze der Freiheit werden sie sich brüderlich die Hände reichen und ihre Kräfte im edlen Wettstreit des Zusammenwirkens ins Ungemessene steigern. Darum fordern wir für alle Stände, für alle Konfessionen, für alle Nationalitäten Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, fordern gleiches Recht für den magyarischen und slovakischen, polnischen und ruthenischen, böhmischen und deutschen Bauer, Bürger und Adligen!"

„Aber erlauben Sie gütigst," unterbrach Herr von Jablonowsky den Redner, „ein polnischer Schlachzig und ein ruthenischer Bauer ist wieder etwas anderes, ich bitte! Gehen Sie nach Galizien, und man wird Ihnen sagen, daß Sie die Verhältnisse nicht kennen! Jedna owca parszywa wszystko stádo nakazí!"

„Was ist das eigentlich, ein Ruthene?" fragte Student Tauß. „Wo wohnt denn das?"

Einige Slaven sprachen auf ihn ein und klärten ihn auf. Ladurner wunderte sich.

„Es ischt gar niacht zu glauben, wieviel Kompatrioten auf einmal zum Vorschein kommen!"

Der Jüngling in der Tschamara stieß seinen Freund und Landsmann an. Sie flüsterten miteinander und lachten über den Tiroler, der sich offenbar einbilde, Österreich sei ein deutsches Land!

Sturz fuhr in seiner Rede fort und führte aus, es sei nicht zu wundern, wenn einzelne Unklarheiten und Mißverständnisse sich gelegentlich sogar unter Gesinnungsgenossen einschlichen. Aber alle Nebel würden in nichts zerfließen, wenn einmal die Sonne der Freiheit über den Völkern dieses Reiches leuchte. Es fehle ihnen eben an Gelegenheit zu ungezwungenem Meinungsaustausch, es fehle eine Tribüne für die freie Rede für das offene, ehrliche Manneswort!

„Darum fordern wir," rief er, „eine Konstitution! Darum fordern wir eine Verfassung, wie fast alle andern zivilisierten Nationen sie besitzen! Darum fordern wir ein Repräsentativsystem, eine einzige, echte, unverfälschte Volkskammer!" .....

„Ich bestehe auf zwei Kammern!" warf Tauß dazwischen.

Man lachte und wollte ihm klar machen, daß zwei Kammern weniger seien als eine. Aber er wurde ganz unwirsch. Andere Völker hätten auch zwei Kammern, und zwei sei immer mehr als eins!

„Ein Repräsentativsystem," fuhr Sturz fort, „auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrechtes . . ."

Da schnitt plötzlich ein pfeifender Ton durch die Luft.

„Achtung! Still! Ruhig!" warnte es vom Eingang her. Ein Posten, der außen als Aufpasser aufgestellt war, um den Zugang zu dem Kneipkeller zu bewachen, erschien an der Tür und machte Zeichen.

„Mützen herab! Naderer da!" flog es von Mund zu Mund.

Ein Herr in hohem eleganten Zylinder trat ein, grüßte höflich und ließ sich am Nebentische nieder. Fred wollte kaum seinen Augen trauen und sah schärfer hin, ob er sich nicht täusche; es blieb kein Zweifel, das war Mießrigel! Mießrigel — unter die Naderer gegangen? Mießrigel — ein Judas? Freds Atem stockte vor Leid und Empörung, er duckte sich hinter seinen Nebenmann, um nicht gesehen und erkannt zu werden, und beschloß, Mießrigel aus dem Hinterhalte zu beobachten und, wenn es nottun sollte, zu entlarven. Der neue Ankömmling indessen schien sich um die Studenten wenig zu kümmern, saß hinter seinem Stutzen Wein und redete in halblautem Tone mit ein paar schlichten Leuten, Kleinbürgern oder Arbeitern, die bald nach ihm eingetreten waren und sich an seinen Tisch gesetzt hatten.

Um die Tafelrunde der Studenten war es jetzt ganz stille geworden. Nur mühselig wurde ein gezwungenes Gespräch gefristet, um keinen Argwohn zu erregen. Dazwischen umkreisten mißtrauische Blicke den verdächtigen Gast, dessen blanker Zylinder wie ein Rätsel neben den abgegriffenen Filzen und proletarischen Mützen seiner Begleiter an der Wand hing. Es kamen immer noch neue Leute, die sich zu ihm gesellten, manch ein verlottert aussehender Bursche darunter, dessen Zusammensitzen mit einem Naderer nicht leicht zu erklären war.

Auf einmal wendete Mießrigel sich herum und sagte zum Studententisch hinüber: „Die Herren singen garnicht? Und zum fröhlichen Naß gehört doch ein Rund- und Weihegesang. Studentenlieder haben so schöne Melodien! Zum Beispiel das wunderbare — wie geht es doch gleich?" Er sang:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt . . . ."

»Agent provocateur!« flüsterten die Studenten einander zu.

„Wir sind ungeübt," sagte Sturz. „Wollen Sie nicht vielleicht selbst etwas singen?"

„Gern, wenn es Ihnen genehm ist," sagte Mießrigel.

Der Aufwärter brachte eine Laute. Mießrigel setzte sich zurecht, versuchte die Saiten, stimmte und präludierte. Und plötzlich legte er los und sang, während er mit kräftigen Griffen die Gitarre meisterte, daß ihr Ton fast dem einer Harfe glich, zu einer beflügelten, wilden Melodie:

„Die Welt durchrast der Zeiten Sturm,
Die Hütte steht, es schwankt der Turm,
Das ist ein Kämpfen, ist ein Morden,
Seitdem die Völker Mode worden!
Vergangenheit sank in die Gruft;
Atome zittern in der Luft
Von neuen Welten, ungeboren
Und nie geahnt von blöden Toren.
Wo wäre wohl die Stirn von Erz
Und wo das marmorkalte Herz,
Das so umstürmt nicht rascher schlüge,
Nicht seinen Gott um Lösung früge?
Du Freiheit bist der Zauberspruch ..."

Ein begeistertes Klatschen, Heil- und Prositrufen unterbrach den Gesang. Mießrigel hielt inne, lächelte und wartete, bis der Jubel sich gelegt hatte. Dann griff er neuerdings in die Saiten und fuhr fort:

Du Freiheit bist der Zauberspruch,
Der uns gebannt des Dunkels Fluch,
Darunter knirschend wir erlagen,
Du Morgenhauch von schönern Tagen!
Es grüßt dich jubelnd alt und jung
In seliger Verbrüderung!
Gefallen sind die schwarzen Schranken,
Die Herzen trennten und Gedanken,
Der Bettler hebt den Kummerblick
Empor zum neuerschaffnen Glück,
Der Mächt'ge birgt der Hoheit Kleid,
Verscheucht entfliehen Groll und Neid,
Und Gleichheit heißt der edle Ringer,
Der sie erschlug im Sklavenzwinger.
Das Äthermeer, des Opfers Rauch,
Die Menschenbrust durchweht dein Hauch,
O Freiheit, laß zu deinen Füßen
Mich deinen Sternenmantel küssen!"

Er hatte das Lied packend, mit schier diabolischem Schwung vorgetragen, die hingerissenen Zuhörer stampften, jubelten, sprangen auf, schüttelten ihm die Hände und begrüßten ihn

als einen der Ihrigen. Fred kam ans Licht und lachte ihn an, wieder vertrauensvoll, mit zerstreutem Argwohn. Aber Mießrigel schien sich garnicht zu wundern, daß er ihn hier fand, und nickte ihm zu, als ob es selbstverständlich wäre und er sich nichts andres erwartet hätte.

„Das sind Studenten, seht ihr!“ wendete er sich aufgeräumt an seine Leute. „Auf die könnt ihr euch verlassen, wenn es einmal um die Freiheit geht. Denn ihr gehört zusammen: Arbeiter und Studenten! Ihr habt noch Ideale, ihr müßt miteinander gehn, gegen die Vollgefressenen und Satten, gegen die Volksverdummer und Volksunterdrücker! Euch gehört die Zukunft, legt eure Hände ineinander! Und ihr, meine Herrn Studenten, tragt kein Bedenken, eure Rechte in die schwielige Hand des Proletariers zu legen! Auf ein Zeichen von euch wird er seine Bataillone unter euer Kommando stellen, und Schulter an Schulter werdet ihr kämpfen und siegen!“

Einer von den Leuten trat vor und streckte seine Hand hin: „Ich heiße Götsch Schani. Meinem Ruf folgen viele. Ein ganzes Regiment von Proletariern! Ich bin für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Die Großen müssen klein gemacht werden! Wollen Sie dasselbe, so schlagen Sie ein!“

Fred legte die Hand in die seinige: „Die Übermütigen sollen gezüchtigt und die Frechen gedemütigt werden!“ ... Er dachte in diesem Augenblick an Baron Bela.

Die Studenten und die Proletarier verbrüderten sich. Leb Pinkas traf Bekannte unter den Arbeitern und saß zwischen ihnen. Er redete von der Schmach, die man dem Judentum antue, und erzählte, der berühmte Tonkünstler Meyerbeer habe es abgelehnt, nach Wien zu kommen, weil er sich beim Judenamte hätte melden und für einen mehr als dreitägigen Aufenthalt einen Leibzoll entrichten müssen.

„In ganz T'rol darf überhaupt kei' Jud' bleibe',“ sagte Ladurner.

„Eine Schmach!“

„Es ischt uns noch nia niachts abgegangen deswegen.“

„Das ist dunkelstes Mittelalter, eine Schande für Österreich!“ eiferte Leb Pinkas. „Gehören wir nicht zur europäischen Völkerfamilie? Aber es kennzeichnet den Geist des Systems, daß es die Intelligenz des Judentums fürchtet!“

Auf seinen Backenknochen bildeten sich rote Flecken, und

seine heißen Augen loderten. Und sich an die Proletarier wendend, erklärte er ihnen, wie alles zusammenhänge, und wie man die Glaubensfreiheit nur deshalb nicht gewähre, um den erbgesessenen Fabrikanten ein Monopol zu sichern, daß sie freie Hand hätten, die Arbeiter nach Gutdünken auszubeuten.

Die böhmischen Studenten saßen mit den slavischen Proletariern beisammen. Sturz und Tauß hielten Reden und wurden nicht müde, in schwungvollen Worten die gemeinsamen Ideale zu feiern, die Freiheit und die Verbrüderung aller Nationen. Fred glühte von Begeisterung und fragte nur immer, ob es nicht bald losgehe, und ob man sich nicht zum Kaiser begeben solle, ihn um Berücksichtigung der Volkswünsche zu bitten?

Als sie spät nachts voneinander schieden, hatten sie die Welt aus dem Chaos neu erschaffen, daß sie blank und funkelnd dastand wie am ersten Schöpfungstage, nur weit vollkommener noch und tadelloser. In der nächlichen Straße vor dem Kneiplokal verabschiedete sich Fred von Mießrigel und drückte ihm kräftig die Hand.

„Du hast uns alle mitgerissen, daß die Gegensätze schwanden und nur ein Gedanke in allen Herzen war! Was für ein glücklicher Zufall, daß wir hier zusammentrafen, Studenten und Proletarier!"

„Hältst du es für einen Zufall?"

„Du konntest doch von unserer geheimen Studentenbesprechung nichts wissen?"

„So? Konnte ich davon nichts wissen? Du scheinst den Sedlnitzky und seine Leute ein bißchen zu unterschätzen, lieber Freund! Merk es dir bloß: Wir wissen alles! Auch daß ich dich hier finden würde, wußt' ich genau. Wenn ich dir raten darf, ahnungsloser Engel du, so rat' ich dir: Seid ein bißchen vorsichtiger! Es hätte euch schlimm ergehen können heute, wenn ein anderer gekommen wäre als ich!"

Das Wort ging Fred nach, als er durch die finstern Gassen heimkehrte, und neuerdings nisteten Zweifel sich in seiner Brust ein, ob man einem Menschen wie Mießrigel trauen dürfe, oder ob er vielleicht nur eine kühne Rolle spiele, um desto erfolgreicher zu spionieren.

* * *

Beim Muschir war jeden Samstag Tarockabend. Die Partie bestand außer dem Muschir selbst aus Herrn Patruban, Petz und Franzl Beywald. Auch Mosch-Eskeles erschien meistens zu diesen Abenden im „Goldenen Stuck", kiebitzte aber nur und blieb dann beim Abendessen. Er kam nie, ohne für Julie, die er verehrte, eine merkwürdige Tulpe, eine Orchidee oder sonst eine seltene Blüte mitzubringen, die er in seinem Wintergarten gezogen hatte. Denn er war Blumenliebhaber und besaß in der vornehmen kleinen Villa, die er auf der Landstraße, in der Nähe des Palais Metternich bewohnte, alle Einrichtungen, die einem Blumenzüchter wünschenswert sind. Für Görgi hatte er gewöhnlich ein Scherzspiel, ein Bildchen oder sonst eine Kleinigkeit in der Tasche. Als Freund der Jugend spielte er in allen Familien, wo er verkehrte, die Rolle des Onkels. Görgi indessen war er besonders zugetan, weil er alle Hilfsbedürftigen liebte. Und der schmächtige blasse Junge, der so gar nichts von der schäumenden Lebenskraft seines Vaters ererbt hatte, kam ihm wie eine seiner vornehmen bleichen Orchideen vor, die nur die Kunst erhielt, und die zugrunde gingen, sobald man sie einem frischen Luftzug aussetzte. Es war fast wie ein Naturspiel, daß die Familie, die im Vater gleichsam ihre ganze urwüchsige Energie zusammengefaßt hatte, sich in dem stillen, edelgearteten Knaben auf einen ebenso feinkultivierten als passiven und elegischen Ausklang vorzubereiten schien.

An diesem Samstag im Winter ließ Petz auf sich warten, was sonst seine Gewohnheit nicht war, und auch Mosch-Eskeles erschien nicht. Herr Patruban, der sein Spielchen nicht gern versäumte, blumte so lange, ob nicht sonst jemand da sei, der inzwischen den Vierten machen könne, bis Julie verstand. Sie nahm nicht gern Karten zur Hand, um aber ihrem Vater das Vergnügen nicht zu stören, setzte sie sich schließlich mit den Herren an den Spieltisch. Der erste Gang ging zu Ende.

„Au weh zwick!" stöhnte Herr Patruban und legte seine letzte Karte auf das grüne Tuch.

Und Franzl Beywald, indem er den Pagat daraufhieb, triumphierte: „König abgestochen!"

Da kam endlich Petz, war aber unruhig und ging im Zimmer auf und nieder. Fürs Spiel konnte er keine Sammlung finden. Im Gewerbeverein hatte es stürmische Auftritte gegeben.

„Es liegt etwas in der Luft, Großes bereitet sich vor! Wenn die Regierung sich nicht schleunigst zu eingreifenden Reformen entschließt, so stehen wir vor ernsten Ereignissen, sogar die Dynastie ist gefährdet, fürcht' ich. Die Nachrichten aus Italien lauten bedrohlich, jeder Tag kann Überfälle auf unsre braven Truppen bringen. Deutschland und Frankreich stehen am Rand der Revolution. In wenigen Tagen kann durch ganz Europa die Fackel des Aufruhrs lodern — dann wehe uns!"

„Es wird nichts so heiß gegessen, als es gekocht ist," sagte der Muschir.

„Es ist unendlich viel Zündstoff angehäuft in allen Kreisen der Bevölkerung. Die Studenten sind, wenn ich aus Freds Andeutungen schließen darf, zum Äußersten entschlossen. Die Arbeiter haben in Gaudenzdorf gar eine Massenversammlung abgehalten. Das Elend in den unteren Volksschichten schreit zum Himmel. Es braucht nur ein Funke hereinzufliegen, so geht die Pulvertonne in die Luft."

„Ach was! Extremitäten! Die Polizei wird mit dem Rummel schon fertig werden!"

„Die Macht der Polizei hat auch ihre Grenzen. Wenn die besonnenen Fortschrittsfreunde sich nicht bald Gehör zu verschaffen wissen, so steht zu befürchten, daß die Leidenschaft zu Wort kommt. Und trotzdem setzen Erzherzog Ludwig und Metternich ihren Kopf auf und lassen offiziös bekannt geben, daß alles vergeblich ist und eine Änderung des Kurses nicht eintreten wird. Das ist barer Wahnsinn unter den gegenwärtigen Umständen! Sogar Mitglieder des Kaiserhauses wie Erzherzogin Sophie und Erzherzog Johann begreifen es und setzen sich, wie es heißt, für zeitgemäße Reformen ein. Aber man hört auch auf sie nicht, rein wie aus Trotz treiben die Machthaber mit offenen Augen dem Abgrund entgegen!"

„Lassen wir sie treiben," sagte Herr Patruban; „das ist ihre Sache. Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen. Sollen wir deshalb um unser Spielchen kommen? Geh her, Petz, rege dich nicht so auf! Mit der Julie ist nicht zu tarockieren, die spielt miserabel. Vorhin sag' ich einen Königultimo an, und sie spielt die gerufene Farbe aus, obgleich sie mein Partner war! Hast du so etwas schon einmal gehört? Natürlich hat mir der Franz den König abgestochen!"

„Verzeiht, aber es ist mir jetzt unmöglich zu spielen. Der Gewerbeverein bereitet eine Adresse an den Kaiser vor. Ich bin mit andern beauftragt, einen ersten Entwurf zu liefern, der als Grundlage für die weiteren Beratungen dienen soll. Entschuldigt mich nur für eine Stunde. Mein Herz ist so voll, ich will sofort niederschreiben, was ich zu sagen habe."

„Wenn einer mit der Politik zu tun kriegt, hört sich wirklich die Gemütlichkeit auf!" sagte Herr Patruban ärgerlich und warf die Karten auf den Tisch.

Mosch-Eskeles trat ein. Der Muschir wollte aufstehen, ihn zu begrüßen, aber er nötigte ihn auf seinen Stuhl zurück.

„Bleiben Sie sitzen, Herr von Leodolter, bleiben Sie sitzen! Seien Sie froh, daß Sie sitzen, und fallen Sie nicht herunter von ihrem Sessel, wenn Sie die Neuigkeit hören, die ich bringe!"

„Kommt am Ende die Fanny Elßler nach Wien?" fragte Franzl Beywald gespannt.

„Weiß ich es?"

„Oder die Jenny Lind?"

„Weiß ich es?" wiederholte Mosch-Eskeles, der in der Erregung unwillkürlich in den Jargon seiner Rasse zurückfiel, von dem er sich für gewöhnlich freizuhalten wußte.

„Also heraus mit der Sprache!" drängte der Muschir. „Spannen Sie uns nicht in den Bock!"

„In Paris haben sie die Republik ausgerufen!" sagte Mosch-Eskeles.

„Woher haben Sie die Nachricht?"

„Von Anselm Rothschild, dem ich eben begegnete auf dem Ballplatz. Er kam aus der Staatskanzlei, wo er überbrachte die Depesche dem Metternich. Der Staatskanzler soll einfach meschugge gewesen sein."

„Republik in Frankreich?" rief Petz. „Weißt du es bestimmt?"

„Hab ich doch selbst gesehen die Depesche!"

„Was stand darin?"

„Ein einziges Wort: Republik! Nichts weiter. Was willst du mehr? Ist es nicht genug? Republik!"

„Republik in Frankreich! Die Orleans des Thrones verlustig! Das kann auch für uns nicht ohne Folgen bleiben! Jetzt wird der Metternich doch wohl klein beigeben? Sicher wird er Räson annehmen! Er muß ja, er muß, wenn er nicht wahnsinnig ist! Republik in Frankreich! .... Das be-

deutet für uns die Freiheit!" sagte er frohlockend. „Denk einmal! Das kann für uns die Freiheit bedeuten!"

„Die Freiheit? Vielleicht! Aber zu teuer bezahlt, viel zu teuer für unsern Staatskredit!" sagte Mosch-Eskeles. „Wo liegen jetzt die Kurse?" — Er zeigte mit dem Finger auf den Boden. „Da unten liegen die Kurse," sagte er, „da können wir sie jetzt aufklauben!"

„Frankreich ist weit," meinte Herr Patruban, „und was gehen uns die Kurse an?"

„Die Börse ist wie ein Mensch," sagte Mosch, „sie hat ein Hirn und ein Herz und Muskeln und Nerven. Und ihre Nerven sind über die ganze Welt verzweigt und verästelt. Wenn man sie zwickt in die große Zehe, so spürt sie es. Und wenn man sie zwickt in den kleinen Finger, so spürt sie es auch. Haben nicht Ende Jänner Metalliques gestanden über pari? Heute sind sie herabgegangen auf 95, morgen werden sie fallen auf 85, in vierzehn Tagen stehen sie auf 70. Das gehe uns nichts an, glauben Sie? Das geht uns alle sehr nahe an, Herr Patruban! Es bedeutet: das gesamte Geschäftsleben stockt. Es bedeutet: Tausende gehen pleite. Es bedeutet: das Elend der Massen wächst ins Ungemessene. Vielleicht bedeutet es überdies noch den Staatsbankerott. Was nützt uns die Freiheit, wenn wir sind ruiniert?"

„Die Hilfsquellen, die eine konstitutionelle Staatsordnung erschließt, werden uns wieder auf den Damm bringen," sagte Petz. „Die Hauptsache bleibt, daß die Gärung, die auch bei uns besteht, sofort durch freiheitliche Reformen niedergeschlagen wird."

„Wir hätten die Freiheit billiger haben können!" beharrte Mosch-Eskeles. „Warum hat die Staatskonferenz solche Reformen nicht vor vierzehn Tagen beschlossen? Jetzt ist es zu spät. Um Millionen und Millionen ist Österreich heute ärmer, als es gestern noch war!"

„Zugeständnisse machen kann der Metternich jetzt erst recht nicht!" sagte der Muschir. „Ihr werdet doch nicht glauben, daß er und Erzherzog Ludwig auch nur den Schein einer Beeinflussung durch die Vorgänge in Frankreich erwecken werden? Damit würden sie nur ihre eigene Autorität untergraben. Noch starrer und härter als bisher müssen sie jetzt werden, das liegt auf der Hand!"

Bekümmert ging Petz im Zimmer auf nieder.

„Das wäre die Revolution! Verhüte Gott es, aber dann bliebe uns kein anderer Weg mehr offen. Dann hätten wir die Revolution! Ja, dann hätten wir die Revolution!"

Das Wort fuhr ihnen doch allen in die Beine .... Revolution! Ein Spaß war das nicht! ....

Julie lud zum Abendbrot. Es hatte jetzt niemand mehr Luft zum Kartenspiel, auch Herr Patruban war nachdenklich geworden. Recht einsilbig ging es bei Tisch zu. Der gutmütige Mosch scherzte mit Görgi und machte Anstrengungen, auch Juliens Gedanken auf freundlichere Gegenstände zu lenken. Er hatte kürzlich, um den alten Brodbeck zu unterstützen, eine Flasche mit den „Leiden Christi" erstanden.

„Sie wird in Ehren gehalten, können Sie dem Künstler sagen. Er soll nicht glauben, daß ich sein Werk nicht schätze, weil ich Jude bin. Ich habe Ehrfurcht vor allen, die leiden und gelitten haben."

„Wollen Sie mir eine große Freude machen, Mosch?" fragte Julie.

Das wollte er für sein Leben gern.

„Bringen Sie dem alten Brodbeck eine ihrer Pfauentulpen im Topf. Er soll auch einmal etwas Blühendes haben in seiner Kammer, etwas Seltenes und Besonderes."

Er versprach es mit tausend Freuden.

Bei der Zigarre fand der Muschir seine Laune wieder.

„Was lassen wir uns eigentlich durch die Franzosen ins Bockshorn jagen? Die habens von je anders gehalten als wir. Die wechseln ihre Könige wie Handschuhe. Eine Revolution bei uns? Das sind Extremitäten! Eine Revolution kann es bei uns überhaupt nicht geben. Dazu sind die Wiener viel zu gemütlich. Und mit den paar Studenten und Arbeitern, die von ausländischen Emissären aufgehetzt sind, wird der Sedlnitzky schon fertig werden!"

Als am andern Morgen Petz ins Kontor kam, ließ er sich sogleich von Pappelmann die „Wiener Zeitung" holen. Richtig, da stand schon ein Artikel, der die Pariser Ereignisse besprach. Aber in welcher Sprache! Als ein gegen Eigentum, Leben und Familie gerichtetes Attentat wurde die freiheitliche Bewegung in Frankreich gebrandmarkt. Und wie zum Hohne für die unter dem österreichischen Szepter schmachtenden Völker als einziges Mittel des Heils gepredigt: „Festes Anschließen der Regierten an ihre Regierung." Kein Wort der Erkenntnis,

des Insichgehens! Keine Spur von einer Absicht, bestehende Übelstände zu beseitigen! Keine Andeutung bevorstehender konstitutioneller Reformen! Gerade das Gegenteil von alledem: Verdammung aller Volkssouveränität, Apell an den beschränkten Untertanenverstand, Glorifizierung des Absolutismus. Empört knüllte Petz das Blatt zusammen und schleuderte es auf den Boden.

„Gut, so mögen denn die Dinge ihren Lauf nehmen!“ ...

Die Brodbeck machte sich im ersten Stock zu schaffen, was Pappelmann übel vermerkte.

„Was wollen Sie denn heute da heroben?“

„Auf den Herrn wart' ich, sehen Sie das nicht?“

„Der Weg zum Herrn geht über mich, verstanden? Zuerst müssen Sie um eine Audienz ansuchen, nachher werden wir erst sehen, ob ich Sie anmelde. Also, was haben Sie für ein Anliegen?“

„Machen Sie keine Spassetteln in diesen traurigen Zeiten! Urlaub will ich mir nehmen, auf die Sparkasse muß ich gehen.“

Das gefiel dem Pappelmann über die Maßen. Am Ende würde er sie doch noch einmal bekommen, wenn er nicht locker ließ und immer wieder um sie freite!

„Ihnen geht es gut,“ sagte er schmunzelnd. „Alleweil Gelder parat für die Sparkasse. Wieviel wird denn heute auf die Seite gebracht?“

„Garnichts wird eingelegt heute, was glauben Sie denn? Wirft man sein Geld in ein großes Loch? Herausnehmen tu' ich.“

„Herausnehmen?“ fragte er mißtrauisch. „Zu was brauchen denn Sie auf einmal das viele Geld?“

„Geht Ihnen das was an? Vielleicht will ich heiraten?“ zog sie ihn auf.

„Daß ich Ihnen nicht gut genug bin, weiß ich eh',“ sagte er gekränkt.

„Keiner ist mir gut genug. Auf jeden von meinen zehn Fingern könnt' ich einen haben, wenn ich wollt'. Aber ich kann halt meinen Ersten nicht vergessen.“

„Das weiß man schon. Ein für allemal die Couraschi zum Heiraten hat er Ihnen genommen! Froh sind Sie, daß Sie ihn los sind! Ein Falott ist er gewesen! Geprügelt hat er Ihnen!“

„Darum sag' ich ja, ich kann ihn nicht vergessen.“

„Gerade deswegen sollten Sie es ein zweites Mal probieren. Wenn man sich einmal den Magen verdorben hat, so darf man nicht fasten, man muß einen Haring darauf essen. Was ein anständiger Mann ist, der tät' Ihnen den Magen schon einrenken, daß Sie wieder Appetit kriegen."

„Ich bin pressiert," sagte sie, „melden Sie mich beim Herrn! Und wenn Sie auch etwas Erspartes haben, so schauen Sie, daß Sie es in die Hand kriegen, sonst können Sie das Kreuz darüber machen."

„Wär' nicht aus!"

„Ja, wundern Sie sich nur, es ist auch ein Skandal! Wer sich nicht tummelt, kriegt überhaupt nichts mehr heraus, heißt es. Alles geht bankrott, hab' ich mir sagen lassen: Die Sparkasse, der Magistrat und sogar der Kaiser. In Paris ist es auch so gewesen und bei uns machen sie schon einmal alles nach."

„Der Kaiser wird bankrott machen!" sagte Pappelmann entrüstet. „Wer hat Ihnen denn den Bären aufgebunden? Wo er doch Schönbrunn und Laxenburg und noch eine Menge andere Schlösser hat, die er im Notfall verpfänden kann!"

„Ist garnichts Neues!" eiferte sie. „War es im Jahre elf nicht auch so, daß auf einmal der Papiergulden nur mehr drei Sechserln wert war? Daran weiß ich mich noch gut zu erinnern, wie mein Vater selig geschumpfen hat dazumalen."

„Das war der Staatsbankrott, verstehen Sie?" sagte er aufklärend. „Aber der Staat ist etwas anderes als der Kaiser."

„Ist mir gleich, wie es heißt, wenn ich nur mein Geld nicht verlier'."

Da hörte man den Muschir nebenan in seinem Kontor auf- und abgehen. Die Brodbeck klopfte an und ging hinein. Bald darauf sah Pappelmann sie im grünen Sonntagshut eilfertig über das Platzel wallen. Es ging ihm durch den Kopf, daß es kein Vergnügen wäre, sein Geld zu verlieren. Da begab auch er sich in das Kontor und bat um Urlaub.

„Haben Sie auch Angst um Ihr Sparkassenbüchel?" grollte der Muschir.

„Sicher ist halt sicher," meinte er. „Und wenn schon die Brodbeck so dumm ist — warum soll ich gescheiter sein?"

Jetzt trat auch der Weber Priesching ein und bat um Urlaub. Ein wahrer Sturm sei auf die Sparkasse, und wer sein Büchel nicht rechtzeitig behebe, würde das Nachsehen

haben, heiße es. Gleich darauf erschienen noch andere Weber und dann der Buchhalter und der Disponent, und einer gab dem andern die Schnalle in die Hand. Und jeder bat sich den Vormittag aus um seine Spareinlage zu beheben.

„Ist denn der Teufel los?" ärgerte sich der Muschir. „Wegen dem bissel Revolution in Frankreich werden wir doch nicht unser Geschäft zusperren!"

Aber die Panik war stärker als sein Wille.

Die Brodbeck kam erst am Nachmittag heim und schimpfte weidlich. Den ganzen Tag habe sie auf ihren Beinen stehen müssen, um ihre paar Gulden herauszubekommen, und dabei könne sie noch von Glück sagen, daß sie nicht erdrückt worden sei im Gedräng.

„Da müssen Sie es aber besonders gescheit angestellt haben," machte Pappelmann sich lustig. „Ich bin schon zu Mittag wieder daheim gewesen."

„Haben Sie denn Münze?" fragte sie.

„Münze? Zu was brauch' ich Münze? Banknoten hab' ich halt."

„O, Sie Lapp!" legte sie los. „Ein paar Papierfetzen lassen Sie sich geben für Ihr gutes Geld? Die können sie gleich als Fidibus benützen!"

Und er erfuhr, daß er die Hauptsache versäumt habe, sich in der Bank die Noten gegen klingende Münze umwechseln zu lassen, und daß das Papier auf einmal nichts mehr wert war, kein Greisler nahm es für eine Mundsemmel!

„Da glaub' ich freilich, daß Sie bald fertig waren. Zum Mittagessen haben Sie natürlich zu Haus sein müssen, das wäre Ihr Tod gewesen, wenn Sie einmal Ihr Rindfleisch nicht rechtzeitig bekommen hätten! Schauen Sie mich an, ich habe gehungert, weil ich, was ich mache, ordentlich mache, wissen Sie! Aber Sie können warten, bis ich Sie heirate! Ein Mensch, der nicht auf das Seinige schaut, kann mir gestohlen werden, und wenn ich einen Mann nehme, so muß er ein bissel Moneten haben. Ihre bedruckten Papierzetteln können Sie sich einpanieren lassen, Sie Lapp, Sie! Oh, Sie Lapp!"

Er stand wie vernichtet, sie aber ging hinunter, und während sie sich einen Kaffee kochte, barg sie das hart eroberte Silber in einen Strumpf und nähte ihn zu unterst in ihre Matratze.

* * *

Mießrigel hatte verschlafen, es ging auf zehn, als er aus dem Bette fuhr. Er sah auf die Uhr und auf den Kalender. „Teuxel, der dreizehnte März! Die Herrn Herren, Ritter und Prälaten hätten auch blauen Montag machen können!"

Es war der Tag, für den der Zusammentritt der niederösterreichischen Stände angekündigt war. Seit Wochen sah ihm die ganze Stadt mit wachsender Spannung entgegen. Man wußte, daß im Schoß der Ständeversammlung eine entschlossene Opposition gegen die Regierung keimte. Man munkelte von geheimen Zusammenkünften, in denen fortschrittsfreundliche Stände sich mit angesehenen Bürgern verbrüdert und ihnen nahegelegt hätten, mitzutun; ihre Stimmen allein seien nicht laut genug, die Bürgerschaft müsse sich auch rühren und wenigstens den dumpfgrollenden Chorus abgeben, wenn am Dreizehnten im Landhaus mit der geballten Faust im Sack schöne Reden gehalten würden. Das alles verlautete nur gerüchtweise, wurde bald bestritten, bald wieder als Tatsache erzählt. Eine bestimmte Vorstellung, was eigentlich geschehen könne, wußte sich niemand zu machen. Aber irgend etwas würde geschehen, am dreizehnten März in der Herrengasse, das galt für ausgemacht.

Sephine Leodolter ging umher gleich einem brüllenden Löwen. Wie in jungen Herzen der Lenz die Liebe weckt, so fing bei ihr gegen den Frühling die politische Ader stets lebhafter zu pulsieren an.

„Wir Bürger müssen es machen, sonst geschieht überhaupt nichts," sagte sie jeden Morgen, bevor sie sich hinter ihr Kassenbuch setzte. Zu Fred aber sagte sie: „Ihr seid die Zukunft, ihr Studenten! Wollt ihr fortsumpern wie eure Väter?"

„Hab nur Geduld, Tante," sagte Fred. „Am dreizehnten März geht es los."

Sie setzte aber nicht viel Zutrauen in die Stände. Was wüßten die vom Volk? Und wann hätten Herren, Ritter und Prälaten sich für etwas anderes eingesetzt als für ihren Vorteil?

„Eine Petition an die Staatskonferenz werden sie beschließen, um Gewährung gewisser Rechte; und was dann weiter geschieht, das weiß jedes Kind. Der Erzherzog Ludwig sagt nein, der Metternich sagt auch nein, und der Kolowrat traut sich überhaupt nichts zu sagen, damit er sein Amt nicht verliert. Wenn es hoch kommt, wird das Schriftstück

noch dem Kaiser vorgelegt, und der schließt es in seine Schreibtischlade und vergißt darauf."

So wie Sephine dachten viele, und wenn in Wirts- und Kaffeehäusern die Leute die Köpfe zusammensteckten, gab es immer welche, die sagten: „Laßt mich aus mit dem dreizehnten März, es bleibt doch alles beim Alten! No ja? Was kann man machen?"

Mießrigel aber glaubte an den dreizehnten März. Und er wollte mit dabei gewesen sein. Wie der Blitz fuhr er mit dem Kopf ins Waschbecken und kam mit triefendem Haarschopf wieder heraus.

„Ein Handtuch, Mutter!" rief er mit der Faust an die Tür pochend.

„Hab' dir ohnedies eins hingehängt?" kam die Stimme der alten Frau aus dem Nebenzimmer.

„Wird schon so sein, aber jetzt ist es fort!"

Eine runzlichte alte Hand erschien in der Türspalte und reichte ein frisches Handtuch herein. „Hast es gewiß wieder für ein Sacktüchel gehalten und eingesteckt?"

„Wird schon so sein. Danke! Guten Morgen! Du! Mutter?"

„Also, was fehlt denn noch?"

„Meine Hose, wenn ich haben könnt', bittschön? Aber mit Extrapost womöglich, wenn sie schon ausgebürstet ist?"

„Warum ist es denn so pressant heute?"

„Weil ich schauen gehn muß, was die Herrn Herren, Ritter und Prälaten machen. Nicht einmal am Montag früh kann sich ein Christenmensch mehr ausschlafen!"

„Lassen sie dir wieder keinen Frieden, armer Narr! Weil sie dich halt gar so gut brauchen können!"

Die Mutter führte ihm, seit der alte Mießrigel gestorben war, die Wirtschaft und verwöhnte ihn, wo sie konnte. Sie lebte in dem Wahne, daß ihr Sohn eine unentbehrliche Persönlichkeit sei, und daß die Redaktion, für die er Theaternotizen und andere Tagesberichte schrieb, zusperren müßte, wenn er nicht mehr mittäte; von der Regierung gar nicht zu reden, die ohne ihn, da er doch als Beamter der Zensurhofstelle die rechte Hand Metternichs und Sedlnitzkys war, sich einfach nicht zu helfen gewußt hätte; davon war Frau Mießrigel fest überzeugt. Und unablässig bedauerte sie ihn, daß er so viel in Anspruch genommen sei und fast zerrissen würde vor lauter Unentbehrlichkeit.

„Warst du gestern im Kärntnertor?" fragte sie. „Und mußt schon wieder in aller Früh' auf die Redaktion laufen und schreiben? Hat die Madame Lutzer gesungen, oder ist die Demoiselle Zerr als Martha aufgetreten?"

„Nein — um etwas so Wichtiges handelt es sich diesmal nicht. Nur die Landstände treten heute zusammen, weißt du, die Herrn Herren, Ritter und Prälaten. Die dürfen heute wieder 'mal beraten, was sie seit langer Zeit nicht taten. Was sie beschließen, kann kein Mensch erraten, doch dürsten sie, sagt man, nach neuen Taten; der Metternich indessen riecht den Braten, Bereitschaft heißt es, hätten die Soldaten — wer weiß? Am Ende gibt es Muritaten?"

Die Mutter im Nebenzimmer kreischte vor Vergnügen. „Geh, bist ein Spirifankerl!" sagte sie verliebt. Und nach einer kleinen Weile erschien abermals die runzlige alte Hand im Türspalt und hängte die frisch gebürstete Hose an den Haken.

Während er sich mit dem Handtuch trocken rieb, hörte er die alte Frau nebenan wurmisieren und mit dem Kaffeegeschirr klappern. Nachträglich schienen ihr Bedenken aufzusteigen.

„Das von den Soldaten wird wohl nur ein G'spaß gewesen sein!"

„Gar kein Spaß, Mutter! Mach dich nur gefaßt! Heute kann es noch zu einer Revolution kommen!"

„Um Gottes, Christi, Himmelswillen, Pepi, versünd' dich nicht!"

Sie begriff es nicht, daß er eigens hinlaufen wollte, wenn Soldaten da waren, mit Musketen, die jeden Augenblick losgehen konnten.

„Ich muß doch helfen Barrikaden bauen," neckte er sie, während er sich vor dem Spiegel die Haare bürstete. Als er aber merkte, daß sie wirklich besorgt war, zog er andere Saiten auf.

„Geh bitt' dich, Mutter! Bis bei uns etwas passiert! Es ist ja alles nur ein Pflanz. Wegen der sogenannten Freiheit halt, weil die jetzt in die Mode kommt. Die Herrn Herren, Ritter und Prälaten, die werden sicher kein Wasserl trüben, verlaß dich darauf! Es ist nur, damit die andern glauben sollen, sie hätten auch etwas dreinzureden. Und da tun sie halt, als ob sie sich um die sogenannten Volksrechte annehmen wollten."

„Könnten sich auch annehmen darum!“ rief die Mutter eifrig, indem sie in die Tür trat. „Du, wenn du schon hingehst, so sag ihnen, sie sollen den Greislern und Fleischhackern auftragen, daß sie das Papiergeld nehmen müssen! Das ist jedesmal eine Metten, wenn man kein Silber hat!“

„Werd' ich ihnen gerne sagen,“ versicherte Mießrigel und fuhr in seine Hose. Auf einmal stand er still und schlug sich auf die Stirn, daß es klatschte.

„Teuxel noch einmal! Wenn das wahr ist, was mir gestern einer erzählt hat? Und ich brodle da herum! .... Am Ende wird es wirklich Ernst mit der Freiheit!“

Er stürzte aus seiner Kammer, noch damit beschäftigt, die Kravatte um den Hals zu wickeln.

„Kann ich meinen Kaffee haben? Aha, da steht er schon, danke! Ja, du, wenn es wahr wäre, wenn es wirklich wahr wäre? .... Fix noch einmal!“

Er stampfte Semmelbrocken in die Schale und schlang wie ein Wolf. Und schließlich goß er den heißen Kaffee um und schlürfte ihn aus der Untertasse, um rascher damit fertig zu werden. Und dabei erzählte er, Universitätsprofessoren hätten gestern eine scharfe Adresse der Studentenschaft bei Hofe überreicht mit allerhand Forderungen vonseiten der Aula ....

„Dürfen denn die Studenten so etwas?“ fragte die Mutter.

„Bei uns ist das so —“ sagte er: „dürfen tut man gar nichts, aber tun tut man, was man mag. Und die Herrn Studenten, die möchten halt jetzt eine Zeitlang Ferien machen und lieber dem Kaiser regieren helfen als studieren.“

Ob man denn das Regieren nicht auch gelernt haben müsse? fragte sie betreten. Nein! versicherte er; gar nicht! Früher hätte man freilich gemeint, nur ein Graf verstünde etwas davon, ohne es gelernt zu haben. Neuestens indessen sei man dahinter gekommen, daß nur ihrer viele beisammen zu sein brauchten, so wären sie auf einmal auch so gescheit wie ein Graf, und das nenne man dann die Volkssouveränität.

Und darum hätten also die Studenten, erzählte er, eine scharfe Adresse überreicht und Lehr- und Lernfreiheit, Volksvertretung, Abschaffung der Zensur und noch eine Menge anandere Schleckereien gefordert. Daß diese Adresse einfach in den k. k. Papierkorb wandern würde, darauf wär' er imstand gewesen, um ein Eckhaus zu wetten; gut, daß er keins besitze!

Denn ganz unerwartet habe gestern spät am Abend auf einmal verlautet, die Staatskonferenz hätte wirklich halb und halb nachgegeben und den Professoren Hye und Endlicher versprochen, daß Landstände aus allen Provinzen nach Wien einberufen werden sollten ....

„Fix noch einmal, wenn das wahr ist!" wiederholte er, sich aufregend. „Das wäre ja schon beinahe ein Parlament, Mutter! Verstehst du? Das grenzt schon an Verfassung! Da fehlt gar nicht mehr viel auf die Konstitution!"

Sie konnte sich unter Parlament, Verfassung und Konstitution nichts Rechtes vorstellen. Um ihm aber gefällig zu sein, beteuerte sie, freilich wäre das etwas, immerhin etwas wäre es schon!

„Nicht bloß etwas! Alles beinahe!" rief er, immer mehr in Feuer geratend und sich begeisternd. „Das wäre keine Kleinigkeit, Mutter, wenn es wirklich wahr sein sollte! Mehr könnten wir uns vorderhand gar nicht wünschen! Denn so eine Konstitution ist wie dem Niccolo sein Gabensack. Da steckt alles drin, was man sich in seinen schönsten Träumen hat träumen lassen, auch die Preßfreiheit! Selbstverständlich! Du, dann wird eine andere Luft blasen! Dann gründ' ich mir meine eigene Zeitung, ja, das tu' ich! ‚Der Unparteiische' soll sie heißen! Und dann schreib' ich geradeso, wie es mir jeden Tag vorkommt, heute so, morgen wieder anders, ohne jede Parteirichtung. Und nachher fahren wir zwei auch manchmal in einem Fiaker miteinander auf dem Glacis spazieren, ich und du, geradeso wie der Bäuerle und der Saphir — was meinst du? Nur daß ich keine gelbe Perücke dazu aufsetz' wie der alte Jud'."

„Und wenn dieses Ding da, diese Konstitution, oder wie es heißt, wirklich einmal da ist," fragte sie nachdenklich; „müssen dann die Hausherrn mit dem Zins heruntergehen?"

„Selbstverständlich!" sagte er, den Mund vollnehmend. „Dann heißt es nicht bloß Freiheit, sondern auch Gleichheit und Brüderlichkeit! Die Hausherrn, wenigstens die von den älteren Häusern, die haben mit dem vielen Zins, den sie seit so und so viel Jahren einstecken, ohnedies schon längst hereingebracht, was ihnen ihr Haus seinerzeit gekostet hat. Daß sie immer noch weiter Zins verlangen dürfen, das wird dann einfach abgeschafft, verlaß dich darauf! — Wo sind denn

meine Stiefel? Jetzt wär' ich beinahe auf Pantoffeln fortgeritten!" ....

„Denn das wäre mir eine schöne Freiheit," sagte er noch, sich die Stiefel anziehend, „wenn die Bürger, die zufällig Hausherrn sind, den andern Bürgern, die zufällig nur Mieter sind, ihr gutes Geld abnehmen dürften — verstehst du?"

Jetzt hatte er sich endlich fertig gebracht, umhalste die, die ihn geboren, und enteilte.

„Aber gelt, Pepi," jammerte sie ihm nach, „du schaust, daß dir nichts geschieht?"

„Werd' schon obacht geben, nur kein Herzklopfen nicht!"

In der Hauptstraße gab es Proletarier, die einzeln oder in Träubchen mit geschwellten Segeln gegen die Stadt schlürften. Er dachte an den großen Riegel am Burgtor, der würde wohl vorgeschoben sein, aber nichts davon; dagegen blitzte es um die Burg selbst von blankgeputzten Knöpfen und Musketenläufen. Sogar ein paar Kanonen äugten herüber und schienen sich zu langweilen, wenigstens gähnten sie mit groß aufgemachten Mundlöchern. Und die Bombardiere daneben hätten sich wahrscheinlich gern eine Pfeife Tabak angezündet, weil sie schon den Fidibus in der Hand hielten — oder wars die brennende Lunte, die zum Losfeuern gehört? Auf dem Ballplatz ein lebendes Bild, von der bleichen Furcht gestellt, allegorische Versinnbildung des Regierungssystems: Auf der einen Seite Bureau, auf der andern Bajonette, weil nämlich der Staatskanzlei gegenüber, wo die Amtswohnung des Fürsten Metternich lag, wieder ein Trupp Musketen aufmarschiert stand. Der Minoritenplatz eine große Tonne voll Pickelheringen. Was los sei? fragte Mießrigel. Die Studenten seien vor's Landhaus gezogen, hieß es, und hielten dort Reden. Er versuchte in die Herrengasse vorzudringen, die war mit allen ihren Zugängen ein einziger Pferch. Von Zeit zu Zeit erhob sich ein Geschrei, die Pickelheringe pfiffen, johlten und kreischten, dann wurden sie wieder stumm wie richtige Fische, und auf einmal stimmten sie wieder in begeisterte Hochrufe ein und wußten nicht, auf was oder auf wen? Doch erfuhr er nach und nach, daß die akademische Jugend das Landhaus belagere und die Grau- und Weißhaarigen, die dort tagten, zwingen wolle, ihre Sitzung zu unterbrechen und unverzüglich eine Abordnung in die Hofburg zu senden. Und zwar zum Kaiser selbst womöglich, um ihm zu sagen, daß man die kalte

Küche der Staatskonferenz satt habe und nahrhafte Kost verlange, ein Beefsteak à la minute: Erfüllung der Volksforderungen rundweg.

Sapperlot, da mußte er dabei sein, für einen so Dünnen wie er, würde sich am Ende noch ein Plätzchen finden vor dem Landhaus. Und indem er aus seinen Gliedern eine keilartige Phalanx formierte, versuchte er, die Schmalseite voran, gegen die Herrengasse vorzudringen. Von der Schenkenstraße, von der Teinfaltstraße, von der Freiung. Aber nirgends fand er eine Ritze im mörderischen Gedränge, um nur einen Finger hineinzustecken. Überall dagegen die gleichen wahnsinnigen Gesichter und weltfernen Mienen, unter Proletarierfilzen so gut wie unter Studentenzylindern. Da glühte Leidenschaft. Und sogleich entzündete sich das Wenige in ihm, das noch nicht Schlacke war, und begann zu glosen: Die Liebe zu Fred und die Angst um ihn. In dieser Stunde, wo aus lang genährtem Mißtrauen auf einmal die Flamme der Raserei loderte, hätte er an seiner Seite sein mögen, um ihn zu bemuttern, und, wenn es nottat, zu schützen. Denn jetzt waren die Möglichkeiten erschöpft, das fühlte er, und die Bewegung stand auf dem Punkte, wo Tausende bereit waren, ihr Blut für ein Nichts zu verströmen. Wo keine Versprechungen mehr geglaubt und die ehrlichsten Absichten in Zweifel gezogen wurden. Wo Worte nichts mehr wirkten und nur eine unzweideutige Tat helfen konnte. Wo der Druck von Jahren und Jahrzehnten sich plötzlich in einer nicht mehr zu bezähmenden Ungeduld Luft machte und jeder es für eine Schmach hielt, der Stimme der Besonnenheit Gehör zu schenken.

Ein Heringszug, der vom Heidenschuß in die Strauchgasse segelte, erbarmte sich seiner Sehnsucht und führte ihn mit. Jetzt trieb er mit und hatte ausgesorgt. So trug es ihn gegen das erwünschte Ziel, wo er Fred vermutete. Denn unter den Hintermännern würde der nicht stehen! Manchmal krachte sein Brustkorb, solche Stauungen gabs. Damit wechselten Stromschnellen, wo es drunter und drüber vorwärts ging. Da grinsten schon die Löwenköpfe am Torbau des Landhauses, ja, die grinsten heute. Eine mächtige Woge hob ihn vom Boden und spülte ihn durch das Portal in die breite Torfahrt. Der Hof war gesteckt voll von Zylinderhüten wie die Ofenröhren, kein Wunder, daß es Hitze gab. Aber er spähte nach einem Stürmer über blonden Locken.

Wie der Geist Gottes über dem Gewässer, so schwebte ein bärtiger junger Mann über den Ofenröhren, der die Arme in die Luft warf. Weil er nämlich zu der Menge redete, hochgehoben auf den Schultern von Studenten. Ab und zu einmal trug die Luft eines der Schlagworte des Tages herüber, an die der Redner besondere Lungenkraft wendete: „Preßfreiheit! Volksvertretung! Glaubensfreiheit!“

„Wer ist es, der dort redet?“ hörte er neben sich fragen. Aber niemand wußte es.

Die Leute riefen: „Bravo! Hoch die Freiheit! Die Zukunft Österreichs hoch! Hoch!“

„Hoch!“ rief auch Mießrigel, um seine Begeisterung anzuspornen, die er schon wieder erlahmen spürte. Wenn er Fred nicht bald fand, aus dem er Kraft und Wärme ziehen konnte wie Antäus aus der Erde, so war sie überhaupt dahin. Preßfreiheit, Volksvertretung, Glaubensfreiheit — wie oft hatte er von diesen Dingen gehört! Und es wurde doch nur wieder darüber **geredet** ....

Der Geist Gottes tauchte nieder und verschwand in der Flut. Stürmisch dröhnte der Beifall hinter seinen letzten Worten. Aus den Fenstern sahen Mitglieder der Ständeversammlung herunter, auch von ihnen klatschten einzelne in die Hände. Man verlangte nach dem Namen des Mannes, der soeben gesprochen.

Da tauchte der Geist Gottes noch einmal über die Wasser. Stille trat ein, und ganz deutlich hörte man ihn sagen: „Meine Herren, das Damoklesschwert der Polizei schwebt über meinem Haupte, aber ich sage mit Hutten: Ich hab's gewagt, ich, Dr. Adolf Fischhof!“

Wieder begeisterte Hochrufe, und dann mit einmal ein wildes Drängen, ein rasender Tumult: „Zu den Ständen! Reden wir mit den Ständen!“

In die Ständemitglieder oben fuhr es wie ein panischer Schreck, die Köpfe verschwanden von den Fenstern, man hörte Scheiben klirren und sah die Verordneten über die Gänge laufen.

„In den Sitzungssaal! Reden wir mit den Ständen!“ schrie es aus der Volksmenge, und wie eine brausende Woge ging es gegen die Prunkstiege, die in das Stockwerk führte. Aber noch einmal brandete die Welle zurück, und die Bewegung hielt ein. Man lauschte, und alle standen still ....

Ein blutjunger Mensch hatte sich auf den mit Holz verschalten Brunnen in der Tiefe des Hofes geschwungen.

„Hier ist Kossuths Rede! Ich bringe Lajos Kossuths Rede!"

Da bemächtigte sich der Zylinder und der Proletarierfilze eine namenlose Lust, sich zur Besinnungslosigkeit aufpeitschen zu lassen und die persönliche Verantwortung des Einzelnen von den hochgehenden Wogen des Massenins tinktes verschlungen zu sehen.

Das politische Knäblein las, man verstand es schwer. Aber in Kossuths Preßburger Landtagsrede vom dritten März staken so viele revolutionäre Rosinen, das wußte jeder, daß die absolutistisch ausgehungerten Ohren nur so danach leckerten, man hätte gern jedes Wort vernommen. Was nützte es, „Lauter! Lauter!" zu rufen, wenn die Knabenstimme auf dem Brunnendach nicht trug? Da war schnell ein stimmlauterer Studentenknabe zur Hand, der überdies den Vorzug besaß, der Stärkere zu sein. Der stieß den andern ohne viel Umstände von der plötzlichen Parlamentstribüne und wollte selbst lesen. Der erste begehrte auf, sie balgten sich, es war gar zu süß nach dem langen Stummsein seine Stimme zu hören, ob man eine hatte, oder nicht. Die beschriebenen Blätter blieben als Siegespreis dem handfesteren Apostel und Volksbefreier, der jetzt damit die Rostra erkletterte. Über diesen ganzen Vorgang amüsierte Mießrigel sich unbändig, und der Kobold, der ihm längst wieder im Nacken saß, gab ihm unvorsichtige Worte ein, daß er lachend sagte: „Da sieht man, wie die wahre Freiheit ausschaut: der Stärkere hat Recht — o du verflixte Komödie!"

„Man will doch etwas verstehen!" murrten die Umstehenden, indem sie ihn mißtrauisch von der Seite betrachteten. Und alle rückten von ihm ab, so weit es in dem Gedränge möglich war, weil sie ihn für einen „Vertrauten" hielten. Ihm tat es nichts, er war nur froh, daß er sich jetzt freier bewegen konnte.

Der vorlesende Student fand die Rosinen nicht gleich und geriet in die speckigen Stellen des politischen Kuchens. Der Text drehte sich um eine weitläufige Erörterung von Bankfragen, die niemanden interessierte und Mießrigeln eine leise Versuchung in den Kinnbacken zuzog. Der Depossedierte, der noch immer Prätendent für den Brunnenthron blieb,

machte sich die Unruhe zunutzen und unterbrach den Vorleser: Die Einleitung könne fortbleiben, die berühre nur Ungarn und habe keinen Bezug auf österreichische Verhältnisse! Aber aus der Antwort, die die Versammlung darauf gab, tönte vollbrüstige Entrüstung. Die Gewöhnung an Geheimtuerei hatte die Sucht erzeugt, überall Geheimnisse zu wittern, und der Argwohn gegen jede Zensur maß einem Schriftstück umso größere Bedeutung zu, je ungestrichener es zur Kenntnis genommen werden konnte. So siegte das Mißtrauen über die Langeweile. Alles müsse gelesen, kein Wort dürfe verschwiegen werden!

„Wir sind freie Männer!" rief Mießrigel. „Wir dürfen uns auch anöden lassen, wenn wir wollen!"

Da antworteten viele, die den Spott nicht aufgefaßt hatten, mit lautem „Heil!" und „Bravo!" und man hielt ihn nicht mehr für einen „Vertrauten", weil er von „freien Männern" gesprochen hatte.

Inzwischen hatte der Vorleser allmählich sich doch bis an die Rosinen durchgegessen. Da war gleich eine saftige: Das Verlangen nach konstitutionellen Einrichtungen für alle Länder Österreichs! An der begrafte sich die Menge gut ein paar Minuten lang und klatschte Beifall, als ob der Stuwer ein Feuerwerk abgebrannt hätte. Und sogleich kam eine zweite zum Vorschein: Daß Bureau und Bajonette ein elend dürftiges Band seien, die Völker der Monarchie zusammen zu halten, und daß nur die Freiheit solches vermöge. Das mußte man zwei- und dreimal hören und verlangte die Wiederholung der Stelle. Später nahm man sich nicht mehr so viel Zeit, es gab ganze Schichten von Rosinen mit süßen Mandeln untermischt, man brauchte nur in einemfort zu schlucken. Ganz trunken wurden die Zuhörer von der ungewohnt hitzigen Nahrung, der von dem Geiste beigemischt war, welcher toll macht. Und die Tollheit wirkte ansteckend. Ihr Lärmen und Rasen machte aus achthundert oder tausend armen Narren, von denen jeder einzelne Verantwortlichkeit fühlte, im Handumdrehen einen souveränen Haufen.

Jetzt gar, wie es hieß, derjenige sei der zweite Gründer des Hauses Habsburg, der das Regierungssystem in konstitutionellem Sinne reformiere und den Thron des erlauchten Herrscherhauses auf die Freiheit seiner treu ergebenen Völker gründe. Das war Revolution und Loyalität in einem Atem.

Das System, das dickköpfige und verbohrte System reformieren! Den Thron, den Gottesgnadenthron, der seit einem halben Jahrhundert nur über Untertanen, nicht über Staatsbürger geherrscht hatte, auf die Freiheit gründen! Und alles nur aus Kindesliebe zum erlauchten Herrscherhaus! Gerade die rechte Mischung von Herz und Faust, von Patriotismus und Jakobinertum für diesen dreizehnten März! Denn die meisten, wenigstens von den Zylindern, liebten und verehrten ihren Monarchen von ganzer Seele und hätten sich vierteilen lassen für ihn — nur tun sollt' er, wie sie wollten. Und sie begannen zu toben vor Begeisterung, als von einem Staatsmanne die Rede war, der schon zu alt und starr sei, um seine Irrtümer zu begreifen und ihnen zu entsagen.

Irgendwo in Österreich — wird überliefert — hätt' es während der Reformationszeit die merkwürdige Sekte der „Springer" und „Purzler" gegeben, die ihren Gottesdienst in der Weise verrichtet haben sollen, daß sie „sich wunderlich in die Höhe geschwungen, das Angesicht verkehret und seltzamb erzeiget" hätten. Einen solchen heiligen Tanz hätten nun auch die im Hof des alten Landhauses versammelten Leute ausgeführt, wären sie nicht Schulter an Schulter auf dem engen Raume zusammengekeilt gewesen. Denn es fiel das Wort von dem hoffnungsvollen Sprossen des Hauses Habsburg, Erzherzog Franz Joseph, auf welchen die Erbschaft eines glänzenden Thrones warte, der seine Kraft aus der Freiheit schöpfen werde. Aber es blieb ein Ding der Unmöglichkeit, Arme und Beine zu rühren, so konnte die Begeisterung sich lediglich durch Schreien Luft machen: „Konstitution! Konstitution! Nieder mit Metternich! Nieder mit Erzherzog Ludwig! Die Zukunft Österreichs hoch!"

Der Taumel von Besessenheit hallte den versammelten Ständen in ihren Beratungssaal, wo sie in ihrer Zerfahrenheit und Angst alles eher trieben als sich beraten. Vergeblich suchten die freiheitlich Besonnenen darzutun, daß es Sache der Stände sei, zwischen der absoluten Gewalt und der drohenden Gesetzlosigkeit zu vermitteln. Es hörten nur wenige auf besonnene Worte, denn unablässig liefen die Ständemitglieder aus und ein, um zu beobachten, welchen Gang die Ereignisse im Hofe nehmen würden: Die Konservativen schäumend vor Wut, daß sie keinen Ausgang frei fanden, um zu entkommen, und sich gezwungen sahen, durch ihr unfreiwilliges Dableiben

den Schein zu erwecken, als nähmen sie an einer Sitzung teil, der durch die gewalttätigen Ausschreitungen der unreifen Jugend und des Pöbels jede Würde und Freiheit benommen sei; die Liberalen mit einem hoffnungsvoll blitzenden und einem verängstigten Auge, triumphierend, daß es endlich losging, und doch von geheimen Gewissensbissen gequält, voll Sorge, die Besen, die sie gerufen, möchten sie allesamt hinwegfegen. Denn bei dem Brüllen des Volkslöwen, das ununterbrochen aus dem Hof emporstieg, kam ihnen allgemach zu Bewußtsein, wie schwer es sein würde, der entfesselten Bestie die Klauen zu beschneiden, nun da sie einmal wachgerüttelt war. Bleich und vor Aufregung zitternd, stand der Freiherr von Auenwald in einer Ecke des Saales, von schlotternden Zauberlehrlingen umdrängt, mit denen er ein vertrautes Flüstern unterhielt. Nun hatten sie den erwünschten Widerhall aus der Gasse. Aber das war nicht der geordnete Aufzug einer braven Komparserie zu Demonstrationszwecken, wie er ihnen in den Kram gepaßt hätte — das war wirkliches Volk, das da unten heulte, tausendköpfig, unbedacht und maßlos, das war die Kanaille, die sie im Grunde verachteten, weil sie sich vor ihr fürchteten.

„Die treiben es zu weit, da unten!“ sagte Auenwald. „Sie befinden sich auf geradem Wege zur Revolution! Man muß sie um Gotteswillen beschwichtigen, soll nicht alles verloren sein!“

Und er riß ein Blatt aus seinem Notizblock und warf mit fliegender Hand ein paar Zeilen darauf. Felsenfest möge das Volk auf die Stände bauen und ihnen die Führung der Volkssache vertrauensvoll überlassen! Denn sie seien ehrlich gewillt, sich beim Kaiser dafür zu verwenden, daß ein Ausweis über den Bank- und Staatshaushalt vorgelegt und ein landständischer Ausschuß aller Provinzen zur Beratung zeitgemäßer Reformen zusammenberufen würde .... Das schien ihm so bündig und großartig, daß er schon wieder lächelte. Mehr konnten sie doch nicht verlangen? Und weil er selbst zufrieden war, meinte er, auch das Volk müsse es sein. Sogleich eilte einer seiner Trabanten aus dem Saale, um den Zettel von einem Gangfenster in den Hof flattern zu lassen.

Mießrigel sah die Botschaft niederschweben, ein Dutzend Hände streckte sich aus, sie aufzufangen. Unter Tumult und Geschrei ging das Blatt von Hand zu Hand und erreichte die Brunnenrostra, wo die Catos, Brutusse und Demosthenesse sich

ablösten. Der kurze Inhalt wurde verlesen, ein Sturm der Entrüstung brauste durch den Hof. Bank- und Staatshaushalt — wo man soeben den Metternich abgesetzt und die Konstitution proklamiert hatte! Ein beschriebener Wisch mit leeren Versprechungen statt einer erlösenden Tat! Nun blieb kein Zweifel mehr, daß auch die Stände es nicht mit dem Volk hielten! Verräter waren die Stände! Nieder mit den Ständen! Mießrigel sah einen blonden Jüngling über dem Brunnendache auftauchen und jubelte ihm zu, es war Fred, glühend von Begeisterung, mit den sieghaften Augen eines Drachentöters. Hoch hielt er das Papier empor, auf dem die Botschaft aufgeschrieben stand, und zerriß es in der Luft, daß die Fetzen umherflogen.

Jetzt donnerte die aufgeregte See, und die Erde schien zu beben, Hüte und Tücher schwenkten, ein Rausch der Leidenschaft umnebelte die Menge. Und auch Mießrigel tobte mit den Tobenden. Seit er Fred gesehen, strahlend in Knabenschönheit und Jünglingsmut, gehörte er der Revolution! Nun wußte er nichts mehr von sich, wollte nichts wissen, bloß daß auch er eine Kehle besaß, nach Freiheit und Konstitution zu schreien. Und daß die Studenten, die noch immer einer nach dem andern als Redner auftraten, die blinde Ungeduld und Sehnsucht, die alle wahnsinnig machte, nicht stillen konnten. Denn es war unmöglich, noch etwas von Belang vorzubringen, nach dem entschlossenen und anschaulichen Symbol, das Fred durch Zerreißen der Ständebotschaft hingestellt hatte. Und daß der weißhaarige alte Mann da oben, der auf einen Balkon heraustrat, um als Landmarschall, oder was er sonst sein mochte, listig begütigende Worte zum Volk zu sprechen, niedergebrüllt werden mußte, weil auch er zu denen gehörte, die darauf ausgingen, zu vertrösten, auf die lange Bank zu schieben und vielleicht zu betrügen, während Doktor Adolf Fischhof, wie ein plötzlich aufspringendes Gerücht wissen wollte, oben festgenommen worden sei und gefangen gehalten würde. Ei der Tausend, da könnte es ja auch Fred an den Kragen gehen, wenn die Stände doppeltes Spiel spielten und insgeheim die Polizei arbeiten ließen, daß in aller Stille ein Feuergeist nach dem andern auf die Seite gebracht würde, während sie die dumme Herde mit Worten, Worten und Worten hinhielten? Und nun dachte er an nichts anderes mehr als an Fred, daß der den Häschern anheimfallen würde,

wenn die Bewegung jetzt noch einmal versanden sollte. Zu viel hatte sich schon ereignet, was dem System ins Gesicht schlug, nun mußte auch eine richtige Revolution daraus werden, sollte der Spielberg sich nicht mit jungem Blut bevölkern.

Da nahm er entschlossen selbst den Ruf auf: „Nieder mit den Ständen!“ und drängte gegen die steinerne Stiege. Eine Springflut riß ihn aufwärts, halb gestoßen, halb getragen, taumelte er die Stufen der Freitreppe empor. Ein fürchterliches Wutgeschrei erfüllte die Hallen, ein Klirren von brechenden Fenstern und zerschmetterten Spiegeln, ein Krachen zertrümmerter Tische, Möbel und Aktenschränke. Die erbitterte Menge, in deren Mitte er sich befand, wütete wie ein Haufen Vandalen und beschäftigte sich damit, krumm und klein zu schlagen, was sich erreichen ließ. Mießrigel selbst war gestolpert und zu Boden gefallen, er fürchtete niedergetrampelt zu werden, raffte sich auf, erhielt einen Stoß in den Rücken und torkelte durch die zerschmetterte Tür in den Sitzungssaal der Ständeversammlung. Studenten und Mob hinter ihm drein, wie die aus den Ufern tretende Donau, wenn der Eisstoß geht, die Gelände überflutet. In heller Verwirrung sah er Herren, Ritter und Prälaten auseinanderstieben und nach Verstecken suchen, Akten und Drucksachen flogen durch die Luft, der Landmarschall verließ die Präsidentenestrade und forderte die Ständemitglieder auf, sich um ihn zu scharen, indem er die Fliehenden zurückzuhalten suchte und in den Saal rief: „Eilen wir zum Kaiser, meine Herren! Ich bitte, wer kommt mit? Begleiten Sie mich zum Kaiser, alle, alle!“

Die Menge stutzte und stand wie eine Mauer. Ein ungezogenes Kind, das zu schreien aufhört, sobald man ihm den Willen tut. Zum Kaiser wollten sie gehn und das sofort, wie das Volk es verlangte? So waren sie doch keine Verräter und hielten es mit der Sache des Volks! Wo man eben noch gewütet, fing man jetzt zu jubeln an. Einer brachte sogar ein Vivat auf die Stände aus: Und mit demselben Atem fast, mit dem sie gerade erst „Nieder!“ gerufen hatten, riefen sie jetzt „Hoch!“ Das klang erlösend in die Schlupfwinkel — Auferstehung der Toten! Der Freiherr von Auenwald und seine Zauberlehrlinge kamen wieder zum Vorschein und sammelten sich um die Konservativen, von denen eine grollende kleine Gruppe eng aneinander geschlossen in der Mitte des Saales standgehalten hatte, als trotziger Fels in der Brandung.

Der Landmarschall setzte sich in Bewegung und schritt würdig voraus, die Ständemitglieder schlossen sich an, finster blickend die einen und fest überzeugt, die Erniedrigung des Senats zu einem politischen Werkzeug der Plebs könne zu nichts Gutem führen; sichtlich erleichtert und mit der Menge fraternisierend die andern, von denen mancher schon überlegte, wie man den Volkslöwen wieder in seinen Käfig sperren würde, wenn er seine Rolle ausgespielt und mitgeholfen hätte, die Rechte der Herren und Ritter auf Kosten der Zentralgewalt und der Prälaten zu erweitern. Beinahe war es ein Wunder wie am Roten Meer, als die Juden hindurchzogen, daß sich zwischen den dichtgekeilten Menschen eine Gasse bilden konnte, die Treppe hinunter, durch die Torfahrt und in der Herrengasse. Der Freiherr von Auenwald wurde erkannt, man jubelte ihm zu. Studenten vor dem Landhaus stimmten das Freiheitslied an:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt ....“

Das erbitterte einen der abziehenden Landstände dermaßen, daß er die Kühnheit fand, in die Menge hineinzurufen: „Wir weichen der Gewalt!“

Es war ein schneeweißer alter Herr mit viel Violett am geistlichen Gewand, Prälat oder dergleichen. Mießrigel, der sich in der Absicht, seine ebenso kurze als erfolgreiche politische Laufbahn wieder mit dem Privatleben zu vertauschen, dem Zuge angeschlossen hatte, trottete zufällig an seiner Seite und stieß ihn an, er möge um Gotteswillen vorsichtiger sein. Aber der erboste Greis, der nicht gewillt schien, sich ein Blatt vor den Mund zu nehmen, fuhr nur umso lauter zu eifern fort, das sei nicht die Freiheit, die er meine, das sei Gewalt, die man wider Gesetz und Recht den Landständen antue.

Es trafen ihn drohende Blicke, und ein Proletarier, dem Rock- und Hosentaschen von Steinen starrten, versuchte die Umstehenden aufzuwiegeln: „Er schimpft auf die Freiheit, der Pfaff! Hauen wir ihn!“

Der Prälat sah sich von zweifelhaften Figuren umringt und bedroht. Indessen brach Mießrigel ihm Bahn und schob ihn fort. Nun richtete die Wut der Proletarier sich gegen diesen. Das sei auch ein Freiheitsfeind, ein Nummerierter, ein Naderer, ein Volksverräter, der es mit den Pfaffen halte! Sie packten ihn und rissen ihm fast den Rock vom Leibe.

Mießrigel aber behielt kaltes Blut und lachte nur. Er verstand es, mit den Leuten zu reden. Der geistliche Herr sei einer von den Landständen, sagte er, und die müsse man ziehen lassen; weil sie sich nämlich auf dem Weg in die Burg befänden, um den Kaiser um Abschaffung der Verzehrungssteuer zu bitten.

„Kapiert ihrs jetzt?" sagte er, mit dem Zeigefinger auf die Stirnen seiner Angreifer tippend.

Wie sie von Verzehrungssteuer hörten, stutzten sie; das sei freilich etwas anderes, und ließen ihn los. Er war in der Laune zu flunkern und versprach ihnen das Blaue vom Himmel herunter. Und schließlich schenkte er einem jeden einen Silberzwanziger — an einem Tag wie heute komme es ihm nicht darauf an — und trug ihnen auf, dem alten Prälaten nachzueilen und ihn als Leibgarde zu umgeben, falls er noch einmal so unvorsichtig sein sollte, etwas gegen die Freiheit zu sagen. Sie bedankten sich schön und versprachen dafür zu sorgen, daß dem alten Herrn kein Haar gekrümmt würde.

Es war eine eigene teuflische Freude in Mießrigel, so viel Ungereimtes, als ihm irgend zu Gebote stand, in diese ernste Bewegung hineinzutragen. Sein Puck besaß nicht die Macht des Elfenkobolds, sonst hätte er allen Menschen Eselsköpfe anzaubern lassen. Aber im Geiste wenigstens sah er sie mit der Zier ellenlanger Ohren herumgehen, war munter und aufgeräumt und summte sein beliebtes: „O du verflixte Komödie" vergnügt im Rhythmus der Donauwalzer.

Vor dem Landhaustor, wo sich noch immer die Menge staute, traf er endlich Fred Leodolter. Der sah wie ein Cherub aus, mit einer schönen ernsten Falte zwischen den Brauen, und seine hellen Augen suchten den Himmel über der engen Häuserzeile. Ihm war in diesen Stunden die Freiheit geboren. So hoffnungstreu dichtete seine Jugend den illegalen Anfang in ein legales Ende um. So vertrauensrein spiegelte seine erwachte Seele die grandiosen Worte, die sein Ohr noch erfüllten, als grandiose Taten wieder. Ihm waren es Offenbarungen der Sehnsucht, wert, in eherne Tafeln gegraben zu werden! ....

„Eine Dynastie, die sich auf die Freiheit der Völker stützt, wird treuer behütet sein, als durch Polizei und Bajonette; denn wahrhaft treu kann nur ein freier Mensch sein! .... Wurde Treffenderes je ausgesprochen?"

„Es ist so treffend," sagte Mießrigel, „daß mancher wird

dafür ins Herz getroffen werden! Laß uns heimgehn, Fred?"

Aber davon wollte der Jüngling nichts wissen. Alle warteten, auch er wollte warten. Man müsse noch erfahren, welche Antwort die Landstände vom Kaiser zurückbrächten! Schon ein paarmal hatten ältere Männer gemahnt, zur Ordnung zurückzukehren und die Sache des Volks der Zukunft anheimzustellen, da sie jetzt in guten Händen liege. Aber die Jugend hatte sie niedergeschrien und fast als Verräter behandelt. Mitten im freudigen Hoffen verdüsterte auch Freds Stirne der Argwohn: „Wer weiß, ob man uns nicht bloß hinhalten, irreführen, täuschen will?"

„O das Mißtrauen, das uns allen im Blute liegt!" seufzte Mießrigel. „Das ist die Kapitalsünde des Systems, daß es uns mit Mißtrauen vergiftet hat. Hundert Jahre noch wird Österreich daran krank sein!"

Er kopfhängerte vor sich hin und erwog, was allenfalls aus ihm hätte werden können, in einer andern Umgebung, unter einem andern Volke, mit ein bißchen Glauben an Entwicklung und Fortschritt, ohne den Stich ins Trostlose, der seinen guten Willen in Leichtfertigkeit umgewandelt hatte, seine Fähigkeiten in Tändelei, seine Heiterkeit in Galle und seinen Geist in ätzende Schärfe ....

Also blieben sie mit den andern und warteten ....

Ab und zu wurde ein junger Mann mitten aus der Menge emporgehoben, warf die Arme in die Luft und redete von den Schultern seiner Kameraden herunter. Das Fieber der Beredsamkeit ging um, wenige gab es, die sich nicht berufen fühlten. Und wenn einer ausgefiebert hatte, dann riefen die Nächststehenden „Hoch! Hoch!", und die Entfernteren, ob sie etwas verstanden hatten oder nicht, stimmten begeistert ein. Dazwischen feierte unablässig die Sucht der Wichtigtuerei ihre Orgien. Bald tat sich da, bald tat sich dort ein Träublein begeisterter Jünglinge zu einem Ausschuß zusammen, ließ sich mit erhobenen Händen in irgend ein Komitee wählen, von dem niemand wußte, was es wollte und sollte, und konstituierte sich dann durch Wahl eines Präsidenten, eines Stellvertreters, eines Schriftführers und verschiedener anderer Funktionäre. Ein paarmal machten Soldaten, aus einer der Seitengassen vordringend, den Versuch, die Herrengasse zu räumen, wurden aber jedesmal mit Gejohl empfangen und

zogen sich still wieder zurück, nachdem sie eine Zeitlang hin- und hergedrängt worden waren. Es vergingen Stunden der Ungewißheit. Den jungen Leuten flogen sie hin, genug hatten sie damit zu tun, das Geschehene zu rühmen und das Kommende zu enträtseln. Fred unterredete sich leise mit Kommilitonen, die nicht minder heiß glühten wie er selbst, während Mießrigels Laune unbarmherzig von den Geiern der Langweile zerfleischt wurde.

„Gehen wir heim, Fred, ich bitte dich! Meinst du, ich sei als Pickelhering auf die Welt gekommen? Wenn die Politik noch einen Funken menschlichen Fühlens in dir übrig gelassen hat, so nimm deine Kameraden zusammen und formiere ein Dreieck. So brecht ihr das Eis, und ich segle im Kielwasser."

„Ich bleibe!" erklärte Fred entschlossen.

„Mir ist öde in Herz und Magen, und wenn es noch lange dauert, so fühl' ich, daß ich sterben muß. Die Weltgeschichte ist eine harte Herrin, sie wird unbarmherzig über meinen Leichnam hinwegschreiten. Bewahre wenigstens du mir ein ehrendes Angedenken, Fred, und laß mir einen Grabstein errichten, hier an dieser Stelle, mitten in der Herrengasse. Eine goldene Inschrift soll der Nachwelt künden, wer ich gewesen: Hier ruht Pepi Mießrigel, das erste Opfer der Märzrevolution. Er war ein Held, er hat sich für die Freiheit zu Tode gelangweilt!"

„Ich bitte dich, spare in dieser ernsten Stunde deine Scherze! Ich kann diesen Platz nicht verlassen, auf den die Pflicht mich stellt, ehe ich nicht weiß, daß der Erfolg unser ist. Laß dich durch mich nicht beirren, und wenn du gehn willst, so geh!"

In diesem Augenblicke erhob sich ein ohrenbetäubendes Geschrei aus der Menge. Alles rief durcheinander: „Militär kommt! Soldaten! Grenadiere! Verrat! Man will das Landhaus besetzen! Fort mit dem Militär! Wir sind wehrlos! Fort mit den Schinderknechten!"

Durch das enge Landhausgäßchen sah Fred weiße Waffenröcke blinken. Langsam, Schritt für Schritt, mit gefälltem Bajonett, ging ein Zug Soldaten gegen die Herrengasse vor, die pfeifende, höhnende, vor Wut johlende Menge vor sich her treibend. Ein fürchterliches Gedränge entstand, ein wirres Geschrei, ein unbeschreiblicher Tumult. Aus den ge-

öffneten Fenstern des Landhauses flogen zerbrochene Stühle und Pulte, Glasscherben, Tintenfässer, ganze Fensterflügel auf die Soldaten herunter.

„Ladstock in Lauf!" kommandierte der Hauptmann.

„Sie wollen schießen," kreischte es; „bewaffnen wir uns!"

Ein Schilderhäuschen, das vor dem Landhaus stand, wurde umgerissen, Fred sah, wie Proletarier zersplitterte Plankenteile davon abtrennten, Aushängetafeln und Schilder der nächstliegenden Geschäfte herunterrissen, um irgend etwas in der Hand zu haben, das eine primitive Waffe ersetzen konnte, einen Span, ein Brett oder auch nur ein Stück Blech.

Es krachte eine Salve.

Ein einziger Aufschrei des Schreckens, der Entrüstung ging durch die Menge, die wie geängstigte Tiere im Pferch in wilder Flucht auseinanderstieben wollte und nicht konnte. Gleich Bergnebeln wallten undurchdringliche Wolken weißen Pulverdampfes vor Freds Augen. Er sah Menschen an sich vorübereilen, es wurde freier rings um ihn, er lief eine kleine Strecke und blickte zurück. Der Rauch schlug sich zu Boden, von der Freiung rückten in der ganzen Breite der Straße Pioniere an.

„Schlagt an! Feuer!"

Abermals knatterten die Gewehre.

Eine Hand faßte Fred am Ärmel und riß ihn beinahe zu Boden. Er beugte sich nieder und blickte einem Sterbenden ins brechende Auge. Ein alter Mann mit langem weißen Haar, der neben ihm auf dem Pflaster lag und wie hilfesuchend zu ihm aufsah. Fred kniete an seiner Seite und stützte seinen Kopf. Der Mann bewegte die Lippen, als ob er noch etwas sagen wollte, bäumte den Oberkörper und sank zurück. Er war tot.

Rechts und links hörte Fred die Pioniere im Laufschritt über das Pflaster trappen, um die Menschenmenge zu verfolgen, die sich schreiend und kreischend gegen den Michaelerplatz wälzte. Er kümmerte sich nicht darum, er kniete noch immer an der Leiche des Greises, das Bild des Todes brannte sich wie ein Feuermal in seine erschütterte Seele.

Aber es war jetzt nicht die Zeit, Tode zu betreuen. Er riß sich los und sprang empor. Er wußte es: Nun hörte die Freiheit auf, ein blasser Schatten zu sein, sie hatte Blut getrunken! Leute, die wie gehetztes Wild an ihm vorbeiliefen,

hörte er rufen: „Man hat auf Bürger geschossen! Waffen! Sturmläuten! Revolution!“

Ein junger Mensch rannte keuchend an Fred heran. Wo das Zeughaus sei? fragte er in gebrochenem Deutsch

„In der Renngasse das kaiserliche, das bürgerliche am Hof. Sind Sie Student?“

„Ich bin Jurist,“ sagte der andere. „Mein Name ist Blavohil.“

„Leodolter, Polytechniker.“

„Čech a Němec jedno lělo!“*) rief der Böhme mit fliegendem Atem und schüttelte ihm mit Tränen in den Augen die Hände.

„Kommen Sie, Kommilitone! Eilen wir auf die Aula!“

* * *

Poldi hatte den ganzen Tag im Werksaal des Hinterhauses daran gearbeitet, eine neue Kette aufzubäumen. Die hundert Handgriffe, die dabei zu erlernen waren, hatte er längst weg, aber trotzdem versah er heute manches und oft das Einfachste. Seine Gedanken liefen ihm immer wieder davon. Frühmorgens hatte sich Fred fortgeschlichen, ohne Frühstück und ohne dem Bruder Lebewohl zu sagen. Was mochte der im Schilde führen? Und im Lauf des Vormittags ging auch der Vater weg, er müsse in den juridisch-politischen Verein sehen, es sei ein wichtiger Tag heute. Beide waren sie zur Mittagmahlzeit nicht nach Hause gekommen.

Poldi ahnte, daß es sich um ernste Dinge handeln mußte. Nachmittag blieben auch die Arbeiter und Arbeiterinnen weg. Da saß er ganz allein im Werksaal und hatte ein banges Herz. Es ging etwas vor ohne Zweifel, er wäre gern an Freds Seite gewesen. Aber finden könne er den Bruder doch nicht in der großen Stadt, dachte er, unter den vielen Menschen. Und irgendwer müsse bei der gewöhnlichen Tätigkeit bleiben, damit nicht alles ins Stocken geriet! Und das beste für ein banges Herz sei noch immer die Arbeit. Darum schuftete er, als müsse das Seidenzeug heute noch fertig werden, dessen Kette er aufbäumte.

Gegen vier kam der alte Priesching, der Weber, der noch mit dem Großvater Leodolter in die Schule gegangen war.

---

*) „Böhm und Deutscher sind ein Leib.“

Der setzte sich aber gar nicht in den Stuhl und ging nur unstet hin und her, als wolle er irgendwo anpacken und wüßte nicht, wo?

Schöne Geschichten seien das! Saubere Geschichten! Das ganze Gesindel aus den Vororten befinde sich auf den Beinen. Auf der Mariahilferstraße wimmle es nur so von Proletariern, die die Laimgrube hinunterzögen gegen das Burgtor. Und mit einem Geschrei, daß einem die Ohren weh täten. Aber auch Weber habe er darunter gesehen, Weber vom Braunhirschengrund! Eine Schande sei es!

Was das zu bedeuten habe? fragte Poldi an sich haltend, und was es eigentlich gebe?

„Revolution gibt es", sagte der alte Priesching. „Die Hausherrn sollen keinen Zins mehr verlangen dürfen und die Mautner keine Verzehrungssteuer mehr einheben. Das wollen sie dem Kaiser abtrotzen, und deswegen belagern sie ihn in der Burg, heißt es. Weil sie zu faul sind zu arbeiten, die Sauludern!"

Und auf einmal schien er sich zu besinnen, das er selber auch nicht arbeitete, setzte sich still in seinen Stuhl und begann mit dem Jacquardtritt zu rattern.

„Wenn ich bloß von Fred etwas wüßte?" sagte Poldi, dem die Zähne aufeinanderschlugen.

Er spannte den Seidenbaum ein und schickte sich an, die Kettfäden durch die Augen zu ziehen. Nicht lange, so hielt der Priesching wieder mit Weben aus und lauschte. Ein dumpfes Zittern und Schwingen und Rauschen erschütterte die Luft.

„Was ist das für ein Gebrumm? Hören Sie nichts, junger Herr?"

„Sturmgeläut von St. Stephan!" rief Poldi entsetzt.

Jetzt ließ es ihm keine Ruhe mehr. Er eilte die Treppe hinunter und lief über den Hof. Durch den Himmelsausschnitt hoch über den Dächern zog es wie ein fernes Heulen oder Brausen des Windes. Die Geschäftsstuben des Vorderhauses waren leer, sogar Tante Sephine fehlte an ihrem Pult, auf dem das große Kontobuch noch aufgeschlagen lag, gerade als wäre sie mitten aus ihrer Arbeit davongelaufen. An einem offenen Fenster stand Pappelmann und lauschte in den sinkenden Abend hinaus. Er fuhr, als Poldi eintrat, mit dem Kopfe zurück und machte sich zu schaffen, damit niemand glauben sollte, daß er müßig gehe.

„Es geht los, junger Herr! Hören Sie die Sturmglocken? Bloß in St. Ulrich schlafen sie noch."

Ob der Onkel Muschir da sei?

Pappelmann wies mit dem Kinn auf die Tür zum Nebenzimmer. In dem großen, gewölbten Magazin neben seinem Kontor saß der Muschir vor einem der neuen mechanischen Webstühle, den er sich hier hatte aufschlagen lassen, um Versuche anzustellen. Statt der Transmission hatte der Stuhlbauer Seyfried ihm einen Kurbelantrieb eingerichtet, daß er den Mechanismus durch einen Trittschemel in Bewegung setzen konnte. Noch immer rissen, wenn das Werk im Gange war, die zarten, straffgespannten Seidenfäden der Kette allzuleicht, und wenn der Weber es nicht sogleich bemerkte und den Stuhl noch eine Zeitlang weiterlaufen ließ, so schlich der Fehler sich durch eine ganze Reihe von Gängen und war nur durch einen ungeheuren Aufwand von Zeit und Mühe wieder auszumerzen. Dem wollte der Muschier abhelfen. Auf dem Braunhirschengrunde standen die neuen Kraftstühle bereits aufgeschlagen, ein ganzer großer Saal zu ebener Erde. Aber sie hatten ihre Arbeit noch nicht aufnehmen können, die große Dampfmaschine im Kesselhaus sollte erst fertig montiert werden. Noch in letzter Stunde war dem Muschir ein Gedanke gekommen, wie man durch eine kleine Verbesserung ihre Leistungsfähigkeit steigern könnte. Und er studierte und experimentierte Tag und Nacht, um die Zeit abzukürzen und zugleich auszunützen, seiner kleinen Armee eiserner Heloten gewissermaßen den letzten Drill und Schliff zu geben und sie umso sicherer zum Siege zu führen. Noch um einen Hauch mehr menschlicher Vernunft sollte dem störrischen Mechanismus eingeflößt und aufgezwungen werden, daß er sich selbst ausschaltete und stillestand, sobald ein Faden riß.

Poldi war eingetreten, der Muschir bemerkte ihn erst gar nicht, so vertieft war er in sein Problem.

„Ich bitte, Herr Onkel, dürft' ich vielleicht Feierabend machen, ich habe solche Angst um Fred und möchte sehen, ob ich ihn finden kann."

„Willst du auch fortlaufen?" brauste er auf. „Sind noch nicht Gaffer genug bei dem Rummel?"

„Von allen Türmen läuten die Glocken, es muß etwas Ernstes vorgehen, und Fred, fürcht' ich, ist auch dabei. Wenn ihm etwas geschähe, und ich könnt' ihm nicht helfen —!"

„Bist du seine Kindsfrau? Nun also! Der Fred wird sich schon selber helfen. Übrigens geschäh' ihm recht, wenn sie ihn erwischten! Soll er nur ein paar Tage im Kotter brummen! Was geht ihn die Aula an? Ist er nicht Polytechniker? Student kommt von studieren. Aber Lärmschlagen ist freilich kurzweiliger."

Das empörte Poldi. Er selbst war ja schwerfällig und nur ein Weberlehrling, der nichts zu tun hatte mit den großen Dingen und aus mehr als einem Grunde sich nicht berufen fühlte, einzugreifen in die öffentlichen Angelegenheiten, um die es sich jetzt handelte. Fred hingegen, als Student und geheimer Bursch, der mit weiten politischen Kreisen in Verbindung stand — für ihn war es Ehren- und Herzenssache, mitzutun, wenn es einmal losging, und niemand sollte ihn geringschätzig beurteilen dürfen deswegen, er glaubte dem Vaterland zu dienen in seiner Weise und hoffte etwas zu wirken, auch für die Zukunft.

„Ums Lärmschlagen ist es dem Fredl sicher nicht, Onkel, das kannst du mir glauben!" flammte er auf. „Die Freiheit will er erringen helfen, und wie ich ihn kenne, ist er bereit, sein Leben dafür hinzugeben."

„Na, na!" machte der Muschir. „Warum denn gleich sein Leben?"

„In der inneren Stadt soll die Revolution ausgebrochen sein, heißt es."

„Das sind Extremitäten! Revolution? Lächerlich! Zu was wäre denn das viele Militär da und die Polizei? Das pfeifen ja seit einer Woche die Spatzen auf dem Dach, daß es am Dreizehnten losgehen soll. Glaubst du, der Metternich und der Sedlnitzky sind solche Trotteln, daß sie sich nicht vorgesehen hätten?"

Er lachte auf.

„Schöne Revolution das! Deine Tante Sephine ist auch dabei."

Immer war es, wenn er an einem etwas auszusetzen hatte, des andern Tante oder Onkel oder dergleichen, wovon er sprach, nicht seine eigene Schwester, sein Bruder und so weiter.

„Tante Sephine?"

„Freilich! Meinst du, die dürfe fehlen bei so etwas? Ganz wild ist sie geworden und davongerannt wie ein Bader. Wahrscheinlich organisiert sie die Hökerinnen vom Naschmarkt

als Damen der Halle. Weil das Pariserische jetzt Mode ist .... Also lauf ihr halt nach, deiner guten Tante, und schau, was sie treibt," sagte er halb beißend und halb erheitert.

Und als Poldi Miene machte zu gehen, stand er auf und nahm ihn am Arm und tat fast geheimnisvoll.

„Übrigens möcht' ich dir etwas zeigen, wenn du noch einen Augenblick Zeit hättest. Schau einmal her da? Das ist wichtiger für uns als die hohe Politik! Was meinst du, wenn ich hier eine Feder anbrächte, gerade hier an dieser Stelle, und eine leichte Drahtspange daran, die die Kettfäden niederhält ....? Wir wollen es probieren! Halt einmal das Lineal, bitte, und drücke damit leicht auf die Spannung der Seide. So! Danke!"

Er bewegte den Antrieb, griff mit dem Finger in die Kette und riß einen Faden durch.

„Teuxel noch einmal, so könnts gehen," sagte er befriedigt, und sein ganzes Antlitz verklärte sich.

Poldi blickte voll Achtung und stiller Ehrerbietung zu ihm auf. Wer so bei dem Seinigen blieb, das ihm oblag, während draußen die Sturmglocken heulten, und sich nicht abdrängen ließ von dem Wege, der ihm der richtige schien, das war doch auch ein Starker und Fester, der dem Vaterland diente, auf seine Art, wie er es eben verstand und für gut hielt. Und um das Aufleuchten, das des Muschirs Angesicht erwärmte, als er seiner Erfindung sicher zu sein glaubte, tat Poldi dem Oheim stille Abbitte, daß er ihm im ganzen immer nur wenig Liebe hatte zuwenden können. Denn die harte und herrische Art, wie der Muschir sie für gewöhnlich zur Schau trug, ließ keine Annäherung zu, und man mochte ihn wohl verkennen, wenn man nicht einen solchen Augenblick miterlebt hatte, wo auf einmal ein Sonnenstrahl sein innerstes Wesen aufzuhellen schien.

Als Poldi vors Haus trat, dunkelte es bereits, und als er jetzt pochenden Herzens gegen die Glacis hinunterlief, wurde es stockfinster in den engen Gassen, deren Häuser wie ausgestorben waren, die Läden geschlossen, die Straßenlaternen nicht angezündet. Es kam ihm in den Sinn, wie er einst Gelübde getan hatte in der Not. Während der Schulstunden, wenn er für Fred zitterte. Wie er da Dankgebete versprochen und in das Schuldbuch des lieben Gottes eingetragen hatte. Und mitten in seiner Angst um Fred, die ihn auch jetzt wieder

schüttelte, mußte er lächeln, als er sich all der kleinen Umstände erinnerte, die damit zusammenhingen, mußte lächeln über sich selbst und über den armseligen Gott, der damals der seinige gewesen. . . . . Niemals hatte er seine Schuld abgezahlt, sie war verjährt. Der Gott, den er jetzt kannte, forderte sie nicht, er lächelte mit ihm über die kindlichen Sorgen von damals, über das beschränkte, aftergläubige Formenwesen, das ihn befangen gehalten, über die Enge jenes schulknabenmäßigen Weltbildes und die Dürftigkeit des konfessionellen Gottbegriffes. Bedurfte es der Sturmglocken, um frei zu werden? . . . .

Gott forderte jetzt anderes von ihm, Schwereres. Die Kraft und Sicherheit, die der Arbeit entströmen, Besonnenheit und Umsicht in den schweren Tagen, die hereingebrochen waren. Der Muschir allein konnte es nicht richten, der war in sein Erfinden verbohrt, und die andern dienten der Freiheit. Wer sollte das ganze umfassende Geschäftswesen, das schwere Not litt, zusammenhalten, die auftauchenden Wirren klären, den sich häufenden Verlegenheiten entgegentreten, wenn nicht er es tat? Ganz unvermerkt hatte sich schon jetzt ein beträchtlicher Teil der Sorgen und Lasten auf seine jungen Schultern gesenkt, die ein ausgebreitetes Fabriksunternehmen mit sich bringt, zumal in unruhigen und harten Zeiten. An ihn wendeten sich die Weber, die Spulerinnen und Schweiferinnen, die Vorarbeiter, Werkführer und Angestellten, wenn Schwierigkeiten auftauchten, wenn es etwas zu entscheiden oder zu schlichten gab, wenn Lohndifferenzen drohten, wenn der Betrieb stockte. An ihn wendeten sich die Seidenmakler und Färber, fragten ihn um seine Wünsche, erklärten ihm die Lage des Marktes, holten seinen Rat ein, erbaten seine Vermittlung. An ihn wendeten sich die Kaufleute und sonstigen Abnehmer, legten ihm ihre Aufträge ans Herz, beluden ihn mit ihren Beschwerden, bestürmten ihn um Stundung. Der Muschir war jäh und reizbar, Petz oft nicht zu finden, mit dem jungen Herrn, der schon jetzt die Seele des ganzen Unternehmens zu werden versprach, verkehrten alle am liebsten, er zeigte sich fest und gütig zugleich, ihm gab man manches nach, worauf man sonst hartnäckig bestanden hätte, jeder schätzte und liebte ihn. Und er rechtfertigte, so weit es in seinen Kräften lag, das Vertrauen, das ihm entgegengebracht wurde, ordnete, beriet und vermittelte, wo es nottat, entschied rasch und entschlossen, wo es Entscheidung galt. Und indem er von Petz und Muschir jede

überflüssige Plage und Sorge fernhielt, lenkte er zum Guten, was zum Guten zu lenken war. In aller Stille, ohne daß jemand groß darauf achtete oder ein Wesen daraus machte, hatte er das Steuer ergriffen und steuerte das Fahrzeug, das die Flagge der Firma Leodolter trug, behutsam zwischen den unzähligen Klippen und Sandbänken hindurch, an denen die tobende See der allgemeinen wirtschaftlichen und politischen Exaltation so viele andere zum Scheitern und Stranden gebracht hatte ....

Das Läuten der Glocken wurde lauter, als er um die Straßenecke gebogen war. Nun dröhnte, aus nächster Nähe scheinbar, das gewaltige Brummen der großen Brummerin von St. Stephan, und vom Schottenfeld oben antwortete, wie um Hilfe rufend, die eherne Stimme des „Schustermichels". Wie das Brüllen der Meeresbrandung donnerte vom Glacis her, dem er sich näherte, ein tausendstimmiges Johlen und Schreien. Da trat er hinaus aus dem Gewirr der kleinen Gassen und sah wildgeballte Menschenknäuel an sich vorüberstieben, in der Richtung gegen den Paradeplatz. Das ganze Josefstädter Glacis entlang hatten aufrührerische Proletarier die Gaskandelaber aus dem Boden gerissen und das ausströmende Gas in Brand gesteckt, daß armdicke Riesenfackeln aus der feuchten Frühlingserde qualmend gegen den weiten Himmel emporloderten, auf dem, vom Winde gejagt, finster geballte Wolken dahintrieben. Ihre abenteuerlichen Umrisse nahmen bisweilen menschenähnliche Gestaltungen an, daß man sich einbilden konnte, gigantische Ringer und Kämpfer zu erblicken, die sich mit ungestümen Bewegungen gegen die himmlischen Gewalten auflehnten.

„Zum Schottentor kommt!" hörte er Leute rufen, „dort legen sie Feuer an."

„Können Sie mir sagen, wo die Studenten sich befinden?" wendete er sich an einen zerlumpten jungen Menschen, der müßig dastand und damit beschäftigt war, seinen Zigarrenstummel in Brand zu stecken.

„Die Studenten? Die sind in der Stadt drin und hängen derweil den Metternich auf."

„Einer solchen Brutalität wären Studenten nicht fähig!" sagte Poldi empört.

Da maß der junge Mensch ihn mit drohenden Blicken.

„Halten Sie es vielleicht mit dem Militär? Sind Sie ein Feind der Freiheit?“

„Mit Schandtaten wird die Freiheit nicht erstritten!“

„Maul halten, schwarz-gelbes Mistvieh!“ schrie der Falott und rieb mit der Faust gegen ihn auf.

In einer Bretterbude am Glacis befand sich ein Tabakladen, eine Rotte halbwüchsiger Bursche war aufs Dach geklettert und riß gröhlend den kaiserlichen Doppeladler herunter.

„Wo kommt auf einmal all das Gesindel her?“ fragte sich Poldi entsetzt. Da wurde er von einem Menschenstrom erfaßt und mitgerissen, der sich in der Richtung gegen die kaiserlichen Stallungen wälzte. Ausgehungerte Proletarier in schmierigen und zerfetzten Gewändern sah er rings um sich. Und die Feuersäulen, die aus dem Boden flackerten, warfen einen höllischen Schein auf die wutverzerrten Gesichter, daß er unter eine Horde von Teufeln zu geraten sein glaubte.

Vor dem großen Tor, das dem Gebäude der ungarischen Garde gegenüberlag, staute sich die Menge. Poldi hörte dumpfe Schläge, die gegen die eisenbeschlagenen Torflügel und auch gegen das Mauerwerk geführt wurden. Mit Beilen, Brecheisen und den Trümmern der aus dem Boden gerissenen Laternenpfähle wüteten die Vordersten gegen das Tor, um sich Eingang ins Stallgebäude zu erzwingen. Und auch in die Mauer, hieß es, würden sie bald eine Bresche gebrochen haben.

Dicht neben sich sah er einen Mann in mittleren Jahren, der einen anständigen und friedfertigen Eindruck machte und ein kleiner Handwerksmeister sein mochte. Der wunderte sich in einemfort und schien nicht zu begreifen, wie er auf einmal mitten in den Mob kam, und worum es sich handle?

„Was wollen die Leute eigentlich? Wissen Sie es vielleicht?“

Aber Poldi wußte es ebensowenig. „Wenn sie es nur selber wissen?“ meinte er.

„Eine Konstitution, heißt es, wollen sie,“ sagte wieder der andere. „Und dann auch die Freiheit, so wie sie in England und jetzt auch in Paris ist. Ja, das werden sicher gute und schöne Sachen sein, wenn man sie kriegen könnt'. Aber braucht man deswegen die kaiserlichen Stallungen zu demolieren? Bei den Rössern im Marstall wird doch die Konstitution nicht versteckt sein, schätz' ich, und die Freiheit auch nicht!“

Ein fürchterliches Johlen und Pfeifen erhob sich. Daß die am Tor ewig nicht fertig wurden, machte den Mob ungeduldig.

„In dem Haus, worin ich wohne," sagte der Handwerksmeister wieder zu Poldi, „da ist im Hof ein großer Hund. Der war früher ein guter Kerl und ein ganz gemütliches Vieh. Aber der Hausherr — er gehört nämlich dem Hausherrn, der Hund — verstehen Sie?"

„Jawohl. Der Hund gehört also nicht Ihnen, sondern dem Hausherrn," ermunterte Poldi den schwerfälligen Erzähler.

„Ganz recht. Und der Hausherr, der war kein guter Herr für den Hund. Zu fressen hat er ihm wenig gegeben, dafür um so öfter einen Fußtritt, ohne daß der Hund gewußt hat, warum? Und schließlich hat er ihn an eine schwere Kette angehängt. Seither ist das Luder wie ausgewechselt und schnappt, wenn ihm einer in die Nähe kommt. Jetzt, wer ist schuld daran, frag' ich, daß der Hund bissig geworden ist? Der Hund oder der Hausherr? Der Hausherr, sag' ich! Denn warum? Der Hund hat natürlich den Verstand nicht, aber der Hausherr hätte ihn haben können. Und geradeso, stell' ich mir vor, ist es auch in der hohen Politik. Und der Metternich darf sich nicht wundern, wenn das Luder bissig wird .... Da ist auch ein Hund", sagte er, „gehört der Ihnen?"

Poldi blickte um und sah Finettl neben sich stehen, der ihm nachgelaufen sein mochte, ohne daß er es bemerkt hatte. Er bückte sich nieder und kraute ihm das Fell: „Was machst denn du da, Finettl? Bist du auch mitgekommmen? Braves Hunderl!"

Das gute alte Tier lehnte seinen Kopf an ihn und sah zu ihm auf, mit einem Blick, so menschlich ernst und bekümmert.

Es fielen auf einmal Schüsse, eine ganze Salve knatterte, die Torflügel des Stallgebäudes waren aufgesprungen, und in der Einfahrt leuchteten weiße Waffenröcke und Gewehrläufe blitzten. Der Handwerksmeister, der neben ihm stand, fing erbärmlich zu schreien an: „Die Hand ist hin! Die Hand ist hin!" Poldi sah, wie er sich in Schmerzen krümmte und mit der Linken nach dem rechten Arm faßte, der tod und schlaff herabhing. Er wollte ihm beispringen, da wurde er von seiner Seite gerissen und willenlos fortgewirbelt in wilder Flucht, gestoßen, geschoben, getragen. Wie Kehricht, den der Sturm-

wind durch die Straßen fegt, stob die Menge auseinander. Aber sogleich sammelten sich die Beherzteren wieder hinter den Bäumen der Glacis-Allee, die gegen die Roveranigasse führte.

„Sie haben aufs Volk geschossen, sie müssen hängen!"

Wie ein Lauffeuer lief es von Mund zu Mund: Es befänden sich nur kleine Postenabteilungen im Stallgebäude, das Tor an der Mariahilferstraße sei unbesetzt. Und gleich einem ungeheuren Rudel ausgehungerter Wölfe, die nach Blut lechzen, setzte die Menge sich gegen die Mariahilferstraße in Bewegung.

Poldi gelang es, sich abseits zu drücken. Er schaute nach Finettl aus, der schleppte sich mühsam heran wie ein sterbendes Tier und legte sich leise winselnd zu seinen Füßen auf den Boden. Ein Zucken lief in krampfhaften Stößen durch seinen Körper. Poldi hob ihn auf und bettete ihn nebenan auf den Rasen. Er kniete nieder und untersuchte den Leib Finettls, da wurden seine Hände blutig, der Pelz an der Flanke war von Blut durchnäßt, und auch vom Maul tropfte Blut. Er streichelte und liebkoste ihn, und der Hund leckte noch einmal kurz und müde seine Hand. Bald spürte er, daß der Körper erkaltete. Finettl war verendet.

Poldi stürzten die Tränen aus den Augen. Es war ihm, als hätt' er einen Jugendfreund verloren. Wie viele Erinnerungen der Kindheit verknüpften sich unlösbar mit dem alten treuen Tier! Ein Mann trat heran und stand neben ihm. Aufblickend erkannte er Ohm Schinackel.

„Da ist auch einer, der für die Freiheit gefallen ist?"

„Vielleicht war er nicht der Geringsten einer, der für sie verblutet. Sag, Oheim, was soll dies Wüten und Toben gegen Gesetz und Ordnung, dies Hinschlachten Unschuldiger? Kann uns daraus die Freiheit geboren werden?"

„Sie wird uns geboren werden, aber unter Schmerzen und Wehen. Der Aufstieg der Völker läßt sich durch kleine Künsteleien nicht hemmen, der Geist ist zu mächtig, der seine Gesetze bestimmt. Nenn ihn Gott, nenn ihn Natur, nenn ihn Freiheit — er ringt sich schließlich ans Licht und achtet der Opfer nicht, die für ihn fallen, ob es ein Mensch ist oder ein Hund. Sie zählen nicht in seiner Rechnung, die aufs Ganze geht, er weiß nichts von der schreienden Menge, die ihm nur wertloses Rohmaterial ist für seine Arbeit, er kennt nur sein Ziel, das in der Zukunft liegt. Zu lange schon haben die Mächtigen gewissenlos sich gegen ihn gestemmt, wer wird sie

zur Verantwortung ziehen? Nichtig und unzulänglich gegenüber dem Unendlichen ist, was wir Gerechtigkeit nennen, die Sünden der Väter werden die Enkel tragen und Schuldlose für die Schuldigen bluten ... Komm," sagte er, „laß uns in die Stadt hineingehen und nachsehen, ob die Perücken schon ins Wackeln geraten? Es wird in diesen Tagen mancher nackte Kahlkopf zum Vorschein kommen, der sich Jahrzehnte lang erfolgreich unter einem ganzen Berg schön gekräuselter Locken verborgen hatte."

* *
*

Der Muschir hatte sich in sein Problem verbissen und experimentierte noch immer am mechanischen Webstuhl. Zum zweiten Mal schon war Görgi, von Julie gesendet, ins Magazin herunter gekommen und hatte ihm gemeldet, daß das Spätmahl bereit stehe. Er habe keine Zeit jetzt, lautete die Antwort, man möge ihm das Essen herabschicken. Da kam Julie selbst. Geräuschlos trat sie ein, beinahe schüchtern, wie es ihre Art war. Mahlzeithalten bei der Arbeit sei das Richtige nicht. Der Mensch müsse sich auch Erholung gönnen und an sein Leibliches denken. Dabei hatte sie selbst seit dem Frühstück nichts genossen. Die Ahnung von etwas Entsetzlichem, von dem sie fühlte, daß es in der Luft lag, schnürte ihr die Kehle zu.

„Du reibst dich auf und wirst dich noch krank machen. Und das alles um uns! Als ob wirs nicht gut genug hätten, und als ob immer noch mehr verdient werden müßte! Es kann nicht jedes Jahr ein gesegnetes sein, auch den Landmann treffen Mißernten. Und warum sollen wir uns nicht ein bißchen einschränken? Da haben andere noch ganz andere Sorgen! Ich muß immer an die armen Arbeiter denken. Wieviel Elend gibt es in diesen Tagen! .... Wenn wir sie doch schon überstanden hätten!"

Aber dem Muschir verdarb das Sturmglockenläuten den Appetit nicht. Er war kein Polizeimann und kein Kaiserlicher — was kümmerte ihn die Straße? Sollte nur jeder für sich sorgen, dann ging es jedem gut. Das blieb seine Philosophie. Indessen empfand er es doch wohltuend, daß Julie nach ihm sehen kam. Und weil er sich Erfolg versprach von seinem Werk, so war er aufgeräumt.

„Also machen wir Feierabend für heute," sagte er nach-

gebend. Und milder und artiger als sonst, stand er auf und bot seiner Gattin den Arm, sie in die Wohnung hinauf zu führen.

Kaum hatten sie sich zur Mahlzeit gesetzt, so trat Pappelmann ein und duckte sich schon, um das Gewitter über sich ergehen zu lassen, auf das er gefaßt war. Jetzt werde er einen gesunden Rüffel bekommen, das wisse er, aber seine Schuld sei es nicht; der Weber Priesching wolle halt „pardu" den Herrn sprechen und lasse sich nicht abweisen.

Teuxel noch einmal, ob der es gar so pressant habe? Nicht einmal beim Essen eine Ruh'! Darin glich der Muschir dem verewigten Finettl: wenn sie bei der Mahlzeit gestört wurden, verstanden sie keinen Spaß.

„Er soll schauen, daß er weiter kommt! Was er mir zu erzählen hat, dafür wird morgen auch noch Zeit sein!"

Aber Julie legte sich ins Mittel. Der Prieschíng, das sei keiner, der müßig rede. Und wenn er noch gekommen sei so spät am Abend, so werde er wissen warum. Anhören müsse man ihn. Wer weiß, ob es nicht etwas von großer Bedeutung sei, was er zu sagen habe? Er gab auch diesmal nach; denn Julie hatte so eindringlich bittend gesprochen und dabei so bestimmt, wie es sonst garnicht ihre Gewohnheit war; und eine Bangigkeit klang aus ihrem Wort, als warnte sie vor einer Zukunft, in die nur sie allein einen Blick getan.

Da stand also jetzt der Prieschíng und machte ein so sorgenvolles Gesicht, daß er albern aussah. Geschichten seien das — Geschichten! Ja, wenn er alles erzählen sollte, was er gehört hätte! Aber er wolle dem Herrn nicht im Magen liegen. Darum könne er nichts sagen als: Schöne Geschichten seien das — schöne Geschichten!

„Spanisch verstehe ich nicht," sagte der Muschir, „und sein Essen läßt niemand gern kalt werden."

Jetzt packte der Prieschíng aus. Auf dem Braunhirschengrund rotte das Gesindel sich zusammen, hab' er gehört. Proletarier und Arbeitslose. Und entlassene Weber seien dabei, eine Menge! Gegen die Fabriksherrn nnd gegen die Maschinen wollen sie eine Revolte machen, heiße es. Eine Likör- und Rosogliofabrik hätten sie bereits gestürmt, draußen in Sechshaus, und den Schnaps eimerweis gesoffen. Nun seien sie betrunken auch noch.

„Jetzt kann es ernst werden," sagte er bekümmert, „denn wenn die Freiheit einmal mit Schnaps getauft ist!" . . .

Aber der Muschir sah noch immer keine Not.

„So schlimm wird's nicht sein, wie die Leut' ausschreien. Ein paar Fasseln haben halt Beine gekriegt, das ist alles. Was geht mich das an? Bin ich Likörfabrikant? Und kann man Samt- oder Seidenzeug trinken? No also! Oder glauben Sie vielleicht, die Proletarier wollen sich Hosen aus Faille und Tafft und Atlas machen lassen? Hören Sie mir auf mit Ihrem Schreckschuß! Das Gesindel rührt keinen Finger, wenn es nichts davon hat. Übrigens ist die Gumpendorfer Kasern' nicht gar so weit und das Militär konsigniert. Jedes Kind weiß, daß scharfe Patronen ausgeteilt worden sind für den heutigen Tag. Der Auenwald, als liberaler Landstand, wird auch einen Spurius gehabt haben. Der kennt schon seine sauberen Bundesgenossen, die der Landtagsmehrheit die Staffage machen. Der hat sicher dafür gesorgt, daß auf dem Braunhirschengrund nichts passiert. In solchem Falle ist es nicht übel, wenn man einen hohen Herrn zum Nachbar hat. Ein bissel Straßenkrawall paßt ihm freilich, rummeln sollen die Leut' und nach Freiheit schreien, aber hübsch im Hintergrund. Ans Braunhirschenschloß wird er sie nicht herankommen lassen, es könnte der freiherrlichen Familie der Schlaf gestört werden. Lehren Sie mich die Welt kennen! Ist alles ein abgekarteter Schwindel, ein liberales Theaterarrangement! Gibt es sonst noch etwas?"

Nein, sonst gab es nichts. Der Priesching war zu Ende oder getraute sich wenigstens nichts mehr zu sagen. Wenn das nicht genug war? . . .

Da winkte ihm der Muschir mit der Hand, er könne sich jetzt wieder entfernen, und gelassen setzte er seine Mahlzeit fort. Görgi wollte ins Vorzimmer, weil er hörte, daß der Priesching dem Pappelmann noch vieles zu erzählen wußte, der vor Neugierde fast platzend an der Tür auf ihn gewartet hatte. Aber er getraute sich nicht aufzustehen, saß mit gespitzten Ohren und großen Augen da und wunderte sich, daß es seinem Vater so gut schmeckte.

Man hörte eilige Schritte im Flur und die Treppe herauf, die Tür wurde aufgerissen.

„Der Metternich ist gestürzt!" rief Petz, der bleich aussah wie ein Tischtuch.

Dem Muschir blieb der Bissen beinahe in der Kehle stecken. Julie sprang dem Schwager bei, der wankte und sich

vor Erschöpfung fast nicht mehr auf den Füßen zu halten vermochte. Er sank in einen Stuhl, den sie ihm hingeschoben hatte, und trank ein paar Tropfen aus dem Weinglas, das sie ihm reichte.

„Gott, was für ein Tag — den vergesse ich nie! Hört ihrs denn? Faßt ihrs denn? Der Metternich ist gestürzt!"

„No, no, no! Er wird schon wieder aufstehen!" sagte der Muschir.

„Nein, der steht nicht mehr auf, verlaß dich darauf! Das ganze System ist hinweggefegt für immer. Wie ein Gewittersturm hat der allgemeine Unwille des Volkes die Luft gereinigt. Die Studenten, diese Heldenjünglinge, werden als die Befreier des Vaterlandes mit goldenen Lettern im Buch der Geschichte eingeschrieben stehen, so lange ein Österreich besteht! O, es gibt noch wahres Heldentum, auch in unseren Tagen, das hat sich heute gezeigt. Und der Siegespreis entspricht dem kostbaren Einsatz an Leben und Blut! Uns ist die Freiheit geboren!"

In einen so hoch gestimmten Ton konnte der Muschir nicht einstimmen. Im Gegenteil, jetzt fing ihm die Lage erst an bedenklich zu scheinen.

„Was du nicht sagst! So ist die Regierung vor der Emeute zu Kreuz gekrochen? Das kann noch böse Früchte zeitigen!"

„Für den Absolutismus freilich. Er hat heute seine volle Unfähigkeit bewiesen."

Julie wollte näheres erfahren, was sich eigentlich zugetragen hätte? Und Petz entwarf in großen Zügen ein Bild der Geschehnisse. Er erzählte von der Erbitterung, die sich aller Kreise bemächtigt habe, nachdem in der Herrengasse auf das Volk geschossen worden. Von der stürmischen Erregung, die den ganzen Nachmittag in der Aula geherrscht, und der Mühe, die es den Rektor und die Professoren gekostet, das junge Volk, das nach Waffen verlangte, von unüberlegten Schritten abzuhalten. Nicht minder stürmisch sei es im juridisch-politischen Leseverein hergegangen, wo das eigentliche Hauptquartier sich befunden habe. Aber die Besonnenen hätten Oberwasser gewonnen und von allem Anfang an die Notwendigkeit erkannt, zwischen der Regierung und dem aufgeregten Volk zu vermitteln. Und er berichtet von der bedrohlichen Lage, die vor der Hofburg dadurch entstanden sei, daß Erzherzog Maximilian, als

die Haltung der auf dem Michaelerplatz angesammelten Menge eine immer erregtere wurde, den Befehl gegeben, eine Kanone gegen das Volk abzufeuern. Zum Glück sei durch den Heldenmut eines einfachen Feuerwerkers das grausame Blutvergießen, das sicher mit einer Erstürmung der Hofburg beantwortet worden wäre, vermieden worden. Denn dieser Unteroffizier habe sich, wie Augenzeugen versicherten, im entscheidenden Augenblick selbst vor die Mündung des Rohres gestellt und unendliches Unglück dadurch abgewendet.

„Inzwischen fand sich", fuhr er fort, „eine Deputation nach der andern in der Hofburg ein, um dem Kaiser die gefährliche Lage der Stadt zu schildern und ihn fußfällig um Abhilfe zu bitten. Aber der Kaiser ist kränker als je, niemand hat ihn gesehen. Nur die Mitglieder der Staatskonferenz gingen in größter Erregung ab und zu, und einzelne wagten es, gereizte Worte an die Abordnungen zu richten, die man stundenlang antichambrieren ließ. Die ständische Deputation hatte nicht gehalten, was man sich von ihr versprochen, und sich mit einigen leeren Redensarten abspeisen lassen. Darüber waren die Studenten außer sich. Aber der greise Rektor Jenull, in Angst um seine goldenen Jungen, von denen alles zu erwarten stand, begab sich selbst in die Hofburg und wich nicht mehr vom Fleck, so wenig wie die Professoren Hye und Endlicher und die Abgesandten der medizinischen Fakultät. Eine Bürgerdepudation, die sich gleichfalls eingefunden hatte, forderte geradezu die Abdankung Metternichs, und Bürgeroffiziere, die von der Straße hinaufstürzten, brachten die Nachricht, daß es zu entsetzlichem Blutvergießen auf den Glacis kommen werde, wenn eine Entscheidung nicht sofort erfolge. In der Hofburg herrschte die größte Verwirrung und Ratlosigkeit, und wir, die wir außen warteten, schwankten Stunden lang zwischen Hoffen und Verzweifeln, denn jeder Augenblick konnte den Ausbruch der Revolution bringen."

„Na, ist das noch immer nicht genug Revolution gewesen?" warf der Muschir dazwischen. „Wenn man dem Kaiser durch Volksaufläufe Zugeständnisse abpressen will! Was fehlt da eigentlich noch zur Revolution?"

Schließlich seien es doch nur Bittsteller gewesen, die sich in der Hofburg eingefunden hätten, sagte Petz, und Erzherzog Johann selbst habe sie in ihrem Bestreben ermuntert und mit der Versicherung beruhigt, Metternich werde abdanken. Der

scheine aber wenig Lust dazu verspürt zu haben, und noch aus der Sitzung der Staatskonferenz, die gegen Abend stattgefunden, habe man den Fürsten Windischgrätz sich eilfertig entfernen sehen, um sich in Uniform zu werfen, was als schlimmstes Anzeichen gegolten hätte. Denn nun sei man auf eine rücksichtslose Unterdrückung der Bewegung durch Waffengewalt gefaßt gewesen. Zum Glück sei Erzherzog Ludwig selbst noch vor der Rückkehr des Fürsten in den Vorsaal getreten, wo die Deputationen harrten, und es habe ihn doch stutzig gemacht, als er mit offenem Unwillen empfangen wurde. Der Ernst der Lage sei ihm nochmals vorgestellt worden, worauf er sich in den Konferenzsaal zurückgezogen habe, um kurz darauf an der Seite Metternichs zurückzukehren. Und nun habe Metternich in seiner kühlen Art und mit voller Selbstbeherrschung vor allen Anwesenden sich bereit erklärt, sein Amt in die Hände des Kaisers zurückzulegen, wenn dadurch die Ruhe wieder hergestellt würde.

„Das hätte ich vom Metternich nicht erwartet", sagte der Muschir, „daß er vor der Straße kapituliert!"

Aber Petz, erwärmt und begeistert, wie er war, überhörte die Bemerkung, oder wollte sie überhören.

„Von dem Jubel, der auf dem Michaelerplatz herrschte, als die Mitglieder der verschiedenen Deputationen aus der Burg traten und das Ergebnis des Tages verkündeten, kann sich keine Vorstellung machen, wer nicht mit dabeigewesen. Ich eilte nach der Aula, um den Studenten, die sich vor Ungeduld nicht mehr zu fassen wußten, die frohe Botschaft zu künden. Am Lugeck traf ich ihre heranziehenden Scharen. Es war unmöglich gewesen, sie länger auf der Universität zurückzuhalten. Ihr Zug sollte sich nach der Hofburg bewegen, wo es entsetzliches Unglück hätte geben können, hätte die erlösende Antwort nur um eine halbe Stunde länger auf sich warten lassen. Gleich unter den ersten sah ich Fred und teilte ihm meine Nachrichten mit, er fiel mir um den Hals und weinte. Er wurde emporgehoben und rief es seinen Kommilitonen zu: Metternich hat abgedankt!"

„Die jungen Leute werden sich einbilden, sie hätten die Macht, Minister einzusetzen und zu stürzen."

„In Zeiten wie diese," sagte Petz, „erringt das Temperament oft größeren Einfluß als die weise Erfahrung. Das ist es, was ich dem jetzt gottlob verflossenen System zum Vorwurf mache: Daß es die besonnene Entwicklung hemmte, und

daß wir die Freiheit jetzt aus den Händen jener empfangen müssen, die am meisten Tollkühnheit besitzen, sich geladenen Musketenläufen entgegenzustellen. In diesem Augenblicke schwört man in ganz Wien nicht höher als auf die Aula, und ihre Macht ist eine unbegrenzte, zumal den Studenten auch die Bewaffnung bewilligt wurde."

„Wollen die jungen Bursche Soldaten spielen, statt hinter ihren Schulbüchern zu sitzen?" grollte der Muschir.

Schinackel erschien, rieb sich die Hände und war aufgeräumt. Poldi, der mit ihm kam, atmete auf, als er hörte, daß der Vater Fred wohlbehalten und unverwundet am Lugeck gesehen hatte, zu einer Zeit, wo der Sieg der Volkssache bereits entschieden und weiteres Blutvergießen nicht mehr zu befürchten war. Er berichtete von Finettls Tod, der Görgi so nahe ging, daß er Tränen vergoß.

„Er zählt zu den Märtyrern der Freiheit," sagte Schinackel; „möge ihm die Erde leicht sein! Sonst ist verhältnismäßig wenig Blut geflossen. Ich glaube, das ärgste ist vorüber. Ein engelsgutes, eselhaft geduldiges Volk, die Österreicher, Soldaten und Mob, alle beide! Herrgott, hätte das ein Blutbad gegeben, in einem romanischen Lande! Es gehört eine geradezu hochfürstliche oder wenigstens gräfliche Borniertheit dazu, dieses Volk nicht regieren zu können!"

„Jetzt ist der Demokrat im richtigen Fahrwasser," stichelte der Muschir.

„Du lieber Gott — Demokrat! Ich sage nur, was wahr ist, im übrigen lass' ich jedem das Seine. Bloß regieren sollen die nicht, die nichts davon verstehen. Der Metternich so wenig wie das Volk, die Bureaus und die Kasernen so wenig wie die Straße. Es schadet nichts, wenn sie einmal die Köpfe zusammenstoßen, die Luft wird reiner dabei und man sieht eher, wo und wie? Nur die paar armen Narren und der Finettl dauern mich, die darüber verbluten mußten. Aber das ist schon einmal nicht anders .... Jetzt können wir froh sein, daß die Studenten sich bewaffnen und Sicherheitspolizei spielen wollen. Den Arbeitern da draußen vor der Linie, denen könnte, schätz' ich, die plötzliche Freiheit leicht in den Kopf steigen!"

„Kindisches Säbelrasseln!" murrte der Muschir. „Wozu sind denn die uniformierten Bürgerkorps da?"

„Für die Fronleichnamsprozession," sagte Petz. „Die

jungen Leute wollen ihre junge Freiheit verteidigen, das ist begreiflich, und wenn sie uns Bürger vor etwaigen Übergriffen des Militärs schützen, so wird es auch nicht schaden."

„Am notwendigsten wird man sie vor den Linien brauchen," wiederholte Schinackel, „und gerade ihr Fabriksbesitzer von da draußen könnt es ihnen danken, daß sie jetzt nicht daran denken, sich zu Bett zu legen und auf ihren leicht errungenen Lorbeern auszuruhen. Das Proletariat ist seit heut' mittag eine Macht geworden in Wien, und das Militär wäre nicht imstande, gegen diese Armee von Arbeitslosen und Hungernden etwas zu richten, die der bloße Anblick einer Uniform in Raserei versetzt. Auch die uniformierten Bürger reizen nur ihre Wut, weil sie ihre Ausbeuter in ihnen erblicken. Mit den Studenten aber fraternisieren sie, die zählen sie zu den ihrigen und jubeln ihnen zu, wo sie einen erblicken. Darum sind die bewaffneten Studenten die Geeignetsten, etwaigen Ausschreitungen und Ungesetzlichkeiten entgegenzutreten, die der lauernden Reaktion wahrscheinlich eine erwünschte Handhabe bieten würden, die paar Konzessiönchen, die gewährt wurden, wieder rückgängig zu machen."

„Traurig genug," sagte der Muschir, „wenn die Studenten es so weit gebracht haben, daß die Proletarier sie zu den ihrigen zählen. Das beweist eben nur, daß sie wirklich auf dasselbe Ziel lossteuern, auf Vernichtung aller Autorität, auf die Gewaltherrschaft der Gasse. Wenn Fred mein Sohn wäre, so würde ich mir ausbitten, daß er sich andere Bundesgenossen sucht."

Petz schwieg etwas verletzt. Die geheimen Beziehungen zwischen Aula und Proletariern, die er wie alle Welt nur ahnen konnte, entsprachen auch seinem Geschmack wenig. Aber als freiheitlich Gesinnter hatte er Bedenken getragen, die Wege, die Fred seiner Überzeugung gemäß und unter dem mächtigen Einfluß des studentischen Korpsgeistes wandelte, durch gebieterischen Einsatz der väterlichen Gewalt zu kreuzen. Er vertraute im stillen, daß die Jugend, die wieder anderen Gesetzen gehorche, als die reiferen Jahre, durch ihre reine Begeisterung schon ans richtige Ziel gelangen und etwaige Fehler durch allmählich reifende Erkenntnis rascher erkennen und gründlicher ausmerzen würde, als es durch ein Eingreifen von außen möglich wäre. Und es tat ihm weh, daß sein Bruder, der freilich mit Görgi noch leichtes Spiel hatte, die Schwierigkeit, einen herangewachsenen Jüngling in Freiheit zu erziehen, nicht empfand oder nicht empfinden wollte und

ihm eine Erziehung nach Sedlnitzkyschem Muster zumutete. Aber die Eindrücke des Tages waren zu bedeutend und zu erschütternd zugleich, als daß solche Nadelstiche ihn lange hätten schmerzen können.

„Die Proletarier und die Studenten sind die beiden Gruppen in unserem Volke, denen die Zukunft gehört," sagte er milde. „Das mag es sein, was sie einander nähert. Nicht die Freude, das Bestehende zu vernichten, sondern die Sehnsucht, Neues aufzubauen."

„Die Sehnsucht, das ist es!" rief Schinackel, ihm zu Hilfe kommend. „Das zieht Studenten und Proletarier zueinander hin! Die Studenten, weil sie jung sind, und weil eine Neugestaltung des Staates ihnen tausendfältige Möglichkeiten bieten wird, Kräfte in sich zu entwickeln, die unseren Altersgenossen verkümmert wurden. Die Proletarier als Stand, weil Österreich im Begriff steht, ein Industrieland zu werden, und weil die ungezählten Heerscharen von Arbeitern, die der mechanische Bienenstaat hervorbringen wird, in einer freiheitlichen Organisation noch am ehesten hoffen dürfen, eine Vertretung ihrer Rechte gegenüber der Allgemeinheit zu finden. Das wissen sie natürlich allsamt nicht, aber der Instinkt dirigiert sie in diesem Sinn. Dem Einzelnen mag man es zum Vorwurf machen, daß er Recht auf Ungesetzlichkeit gründen will; die Masse ist eine Drahtpuppe in der Hand der Zukunft. Solche Tage wie der heutige haben etwas Ehrfurchtgebietendes, es ist, als ob die Natur selbst an der Arbeit wäre, aus dem brodelnden Chaos eine neue Welt zu gestalten. Und so knabenhaft unsinnig auch die Studenten sind, und so tölpelhaft roh die Proletarier — man freut sich doch, daß es so viele gibt, die etwas wollen, wenn sie auch selbst nicht recht wissen, was? Da steckt wenigstens Leben dahinter und Sehnsucht — früher war ja der reine Friedhof!"

„Das sind Extremitäten!" sagte der Muschir. „Der Mensch muß wissen, was er tut, er ist für seine Handlungen verantwortlich. Um den Metternich ist mir nicht, der soll gehen, wenn er zu schwach ist, einen Straßenkrawall zu unterdrücken. Aber daß man ihn preisgibt in einem Augenblick, wo seine Abdankung wie ein Sieg der Falotten und Schulbuben aussieht, das ist ein schwerer Fehler. Der Übermut der Lärmmacher wird dadurch ins Maßlose wachsen, und wer hat schließlich das Bad auszugießen? Wir friedliebenden

Bürger, die wir arbeiten wollen! Denn chaotische Verhältnisse können wir nicht brauchen, wenn unsere Arbeit gedeihen soll, und der einzige Zweck einer jeden Regierung ist für uns der, daß sie das Gesindel in Zucht hält. Das verstehe ich unter Freiheit und Ordnung!"

Jetzt fand sich auch Sephine ein, atemlos, mit roten Flecken auf den Wangen, halb außer sich vor Begeisterung. Das hätte sie in ihren kühnsten Träumen nicht geträumt, daß sie einen solchen Tag noch erleben würde. Der Metternich gestürzt! Die Freiheit vor der Tür! Nun würde auch der Staats- und Bankausweis veröffentlicht werden, es sei schon so gut wie beschlossene Sache.

„Begreift ihr, was das heißt? Was es für das Geschäftsleben bedeutet? Das ist ein heiliger Tag für uns Bürger, der dreizehnte März! Den können wir rot anstreichen im Kalender!"

„Sag mir nur, Sephine, wo du eigentlich gewesen bist?" forschte Julie. „Ich hatte Angst um dich, in den Straßen soll es schreckliches Gedränge gegeben haben!"

„Was tut das mir? Mitten darunter bin ich gewesen, geschossen haben sie sogar auf mich, die Kaiserlichen — aber nicht getroffen. Ich schrie nur um so lauter: Nieder die Büreaukraten! Nieder die Kanzleiherrn! .... Ein wenig hab' ich doch auch dazu beigetragen," sagte sie und betrachtete verschämt lächelnd die Smaragden an ihren Fingern; „man hat das Flügelrauschen der Weltgeschichte in der Luft gespürt. Mit dem heutigen Tag schließt das Mittelalter, es beginnt jetzt die Epoche der bürgerlichen Freiheit und Selbstbestimmung."

Schinackel lachte.

„Jetzt gar so ideal wird das neue Reich auch nicht aussehen, das kannst du mir glauben! Hader gibt es immer, und ein Ringen nach aufwärts muß es auch geben. Aber das Blutvergießen wenigstens ist mit dem heutigen Tag zu Ende, hoff' ich."

„Es bleibt auch ohne das noch genug zu denken und zu sorgen," sagte Poldi. „Wenigstens können wir morgen wieder an die Arbeit gehen."

„Für mich ist morgen ein Feiertag," sagte Tante Sephine; „alles zu seiner Zeit: Arbeit, Kampf und Feste. Ich will dich nicht tadeln, Poldi, aber ich gestehe, es hat mich gewundert, daß ich dich den Tag über drüben im Stuhle sitzen sah, und

selbst am Abend noch, als die Sturmglocken sogar mich von meinen Geschäftsbüchern lockten."

Poldi saß beschämt.

„Die Großmutter aus dem Gugucksbaus" sagte er endlich, „hat mir einmal vom Urgroßvater erzählt, wie der anno neun, als die Franzosen die Stadt bombardierten, die ganze Nacht mit ihr Seide kaviliert hätte, während die Fenster vom Donner der Kanonen schepperten. Das hat mir immer ein schönes Vorbild geschienen. Es laufen, wenn etwas los ist, ohnedies immer genug Leute zusammen, die es nichts angeht."

„So?" sagte Sephine scharf. „Und das geht dich nichts an, wenn deine Altersgenossen und dein eigener Bruder ihr Leben dafür einsetzen, die Freiheit zu erstreiten?"

„Daß Fred ehrlich das Richtige will, das weiß ich. Er ist Student und alle Studenten wollen die Freiheit — mir sagt die Freiheit wenig oder nichts, wie sie sie meinen. Wenn ich für mich allein in aller Stille schaffen kann, was mir obliegt, und mich vielleicht ein wenig nützlich machen — dann erst fühl' ich mich frei und froh. Der Lärm auf der Gasse macht mich wirr. Und die schreiende und johlende Menge, die ich vorhin auf den Glacis die Gaskandelaber umreißen und das ausströmende Gas zu riesigen Fackeln entzünden sah, die hat mir nicht den Eindruck gemacht, als ob sie das Richtige wollte, und für eine Freiheit kämpfte, die uns Segen bringt."

„Gleichgiltig, wie sie es meinten," rief Tante Sephine hitzig; „sie haben mutig das Ihrige getan, den Machthabern Schrecken einzujagen, und darauf kam es heute an. Sicherer wäre es freilich für jeden gewesen, bei seinem Hammer, seinem Hobel oder seiner Schütze zuhause zu bleiben."

„Laß Poldi in Frieden, Sephine!" mahnte der Muschir. „Es war ganz vernünftig von ihm, daß er bei seiner Arbeit geblieben ist, statt sich zwecklos vor die Musketen hinzustellen."

„O, an Courage fehlt es mir nicht, das müßt ihr darum nicht glauben!" sagte Poldi mit erglühenden Wangen.

Und mit innerer Überwindung, weil er nicht gern von sich selbst redete, und weil er fürchtete, den Vater zu kränken, tat er sich auf; es zeigte sich, daß es ein Irrtum gewesen wäre, anzunehmen, er wüßte nicht recht, worum es sich eigentlich handelte, oder hätte sich über die Dinge, die vorgingen, nicht seine eigenen Gedanken gemacht.

„Ich ahnte nicht, daß es zur Entscheidung kommen würde,

heute, und zu blutigen Kämpfen. Aber auch wenn ich es vorausgewußt hätte, ich hätte nicht mittun können, es wäre gegen meine Natur gegangen. Ich kann nicht glauben, daß Gewalttaten zur Freiheit führen, und daß durch Ungesetzlichkeit ein gutes Recht erstritten werden kann. Der Kampf von heute ist in meinen Augen kein Glück für unser Vaterland. Ich weiß es, die meisten meiner Altersgenossen denken anders, auch Fred, und auch der Vater und Ohm Schinackel. Ich habe immer geschwiegen, ich will niemand irre machen in seiner Überzeugung. Laßt mir auch die meinige und zürnt mir nicht! Ob es die richtige ist, das weiß ich nicht; nur so viel weiß ich, daß ich anders nicht könnte. Was heute geschah, flößt mir Angst und Sorge ein. Der arme Kaiser ist krank, binnen kurzem hätte er selbst an seiner statt den hochbegabten Prinzen, auf den wir alle hoffen, auf den Thron erhoben. Sein jugendlicher Wille hätte auch unser Staatswesen verjüngt, freiwillig und freudigen Herzens hätt' er uns geboten, was wir nie und nimmer durch Gewalt ertrotzen werden. Und das kindlich-väterliche Verhältnis zwischen Volk und Kaiserhaus, das Österreich vor allen andern Staaten auszeichnet, hätte nie getrübt zu werden brauchen."

Petz und Sephine unterbrachen ihn zugleich: Die Bewegung richte sich nicht gegen das Kaiserhaus, sondern gegen die schlechten Berater des Kaisers und die starr verbohrten Mitglieder der Staatskonferenz.

Das wisse er wohl, antwortete Poldi, aber auf der einen Seite fürchte er, Studenten und Proletarier könnten durch den so rasch und leicht errungenen Erfolg zum Übermut verleitet werden; auf der andern Seite sei er überzeugt, daß die Nachgibigkeit von heute in manchem Hochgestellten einen Stachel zurücklassen werde und ein brennendes Verlangen nach Retorsion.

„Das vergossene Blut wird neues Blut fordern," sagte er, „und der innere Friede, den wir ersehnen, im Haß ertränkt werden, mit dem sich heute Tausende von Herzen hüben und drüben bis zum Rande gefüllt haben."

„Er hat recht, der Poldi! Er hat ganz recht!" bestätigte der Muschir, im Stillen staunend, daß der sonst so verschlossene Jüngling, in dem er bis dahin nichts weiter gesehen hatte als einen Weberlehrling, manches aussprach, was er selbst schon gedacht hatte, aber nicht in so überzeugende Worte zu kleiden wußte.

Schinackel wieder staunte gar nicht, sondern dachte: „Es ist genau derselbe Poldi, der er mit sieben und acht Jahren gewesen!“ Dagegen blickte auch Petz mit Überraschung auf seinen Sohn, weh berührt, daß sich unerwartet die Kluft einer unüberbrückbaren Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen auftat, und doch nicht ohne Vaterfreude; denn es war eine männliche und wohlbegründete Überzeugung, die hier ausgesprochen wurde, wenn auch die seinige nicht. Es zeigte sich jetzt, daß er kein blinder Parteigänger war, sondern ein wahrhaft Liberaler, der die Freiheit mit dem Herzen suchte und sie auch für den Gegner gelten ließ.

„Wir wollen hoffen, daß du diesmal zu schwarz siehst, Poldi,“ sagte er warm und ohne eine Spur von Verstimmung. „Die Gegenwart ist immer blind, erst die Zukunft wird hellsichtig. Niemand soll von dir fordern, daß du deiner Überzeugung Zwang antätest. Gehe jeder seinen Weg, Fred den seinigen, du den deinigen. Am Ziele werden wir zusammentreffen, es ist für uns alle das gleiche: Das Wohl unseres Vaterlandes. Die wahre Freiheit muß jeder in sich tragen, einem jeden sieht sie anders aus, einem jeden sei die seinige heilig. Binnen kurzem, hoff' ich, wird jede Meinungsverschiedenheit schwinden, wir werden uns mit allen unseren Gedanken und Kräften wieder unserer bürgerlichen Arbeit zuwenden können, und die Sonne eines neuen Österreich wird unsere Sache segnen .... Es ist spät geworden,“ sagte er sich erhebend, „wir gehören alle ins Bett nach den Aufregungen dieses Tages. Wer weiß, wo und wie unser guter Fred diese Nacht zubringen wird. Möge der Himmel über ihm wachen! Gute Nacht.“

Er drückte Poldi zärtlich an sich und entfernte sich mit ihm und Schinackel. Auch Sephine, etwas abgekühlt und nachdenklich, sagte Gute Nacht. Der Muschir blieb mit Frau und Kind allein. Nun wollte Julie den Knaben, den es schläferte, zu Bette bringen. Der Vater aber, mit großen Schritten im Zimmer auf- und niederschreitend, machte ihr ein Zeichen, noch zu bleiben. Er öffnete die Tür und rief nach Pappelmann.

„Ist der Priesching noch im Hause?“

Er hatte sich längst entfernt.

„Lassen Sie einspannen! Die Kalesche!“

„Einspannen?“ fragte Pappelmann gedehnt, der es nicht begreifen konnte, daß sein Herr um Mitternacht noch eine Spazierfahrt unternehmen wollte.

„Vorwärts!“

Julie folgte dem Aufundniederwandelnden mit großen ängstlichen Augen und wagte nicht zu fragen, was der Gatte sinne.

„Der Görgi soll sich fertig machen, er fährt auch mit!“

„Um Gotteswillen, Georg, was willst du mit ihm?“

„Die Regierung hat vor den Lärmmachern kapituliert,“ sagte er vor ihr stehen bleibend. „Petz bildet sich ein, das sei die Freiheit! Was weiß er bei seinem Kattegat von der Welt! Der Absolutismus der Straße ist es. Die feige Gewissenlosigkeit der Machthaber beugt sich vor ihm — ich nicht! Man läßt den Mob auf uns los — auch gut; wir werden uns selbst um das Unsrige zu wehren wissen.“

„Du willst doch nicht nach dem Braunhirschengrund fahren!“ rief sie entsetzt; „wo der Prieshing geschildert hat, wie es dort zugeht?“

„Eben deshalb! Meinst du, ich würde meine Fabrik der sinnlosen Wut des Pöbels preisgeben? Vorhin, da ich noch nicht ahnte, wie schwächlich die Regierung die Flinte ins Korn geworfen, da glaubte ich nicht an eine Gefahr. Jetzt glaub' ich an alles. Für die Bestie gibt's nur eins, wovor sie Respekt hat: Den Schekl*). Wenn man sie kajoliert, so beißt sie. Natürlich! Ich lasse mich aber nicht beißen — ich nicht!“

„Aber Görgi wenigstens wirst du doch einer solchen Gefahr nicht aussetzen?“ flehte sie, von ihrer Weltangst geschüttelt.

„Er soll nur mitkommen und früh lernen, wie es zugeht. Geschehen wird ihm nichts, die Horde verliert geschwind die Courage, wenn ihr einer die Zähne zeigt, verlaß dich darauf.“

„Ich will mitfahren!“ rief Görgi. „Wir verschanzen uns in der Fabrik wie in einer Burg, nicht wahr, Vater? Und wenn die Feinde kommen und stürmen, sollen sie ihren Denkzettel haben!“

Juliens Vorstellungen verhallten ungehört, er antwortete gar nicht mehr darauf und traf schweigend seine Vorbereitungen. Als Pappelmann meldete, es sei angespannt, warf sie sich ihrem Gatten zu Füßen, Görgi unter Tränen umklammernd. Aber den Muschir machte solches Weibergetue nur härter. Er wendete den Kopf und sah sie an, mit einem Blick so kalt,

*) Knute.

so fremd — da wußte sie, es war alles vergebens. Und dann ging er mit festem Schritt gegen die Tür, der Knabe küßte sie noch und eilte seinem Vater nach. In diesem Augenblick war ihr, als würde ihr Herz entzwei gerissen.

Sie erhob sich vom Boden und trat ans Fenster, die heiße Stirn gegen die Scheibe pressend. Jener Abend am See kam ihr wieder, wo ihr Gatte sie zum erstenmal mit Zärtlichkeiten bedrängt hatte. Damals hätte sie es offen und ehrlich bekennen sollen: „Ich habe mich getäuscht!" Damals, in jener Nacht, da hatte sie ihre Freiheit verscherzt für immer, indem sie sich Gewalt antat um die Mutterschaft. Damals hatten Not und Weltangst ihren Anfang genommen, und sie war innerlich unfrei geblieben seither, abhängig von irgend etwas außer ihr, nicht mehr sie selbst. Denn ein jeder trug seine eigene Freiheit in sich wie ein Gesetz, und für jeden sah sie wieder anders aus. Aber für alle war sie etwas Heiliges, das man achten und ehren mußte, Petz hatte recht; sonst hätten die Menschen auch nicht so erbittert um sie gekämpft und ihr Blut dafür hingegeben ....

Da sah sie den Wagen über das Platzel rollen und erkannte die Umrisse der beiden Gestalten, wie der Muschir breit und wuchtig neben dem zarten Knaben saß und ihn ihren schirmenden Mutterarmen entführte in die Nacht hinaus ...

* * *

Die Gassen des Schottenfelds waren stockfinster, die Laternen nicht angezündet, aber der westliche Himmel über der Stadt glühte wie Nordlicht.

„Wovon ist denn der Himmel so rot, Vater?" fragte Görgi. „Sieht man den Sonnenuntergang in jeder Nacht so lange?"

„Das kommt nicht vom Sonnenuntergang, das sind Brände."

„Wo brennt es denn?"

„Irgendwo draußen. In Sechshaus, in Hernals oder auf dem Braunhirschengrund."

„Vielleicht gar in deiner Fabrik?"

„Möglich."

„Werden wir das Feuer ganz in der Nähe sehen?"

„Es kann leicht sein."

„Ich werde löschen helfen. Darf ich?"

„Wir wollen es abwarten."

Als sie in die Zieglergasse einbogen, begannen gerade die Glocken von St. Laurenz zu läuten. Görgi erschrak heftig und blickte nach dem Turm, der von der westlichen Seite ganz unheimlich rot angeglüht war.

„Ist das Läuten, Vater, damit die Feuerwehrmänner zusammen kommen?"

Der Kutscher auf dem Bocke drehte sich um und sagte: „Sturmläuten!"

Hie und da sah man jetzt an den Fenstern Kerzen stehen, manchmal nur zwei, manchmal eine ganze Reihe nebeneinander wie bei einem Freudenfest. Was das zu bedeuten habe? wollte Görgi wissen.

„Sie illuminieren," sagte der Muschir, „weil der Metternich gestürzt ist."

„War der Metternich ein böser Mann?"

„Böse nicht, aber alt."

„Alten Menschen soll man doch Ehre bezeigen?" sagte Görgi.

„Wenn sie sich rechtzeitig pensionieren lassen, tut man es auch," sagte der Muschir und lachte.

Görgi verstand ihn nicht und sah scheu am Vater hinauf.

Jetzt fuhren sie über die Mariahilferstraße. Da bewegte sich eine große Menschenmenge und fast an allen Fenstern standen Lichter, daß die Häuserzeilen auf und nieder im Festglanz funkelten. Dazwischen gab es Fenster, an denen durch Steinwürfe die Scheiben eingeschlagen waren, und die jetzt tot, wie ausgeronnene Augen in die Welt blickten. Aber solcher waren nur da und dort welche zu sehen, an den meisten standen Lichter, und auf der Straße war es hell wie am Tage. Denn es loderten auch riesige Fackeln aus dem Pflaster, an den Stellen, wo man die Gaskandelaber ausgerissen hatte, und tauchten Häuser und Menschen in eine fantastische Beleuchtung.

Görgi, zwischen Furcht und Entzücken schwankend, hatte sich im Wagen aufgerichtet und lugte über den Kutschbock hinweg nach vorne.

„Vater, schau! Dort brennen sie gar ein Feuerwerk ab!"

„Der Muschir neigte sich zur Seite, um an dem Kutscher vorbeizusehen. Um die Mariahilferlinie leuchtete es wie von Feuerrädern und pyrotechnischen Fronten. Raketen gleich

stoben Feuergarben hoch auf. Und ein langgezogener Ton, wie das ferne Johlen von Tausenden von Menschen, lag in der Luft, während hoch darüber, als ob es aus dem bewölkten Himmel käme, das dumpfe Dröhnen der Sturmglocken schwebte, die von allen Türmen läuteten. Da hielt der Wagen still.

„Ich kann nicht mehr weiter," sagte der Kutscher.

„Hauen Sie auf die Pferde ein, die Leute machen schon Platz!"

Im Schritt ging es vorwärts. Rechts und links Mauern von Menschen. Der Lichtschein immer greller, das Geschrei der Menge näher und näher.

Da züngelte ein riesiger Scheiterhaufen. Die Flügel des Linientores hatten sie ausgehoben und die Latten in die Flammen geworfen. Aus dem grell bestrahlten Verzehrungssteuer-Gebäude schlug dicker Qualm, Möbel und ganze Ballen von Akten flogen aus den Fenstern und prasselten in die Glut. Gerade zerrte ein heulender Menschenhaufen irgend einen Gegenstand aus der zu ebener Erde gelegenen Wachstube und schleuderte ihn im Schwunge mitten in den Feuerherd.

„Sie verbrennen sogar die Einrichtungsstücke!" sagte der Muschir.

Aber der Gegenstand, der in den Scheiterhaufen geflogen war, lebte. Er raffte sich auf und rannte aus den Flammen. Man sah, daß es ein Mensch war, der die Uniform eines Steuerbeamten trug. Seine Kleider brannten und qualmten. Es war entsetzlich, wie der Unglückliche schrie. Die jauchzende Menge umringte ihn, zerlumpte Weiber und Falotten. So wurde er in die Glut zurückgestoßen, bis er verstummte.

Görgi hatte laut aufgeschrien, bleich vor Entsetzen.

„Vorwärts! Weiter!" befahl der Muschir dem Kutscher.

Die Pferde zogen an, die Menge wich, es ging nun im Trab. Die Straßen wurden freier und dunkler, indessen stieß man noch immer auf Pöbel-Rotten. Ein paarmal stellte sich ein Proletarier den Pferden in den Weg und schrie, das sei auch ein Reicher, ein Ausbeuter, der da fahre, man solle ihn aus dem Wagen reißen. Aber die Leute achteten nicht darauf, es hatten die meisten Wichtigeres zu tun. Bald da, bald dort sah man sie an ihrer Arbeit. Wie sie mit eisernen Stangen und Äxten ein Kaufmannsgewölbe erbrachen, von einer Horde kreischender Weiber angefeuert, die schon ihre Zeger und Körbe mitgebracht hatten, um sie mit den erbeuteten Vorräten

zu füllen; oder vor einem geplünderten Bäckerladen, einem demolierten Selchwarengeschäft lagerten und sich einmal weidlich satt aßen.

An einem kleinen Wirtshaus, das an der Straße lag, waren die Scheiben eingeschlagen und sogar ein paar Fensterstöcke herausgerissen. Die Fässer wurden auf die Straße gerollt und angezapft, und wo ein neuer Spund sich auftat, da balgten sich zerlumpte Gesellen, Weibsbilder und Kinder um den ersten Platz am geöffneten Piphahn und ließen sich, auf dem Rücken liegend, den Wein in den Mund rinnen, daß sie sich beinahe ertränkten. Das meiste aber floß in die Gosse.

„Es lebe die Freiheit!" rief der Muschir hinüber, in einer schier wahnwitzigen Laune, die ihn plötzlich erfaßt hatte.

Ein paar verdächtige Gestalten, die den Hohn ahnten, hoben die Fäuste und machten Miene, dem Wagen nachzusetzen. Der Kutscher brummte etwas von Verrücktheit und hieb auf die Pferde. Um den belebten Straßen auszuweichen, bog er in rasendem Galopp in die stille, dunkle Feldgasse ein; da befanden sie sich auf einmal in fast ländlicher Umgebung. Über die niedrigen Häuser hinweg sah man in Fünfhaus drüben ein großes Fabriksgebäude brennen. Es war ein fast erhebender Anblick, wie in der plötzlich schweigsam gewordenen Nacht die Flammen lautlos aus Dach und Fenstern züngelten.

Jetzt fuhren sie die lange Mauer des Braunhirschenschlosses entlang, hinter der der Park schlummerte, ruhig wie im tiefsten Frieden. Es kam das große schmiedeiserne Gitter, das die Einfahrt gegen die Frontseite des Hauptgebäudes abschloß. Da richtete der Muschir sich im Wagen empor und sah aufmerksam hinein. Aus dem Dunkel des Vorhofes blitzte es wie von Waffen.

„Stand da nicht Militär vor dem Schlosse?" fragte er den Kutscher.

„Freilich war es Militär. Soldaten sind drin. Der Herr Baron läßt sich bewachen."

Der Muschir ergrimmte. Hier lagen Grenadiere wie vor einem Staatsgebäude und beschirmten den Besitz des Freiherrn von Auenwald, den er in Verdacht hatte, den ganzen Rummel von der Landstube aus inszeniert zu haben. Wahrlich, Sephine hatte so Unrecht nicht: die Adligen sollte man zum Kuckuck jagen!

„Dem braucht freilich vor der Freiheit nicht bange zu werden, dem Auenwald," sagte er mit zornigem Lachen. „Sind ja die Musketen da!"

Aber im Grund war es ihm doch lieb, daß er Militär in der Nähe wußte. Das war ohnedies sein erster Gedanke gewesen, als der Prieſching mit seiner Hiobspost kam: „Manchmal ist es garnicht so übel, der Nachbar eines hohen Herrn zu sein, der sich auskennt."

Der Wagen bog um den Schloßpark und fuhr in das Leodolteriſche Grundstück ein. Hier war es totenstill, nur aus weiter Ferne hörte man noch immer das Rufen der Sturmglocken. Mit toten Fenstern, wie ein rieſiger grauer Würfel, lag die Fabrik da. Der Muſchir wunderte sich.

„Die werden doch nicht in ihren Betten liegen, die Schlafmützen?"

Gerade trat der Mond zwiſchen ziehenden Wolken hervor und warf seinen Schimmer über das flimmernde Dach des Hauptgebäudes. Ein scharf umriſſener Schatten fiel jetzt über den offenen Garten, durch den die Fahrstraße führte, und breitete sich wie ein schwarzes Bartuch über die letzte Strecke des Weges. In einer Anwandlung von Weichheit schlang der Muſchir den Arm um den Knaben an seiner Seite und küßte ihn.

„Du wirst an diese Nacht noch denken, Görgi, wenn ich nicht mehr bin. Es sind schlimme Zeiten, wo der Bürger um sein schwer Erworbenes bangen muß. Merk es dir für dein Leben: Nur der Mann gilt in der Welt, der sich durchzusetzen und sich um das Seinige zu wehren weiß."

Görgi blieb befangen und gab sich Mühe, das alles, das er nur halb verstand, in seinem Knabengehirn zurecht zu legen. Immer bedrückte es ihn, wenn er mit dem Vater allein war, denn der wußte nicht recht mit ihm zu reden. Sie hielten an der Haustür, er war froh, wieder in bekannte Umgebung zu kommen, lief voraus und klopfte.

Man hörte behutsame Schritte innen und ängstliches Flüstern und schließlich Herrn Vielkinds Brummbaß von oben: „Fragen Sie, wer es ist!"

„Wer es ist? Sollt ich fragen," flötete ein süßer Diskant durchs Schlüſſelloch. Es war die vor Angst wackelnde Stimme seiner Hauſerin, die durch schmeichelnden Tonfall die Räuber und Mörder, die vermutlich draußen stünden, zu begütigen und milder zu stimmen hoffte.

„Gut Freund! Nur rasch aufgemacht!"

„Um Gotteswillen, der gnädige Herr!" hörte man Vielkinds befreite Stimme, und der Schlüssel wurde umgedreht.

„Daß Sie sich aber trauen, Herr von Leodolter! Und gar der junge Herr auch? Mein Gott, mein Gott, sind das Zeiten! Nach allen Windrichtungen sieht man die Feuerzeichen am Himmel stehen!"

„Lassen Sie uns Rat halten," sagte der Muschir knapp und schritt voraus die Treppe hinauf. Herr Vielkind folgte mit schlotternden Knien, nachdem er der Hauserin zugeraunt hatte, für Wein und Backwerk zu sorgen.

„Wie viele verläßliche Leute haben wir im Hause?" leitete der Muschir den Kriegsrat ein, kaum daß er sich auf das Sofa in Vielkinds Stube niedergelassen.

Der alte Mann schob die kreisrunden Brillengläser vor die Augen, weil man zum Zählen nichts zu sehen brauchte, und begann mit dem Daumen: „Da haben wir erstens einmal den jungen Brodbeck."

„Wo ist er?"

„Oben auf dem Dachboden bei den Wasserbottichen, die er nachzufüllen anfing, wie der erste Feuerschein zu sehen war."

„Gut! Ausgezeichnet sogar! Zweitens?"

„Zweitens den alten Handel, den Nachtwächter."

„Wo ist dieser?"

„Der bewacht drüben die Maschinenhalle."

„Die Maschinenhalle können wir nicht halten, die müssen wir preisgeben, es ist mir auch nicht gar so sehr darum. Die Hauptsache bleibt, daß den neuen Kraftstühlen nichts geschieht. Wir müssen unsere Kräfte sammeln. Der alte Handel soll herüberkommen!"

Görgi lief, den Befehl zu bestellen.

„Drittens?"

„Wir sind schon fertig," sagte Herr Vielkind kleinlaut. „Sonst ist niemand mehr."

„Der Schumeier?"

„Fortgelaufen."

„Der Spika?"

„Gehört zu den Unzufriedenen."

„Der alte Pölzl und der Pölzl Heinrich?"

„O je! Das sind Haupträdelsführer, alle beide!"

„Der Götsch Lebold?"

Herr Vielkind nahm eine Prise und gebrauchte sein „Fazolettl".

„Herr von Leodolter vergessen, daß der Götsch Lebold schon seit mehr als zehn Jahren nicht mehr da ist."

Der Muschir stützte die Stirn in die Hand.

„Ich vergaß darauf. Man hat so viel zu denken .... Er ist mir nur gerade eingefallen, weil ich an die alten Getreuen dachte, die noch unter dem Vater da waren. Übrigens — kommt mir vor — wollte der Götsch Lebold doch später wieder aufgenommen sein?"

„Demoiselle Bethi hat sich damals für ihn verwendet, aber er war nicht mehr aufzufinden."

„So, so! Hm! Da wären wir also fertig?"

Herr Vielkind zuckte die Achsel. „Leider, leider," sagte er, indem er seine Brillen wieder von den Augen fortrückte, um bequemer darüber hinweg zu sehen.

„Haben Sie Waffen im Haus?"

„Waffen?" fragte Herr Vielkind von Schreck gelähmt. Schon bei dem bloßen Gedanken an ein Gewehr, das losgehen könnte, stockte ihm das Blut.

„Aber doch wenigstens Hämmer, Äxte, Hebestangen, Eisenteile! Heute heißt es: Hilf, was helfen kann! Der Handel soll alles dergleichen Zeug im Vorhaus zusammentragen! Wir andern verbarrikadieren indessen die Eingänge."

Der Nachtwächter Handel hatte sich inzwischen eingefunden, eine treue Seele, man brauchte ihn nur anzusehen, um es zu wissen. Der junge Brodbeck wurde vom Dachboden heruntergeholt, der blickte gemächlich und frisch, als ob er bereit wäre, es mit der Hölle aufzunehmen. Herr Vielkind, Görgi und sogar die Hauserin stellten sich in die Reihen der Verteidiger. Der Muschir hielt Revue über die kleine Schar und wies jedem seine Aufgabe zu.

Auf einmal ein heftiges Pochen an der Hinterpforte.

„Jesses und Josef, jetzt sind sie da!" kreischte die Hauserin und wurde fahnenflüchtig. In der Speisekammer neben der Küche hatte sie Flaschen und Vorräte aufgehäuft, um die Wut des Proletariats von ihrer Person abzulenken.

Die Männer (auch Görgi zählte sich dazu) gingen selbst hinunter, nachzusehen. Wer draußen sei?

„Poldi und der alte Priesching!"

Görgi jubelte auf. Im nächsten Augenblick streckten sie einander die Hände entgegen. Der Muschir umarmte seinen Neffen. So geliebt hatte er ihn sein Leben nie. Und der alte Prieschinq! Der noch mit seinem Vater in die Schule gegangen war! Es gab doch noch ein anderes Band zwischen Weber und Fabriksherrn, als den Arbeitsvertrag! Konnte wenigstens eines geben! . . . .

Aber da stand ja noch einer? Schinackel war es, der Aristokrat mit dem Demokratenbart. Sicher, fest und heiter wie ein richtiger Amerikaner stand er da. Und mit einem derben Stock bewaffnet, aus dessen Griff er lachend ein langes Stilett hervorzauberte.

„Dulce est pro patria mori!"

Nun waren sie auf einmal zuversichtlich und aufgeräumt.

Wie sie denn da herauskämen? wollte der Muschir wissen. Der Voldi natürlich, erzählte Schinackel, hätte wieder einmal vor Sorge nicht schlafen können, weil ihm geschwant, daß der plötzlich losgelassene Kettenhund sich's nicht versagen würde, um sich zu beißen und zu pissen. Und da hätt' er sich mit dem Prieschinq zusammen gefunden, der im „Goldenen Stuck" geisterte, um jemanden zu finden, dem er seine Schauermären aufbinden könne.

„Und wie sie nachher gemeinsam dich suchen gingen," sagte er, „und von Julie erfuhren, daß du herausgefahren, so ließ es ihnen erst recht keine Ruhe mehr vor Bangen um dich und Görgi. Da alarmierten sie auch die Roveranigasse, und wir wurden eins, daß unser Herrgott recht hätte, das Kreuz über uns zu machen, wenn wir nicht nach dem Unsrigen sähen. Also schlugen wir uns durch, als liederliches Kleeblatt, indem wir uns so falottenhaft als möglich benahmen und überall mit den Wölfen heulten, wo ein Rudel uns umringte und mißtrauisch beschnupperte. So oft wie diese Nacht hab' ich die Freiheit nie hochleben lassen; und es kam mir von Herzen, weil ich die Tyrannis des Mobs noch nie aus solcher Nähe sah."

Jetzt gingen sie fröhlich an die Arbeit. Es war zwei Uhr geworden, und der Muschir meinte, die Gefahr sei für diese Nacht wohl vorüber und die Proletarier würden gegen Morgen ihres Zerstörungswerkes müde werden, sich zur Ruhe begeben und ihren Rausch ausschlafen. Das liederliche Kleeblatt hingegen wußte es besser, das hatte den Pöbel eben

noch an der Arbeit gesehen, unermüdet, mit der Rastlosigkeit des Ingrimms, durch steten Zuzug frischer Mannschaft verjüngt und immer zu neuen und noch größeren Greueln aufgelegt, je weniger die schon begangenen Rächer fanden, und je mehr die Überzeugung sich festsetzte, daß mit der Regierung zugleich auch die Polizei hinweggefegt worden sei. Also fand man es angezeigt, sich für alle Fälle vorzubereiten. Alles, was als Waffe dienen konnte, wurde zusammengetragen, wie der Muschir es schon angeordnet hatte, jeder Eingang mit Einrichtungsgegenständen verrammelt und bei jedem Fenster des Oberstocks ein Gefäß mit Wasser aufgestellt, um alle, die sich in feindlicher Absicht dem Hause nähern wollten, zu taufen, oder etwa ausbrechendes Feuer sogleich zu unterdrücken. Und dann setzten sie sich mit jener Befriedigung, die in Stunden der Not das Bewußtsein gewährt, wenigstens das Mögliche getan zu haben, in Vielkinds Stube zusammen, um die Ereignisse des Tages zu besprechen und bei einer Tasse Tee ihre Lebensgeister wachzuhalten. Nur Görgi hatte sich über Poldis Zureden im Nebenzimmer auf Vielkinds Bett hingestreckt und war auch sogleich eingeschlafen; und der junge Brodbeck, dem es respektwidrig geschienen hätte, mit den Herren zusammenzusitzen, ließ es sich nicht nehmen, die Wache zu besorgen, indem er unermüdlich in den noch leeren Sälen des zweiten Stockwerks, die an Vielkinds Wohnung grenzten, die Runde machte, um nach allen Himmelsgegenden auszulugen.

Er sah die Brände da und dort verglosen und dafür an anderen Stellen wieder neue Feuersbrünste auflodern. Er konnte, wenn er ein Fenster öffnete, das Heulen der Proletarierhorden aus der Ferne hören und von der Stadt her das Klingen der Glocken. Der große freie Gartenraum hingegen, der sich rings um das Fabriksgebäude breitete, und der angrenzende Park des Braunhirschenschlosses lagen wie schlafend still im Dunkel, und in der näheren und ferneren Umgebung des Hauses zeigte sich nicht das geringste verdächtige Zeichen.

* * *

In der inneren Stadt war man inzwischen an der Arbeit gewesen, die Volksbewaffnung durchzuführen.

Auf dem Lugeck hatten die Studenten, im Begriff nach der Hofburg zu marschieren, durch Fred, der es wieder vom

Vater hatte, die ersten Nachrichten von dem Sturze Metternichs und dem ihnen eingeräumten Rechte des Waffentragens erhalten. Es mochte wohl die Meinung gewesen sein, daß sie sich damit beruhigen und nunmehr friedlich nach Hause gehen würden. Daran dachten sie aber keineswegs, die Gemüter zitterten noch vor Erregung, und das Mißtrauen bohrte in ihnen. Sie wollten nicht bloß das Recht der Bewaffnung, sie wollten vor allem Waffen haben! Vor wenigen Stunden noch war auf sie, die Wehrlosen, geschossen worden.

„Zum bürgerlichen Zeughaus!" lautete die Parole.

Im Rathaus in der Wipplingerstraße trat ihnen der Bürgermeister, umringt von uniformierten Bürgeroffizieren, entgegen und wollte Schwierigkeiten machen. Aber gewohnt, sich der Autorität zu beugen, begriff er rasch, daß im neuen Österreich, das seit einer halben Stunde geboren war, die Majorität der Autorität zum Verwechseln ähnlich sah. Darum entschloß er sich, nach bewährtem alt-österreichischen Rezept ihr keine anderen Prügel zwischen die Füße zu werfen als bureaukratische Umständlichkeiten.

Auf dem Judenplatz hinter dem Rathaus wurden Tische aufgestellt, dort hatten die neuen Volkswehrmänner, nachdem sie sich gehörig legitimiert, ihre Namen in Listen einzutragen. Freds Herz pochte ungestüm, als er den seinigen niederschrieb, beim grellen Schein der Fackeln, die gigantische Schatten auf die Häuserfronten warfen, während oben der bleiche Mond zwischen Wolken hervortrat. Die Szene hatte mitten in dieser Stadt, die noch gestern vom Geist der Bureaukraten und Philister erfüllt gewesen war, etwas märchenhaft Unglaubwürdiges, das an seine kühnsten Kinderphantasien erinnerte, wo er als Retter des Vaterlandes fabelhafte Kriegstaten ins Werk gesetzt hatte, wie sie in Indianerbüchern und in Schillers „Räubern" vorkamen. Nur daß es hier eine edle und hohe Sache galt: Die Freiheit! Und trunken vor Freude über die bevorstehende Wehrhaftigkeit, umarmte er Mießrigeln, der, plötzlich wieder aufgetaucht, vom Werbetische kam, wo er seinen Namen unmittelbar unter dem Freds eingezeichnet hatte. So blieb dieser stets Schwankende und Nörgelnde schließlich doch der guten Volkssache gewonnen! Weil sie zu rein und heilig war, um nicht jeden Suchenden und Sehnsüchtigen — und das war Mießrigel trotz alledem, meinte Fred — in ihren Bann zu zwingen! Arm in Arm begaben sie sich auf den Hof, wo ein

endloses Harren anhob, bei der unbändigen Verwirrung, die die Waffenauslieferung vor dem Zeughaus hervorrief.

„Man muß lange warten, bis so eine Kuh kälbert," sagte Mießrigel.

„Wer warten kann, bekommt sein Korn gemahlen und seinen Kuchen gebacken."

Wirklich kälberte die Kuh schließlich für beide. Sie befanden sich unter den ersten, die ins Zeughaus eingelassen wurden und es bewaffnet bis an die Zähne wieder verließen. Ihre Rotte trat sogleich zur Beratung zusammen, drei Säbel, ein paar Pistolen mit Feuersteinschlössern, eine Trommel und vierzehn Musketen, die aber nicht adjustiert waren. Bürgermeister Czapka hatte ausdrücklich gewarnt, die Gewehre loszuschießen, wenn ihnen jemand Munition verabfolgen sollte; denn das könne dem Schützen übel bekommen. Was tats? Waffen waren es doch!

Über Mießrigels Vorschlag wählte der Kriegsrat Fred zum Anführer, weil er einen Schleppsäbel besaß und eine prächtige Feder am Hut, die Reliquie eines wackeren Wallensteiners aus dem Zeughaus. Mießrigel selbst sollte die Trommel schlagen, das paßte ihm gerade. Jetzt galt es nur noch das Ziel der militärischen Operation festzustellen. Ein Musketier und Jurist schlug vor, auf die Landstraße zu ziehen und die Villa Metternich zu bewachen, von der verlautet habe, der Pöbel plane ihre Demolierung. Indem sie das Eigentum sogar der Bestgehaßten schirme, meinte er, könne die Studentenschaft am beweiskräftigsten dartun, wie sehr es ihr um Gesetz und Ordnung zu tun sei. Aber der Vorschlag fand nur geringe Unterstützung. Gesetz und Ordnung schirmen — natürlich! Aber gerade vor der Villa Metternich mochten andere es besorgen. Es gab jetzt Volkswehr genug, aber keinen Oberbefehl, jeder Rotte stand es frei, Gesetz und Ordnung zu schirmen, wo es ihr gerade beliebte. Ein Mediziner, gleichfalls Musketier unter Freds Fahnen, meinte, bevor man an den Metternich denke, sei es Pflicht, sich der bedrohten Bürger zu erinnern. Und weil ihm nun vorhin ein Gerücht zu Ohren gekommen, wonach die Fabriken in den westlichen Vororten gefährdet seien, so schlage er vor, die Direktion gegen die Mariahilferlinie zu nehmen. Das gefiel der kleinen Schar wohl, und Fred, der an den Braunhirschengrund dachte, konnte es zufrieden sein, da der Vorschlag nicht von ihm selbst ausging.

Also zog er den Säbel und marschierte voraus, Mießrigel, aus Leibeskräften die Trommel schlagend, an seiner Seite und die Pistolen und Musketen mit ernster Würde hinterdrein. Es war ein kleiner Triumphzug, durch die belebten Straßen der inneren Stadt, dann quer über das Glacis, die Laimgrube hinauf und die endlos lange Mariahilferstraße entlang: Überall jubelte das Publikum den bewaffneten Studenten zu und begrüßte sie begeistert mit geschwenkten Hüten und Tüchern. Fred dankte, indem er militärisch den Säbel senkte und Mießrigel wirbelte beinahe ein Loch in sein Kalbsfell; die Pistolen und Musketen hingegen verzogen keine Miene und trappten in strengem Takte auf das Pflaster, als wären sie richtige Grenadiere.

Die Mariahilferlinie fanden sie bereits zerstört, das Verzehrungssteuergebäude als rauchenden Trümmerhaufen — hier gab es nichts mehr für sie zu tun. Weiter also, immer dem Feuerschein entgegen, der am Himmel glühte .... Ausgeraubte Verkaufsläden, geplünderte Wirtshäuser, bekneipte Proletarierhorden, die zu gröhlen anfingen, wenn sie ihren Weg kreuzten: „Die Studenten kommen! Hoch die Studenten!"

„Mir scheint, die glauben," sagte Fred beschämt, „wir kämen, ihnen beim Sengen und Rauben zu helfen!"

„Damit sind sie schon ohne uns fertig geworden," sagte Mießrigel, der die Trommelschlägel im Gurt versorgt hatte. „Es ist lange nach Mitternacht, und die Saison scheint hier längst vorüber zu sein. Ich meine, wir gehen nach Haus!"

Fred würdigte ihn keiner Antwort und rief ein paar Gassenjungen an, die schreiend des Weges gerannt kamen: Wo es brenne?

„Im Grundrichteramt von Braunhirschen!"

„Eilmarsch!"

Die Trommel ratterte: „Sturm!"

Begeistert schwang Fred den Säbel: „Laufschritt!"

Als sie in die Gasse einbogen, standen sie abermals vor einem rauchenden Trümmerhaufen. Auch hier war nichts mehr zu retten. Nichts als die kahlen Mauern des Grundrichteramts starrten noch zum Himmel. Alles Holzwerk, das Dach, die Fensterstöcke, die Dippelbäume, alles verbrannt, alle Akten und Bücher ein Raub der Flammen.

Enttäuscht und unmutig versorgte Fred sein Schwert. „Wieder zu spät!"

„Ich hab' es gleich gespannt," sagte Mießrigel: „Die Saison ist vorbei. Lassen wir's für heute und gehn wir zu Bett! Hier ist kein Ruhm mehr für uns zu holen!"

Unter den Musketieren war auch ein Pfaidler aus der innern Stadt, ein behäbiger Bürger mit Vollmondgesicht. Der schlug sich geschwind auf Mießrigels Seite.

„Ist eh' wahr, was der Herr Tambour sagt! Gehn wir schlafen! Was die Kerle anzünden wollen, das brennt eh' schon. Wir sein halt zu spät gekommen, wie die Österreicher alleweil!"

„Höllenzoch, fader!" brummte der Tiroler Ladurner, der sich auch in Freds Fähnlein befand.

„Wir haben die Aufgabe übernommen," sagte Fred, „Gut und Blut der Bürger gegen die Ausschreitungen des Proletariats zu schützen. Und so lange sich noch eine einzige verdächtige Gestalt in diesen Gassen blicken läßt, wäre es Pflichtvergessenheit, das Feld zu räumen!"

Die Studenten stimmten ihm zu, Mießrigel hingegen beharrte auf seiner Meinung: „Morgen früh ist auch noch ein Tag, und wenn bis dahin die Freiheit nicht wieder abgeschafft und die Polizei wieder eingeführt ist, so werden wir noch Gelegenheit genug finden, Gut und Blut der Bürger gegen die Ausschreitungen des Proletariats zu schützen."

Eine Rotte von Gesindel stob plötzlich durch die still und dunkel gewordene Gasse und rannte schreiend und Pechfackeln schwingend an den beratenden Volkswehrmännern vorüber: „Die Herrschaft soll daran glauben! Nieder mit den Blutsaugern! Zünden wir das Schloß an!"

„Gewehre bereit! Säbel in der Hand! Eilmarsch!" kommandierte Fred.

Mießrigel ließ abermals seine Schlägel auf dem Trommelfell tanzen und wirbelte kampfaufreizende Kapriolen. Mit frischer Begeisterung marschierte das Fähnlein im Geschwindschritt in der Richtung, die der Volkshaufe genommen. Vor dem Braunhirschenschloß staute sich eine johlende Menge. Man öffnete ihnen eine Gasse: „Die Studenten kommen! Hoch die Studenten! Hoch die Helden der Freiheit!"

Auf dem Vorplatz hinter dem eisernen Gitter sah Fred beim Scheine der Fackeln eine ganze Reihe Bärenmützen, die wie eine Mauer vor der Front des Schlosses aufmarschiert standen, die Musketen schußbereit im Arm.

„Nieder mit der Herrschaft!“ schrie es aus der Volksmenge. „Tod den Blutsaugern! Nieder mit den Kaiserlichen! Stürmen wir das Schloß!“

Fred hielt sich an einer Gitterstange und schwang sich auf das gemauerte Postament. Die Leute stießen einander an. Da wollte einer reden! Reden halten gehörte zur Revolution, es gehörte zur Freiheit; aber keiner war bisher unter ihnen aufgestanden, zu reden. Nur johlen und heulen konnten sie. Und jetzt wollte endlich einer eine Rede halten, noch dazu ein Student! Das war eine Ehre für sie! Und es wurde still wie zu einer Andacht.

„Arbeiter! Mitbürger! Kampfgenossen! Hört mich an!“ sagte Fred. „Euer Unwille ist begreiflich. Es ist manches schwere Unrecht an euch, an uns allen begangen worden! Ihr wollt an der Herrschaft, die die Grundobrigkeit über diese Gegend ausübt, Vergeltung nehmen. Ihr wollt das Braunhirschenschloß dem Erdboden gleichmachen, wie es mit dem Grundrichteramte bereits geschehen ist. Ich gebe euch dagegen zu bedenken, daß das Schloß, wie ihr seht, von einer starken Militärabteilung besetzt ist. Wir haben es schaudernd erlebt und heute selbst mit angesehen, daß kaiserliche Truppen dazu fähig sind, ihre Waffen zu mißbrauchen und auf wehrlose Bürger zu schießen.“

Ein Wutgeheul der bis zum Wahnsinn erbitterten und halb betrunkenen Proletarierhorden antwortete ihm.

„Nieder mit dem Militär! Wir lassen nicht schießen auf uns! Die Kaiserlichen sollen bluten!“

„Für diese Verkennung der ihnen zustehenden Rechte und Pflichten,“ fuhr Fred fort, „werden sie im Namen der Freiheit zur Verantwortung gezogen und ohne Nachsicht der verdienten Bestrafung zugeführt werden. Für jeden Tropfen Bürgerblut, der heute in der Herrengasse, auf dem hohen Markt, vor den kaiserlichen Stallungen und an andern Punkten der Stadt verspritzt wurde, soll strenge Rechenschaft gefordert werden! Der Kampf zwischen Bewaffneten und Unbewaffneten ist ein zu ungleicher, und es wäre Torheit, ihn aufzunehmen. Der Bürger und der Arbeiter ist verpflichtet, sein Leben der Arbeit, der Gesamtheit, der Freiheit aufzusparen! Wir dürfen nicht sinn- und zwecklos die unglückseligen Opfer vermehren, die heute in den Straßen der Stadt für die Freiheit verbluteten.“

„Hoch die Freiheit!“ jubelte die Volksmenge. „Hoch die Studenten! Hoch die Helden der Revolution!“

„Auch soll uns niemand nachsagen dürfen,“ lenkte Fred vorsichtig ein, „daß wir Gesetz und Ordnung mißachten!“

Ein Gemurmel erhob sich, einige von den Wildesten wollten remonstrieren. Man brachte sie zum Schweigen: Die Studenten verstünden es, auf sie könne man sich verlassen! Fred fühlte, daß er an Boden gewann.

„Person und Eigentum auch unserer Feinde müssen uns heilig sein, so fordert es die Freiheit!“ rief er kühner werdend über die Köpfe der Menge hinweg und blickte herausfordernd in die Runde. Niemand rührte sich, es war totenstill.

„Darum stelle ich,“ sagte er feierlich, „dieses Schloß und seine Bewohner unter den Schutz der Studenten, unter den Schutz des souveränen Volkes selbst! Ein freigewordenes Volk braucht keine Soldaten außer gegen den Feind, der seine Grenzen bedroht. Die kaiserlichen Truppen sollen abziehen, ich werde mit den Offizieren in diesem Sinne unterhandeln. Wo ein wahrhaft freies Volk wohnt, da sind sie überflüssig, denn unser gütiger Monarch hat die Bewaffnung des Volkes angeordnet, damit es Gut und Blut seiner Bürger selbst beschirme. Und das wollen wir ehrlich und treu besorgen, im Namen der Freiheit!“

„Im Namen der Freiheit!“ rief es aus der Menge. „Hoch die Studenten! Hoch die Helden der Freiheit! Das Militär soll abziehen! Fort mit den Kaiserlichen! Wir wollen selbst das Schloß bewachen!“

Fred stieg herab und betrat durch das Gittertor den Vorhof des Schlosses, nachdem er sich ein weißes Tuch um den linken Arm geschlungen. Mießrigel, der sich als Adjutant aufspielte, ließ es sich nicht nehmen, ihn mit der großen Trommel zu begleiten. Der Unteroffizier der Grenadiere gab bereitwillig Auskunft über seinen Komandanten: Es sei der Leutnant Baron Auenwald, der sich im Schloß befinde. Man wies die Abgesandten über die von der Parkseite aufsteigende Freitreppe in den Empfangssaal, wo die freiherrliche Familie um den Teetisch versammelt saß.

Der alte Freiherr erhob sich und ging den Freiheitshelden entgegen, sie in seiner weltmännischen Art begrüßend und den Damen zuführend. Fred küßte der Baronin die Hand und entschuldigte sich, daß er gezwungen sei, in so später Stunde

hier einzudringen. Sie erwiderte nichts und verhielt sich fast beleidigend kühl, während Else, die neben ihr auf dem Kanapee saß, ihm lebhaft ihre schmale weiße Hand entgegenstreckte und mit leisem Vorwurf sagte: „Sind Sie unter die Revolutionäre gegangen?“

Indessen schienen ihre großen, verängstigten Augen nicht ohne Wohlgefallen auf ihm zu verweilen, und er sah, daß sie reif und noch schöner geworden war. Mißtrigeln hingegen streifte sie mit mißtrauischem Seitenblick und verzog ein wenig den Mund dabei, als schwebte ihr das Wort Gretchens auf den Lippen: „Es tut mir in der Seele weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh'!“ Ihre freundliche Aufforderung, Platz zu nehmen und eine Tasse Tee zu trinken, wofür sie von der Baronin mit einem mahnenden Augenaufschlag zurechtgewiesen wurde, lehnte Fred dankend ab.

Er sei in rein dienstlicher Angelegenheit gekommen, sagte er, sich Baron Bela zuwendend, der ruhig sitzen geblieben war und gemächlich seine Zigarre rauchend die beiden seltsamen Gestalten mit ironischen Blicken maß. Er trug Felduniform und hatte die Dienstkappe über den Korb des Säbels gestülpt, den er zwischen den Beinen hielt. Womit er den Herrn dienen könne? fragte er in seiner etwas gedehnten und süffisanten Art.

Die Proletarier hätten das Grundrichteramt von Braunhirschen zerstört und niedergebrannt, berichtete Fred; leider seien die Studenten zu spät gekommen, es zu verhindern. Nun habe die Volkswut sich gegen das Schloß selbst und seine Bewohner gewendet, und nur mit Mühe sei es den Studenten gelungen, die aufgeregte Menge zu beschwichtigen, die nahe daran gewesen wäre, zum Sturm überzugehen. Noch blockiere sie Haupteingang und Straße, die Gefahr sei keineswegs als beseitigt zu betrachten. Durch den geringsten Anlaß könne der Brand der Leidenschaften aufs neue entfacht, Besitz und Leben der Familie den ernsthaftesten Bedrohungen ausgesetzt sein.

„Entschuldigen Sie,“ unterbrach ihn Baron Bela, „warum erzählen Sie mir das alles? Von dem, was draußen vorgeht, bin ich selbstverständlich durch meine Leute unterrichtet. Sie sehen, daß ich mich dadurch nicht abhalten lasse, meinen Tee zu trinken und meine Zigarre zu rauchen. Der ganze Rummel hat für mich nichts Überraschendes. Ich war von Anfang an darauf gefaßt, daß die sträfliche Nachgiebigkeit der Regierung

die Zuchtlosigkeit des Pöbels entfesseln würde. Ebendeshalb begrüßte ich es mit besonderer Genugtuung, daß ganz zufällig gerade meine Person dazu ausersehen wurde, den Befehl, dieses Schloß militärisch zu besetzen, zur Ausführung zu bringen. Wir sind vorbereitet und sehen den kommenden Ereignissen mit voller Ruhe entgegen. Besitz und Leben meiner Familie vor ernsthafter Bedrohung zu schützen, wird die Aufgabe sein, der ich mich hier zu unterziehen habe."

„Sie werden sich, Herr Leutnant," entgegnete Fred, „dieser Aufgabe nicht entledigen können, ohne eine ganze Anzahl Menschenleben zu opfern. Die Menge ist durch die Ereignisse des Tages bis zur Sinnlosigkeit erregt, ihr Zusammenstoßen mit dem Militär würde die entsetzlichsten Folgen nach sich ziehen. Ich zweifle nicht daran, daß Ihre Grenadiere, obgleich sie sich in der Minderzahl befinden, der unbewaffneten Masse des Volks weitaus überlegen wären. Aber ich erlaube mir daran zu zweifeln, daß neues und gänzlich zweckloses Blutvergießen der Absicht Sr. Majestät unseres gütigen Kaisers entspräche."

„Über die Absichten Sr. Majestät," sagte Baron Bela mit ironischem Lächeln, „wird ein kaiserlicher Offizier sich nicht durch einen Studenten belehren lassen. Ich bin Soldat und kenne keine andere Direktive als den Befehl meiner Vorgesetzten. Mein Auftrag geht nicht dahin, Blutvergießen zu vermeiden, sondern dahin, dieses Schloß und seine Bewohner gegen die Ausschreitungen der betrunkenen Kanaille zu verteidigen. Sagen Sie dem Pöbel, dessen Abgesandter Sie zu sein scheinen, daß er sich die Folgen wird selbst zuzuschreiben haben, falls er es wagen sollte, agressiv vorzugehen."

Freds Rechte fuhr unwillkürlich nach dem Griff seines Säbels, aber er bezwang sich, denn Elfe, die gespannt dem scharfen Wortwechsel zugehört hatte, rief mahnend dazwischen: „Herr Leodolter ist kein Abgesandter des Pöbels, Bela! Er kommt als Student, um zu vermitteln, und ist in diesem Augenblicke unser Gast!"

Abermals traf sie ein strafender Augenaufschlag der Baronin. Der Freiherr hingegen schien ihre Worte nicht zu mißbilligen, denn er sagte, freilich in seiner vorsichtig nach der Mittelstraße hin lavierenden Weise: „Die Gegensätze auf die Spitze zu treiben, liegt allerdings weder im Interesse des kaiserlichen Militärs, noch auch im Interesse der bürgerlichen

Parteien, die heute, oder vielmehr gestern (er blickte nach der Uhr) immerhin einen gewissen politischen Erfolg zu verzeichnen haben. Gerade die Studenten sind durch die Sympathien, die sie auf beiden Seiten genießen —"

„Die Studenten sind schuld an allem! Sie haben die ganze Revolution gemacht!" rief Baron Bela, stand auf und ging mit nachschleppendem Säbel im Saale auf und nieder.

„Gerade die Studenten meine ich," fuhr der Freiherr, den Zwischenruf scheinbar überhörend, unentwegt fort, „sind vielleicht die Berufensten, das Mittleramt zu übernehmen. Das Leben besteht aus Kompromissen, und wir können den Studenten nur dankbar dafür sein, wenn sie die tiefen Klüfte, die sich in wenigen Stunden zwischen den verschiedenen Gesellschaftsklassen aufgetan haben, zu überbrücken versuchen. Ich für mein Teil muß gestehen, es wäre mir eine wahre Beruhigung, wenn vor diesem schlichten Hause, das ein fortschrittlich gesinnter Mann bewohnt, Blutvergießen vermieden werden könnte."

„Es kann vermieden werden!" sagte Fred warm. „Das gemeine Volk ist nicht schlecht, es ist nur roh, ungebildet, vernachlässigt, elend! Es sind Hungernde, Herr Baron, die vor ihrem Schlosse toben —"

„Besoffene!" warf der Leutnant dazwischen.

„Ausgestoßene, die die Not tatsächlich an ihrem eigenen Leibe erfahren, und die jetzt, das Geschenk der Freiheit mißverstehend, sich aller Fesseln entledigt und den jüngsten Tag gekommen glauben. Es wäre eine Ungerechtigkeit, sie für ihr beschränktes Urteil nach demselben Maßstabe verantwortlich zu machen, nach dem wir unsere eigenen Gedanken messen, und eine Grausamkeit, sie, wenn sie sich Ungehörigkeiten zu schulden kommen lassen, niederzuknallen wie die Hasen! Glauben Sie mir, sie verdienen unser Mitleid und unsere Nachsicht und sind lenkbar wie die Kinder, wenn man ihr Vertrauen zu gewinnen weiß und ihre Leidenschaften verstehen lernt. Der Anblick der Soldaten vor dem Schlosse macht sie sinnlos, versetzt sie in Raserei, wie den verprügelten Kettenhund der Anblick einer Riemenpeitsche. Geben Sie Befehl, daß das Militär abzieht, und sie retten Familienväter, Gatten, Söhne, die in wenigen Tagen still und friedlich zu ihrer Arbeit zurückkehren werden, vor dem sicheren Tode! Ich beschwöre Sie im Namen der Freiheit, im Namen der Menschlichkeit: Haben Sie das Herz zu dieser edlen Tat, es wird Ihnen und den Ihrigen

kein Haar gekrümmt und kein Sandkorn Ihres Besitzes beschädigt werden!"

Elfes glänzende Augen hingen an Freds Lippen, ihre Hände lagen gefaltet auf dem Tisch, und ihre Wangen glühten. Der Freiherr, vor eine klare Entscheidung gestellt, verbarg seine Unruhe nicht und schien zu schwanken. Die Baronin richtete sich auf und sagte streng: „Man will uns der Gewalt des Pöbels überantworten?"

„Die Studenten werden uns beschützen!" rief Elfe hingerissen.

„Das hieße den Bock zum Gärtner machen!" sagte der Leutnant, sich vor Fred aufpflanzend. „Wer bürgt mir dafür, daß die verrückte Horde nicht wie ein Heuschreckenschwarm über dieses Schloß herfällt?"

„Ich bürge Ihnen dafür," sagte Fred, „und die Majestät des Kaisers, der die Studenten bewaffnet hat, damit sie Gut und Blut seiner Untertanen gegen die Ausschreitungen Unvernünftiger schirmen!"

„Vielleicht mit dem Bratspieß da?" höhnte Baron Bela, indem er mit der Fußspitze Freds Säbelscheide berührte. „Oder mit der großen Trommel," sagte er, Mießrigeln mit einem Seitenblick streifend.

„Durch eine mächtigere Waffe, die Sie allerdings nicht kennen," rief Fred aufs tiefste verletzt. „Durch offenes und freies Manneswort!"

Ein Diener stürzte in den Saal, Entsetzen malte sich auf seinen Mienen: Die Proletarier bildeten sich ein, der Herr Student würde hier gefangen gehalten, und machten Miene, das Schloß zu stürmen! Mießrigel benützte die Verwirrung, die durch diese Botschaft entstand, dem Leutnant den verschluckten Unmut heimzuzahlen, und fing plötzlich „Sturm" zu trommeln an, daß allen der Schrecken in die Glieder fuhr. Zornig fiel Fred ihm in den Arm: „Ich bitte dich, laß das! Eile hinaus und sag ihnen, ich käme sogleich wieder und brächte gute Botschaft!" Und zu Baron Bela gewendet: „Der Augenblick der Entscheidung drängt. Geben Sie der Stimme der Menschlichkeit Gehör! Räumen Sie das Feld!"

Ein tausendstimmiges Johlen drang wie aus der Ferne in den Saal.

Der Leutnant stampfte den Boden. „Ich lasse mich nicht zwingen von der revoltierenden Plebs!"

„Niemand zwingt Sie," rief Fred. „Es ist Ihr freier männlicher Entschluß, den ich erwarte. Ich bitte Sie nur, ja, ich bitte für diese irregeleitete Menge: Schonen Sie ihr Leben! Und wenn ich ihre Sache nicht geschickt geführt und Sie durch ein allzu rasches Wort verletzt haben sollte, verzeihen Sie mir! Aber lassen Sie es diese Unglücklichen nicht entgelten!"

Er streckte ihm die Hand hin und wartete, da wurde sie ergriffen und warm gedrückt, aber nicht von Bela, der finster und unbeweglich vor ihm stand. Elfe war es, die sich niederbeugte und seine Hand mit Tränen benetzte: „Sie sind gut, Fred, und hilfreich! Ich danke Ihnen!" Trunken vor Glück und Verwirrung sah er ihr blondes Haar nahe an seiner Brust und fühlte ihre warmen Lippen, die sich auf den Rücken seiner Hand preßten.

„Elfe!" rief die Baronin entrüstet.

Die Tür flog auf, irgend eine Stimme schrie: „Sie bombardieren die Grenadiere mit Steinen!"

Schon war der Leutnant aus dem Saal. Fred, sich losreißend, folgte ihm wie im Taumel. Mit fliegendem Atem rannte er über den knirschenden Gartenkies ... Zu spät!

„Schlagt an! Feuer!"

Eine ratternde Salve und gleich darauf Wehgeschrei und Stöhnen und Jammern von Verwundeten und Sterbenden. Kommandorufe. Die Grenadiere mit gefälltem Bajonett vor. Die Menge kreischend über Tote und Blessierte hinweg die Gasse hinunter, die Parkmauer entlang. So treiben ein paar Knaben mit ihrer Peitsche eine ganze Schar schnatternder Puten vor sich her .... Und aus schon größerer Ferne fortgesetztes zerstreutes Musketengeknatter: Pelotonfeuer gegen die Fliehenden.

Abseits, im Laubdunkel des andern Straßenausgangs, stand Mießrigel und trommelte „Vergatterung". Die Reste der Volkswehr sammelten sich um ihn, es waren aber nur mehr elf Musketen und zwei Pistolen, der dicke Pfaidler und ein paar Studenten fehlten, vielleicht gefallen, vielleicht mitgerissen durch den Strom der Menge. Fred stieß zu ihnen, Tränen liefen ihm aus den Augen ... Es tat ihm weh: So wurde die neue Freiheit befleckt!

„An den aristokratischen Dickschädeln ist Hopfen und Malz verloren," sagte Mießrigel, als alle beisammen waren.

„Sie haben kein Einsehen und wollen partout dem Mob ihre Schlösser nicht zum Plündern überlassen. Da sind die kleinen Leute, die Bäcker und Selcher, halt doch viel freiheitlicher gesinnt! Von denen hat es keiner über sein liberales Herz gebracht, einen Zug Grenadiere vor seinen Laden hinzupflanzen."

„Halten Sie Ihr Maul, Sie Sancho Panza der Revolution!" sagte einer der Studenten; „wir haben jetzt wichtigeres zu tun, als Ihre faulen Späße anzuhören!"

Der Tiroler Ladurner kehrte von einer kleinen Rekognoszierung zurück und meldete, auf der freien Wiese hinter der Parkmauer sammle sich das Volk schon wieder.

„Ein ganzer Haufen Proletarier ist den Grenadieren entkommen und nach der Seite hin abgezogen, wo wir stehen," sagte der erste. „Gerade die Rädelsführer sind dabei gewesen, eine Zeit lang befand ich mich mitten unter ihnen und hörte, wie sie die neue Losung ausgaben. Es geht jetzt gegen die Leodolterische Seidenzeugfabrik. Auf die mechanischen Webstühle haben sie es abgesehen. Die fräßen ihnen das Brot weg, sagten sie, krumm und klein müsse alles geschlagen werden und der rote Hahn aufs Dach gesetzt! — Dahin laßt uns marschieren, Kameraden, und sogleich, damit wir nicht abermals zu spät kommen!"

„Ich bin ein Leodolter," sagte Fred, „und würde Einwände erheben, wenn eine andere ebenso dringende Aufgabe zur Wahl stünde. Es ist uns aber im Augenblick keine sonstige Gelegenheit bekannt, wo wir helfend eingreifen könnten, und die Fabrik liegt hier ganz in der Nähe; so erkläre ich mich einverstanden, nicht weil, sondern obgleich ich ein Leodolter bin. Unter der Voraussetzung natürlich, daß alle Mitglieder unseres Fähnleins das Unternehmen billigen?"

„Vorwärts! Nur rasch voran! Führe uns, Bruder!" riefen die Musketen und Pistolen begeistert.

In wenigen Minuten standen sie auf dem Platz. Da heulten schon wieder die Wölfe in ganzen Rudeln um die Hürde. Das Licht der Fackeln fiel auf das Gebäude. Bei ihrem Scheine glaubte Fred eine Bewegung hinter den Fenstern des ersten Stockwerks wahrzunehmen, wo die Säle mit den Spul- und Windmaschinen lagen. Er wunderte sich. Waren denn außer Vielkind noch viel Leute im Haus?

Mießrigel wirbelte die Trommel. Da öffnete sich wieder eine Gasse, man ließ das Fähnlein passieren und jubelte den

Studenten zu. Fred nahm die Richtung gegen den Haupteingang, von wo dumpf dröhnende Schläge schauerlich durch die Nacht schollen. Näher herangekommen, gewahrten sie, daß das Tor bereits mit Äxten und Brecheisen bearbeitet wurde. In diesem Augenblick flog oben ein Fenster auf, und Fred erschrak heftig, als der Muschir sich zeigte, den jungen Brodbeck an der Seite.

„Zurück — oder es wird siedendes Wasser auf euch gegossen! Wer nicht verbrüht sein will, zurück!"

In panischem Schrecken sprangen die Leute vom Hause fort, ein Geheul der Wut erschütterte die Luft. Fred besetzte das Tor und stellte seine Musketen im Halbkreis herum auf. Er fühlte sich diesmal unsicher, und sein Herz pochte heftig. Lieber hätte er den Muschir zu Haus in seinem Bette gewußt. Sein Anblick mußte auf die Leute, die Fred großenteils als Weber aus der Fabrik erkannte, wie das rote Tuch auf den Stier wirken. Und an einem andern Fenster hatte er flüchtig die Umrisse eines Kopfes beobachtet und glaubte Poldi erkannt zu haben. Hier galt es wirklich Gut und Blut schirmen! Und die einzige Waffe, die er gebrauchen durfte und konnte, war das aus dem Herzen dringende Wort. Denn von seinen Musketen und Pistolen, auch wenn sie adjustiert und geladen gewesen wären, hätte er auf keinen Fall Gebrauch machen wollen und im Namen der Freiheit nie und nimmer Schergen- und Henkersdienste verrichtet!

Jetzt stand er zitternd vor innerer Erregung der drohenden Arbeitermenge gegenüber, die murrend zurückgewichen war und danach zu brennen schien, die Äxte, Hämmer und Eisenstangen, die die Leute in Händen hielten, an den mechanischen Kraftstühlen zu versuchen. In der vordersten Reihe fiel ihm ein zerlumpter Mensch auf, ein alter gebrechlicher Mann, der sich wie ein Wilder gebärdete, und den er sofort erkannte, obgleich die Fackel, die er trug, das runzlige Gesicht zu einer teuflischen Fratze modellierte — denn die Erinnerungen der Kindheit sind treu. Das hätte er damals nicht gedacht, den Götsch Lebold so wiederzusehen! Und er hörte aus seiner krähenden Greisenstimme die Rachsucht für ein verpfuschtes Leben zetern: „Die Maschinen müssen hin sein! Der Blutsauger muß hin sein! Die ganze Welt, alles, alles muß hin sein!"

Zwei Studenten hoben Fred auf ihre Schultern. Er

wollte reden und nahm seine ganze Hoffnung zusammen, sein heiliges Feuer für die gute Sache, seine Liebe zu dem geringen Volk, sein Mitleid mit den Enterbten der Gesellschaft, seine Angst um den Bruder, den er in diesem bedrohten Haus vermutete.

„Im Namen der bewaffneten Studentenschaft! Im Namen des souveränen Volkes! Im Namen der Freiheit! Arbeiter! Brüder!“

Da wurde er jäh unterbrochen, wurde überschrien; nicht von der Volksmenge, die still geworden war und bereit, seinen Worten zu lauschen, als es hieß, ein Student wolle sprechen. Nur zu gut kannte er die mächtige Stimme, die da von oben donnerte. Der Muschir, der abermals am Fenster erschienen war, wußte seiner leidenschaftlichen Empörung keine Zügel anzulegen. Die Wahrheit sollten sie hören, die da unten, nicht schmeichlerische Revolutionsphrasen; und die Rettung seines Hab und Guts wollte er nicht einer Studentenrede danken, sondern sich selbst.

„Ihr Helden der Gasse da unten!“ rief er. „Lärmschlager! Revolutionsgesindel! Hört, was ich euch zu sagen habe, wenn ihr die Wahrheit noch vertragen könnt! Das ist die Freiheit nicht, was ihr wollt! Das ist Pöbelherrschaft! Brutale Gewalt! Empörung gegen Gesetz und Ordnung! Arbeiter wollt ihr heißen? Sind das Arbeiter, die ihr Gerät zerstören möchten? Sind das Arbeiter, die ihren Fabriksherrn ruinieren wollen? Ungetreue Knechte seid ihr! Verräter an euren Wohltätern! Kappelbuben! Tagediebe! Strawanzer! Kein ehrlicher Arbeiter wird euch mehr in das Gesicht speien mögen!“

Bis dahin hatte die Volksmenge lautlos zugehört, wie erstarrt durch das Donnerwetter, das sich so unerwartet entlud. In vierundzwanzig Stunden hatten sie sich rasch daran gewöhnt, „Mitbürger“, „Brüder“, „Souveränes Volk“ zu heißen, die Kühnheit dieses plötzlichen Füllhorns von Schimpf, das über sie ausgegossen wurde, lähmte sie beinahe für einen Augenblick. Aber jetzt begriffen sie erst recht, wie es gemeint sei, da tobte die Raserei des Wahnsinns durch ihre Reihen.

„Stürmt das Haus! Reißt ihm die Zunge aus dem Mund! Er hat das Volk beleidigt! Er höhnt die Freiheit!“

Fred sah es kommen, daß sie die Studenten zur Seite drängen und wieder Hand an das Tor legen würden. Aber-

mals ließ er sich auf die Schultern der Kameraden heben, um den tosenden Orkan durch Worte zu beschwören.

„Das ist kein Student! Das ist selbst ein Leodolter!“ rief es ihm entgegen. Und von Mund zu Mund flog die Kunde: „Das ist ein Leodolter! Das ist kein Student! Man will uns betrügen! Er soll still sein! Wir wollen ihn nicht hören! Jagen wir die falschen Studenten zum Teufel!“

Eine entschlossene Schar jüngerer Proletarier, mit schweren Hämmern und Schienenstücken bewaffnet, machte einen Vorstoß gegen das Studentenfähnlein, an ihrer Spitze derselbe Götsch Schani, in dessen Hand Fred damals die seinige gelegt, als Studenten und Proletarier in jener geheimen Spelunke unter Mießrigels Patronanz sich verbrüdert hatten. Der wußte jetzt nichts mehr von Verbrüderung, weil er in Fred nur den Leodolter, nicht den Studenten erblickte.

„Gebt die Bahn frei!“ rief die aufrührerische Rotte den Studenten zu. „Ihr habt hier nichts zu suchen! Ihr seid bezahlte Handlanger der Leodolterischen!“

„Schlagt an!“ kommandierte Fred.

Die elf ungeladenen Musketen flogen an die Wangen, die zwei Feuersteinpistolen richteten ihre unschädlichen Mündungen drohend gegen die Angreifer. Es bestand keine Gefahr, daß etwas losgehen könnte, aber schon der bloße Anblick der Feuerschlünde, dazu Mießrigels kriegerischer Trommelschlag, übten eine zwingende Gewalt. Die mörderische Wirkung der Grenadiersmusketen vor dem herrschaftlichen Schlosse Braunhirschen stand den Proletariern, die dort mit dabei gewesen waren, in frischer Erinnerung. Sie sorgten dafür, daß die Panik sich rasch verbreitete, und rissen auch die anderen, die neu hinzugekommen waren, in kopfloser Flucht mit sich fort. Wie ein riesiger Flug Stare von der Wiese, in die er eingefallen, sich plötzlich erhebt, wenn man bloß in die Hände klatscht, und mit schwirrendem Geflatter das Weite sucht, so stob der kreischende Schwarm vor Mießrigels Trommel, die bloß von einer Handvoll ungeladener Gewehre unterstützt wurde, über den weiten Fabriksgarten dahin. Und während die Studenten das fliehende Volk bis in die nächstgelegenen Gassen verfolgten und nach allen Windrichtungen zersprengten und zerstreuten, stand Fred an der Grenze des Grundstückes auf seinen Säbel gelehnt, totmüde an Leib und Seele, und überlegte, was soeben geschehen:

Daß er die Gewalt der Waffen, wenn die seinigen auch bloßes Blendwerk waren, hatte zu Hilfe rufen müssen, um die bedrängte Freiheit gegen Pöbelausschreitung zu schirmen. Er schämte sich jetzt fast der großen herzwarmen Worte, die er vorhin im Saale des Braunhirschenschlosses vor dem Freiherrn und dessen Familie hatte erklingen lassen.

Ein gut gekleideter Mann, anscheinend den besseren Ständen angehörig, kam die Fünfhauserstraße hergelaufen und sah ihn stehen: „Um Gotteswillen sagen Sie mir, ist keine Polizei in der Nähe, kein Militär? — Sie tragen selbst Waffen," besann er sich; „wer sind Sie?"

„Ich bin einer von den bewaffneten Studenten und gehöre zur neuen Volkswehr. Meine Musketen haben soeben die Proletarier auseinander getrieben, die die Leodolterische Seidenfabrik stürmen wollten."

„Haben Sie Erbarmen, Herr, und kommen Sie mir zu Hilfe!" rief der Atemlose. „Ich bin Besitzer der Kattundruckerei gleich hier nebenbei in Fünfhaus, es sind keine fünf Minuten bis dahin. Die Arbeiter machen Miene, auch meine Fabrik zu stürmen, ich bin Familienvater, meine Frau und meine Kinder wohnen im Hause, mein ganzes Kapital steckt in meinem Unternehmen, ich bin ein Bettler, wenn sie mir meine Maschinen zerschlagen! Seien Sie barmherzig, Herr, und retten Sie mich und die Meinen vor dem sicheren Untergang!"

Einen Augenblick schwankte Fred. Durfte er hier die Gefahr für beseitigt halten? Würde der alte Götsch und der Götsch Schani nicht vielleicht wiederkehren, wenn es ihnen gelang, ihre Scharen zu sammeln? Er sah einzelne Rotten von Proletariern in der Richtung gegen Fünfhaus abziehen. Auf dem Braunhirschengrund durfte der Sturm wohl für zurückgeschlagen gelten. Aber wie auch immer! Die Volkswehr war nicht dazu da, gerade nur die Leodolterische Fabrik zu schützen. Sie stand im Dienst der Allgemeinheit, und er hatte kein Recht zu zögern.

„Ich kenne den Weg. In wenigen Minuten werde ich mit meinen Leuten zur Stelle sein."

Er streckte ihm zur Bekräftigung die Hand hin, der andere ergriff sie, drückte sie unter heißen Dankesworten und eilte zurück. Fred rief nach Mießrigel. Der bog ohnedies gerade aus einer Nebengasse ein, um nach seinem Hauptmann zu sehen.

„Bleib hier stehen," befahl Fred, „und trommle unsere

Leute zusammen. Die Weberhorde wird sich so bald nicht sammeln. Die Pflicht ruft uns zu einem neuen Unternehmen."

„Ich trommle keine Freiheit mehr," sagte Mießrigel, „die wächst mir schon zum Halse heraus. Und Gleichheit trommle ich schon gar nicht mehr, denn ich habe mein Herz entdeckt und mit freudigem Staunen die Wahrnehmung gemacht, daß ich im Grunde eine aristokratische Natur bin und es mit allen andern Ständen lieber zu tun habe als mit Proletariern. Aber Brüderlichkeit, meinetwegen, die will ich dir zulieb trommeln, wenn du damit einverstanden bist."

„Trommle was du magst; nur sieh zu, daß du unser Fähnlein so rasch als möglich wieder zusammen bekommst!"

Er lief durch den Garten zurück gegen das Fabriksgebäude und rief zu den Fenstern hinauf: „Hollah, wer ist oben? Ist Poldi da?"

Ein Fenster wurde aufgemacht: „Bist du es, Fred?"

„Bist du es Poldi?"

„Fred! Daß ich dir die Hand nicht drücken kann! Du setzt dich Gefahren aus!"

„Mach dir keine Sorgen, Poldi! Es ist eine große Zeit, der wir dienen, unser Leben steht in Gottes Hand."

„Kannst du nicht zu uns herein kommen? Ich räume die Barrikade vor der Hinterpforte weg!"

„Ich muß fort, Poldi! Höre, was ich dir zu sagen habe. Die Proletarier sind versprengt. Wenn sie sich noch einmal sammeln sollten, so stopf dem Muschir den Mund, daß er nicht Wahnsinn schwatzt! Ich eile mit meinen Leuten nach Fünfhaus, es ruft uns die Not! Zwei Musketen lass' ich euch zur Bewachung vor dem Tor, mehr kann ich nicht entbehren. Haltet euch so lang als möglich, ich kehre zurück, sobald unsere Pflicht es gestattet. Lebe wohl!"

„Die zwei Musketen nimm nur mit, sie sind allein zu schwach und für nichts. Wir brauchen sie nicht, wir halten uns auch ohne sie, und dir könnten sie abgehn."

„Du kannst recht haben, so will ich sie mitnehmen; um so rascher hoff' ich drüben fertig zu werden. Lebe wohl! Gott befohlen, Poldi!"

„Leb wohl, Bruder! Gott mit dir, Fred!"

Er eilte fort und stieß wieder zu den Seinen, die sich inzwischen beinahe vollzählig um Mießrigel eingefunden hatten. Nur eine Pistole fehlte.

„Um den ist nicht schade," sagte Mießrigel, „das war ein gewisser Kuchaz, ein Böhm'! Ein paar Proletarier haben ihm „Sláva" zugerufen, da machte er gemeinsame Sache mit ihnen."

„Ein Überläufer?" rief Fred empört; „das kann ich nicht glauben."

„Ich hab' es mit eigenen Augen gesehen," sagte Mießrigel. „Ein Böhm' bleibt halt alleweil ein Böhm'!"

„Vor der Freiheit gibt es keinen Unterschied der Nationen mehr," wies Fred ihn strenge zurecht; „alle sind gleich, und alle unsere Brüder."

Er konnte sichs jetzt, da er mit Bestimmtheit Poldi in der Fabrik wußte, doch nicht versagen, Vorsichtsmaßregeln zu zu treffen, und bat einen seiner Studenten, als Wachposten im Gartengebüsch zurückzubleiben und ihm unverzüglich Meldung zu erstatten, wenn nur die geringste Zusammenrottung stattfände oder sonst etwas Verdächtiges sich in der Umgebung zeigte. Der versprach, kein Auge von dem Gebäude zu wenden und etwa drohende Gefahr sofort zu signalisieren. Nun erst ging Fred erleichtert von dannen.

„Eilmarsch!" kommandierte er, sich wieder an die Spitze seines Fähnleins stellend.

„Sláva!" machte Mießrigel und fing wie wütend zu trommeln an.

* * *

Im Leodolterischen Fabriksgebäude hatte man mittlerweile Kriegsrat gehalten und sich dahin geeinigt, daß eine augenblickliche Gefahr nicht bestehe. Der Muschir bildete sich sogar ein, seine donnernden Wahrheiten hätten die Arbeiter kopfscheu gemacht, die würden es nicht wagen, ihm noch einmal unter die Augen zu treten.

„Das ist ja ein Getue," sagte er, „das mit den Proletariern gemacht wird — nicht mehr schön! Schließlich glauben sie natürlich selber, sie seien wer, oder tun wenigstens, als glaubten sie es. In Wirklichkeit wissen sie ganz gut, daß Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zwischen Arbeitern und Fabriksherrn ein Unding wäre, und daß sie vor uns kuschen müssen, wenn sie nicht verhungern wollen. Und im Grunde imponiert es ihnen nur, wenn ihnen einer einmal das Wilde herunter räumt. Wer sich das getraut, vor dem haben sie

Respekt, wer sie kajoliert, den halten sie für einen Waschlappen. Ich habe mir immer Respekt zu verschaffen gewußt. Wir können jetzt ruhig schlafen gehn. Die werden sich's zweimal überlegen, eh' sie da unten wieder Lärm schlagen, das könnt ihr mir glauben, ich kenne die Bande!"

„Ein bißchen Schlaf kann keinesfalls schaden," meinte Schinackel. „Wir tragen uns Mäntel und Decken im ersten Stock zusammen und verteilen uns rundum durch die Säle. Überrumpelung brauchen wir nicht zu fürchten, die Türen sind verrammelt und die Fenster des Erdgeschosses mit Eisengittern versehen. Einer bleibt wach, macht unablässig die Runde und sorgt auch dafür, daß das Feuer unter dem Kessel brennen bleibt und jeden Augenblick siedendes Wasser zur Verfügung steht; das ist gut zum Drohen und Abschrecken. Sobald er etwas Verdächtiges bemerkt, schlägt er Alarm, und der an der gefährdeten Seite des Hauses kampiert, ist im Nu zur Stelle."

Gut, so wollten sie es machen.

„Im Osten wird es schon grau," sagte Poldi. „Kaum daß es zu dämmern anfängt, so wird sich das Nachtvolk in seine Schlupfwinkel zurückziehen. Inzwischen kehrt auch Fred mit seinen Studenten zurück."

„Die sollen bleiben, wo sie sind," murrte der Muschir. „Viel lieber red' ich mit den Arbeitern allein. Die Studenten mit ihren Schießprügeln erinnern sie nur daran, daß man durch Lärmschlagen und Revolutionmachen etwas durchsetzen kann. Die ganze Komödie wär' uns erspart geblieben, wenn die Studenten nicht der Regierung Konzessionen abgepreßt hätten."

Herr Vielkind und der Nachtwächter Handel, die man in den zweiten Stock geschickt hatte, kamen mit einer ganzen Last von Polstern, Matratzen und Decken herunter. Priesching und der junge Brodbeck schickten sich an, die Lagerstätten zu bereiten.

„Görgi liegt wie ein schlummernder Engel in meinem Bett und rührt sich nicht," sagte Vielkind lächelnd. „Nicht einmal das Indianergeheul von vorhin habe ihn aufgeweckt, erzählte die Hauserin."

„Die Hauserin kann sich auch zu Bett legen," meinte der Muschir.

„Die soll nur hier unten kampieren, schadet ihr nichts,"

eiferte Vielkind, der seine überschüssigen Kräfte in einem ständigen Kleinkrieg mit seiner Wirtschafterin aufzubrauchen gewohnt war. „Ein Saal bleibt sonst leer, und besser ist besser. Weiber haben feine Ohren und zum Zeter- und Mordioschreien, wenn sie etwas Verdächtiges hört, ist sie gut genug."

Es dauerte nicht lange, so streckte jeder auf seiner Liegerstatt die müden Glieder. So zärtlich hatte sonst das weichste Bett sie nicht in seine Arme genommen. Unhörbar schritt der Sandmann durch die Säle und streute .... und streute .... und schloß ihnen die Augen, einem nach dem andern. Und hinter ihm drein schlich auf weichen Sohlen der junge Brodbeck von Saal zu Saal und machte die Runde und spähte durch die Fenster und lauschte in die zögernd hinsterbende Nacht hinaus ....

Aber der junge Brodbeck war nicht der einzige, der in diesem Hause wachte. Ein Schatten glitt die Kellertreppe empor und huschte über den Gang. Die Tür, die zu einem der ebenerdig gelegenen Säle führte, wo die neuen Kraftstühle standen, knarrte leise. Dann wieder alles still, nichts als ein atemanhaltendes Horchen. Wohl ein paar Minuten lang .... Und abermals ein vorsichtiges Knarren der Tür, der Schatten glitt durch den Spalt, der jetzt weit genug klaffte. An einem der Fenster tauchten die grauen Umrisse einer Gestalt auf. Unhörbar öffneten sich die Flügel. Ein paar kräftige Arme stemmten sich gegen das eiserne Gitter, das in der Mauer bereits gelockert war. Gut vorgearbeitet! Das Gitter gibt nach und wird behutsam ausgehoben. Nun sind alle vor die Eingänge gebauten Barrikaden zwecklos.

Eine an der Brust verborgen gehaltene Blendlaterne läßt ihren Schein für eine Sekunde ins Freie fallen. Und noch einmal, dreimal hintereinander: Hell — dunkel, hell — dunkel. Wie ein Leuchtturm ein Signal gibt. Es bleibt alles still. Die leise aufgrauende Dämmerung selbst scheint zu lauschen. Da schlürfen oben die wachsamen Tritte des jungen Brodbeck dahin. Er mag spähen, so viel er will, es ist nichts Verdächtiges zu erblicken. Die Schritte entfernen sich, verlieren sich. Jetzt muß er auf der andern Seite des Hauses sein, wenn er die Runde macht.

Da blitzt es abermals auf: Hell — dunkel, hell — dunkel, dreimal, und drüben aus dem Gebüsch am Gartensaum ein knapper, halb erstickter Schrei. Ein kurzes heftiges

Ringen auf Leben und Tod, drei über einen — ein junger Student liegt erschlagen hinter den Fliederhecken.

Und ein drittes Mal blitzt das Signal: Hell — dunkel. Da wird der fahle Kies- und Wiesenboden des Gartens lebendig. Wie eine dunkle Schlange kriecht es näher, auf dem Bauche, in Wellenlinien sich fortbewegend, breit und lang, mit hundert Köpfen. Und springt auf einmal in die Höhe und löst sich auf und saust heran, unhörbar, wie das wilde Heer durch die Luft geistert. Behende Gestalten klettern durch das Fenster, springen in den Saal, wie Bienen durch das Flugloch eines Bienenstockes wirbeln. Die Gasflammen werden angezündet. Schon wimmelt es schwarz von Menschen, die sich durch die anstoßenden Säle ergießen, noch immer stürzen neue Knäuel von Leibern durch die Fensteröffnung, gleich Scharen ausgehungerter Ratten, die sich wütend durch die Luke eines gefüllten Speichers drängen.

Der Mann, der das Fenstergitter ausgehoben hat, erhebt den Arm. Ein Trupp stämmiger Bursche sammelt sich um ihn, der Pölzl Heinrich ist der Oberfeuerwerker, sie wissen es. Es ist alles abgekartet und ausgedacht. Behutsam auftretend, zieht er sich mit seiner rußigen Bande in den Keller zurück, wo die Pechkränze und Fackeln bereit liegen.

„Anfangen!“ kommandiert der Götsch Schani im Saal.

Der alte Götsch Lebold ist der erste, der seinen wuchtigen, langgestielten Hammer auf einen Kraftstuhl niedersausen läßt. Das Räderwerk geht in Trümmer; mit einem Seufzer, der wie ein Saitenton klingt, reißt die scharfgespannte Seidenkette entzwei, der Webstuhl legt sich auf die Seite und stirbt. Mit vielstimmigem Echo donnern die Schläge durch die Säle. Eisen klingt auf Eisen. Wie Hephaistos' Werksgesellen stürzen sich die rasenden Hammerleute in eifersüchtigem Wüten auf die wehrlosen Mechanismen.

Da werden die oben erst lebendig. Mit wirrem Haar, von Schmerz zerwühlt, wie ein König Lear, der um seine Kinder klagt, kommt der Muschir auf den Vorplatz im ersten Stock gestürzt. Jeder Hammerschlag trifft sein eigenes Herz, er weiß es, sie zermalmen seine Geschöpfe, seine Lieblinge, die er geschaffen, um die er gesorgt, sein eigenstes Werk! Starr vor Schreck umringen ihn die aus spätem Schlummer Aufgestörten: Poldi, Schinackel, Herr Vielkind, der Priesching. Der junge Brodbeck, von Selbstvorwürfen über mangelnde

Wachsamkeit gefoltert. Die jammernde Hauserin. Was sollte jetzt geschehen? Da sehen sie schon den Muschir die Stiege hinunterrasen, ein Eisenstück schwingend. Vergeblich suchen sie ihn zurückzuhalten. Er ist wie taub gegen ihre Vorstellungen, daß gegen die Übermacht doch nichts auszurichten sei. Mit stieren Augen schaut er sie an und sieht sie doch nicht, verrückt vor Schmerz und schäumender Wut. Nein, seine Webstühle läßt er nicht zerstören, erst mögen sie ihn selbst zu Boden schlagen! Und um ihn wenigstens nicht allein dem Verderben preiszugeben, bleibt ihnen nichts übrig, als ihm zu folgen, die Treppe hinab.

Aber es gelingt ihnen nicht, bis in die Säle vorzudringen, wo das Dröhnen der wuchtigen Hiebe fortdauert. Schon im Gang entspinnt sich ein Handgemenge. Ihrer zwei, drei, vier Proletarier gegen jeden, unkenntliche Teufel mit geschwärzten Gesichtern. Und während das wütende Ringen hin und her wogt, speit der Keller wieder eine neue schwarze Horde aus, die die Stiege zu den Stockwerken emporstürmt. Die kreischende Hauserin stoßen sie hinunter und stellen einen starken Posten aus auf dem Treppenabsatz, die übrigen trappen weiter.

Dem Muschir, der sich wie ein Löwe wehrt, schlagen sich vom Rücken her zwei eisenfeste Arme um die Brust, die Waffe wird ihm aus der Hand gerungen, ein schwarzer Teufel hält seine Rechte umklammert, ein anderer seine Linke. So zerren sie ihn wie von ehernen Ketten umwunden gegen den Ausgang, von dem sie die Barrikaden fortgeräumt haben. Mord lautet ihre Losung nicht, nur Zerstörung.

Gleich hinter dem Muschir wird auch Schinackel an die Luft befördert, zu voller Ohnmacht gebändigt durch drei oder vier Mann, die an ihm hängen. Den um sich schlagenden Priesching schleppen ihrer zwei und ebenso den zeternden Nachtwächter Handel, der fortwährend versichert, wenn er die Wache gehabt hätte, wären sie nicht ins Haus gekommen! Für Vielkind und die zappelnde Hauserin genügt je ein einziger, der sie vor sich hertreibt. Der junge Brodbeck kämpft, den Rücken durch die Wand gedeckt, einen Kampf auf Leben und Tod mit Schinackels Stilet, das er vom Boden aufgelesen. Er hofft zu fallen und diese Stunde nicht zu überleben, denn seine Wachsamkeit hätte diesen rätselhaften Überfall verhindern können und sollen, meint er in seinem treuen Gewissen. Ein

Hammerschlag trifft ihn an der Schläfe. Für tot wird er aus dem Haus getragen und auf dem Rasen gebettet. Nur Poldi allein gelangt auf seine eigene Faust ins Freie. Seine schlanke Gestalt entgleitet aalgleich den Fäusten der Angreifer, und gewandt sich aus dem Gewühl windend, flieht er gegen den Garten, wo er sich hinter einem Boskett verbirgt und sehnsüchtig nach Fred und dessen Musketen ausspäht.

Eine seltene, ganz eigenartige Tortur haben die schwarzen Teufel sich für den Muschir ausgedacht. Zuschauen soll er, wie seine Fabrik niederbrennt! Und da züngeln auch schon die Flammen aus dem Dache, und hinter den Fenstern des ersten Stockes erglüht die Lohe. Der Pölzl Heinrich hat seine Sache gut gemacht. Wie ein gefesselter Stier, den der Metzger mit dem ersten Schlage nur schlecht getroffen, brüllt der Muschir auf und reißt mit den Kräften des Wahnsinns an seinen lebendigen Banden. Görgi haben sie oben vergessen! Aber die Männer hören nicht auf ihn oder verstehen nicht, oder wissen sich selbst nicht zu helfen. Sie haben nur den Auftrag, ihn festzuhalten. Sein Toben und Schreien führt nicht zum rechten Ziele, die Wut und der Schimpf, die über seine Lippen sprudeln, erbittern die Leute, daß sie ihn nur mit noch festeren Griffen umklammern. In diesem Augenblick stürzt Poldi an ihm vorbei: „Um des Himmels Willen — Görgi!" Und verschwindet in der Haustür.

Die roten Hähne hüpfen über das Dach und haschen und fliehen einander in neckendem Spiel und überpurzeln sich und prallen zusammen, vereinigen sich plötzlich und flattern auf. Klirrend springen die Scheiben der Fensterreihen, die Fahnen der Freiheit werden ausgesteckt, die rotwehenden Wimpel der Revolution züngeln gegen den fahlen Morgenhimmel. Das ganze glühende Haus hebt zu klingen an, ein Prasseln und Knattern, ein Bersten und Stürzen und aus dem Untergeschoß noch immer die vernichtenden Hammerschläge, die ihre verruchte Arbeit vollenden. Der Muschir ist still und ruhig geworden. Die geschwärzten Gesellen, die ihn festhalten, berührt beinahe das Mitleid, wie sie seinen hilflos verzweifelnden Blick sehen, der über das Werk der Zerstörung weit hinwegschaut. Was ist ihm jetzt dieses Haus, was sind ihm seine mechanischen Stühle — das alles läßt sich wieder aufbauen, ersetzen, erneuern, nur das Menschenleben, wenn es vernichtet wird, bleibt unersetzlich. Und er vergißt all seinen Groll, und all

sein Zorn schmilzt hin, und nur eines ist noch lebendig in ihm: die Hoffnung, daß Görgi im nächsten Augenblick an Poldis Hand am Ausgang des Hauses auftauchen müsse.

Schon macht sich in der Torfahrt eine Bewegung bemerkbar. Rußige Gestalten tragen einen leblosen Körper heraus. Feierlich beinahe, wie Sargträger bei einem Begräbnis. Selbst erschüttert und ernüchtert vielleicht durch das Unheil, das sie angerichtet, und das nicht beabsichtigt war. Langsam nähern sie sich und betten ihre Last ins Gras. Mit heißem Auge wartet der Muschir bis sie zur Seite treten. Ist es Görgi? Da sieht er Poldi bleich und leblos auf dem Boden liegen mit versengtem Haar und verbrannten Kleidern, die noch qualmen.

Jetzt löst sich dem Muschir endlich die Zunge zu einem menschlichen Wort: „Erbarmt euch meiner!"

In die Knie sinkt er vor den Proletariern, die ihn bewachen, und faltet die zitternden Hände: „Erbarmen, wenn ihr selbst Kinder habt! Mein Kind schläft oben im brennenden Haus! Erbarmt euch! Erbarmt euch!"

Da lassen sie ihn los, verlegen und zu Tod erschrocken. Der nie ein Erbarmen kannte, hat sich vor ihnen gedemütigt. Nein, erbarmungslose Unmenschen, wie der da es sonst in ihren Augen gewesen, waren sie nicht, zerstören wollten sie nur, nicht morden! Und mit fliegendem Atem rufen sie es ihren Genossen zu, der Knabe sei noch im Haus, der jüngste Leodolter, der müsse gerettet werden. Inzwischen ist es auch Schinackeln gelungen, sich freizuringen, der Anblick des für tot daliegenden Poldi hat den Eifer seiner Bändiger gekühlt. Entschlossen, ihr Leben für Görgis Rettung einzusetzen, fliegen die Befreiten in das Haus, die Treppe hinan. Da versperren brennende Dippelbäume, von oben herabstürzend, ihnen den Weg.

„Wasser zum Löschen!" schreit der Muschir.

Aus den bereitgestellten Bottichen werden die Eimer gefüllt und emporgereicht. Das ganze wilde Heer von Zerstörern ist mit einmal in eine Schar von Hilfsbereiten umgewandelt. Der Muschir und Schinackel stehen in der ersten Reihe und schütten Fluten in die Flammen. An ihrer Seite kämpft der greise Götsch Lebold gegen das Element, zitternd vor dem Gedanken, daß er in seinen alten Tagen noch die Mitschuld an einem gemordeten jungen Menschenleben könnte auf seine müden Schultern nehmen müssen. Und auch der

alte Prieſching und Herr Vielkind ſtehen in der erſten Reihe, während der Pölzl Heinrich mit dem gleichen Eifer, mit dem er vorhin die Pechkränze und Fackeln organiſiert hatte, jetzt die Waſſerzufuhr ordnet und für ein lebendiges Schöpfwerk ſorgt, das die gefüllten Eimer in ununterbrochener Folge von Hand zu Hand gehen läßt und die leeren, Reih' um Reih', zu den Bottichen zurückleitet. Schon macht der Flammenherd auf der Treppe Miene, ſich vor den ziſchenden Waſſerſtürzen zurückzuziehen, da bebt eine gewaltige Erſchütterung von oben durch das Haus. Krachend ſtürzt der Dachſtuhl zuſammen und donnert, die brennenden Saaldecken durchſchlagend, die ganze Tiefe des Gebäudes herunter. Vor dem Muſchir und vor Schinackel tut ſich ein gigantiſcher Krater bis in den Keller auf, aus dem Qualm und Lohe wie aus der Tiefe eines feuerſpeienden Berges emporwirbelt. Von oben bis unten iſt die Treppe zerſtört, ein ſchwarzer Kamin, wo einſt die Stufen lagen, reißt Rauch und Flammen mit Sturmesſauſen nach aufwärts. Keine Möglichkeit mehr, auch nur bis ins erſte Stockwerk vorzudringen.

Schreiend ſind die Menſchen vor den ſtürzenden Holz- und Mauermaſſen ins Freie geflohen. Selbſtmord wär' es, einen Augenblick länger zu verweilen. Schinackel faßt ſeinen Schwager am Arm und zerrt den ſtumpf Widerſtrebenden mit Gewalt vor das Haus. Die erſten Strahlen der eben aufgehenden Sonne fallen grell auf das einſt ſo ſtattliche Gebäude, von dem nur noch die kahlen Umfaſſungsmauern mit ausgebrannten Fenſterhöhlen zum klaren Morgenhimmel aufragen.

Da wußte es der Muſchir, daß ſein Kind unrettbar verloren war.

* * *

Für die Familie Beywald in der Rittergaſſe war die Nacht vom dreizehnten zum vierzehnten März ſozuſagen ein Freudentag geweſen. In der Tat hatte die geheimnisvolle Macht, welche dafür ſorgt, daß die Menſchheit nicht ausſtirbt, die fröhliche Cajetana gezwungen, die Nacht zum Tage zu machen. Denn ſie pflegt ſich nicht darum zu kümmern, ob eine junge Mutter ſchlafen will oder nicht, und zwingt die Kinder ans Licht, ſobald ihre Stunde geſchlagen hat. Cajetana hatte ſich nachgerade faſt daran gewöhnt, daß das Licht der Welt, das ihre Kinder erblickten, in einer Lampe beſtand.

„Es ist spaßig," erzählte sie jedem, der es hören wollte; „meine Buben bringe ich immer bei Tage zur Welt und meine Mädeln in der Nacht."

Die letzten zwei waren Mädchen gewesen. Und das achte, eben dasjenige, welches in der Nacht vom dreizehnten zum vierzehnten März ankam, war wieder ein Mädchen.

Als Franz Beywald am späten Morgen beim Frühstück saß und der Kontordiener ihm die Korrespondenz überbrachte und gleichzeitig erzählte, es habe gestern in der Stadt eine richtige Revolution gegeben, der Metternich sei gestürzt und die Proletarier hätten vor den Linien Brände gestiftet, da horchte er groß auf und meinte: Das seien Ereignisse! Aber sie gingen ihm nicht lange nach, und kaum daß der Diener sich entfernt hatte, so rief er in die Nebenstube: „Hat es schon die Brust genommen?"

„Das könntest du endlich wissen, Franzl!" antwortete die Stimme der Wöchnerin, „daß es vierundzwanzig Stunden lang überhaupt nichts zu trinken bekommt!"

„Das muß aber unangenehm sein," sagte er vergnügt und wendete sich mit dem Appetit des glücklichen Vaters, der seine Nacht doch nicht ganz ohne Herzklopfen zugebracht hatte, wieder der Schokolade zu. Für die Freiheit war er gewiß sehr eingenommen, vielleicht würden die Geschäfte dann besser gehen, wie Schwager Petz immer behauptete. Aber wenn die großen Ereignisse es sich nicht besser einzurichten wußten, als daß sie gerade in die Zeit fielen, wo Cajetana niederkam, so konnten sie von ihm auch nicht verlangen, daß er sich an ihnen beteiligte. Vater werden war ihm schließlich doch wichtiger als den Metternich stürzen, und von den beiden wichtigsten Ereignissen, die zur Vaterschaft führen, hielt er es für anständig, sich nicht nur an jenem angenehmen persönlich zu beteiligen, bei dem die Anwesenheit des Vaters unerläßlich ist, sondern auch an jenem minder angenehmen, bei dem sie allenfalls entbehrt werden kann.

Bei der zweiten Tasse Schokolade fiel ihm ein, sich den Kalender herzulangen und darin zu blättern. Die Geschäftsbriefe konnten so lange warten, bis er gefrühstückt hätte.

„Weißt du, daß am vierzehnten März Mathilde ist?" sagte er, Butter auf ein Weißbrod streichend. „Der Name gefällt mir. Wir wollen unsere Jüngste Mathilde heißen. Dann

fällt der Namenstag mit dem Geburtstag zusammen, und das Schenken geht gleich in einem hin."

„Sie ist am dreizehnten geboren, und am dreizehnten ist Rosina," antwortete aus dem Nebenzimmer Cajetana, die längst ihren Kalender zur Hand hatte und gleichfalls darin blätterte.

„Es war lange nach Mitternacht, als Mathilde zur Welt kam," stellte er fest.

„Auf die Minute kommt es dabei nicht an, das hängt vom Zufall ab," behauptete die Wöchnerin. „Die Geburt Rosinas hat am dreizehnten begonnen, folglich ist der dreizehnte ihr Geburtstag."

„Wir werden uns auf Mathilde Rosina einigen," schlug er vor.

„Meinetwegen," sagte sie; „nennen wir sie also Rosina Mathilde.

Schon bezüglich der ersten beiden Mädchen hatten sie ein ähnliches Kompromiß geschlossen und die eine auf die Namen Cajetana Sephine, die andere auf die Namen Sephine Cajetana taufen lassen. Und so nannte er die erste Cajetana und die zweite Sephine, sie dagegen umgekehrt, die Ältere Sephine und die Jüngere Cajetana.

Nun mußte er aber ins Kontor, wo sich die Arbeit häufte. Den ganzen voraufgegangenen Tag hatte er Cajetana Gesellschaft und der Wehmutter Assistentendienste geleistet. Denn darauf verstand er sich: Das Lager zu bereiten, Bäder zu rüsten und die Dreiviertelsmutter behutsam im Zimmer spazieren zu führen. Auch Cajetana in den schwersten Stunden bei der Hand zu halten und ihr den Angstschweiß von der Stirn zu trocknen, hatte er sich niemals nehmen lassen. Dazwischen lachten sie miteinander wie im Theater und staken voll heiterer Einfälle, eins dem andern zulieb.

„Ich bin froh, daß der Herr von Beywald eine gut gehende Sammt- und Plüschfabrik hat," sagte Frau Rußwurm, die „Madam"; „sonst tät' er mir am Ende meine Kundschaft abknöpfeln."

Gar zu gut ging die Sammt- und Plüschfabrik freilich dermalen nicht, aber weil der alte Herr sich schon ein bißchen entlastet hatte, gab es für Franzl genug zu tun, besonders wenn es galt, einen versäumten Tag wieder einzubringen. So wurde es Jausenszeit, eh' er dazu kam, mit seiner Freudenbotschaft ins „Goldene Stuck" zu eilen, von dem er noch nicht

ahnte, daß es sich inzwischen in ein Trauerhaus verwandelt hatte. Erschüttert erfuhr er, daß den Leodolterischen ein junges Menschenleben entrissen worden war, vielleicht in derselben Frühstunde, die ihm ein neues geschenkt hatte. Und was erfuhr er nicht alles sonst! Es war, als hätte das Schicksal seit Jahren und Jahren alles Unheil von dem stillen Haus am „Platzel" abgehalten, um es heimtückisch in ein großes Füllhorn zu sammeln und in dieser einen Nacht über die Familie auszugießen. Die Fabrik auf dem Braunhirschengrund in einen Schutthaufen verwandelt, Poldi schwer krank an Brandwunden danieder liegend, der Muschir durch die ausgestandenen Erregungen oder infolge einer Erkältung, da seine Kleider bei den Löscharbeiten triefend naß geworden waren, in einen Fieberparoxismus verfallen! Julien sah er nur einen Augenblick, als sie herauskam, ihre Eltern zu begrüßen, die mit Sephine und Susann beisammensaßen und bekümmerte Gesichter machten. Sie schien merkwürdig gefaßt, hatte keine Tränen und reichte mit einem stummen Zucken der Mundwinkel allen Anwesenden der Reihe nach die Hand, worauf sie sich still wieder entfernte, um an das Krankenlager des Muschirs zurückzukehren, der fortwährend aus dem Bette springen und mit den Arbeitern handgemein werden wollte.

Frau Patruban erging sich in unendlichen Ausführungen, was man alles hätte tun können und sollen, und wie es dann ganz anders gekommen wäre. Und was sie selbst getan und gemacht hätte, wenn sie der Muschir gewesen wäre oder Julie oder Poldi oder sonst wer. Vor allem den Görgi hätte sie nicht auf den Braunhirschengrund mitgenommen und auch dem Muschir nicht gestattet, hinauszufahren; und wenn sie schon fuhren, so hätten sie wenigstens nicht die Nacht in der Fabrik bleiben sollen, und wenn sie schon blieben, so hätte man wenigstens Fred mit seinen Studenten nicht wieder abziehen lassen dürfen. Am allergescheitesten aber wäre es gewesen, überhaupt nie eine Fabrik auf dem Braunhirschengrund zu bauen.

„Willst du das jetzt nicht lassen, Therese?" meinte Herr Patruban bescheiden; „was geschehen ist, kann man halt nicht mehr ungeschehen machen."

„Reden wird man wohl noch darüber dürfen," sagte sie gereizt und weinend, „wenn man eine Großmutter war und jetzt auf einmal keine mehr ist?"

Die kleine Frau Susann, die guter Hoffnung war, hatte sich vorgenommen, nicht zu weinen. Denn sie bildete sich ein, wenn eine Mutter in diesem Zustand viel weine, werde ein Tränenkrügerl aus dem Kind. Und ein neugeborenes Kind sehe ohnedies aus wie ein alter Affe; wenn es heule auch noch, würde sie sich einfach davor graulen und vor dem kleinen Schinäcklein davonlaufen. Indessen fand sie sich doch genötigt, ab und zu ihr Schnupftuch an die Augen zu führen. Sie war Görgi zugetan gewesen und bangte um Poldi und den Muschir.

Auch Herr Patruban vergoß Tränen. Der Tod Görgis ging ihm nahe, er konnte noch gar nicht recht daran glauben.

„Wer hat so etwas voraussehen können?“ sagte er. „Das sind ja keine Menschen, diese Proletarier, das sind wilde Tiere! Den ganzen Tag über hat das Sengen und Brennen vor der Linie kein Ende genommen. Und in der kommenden Nacht soll es erst recht losgehen, heißt es. Da ist kein Mensch mehr sicher in seinen vier Wänden! No ja? Gerade aus der Welt liegt die Andreasgasse auch nicht oder die Rittergasse oder das Platzel! Und es sollen entlassene Arbeiter aus allen Fabriken dabei sein.“

„Um Gotteswillen, Patruban, sag so etwas nicht!“ rief die Gattin erschreckt. „Bis jetzt haben wir wenigstens im Geschäft leidlich Glück gehabt!“

Und sie klopfte mit der Faust unten an die Tischplatte, um es nicht zu verschreien.

„Die Andreasgasse ist sogar die allernächste an der Linie,“ sagte Susann boshaft. „Sie hätten sich lieber in der Roverani-gasse ansiedeln sollen, Madame Patruban.“

„In der Roveranigasse? Das ist keine feine Gegend,“ versetzte Frau Patruban schnell bereit. „Es wohnen manche Leute dort, die nicht ganz comme il faut sind.“

Doktor Patzenhauer kam mit Schinackel aus der andern Krankenstube herauf. Er hatte Poldi aufgeweckt, um seine Wunden zu untersuchen, aber der Patient war ihm unter den Händen wieder entschlummert.

„Das Sensorium ist ungetrübt,“ sagte er; „Gehirn-erschütterung liegt zum Glück keine vor. Ich ließ meinen Mesmerismus auf den Kranken überströmen, das hat ihn in Schlaf versenkt und wird ihm gut tun. Ruhe bleibt jetzt die

Hauptsache. Demoiselle Leodolter kann die Wundbehandlung trotzdem fortsetzen. Aus magnetischem Hochschlaf erwacht man nicht so leicht."

Daß Bethi die Pflege Poldis übernommen hatte, fand Frau Patrubans Billigung nicht. Nach ihrer unmaßgeblichen Meinung hätte die selbst einer Krankenpflegerin bedurft. Und sie erklärte sich bereit, eine Schwester vom Allerheiligsten Herzen Jesu zu verschaffen; ihr würde man es nicht abschlagen, da sie schon wiederholt Gelegenheit gefunden hätte, dem Kloster kleine Wohltaten zu erweisen.

„Du erinnerst dich doch, Patruban?" sagte sie, ihren Mann als Zeugen aufrufend.

Bethi hänge so innig an Poldi, entgegnete Sephine, daß es eine Qual für sie wäre, seine Pflege anderen Händen zu überlassen. Sie habe sich's nun einmal ausgebeten, ihn selbst zu betreuen; das könne niemand ihr verwehren. Aber Frau Patruban beharrte auf ihrer Meinung und erklärte, sie sei zwar nicht gewohnt, sich in die Angelegenheiten anderer zu mischen, halte es aber für ihre Pflicht, darauf aufmerksam zu machen, daß man einer durch und durch kränklichen Person, wie Bethi eine sei, nicht in allem und jedem nachgeben und ihren Willen lassen dürfe. Die Vernunft gehe voraus, und schließlich sei Bethi als bloße Tante nicht verpflichtet, sich wie eine Mutter aufzuopfern.

„Was wollen Sie?" sagte Schinackel. „Von Kindheit auf ist Bethi wie eine Mutter zu ihm gewesen; und nun soll man sie von seinem Krankenlager verdrängen? Das würde sie selbst krank machen. Es gibt Fälle, wo man mehr Rücksicht auf die Seele als auf den Körper nehmen muß — wenigstens bei Frauen, die eine Seele haben, wie es bei Bethi der Fall ist."

„Sehr richtig!" stand Doktor Patzenhauer ihm bei. „Demoiselle Bethi lebt nicht von Essen und Trinken; sie lebt, weil sie mit dem Weltmagnetismus im Zusammenhang steht, der ihren Willen speist. Vor so einem Naturspiel wird unsere ganze Weisheit zu Schanden, wir können nichts tun als bewundernd zusehen."

Frau Patruban schwieg gekränkt, und es trat eine Pause ein, während der Franz Beywald nach Fred und Petz fragte. Man wußte von beiden nichts. Petz hatte sich nach einer kurzen Nachtruhe früh morgens wieder von Hause entfernt,

noch ehe irgend eine Nachricht von den traurigen Geschehnissen vor den Linien in die Stadt gedrungen war.

Jetzt fand sich auch der alte Herr Beywald ein. Ernst, würdig, im langen schwarzen Rock. Die Trauerkunde war längst zu ihm gedrungen, aber er hatte sie seinem Sohne verheimlicht; dem würde früh genug der Leodolterische Wermutstropfen in den Vaterfreudenbecher fallen. Mit ihm kam auch Mosch-Eskeles, der tief erschüttert war; denn er hatte an Görgi gehangen wie ein Nahverwandter, die Kinder seiner Freunde ersetzten ihm die eigenen.

Doktor Patzenhauer entfernte sich, um noch einmal nachzusehen, wie es mit dem Muschir stünde. Herr Beywald und Mosch flüsterten mit Schinackel am Fenster und wiegten bekümmert die Häupter. Dann traten sie auf Sephine zu und richteten teilnahmsvolle Worte an sie. Beywald entschuldigte sich, daß er nicht früher habe abkommen können.

In der gutmütigen Absicht, die Anwesenden von ihren traurigen Gedanken abzulenken, erzählte er, welch' ein bewegter Tag der heutige für ihn gewesen sei. Man hätte ihn in verschiedene Bürgerdeputationen gewählt, was langwierige Besprechungen, stundenlanges Antichambrieren in der Hofburg und oft recht hitzige Unterredungen mit verschiedenen hohen Herrn zur Folge gehabt hätte.

„Von dem Durcheinander, das jetzt in der Stadt herrscht, macht man sich keinen Begriff!" sagte er. „Wo fünf Leute beisammen stehen, beschließen sie eine Petition an den Monarchen und laufen in die Burg. Im Vorzimmer des Erzherzogs Ludwig fangen sie nachher erst an darüber nachzudenken, was sie eigentlich wollen, und die verschiedenen Deputationen geraten einander beinahe in die Haare, weil eine jede etwas anderes will oder wenigstens einen andern Wortlaut. In den inneren Gemächern rennt alles durcheinander. Minister und Erzherzöge, Hoflakeien und Generäle. So oft eine neue Deputation ankommt, fragt sie der, der gerade hinaus- oder hineingeht, was sie wünsche? Nachher findet drin geschwind ein Familienrat statt, ob man die Forderungen bewilligen soll oder nicht? Auch die hohen Damen nehmen daran teil, heißt es — den armen Kaiser haben sie abgesperrt, er soll bewußtlos daniederliegen. Schließlich kommt einer heraus und verkündet, der Erzherzog Ludwig sei jetzt verhindert, aber die Volkswünsche würden in wohlwollende Er-

wägung gezogen werden. Jetzt fangen die Deputationen an Lärm zu schlagen. Da geht der betreffende Minister oder General, oder wer es sonst ist, schnell wieder hinein und verspricht, dem Erzherzog die Forderung noch einmal vorzutragen. Nach einer Weile kommt er wieder heraus und bringt eine Viertelbewilligung mit. Die Deputationen werden jetzt erst recht ungehalten, der Mittelsmann entschließt sich endlich, ein drittes Mal hineinzugehen. Und so geht es fort, hinaus, hinein, hinaus, hinein, bis endlich ein Bleistiftzettel mit der Unterschrift des Erzherzogs zum Vorschein kommt, alles sei bewilligt. Nachher bringen die Deputationen ein Hoch auf den Kaiser aus und ziehen auf die Straße, um den angesammelten Menschen zu verkünden, daß sie der freien Staatsbürgerschaft wieder um eine Staffel näher gerückt seien. Eine so zizerlweise Revolution," sagte er, „war noch nicht da, seit es eine Weltgeschichte gibt."

Was denn nun schließlich erreicht worden sei? wollte Schinackel wissen, und auch Sephines politische Neugierde fing an wieder reger zu werden.

„Die Nationalgarde haben wir durchgesetzt," sagte Herr Beywald. „Natürlich hat der Fürst Windischgrätz zuerst eingewendet, der Name habe etwas Anrüchiges, denn der Louis Philipp sei von den Nationalgarden abgesetzt worden. Wir entgegneten, das französische Volk hätte seinen König selbst eingesetzt, folglich könne es ihn auch wieder absetzen; das treffe auf unsern Kaiser aber nicht zu, ganz abgesehen davon, daß wir ihn gern haben und gar nicht absetzen wollen. Dies schien ihm einzuleuchten. Na, schließlich nach vier Stunden Feilschens und Makelns, war die Bewilligung da, und das bleibt die Hauptsache. Denn die gestern Hals über Kopf geschaffene Volkswehr ist eine Horde! Es muß doch eine gewisse Organisation hinein kommen und endlich wieder Ordnung geschaffen werden! Denn wie seit vierundzwanzig Stunden die Menschen verwildert sind, das ist grauenerregend!"

„Wird die neue Nationalgarde auch die Proletarier besser im Zaum halten?" fragte Frau Patruban.

„Sicher! das ist ja ihr Hauptzweck."

„Gott sei Dank, so kann man in der Nacht wieder ruhig schlafen. Also war es doch nicht so ganz überflüssig, daß die Deputationen so lange gefeilscht und gehandelt haben!"

„Gegen das Resultat ist nichts einzuwenden," sagte der

alte Beywald. „Sie wissen, ich gehe mit dem Fortschritt, und die Nationalgarde ist auch eine Schutzwehr dagegen, daß man uns das bißchen Errungene nicht wieder wegnimmt. Aber die entsetzliche Kopflosigkeit bei Hof bekümmert mich und das unwürdige Mitsichmarktenlassen! Sollen sie sich doch ehrlich und mannhaft auf den Boden der Reform stellen und das Vernünftige freiwillig gewähren! Wenn es so fortgeht wie heute, so wird schließlich auch noch das Unvernünftige zugestanden, und dann ade, Freiheit! Dann haben wir den Absolutismus von unten, statt von oben! Maßlose gibt es überall, und der Appetit kommt beim Essen. Denken Sie nur, wenn sich bloß ein paar Leute zusammen zu tun und im Vorzimmer des Erzherzogs zu randalieren brauchen! Und wenn jeder nächstbeste, indem er sich auf die Straße beruft, zum Kronrat werden kann! Das verbreitet sich, und die Extremen fühlen es geschwind: Wir haben ja den Kaiser im Sack! Sie werden sehen, es kommt jetzt jeden Tag eine neue Forderung, und findet sich bei Hofe kein aufgeklärter und zugleich starker Mann, so haben wir in ein paar Monaten die Anarchie oder — die Kanonen!"

„Pfui Teufel!" machte Patruban erschrocken.

Doktor Patzenhauer kehrte zurück, mit Edi Leodolter, der gleichzeitig mit ihm beim Muschir gewesen war. Des Doktors Augenbrauen standen auf der Stirn, während Edi jene anständige Gemessenheit zur Schau trug, die er aufzusetzen pflegte, wenn die Situation keine Scherze erlaubte.

„Ich fürchte, wir bekommen eine Lungenentzündung," sagte der Arzt, von Sephine befragt; „das wäre mir recht fatal, denn mit dem Herzen steht es so so, la la. Vorderhand hab' ich den Pappelmann um Blutegel geschickt."

„Gott, wenn ich so grausliche Viecher an mir saugen lassen müßte," sagte Frau Susann, „da stürb' ich schon von vorn herein."

Die Tür flog auf und Petz stand da, leuchtend vor Freude, beschwingt wie ein olympischer Sieger, ahnungslos bis in die Fußspitzen. Nicht einmal die Anwesenheit Patzenhauers machte ihn stutzig, der kam ja öfters ins Haus, Bethis halber.

„Die Zensur ist aufgehoben!" rief er den Versammelten zu. „Preßfreiheit gewährt!"

Es wunderte ihn nicht im Geringsten, die Verwandten

hier beisammen zu finden; überall wurden die Tagesereignisse besprochen und neue Nachrichten erwartet.

„War das ein heißer Tag!" sagte er. „Aber unblutig, Gottlob! Die merkwürdigste Revolution, die es je gegeben hat! So voll Loyalität und Begeisterung für den Kaiser und fast für das ganze Kaiserhaus! Eine Revolution, die fortschrittliche Reformen fordert, nur um die Dynastie auf dem Throne zu erhalten und das Vaterland für sie zu retten! Wo gibt es etwas ähnliches? Wirklich, es wäre keine Kunst, das österreichische Volk zu regieren und zum ersten in der Welt zu machen!"

„Bloß die Ausschreitungen des Proletariats müßte man niederzuhalten wissen," sagte Schinackel, der verzweifelt einen Weg suchte, ihm die entsetzlichen Ereignisse, die sich inzwischen vollzogen hatten, schonend beizubringen.

„Jawohl, die Proletarier...." sagte Mosch und legte seine Hand auf des Freundes Arm, wie um Einhalt zu tun.

„Das hat keine Gefahr!" entgegnete Petz lebhaft. „Die Proletarier haben sich den Studenten angeschlossen und stehen vollkommen unter ihrem Einfluß. In den späteren Nachmittagsstunden war die Lage eine äußerst zugespitzte. Sturmkolonnen von Studenten und Proletariern zogen auf den Michaeler- und den äußeren Burgplatz, um Preßfreiheit zu erzwingen. Es hing nur an einem Haar, daß die Hofburg gestürmt worden wäre."

„Das ist eben das böse Beispiel," sagte Frau Patruban, „daß dann auch die Arbeiter vor den Linien zu solchen argen .... zu solchen argen Exzessen, wie sie letzte Nacht vorgekommen sind...."

„Freilich ist es bedauerlich genug, daß man zu solchen Mitteln seine Zuflucht nehmen mußte," versetzte Petz ahnungslos nach wie vor. „Aber die falschen Ratgeber, die sich noch immer zwischen Volk und Dynastie drängen, verstehen keine andere Sprache, als die der Gewalt. Eben noch rechtzeitig brachte eine Abordnung, die mit dem Grafen Kolowrat unterhandelt hatte, die erlösende Botschaft: Aufhebung der Zensur! Da waren mit einem Schlage die wilden Revolutionsmänner in dankbare Untertanen verwandelt, die dem Kaiserhaus ein nicht enden wollendes Lebehoch zujubelten. Die roten Wimpel an den Fenstern der Häuser wurden eingezogen und durch weiße ersetzt, alles schmückte sich mit Bändern und Schleifen

in der reinen Farbe des Friedens. Ich befand mich gerade auf dem Josefsplatze, die Studenten zogen vor das Denkmal, ich sah Fred mitten unter ihnen ...."

„Fred?" unterbrach ihn Schinackel. „Wir sahen ihn letzte Nacht auf dem Braunhirschengrund, er führte eine kleine Abteilung Studenten. Es ist schlimm hergegangen da draußen, ich muß dir davon erzählen ...."

„Ich konnte ein paar Worte mit ihm wechseln," fiel Petz lebhaft ein, so voll der neuen Eindrücke, daß er noch immer nicht begreifen wollte. „Er erzählte mir selbst, daß es ihm gelungen sei, die Ansammlungen vor unserer Fabrik zu zerstreuen. Noch viel schlimmere Abenteuer hatte er später vor der großen Kattundruckerei in Fünfhaus zu bestehen. Aber er scheint seine Aufgabe wacker erfüllt zu haben und ist wohlbehalten. Auch heute führte er, Mießrigel als Tambour an der Seite, eine kleine Volkswehrrotte und zog mit ihr unter Tausenden von Studenten vor das Josefsdenkmal. Sie sangen begeisternde Lieder, und ein Junge kletterte auf das Denkmal und steckte dem unvergeßlichen Volkskaiser eine wehende Fahne in die Hand, von der in leuchtenden Lettern das Wort „Preßfreiheit" glänzte. Ich werde diese Stunde nie vergessen und bin glücklich, mit dabei gewesen zu sein. Nun hat es keine Not mehr, die Revolution ist zu Ende, und ein verjüngtes Österreich wird strahlend aus diesen wirren Tagen der Leidenschaft und des Schreckens hervorgehen!"

Die Anwesenden schwiegen, aufs Peinlichste durch den Gedanken berührt, daß seiner schönen Wärme eine so bittere Ernüchterung bevorstand. Das machte Petz endlich doch aufmerksam, und er schaute mißtrauisch in die Runde, von einem zum andern, und traf überall auf teilnehmende oder verlegen ausweichende Blicke.

„Wo ist Poldi?" fragte er sich besinnend.

„Er ist nicht ganz wohl und liegt zu Bette," antwortete Schinackel. „Ich will dich zu ihm begleiten."

Ernst und auf das Schlimmste gefaßt stand Petz auf und verließ mit Schinackel und Patzenhauer das Zimmer.

Es war ganz still unter den Zurückbleibenden, man hörte nichts als das Atemziehen der Frau Patruban, die immer mehr zur Beleibtheit neigte. Niemand fand ein Wort, das sich der bedrückten Stimmung eingefügt hätte, die alle beherrschte. Es dämmerte stark, aber man hatte noch keine Lampe ange-

zündet. Auf einmal drang aus des Muschirs Krankenzimmer ein entsetzlicher, langgezogener Ton durch die ganze Reihe geschlossener Türen herüber, wie das ferne Brüllen eines wütenden Rindes. Der starke, gewaltige Mann wehrte sich mit der Urkraft eines Tieres gegen die heranschleichende Krankheit.

Da standen die Verwandten auf und empfahlen sich. Ein Schauer des Schreckens und des Mitleids lief ihnen über den Rücken. Das Unheil ritt noch schneller in diesen Tagen als gewöhnlich, niemand konnte ahnen, was morgen mit ihm sein würde. In solchen Zeiten gehörte der Bürger, der sich an Eigentum und Leben jeden Augenblick bedroht sehen konnte, vor Einbruch der Dunkelheit in sein Haus.

Frau Patruban gab ähnlichen Gedanken Ausdruck, als sie sich verabschiedete. Edi tröstete sie, Petz habe doch eben erst verkündet, daß die Revolution zu Ende sei.

Kaum aber war sie zur Tür hinaus, so sagte er zu Susann: „Bei der hat's keine Gefahr! Die braucht nur zum Fenster herauszusehen, so laufen die wildesten Proletarierhorden davon."

„Schnabel!" sagte Susann und gab ihm eine jener Maulschellen, mit denen die beiden Geschwister von Jugend auf sich gegenseitig ihre Liebe bezeigt hatten.

* * *

Am andern Tag gegen Mittag begab Mießrigel sich nach der Aula, um nachzusehen, was es Neues gebe. Er traf Fred auf dem Universitätsplatz, wie er eben seine Rotte ordnete, bereit auszumarschieren.

„Wo bist du gestern auf einmal hingekommen?" rief Fred ihm entgegen. „Ich suchte dich vergebens, nachdem wir vom Josefsplatz zurückgekehrt waren."

„Wo werd' ich hingekommen sein? Nach Haus gegangen bin ich, ausschlafen. Auf denselben glorreichen Gedanken wirst hoffentlich auch du verfallen sein. Was gibt es Neues auf dem Braunhirschengrund?"

„Ich bin seit dem Morgen des dreizehnten nicht mehr zu Hause gewesen," sagte Fred. „Diese Nacht kampierte ich mit vielen anderen, die es ernst meinen, in einem Hörsaal."

Mießrigeln waren durch seine Mutter Gerüchte zu Ohren gekommen von bösen Dingen, die sich auf dem Braunhirschengrund vor dem Leodolterischen Fabriksgebäude ereignet haben

sollten. Aber er glaubte nicht recht daran — wenn man allen Unheilkrächzern, die Schreckensgerüchte herumtrugen, hätte glauben wollen! Der Wachposten, den Fred in jener Nacht im Garten des Fabriksgebäudes ausgestellt, hatte keine Meldung erstattet und das Studentenfähnlein nicht zu Hilfe gerufen. Allerdings war er überhaupt nicht mehr erschienen, Mießrigel wenigstens hatte ihn seither nicht wieder gesehen. Aber es war nichts Ungewöhnliches und kam öfter vor, daß Freiheitshelden sich einfach drückten und nicht mehr zum Vorschein kamen. Auf alle Fälle wollte er Fred nicht unnötig beunruhigen.

„Da wird aber den Tanten im ‚Goldenen Stuck‘," sagte er scherzend, „das Herzerl klopfen, wenn sie sich nicht erklären können, wo ihr Fred bleibt."

„Sie werden sich in Geduld zu fassen wissen. Übrigens traf ich gestern auf dem Josefsplatz für einen Augenblick mit dem Vater zusammen und sagte ihm, daß ich nicht eher nach Hause kommen würde, bis nicht der Sieg endgültig unser ist. Aber es wird Zeit, daß wir abmarschieren! Beeile dich, bitte, und hol' rasch deine Trommel!"

„Die ließ ich gestern in der Aula in einem Winkel stehen," sagte Mießrigel; „irgend ein Volksheld wird sie inzwischen gestohlen haben. Es ist auch kein Schad' um sie, das Kalbfell war durch, es ist für die Freiheit geborsten. Übrigens brauch' ich keine Trommel mehr, ich tue ohnedies nicht mehr mit. Ich bin Volkswehrmann und Beamter der Zensurhofstelle gewesen; die Volkswehr ist aufgehoben, die Zensur ist abgeschafft, ich existiere eigentlich gar nicht mehr. Was soll ich da noch trommeln?"

„An die Stelle der Volkswehr ist die Nationalgarde getreten," sagte Fred.

„Eben deshalb! Die Nationalgarde soll es jetzt machen. Ich habe das Meinige zur Befreiung der Völker beigetragen und in den letzten achtundvierzig Stunden getrommelt wie ein Held. Jetzt haben wir die Freiheit in der Tasche, jetzt will auch ich ein wahrhaft freier Mann sein und nach meinem eigenen Kommando marschieren. Ich ziehe mich ins Privatleben zurück und bitte mich von nun ab nur mehr als Hospitanten zu betrachten."

Fred warf ihm einen strenge prüfenden Blick zu, kommandierte: „Vorwärts marsch!" und setzte sich mit seinem Fähn-

lein gegen die Bäckerstraße in Bewegung. Andere Studentenrotten zogen voraus, andere folgten.

„Wohin marschiert ihr eigentlich?“ fragte Mießriegel, der, seiner neuen Freiheit froh, gemächlich neben ihm hertrottete.

„Auf den Kohlmarkt, Spalier bilden. Der Kaiser wird sich seinem Volke zeigen und eine Spazierfahrt durch die Stadt unternehmen.“

„Ich hatte also doch eine gute Nase, als ich meine Trommelschlägel hinlegte und mich in den wohlverdienten Ruhestand zurückzog. Zu Repräsentationspflichten bin ich verdorben. Das trefft ihr auch ohne mich!“

„Du bist in Irrtum,“ entgegnet Fred, „wenn du meinst, daß wir fertig wären und die Freiheit in der Tasche hätten. In dieser Nacht erst ließ Fürst Windischgrätz ein Plakat an allen Straßenecken anschlagen, wodurch der Belagerungszustand über Wien verhängt werden sollte. Wir verbrannten den Wisch in der Aula, und nur dadurch, daß wir durch Professor Hye einen Druck auf den Fürsten ausübten und ihm zu verstehen gaben, daß wir zum Äußersten entschlossen wären, wurde das Unheil abgewendet. Unseren schönen Augen zulieb hat er nicht nachgegeben, und kalten Blutes würde er seine Kanonen gegen uns auffahren lassen, wenn er nicht ebensogut wüßte wie wir, daß die Garnison zu schwach ist. Auch haben wir Grund zu argwöhnen, daß man in aller Eile aus Prag Verstärkung heranzieht und uns nur noch ein paar Tage hinhalten will, um dem Volke dann, statt mit ein paar windigen Konzessionen, mit Kartätschen zu antworten. Darum dürfen wir jetzt nicht locker lassen, eine Konstitution muß gewährt werden, ehe neues Militär in Wien eintrifft! Noch immer ist der Kaiser von Ratgebern umringt, die keine andere Sprache verstehen als die der Gewalt. Darum sind wir entschlossen, die Hofburg zu stürmen, wenn nicht heute noch die Proklamierung der Konstitution erfolgt. Ich bin frühmorgens im Bürgerspital gewesen, dort liegen sechzig entstellte Leichen mit Tannenreisig geschmückt, Deutsche und andere Nationen, Christen und Juden, Arme und Wohlhabende. Das Blut, das geflossen ist, darf nicht verloren sein, es ist der Kitt, der im neuen Österreich alle Völker, alle Konfessionen, alle Stände zu einer freiheitlich organisierten Gemeinschaft verbinden wird. Und wenn man dieses Blut heute noch nicht für ausreichend halten sollte zu

dem Bau, den wir aufführen wollen, so sind wir bereit, Ströme neuen Blutes zu vergießen."

„Fix noch einmal," rief Mießrigel, „jetzt gift' ich mich aber, daß ich meine Trommel nicht da hab'! Warum hast du mir das nicht früher gesagt? Wie wollt ihr die Hofburg stürmen, wenn ich nicht ‚Sturm' dazu trommle? Eine richtige Konstitution ist noch gar nicht gewährt worden, darauf hätt' ich beinah' vergessen; gut, daß du mich daran erinnerst! Was ist denn das bißchen Einberufung von Landständen? Konstitution muß es heißen! Schwarz auf weiß! Selbstverständlich! Eher geben wir keinen Frieden!"

Sie waren aufs Lugeck eingebogen, es ging jetzt nur ganz langsam vorwärts. Die Straßen füllten sich immer mehr mit Neugierigen. Bürgermilitär, Nationalgarden, Studentenrotten drängten sich an einander vorbei, um die ihnen angesagten Stellungen zu beziehen.

Ein Straßenjunge zupfte Mießrigel am Ärmel und bot ihm Waffen zum Kaufe an, die er unter seiner zerrissenen Jacke verborgen hielt. Mießrigel sah, als der Junge seine Lumpen zurückschlug, einen türkischen Säbel und eine eingelegte Reiterpistole hervorgucken und fragte nach dem Preis. Der jugendliche Gauner verlangte fünfzig Gulden W. W. für jedes Stück, ging aber, als Mießrigel feilschte, rasch auf fünf Gulden für beide herunter und machte sich eilig aus dem Staub, sobald Mießrigel die Waffen an sich genommen und ihm das Geld eingehändigt hatte.

„Verfluchtes Gesindel!" sagte Fred. „Das sind gestohlene Waffen aus dem bürgerlichen Zeughaus, du mußt sie natürlich zurückstellen."

„Das werden wir uns noch überlegen," meinte Mießrigel. „Vorderhand und so lange das Schwert des Windischgrätz über unserem Haupte schwebt, hat jedermann das Recht, sich Waffen zu nehmen, so er sie kriegen kann. Übrigens wüßte ich nicht, wie es einem Gassenbuben hätte gelingen sollen, Waffen aus dem bürgerlichen Zeughaus zu entwenden."

„Du weißt wohl nicht, daß die Proletarier gestern das Zeughaus gestürmt haben?"

Mießrigel staunte.

„Die Proletarier? Das ist mir neu!"

„Es war bald, nachdem du uns abhanden gekommen wärst," erzählte Fred. „Der Bürgeroffizier, der die kleine

Wachabteilung im Zeughaus kommandierte, schickte nach mir und ließ mich bitten, ihm zuhilfe zu eilen. Es waren Tausende von Proletariern am Hof angesammelt, die nach Waffen schrien, ich konnte keinen Grund einsehen, warum man ihnen die Bewaffnung verweigerte? Sie sind die einzigen vollkommen verläßlichen Bundesgenossen, die wir Studenten heute besitzen. Das stellte ich dem Kommandanten der Bürgerwache vor, ohne ihn indessen überzeugen zu können."

„Hör Fred," sagte Mießrigel, „du nimmst es gar zu ernst mit der Freiheit! Dieselbe Bande, die uns auf dem Braunhirschengrund so viel zu schaffen machte, wolltest du noch mit Waffen versehen?"

„Unter der Voraussetzung, daß sie diese Waffen in den Dienst der guten Sache stellen! Schon dieses Vertrauen allein hätte die Leute auf eine menschlichere Stufe emporgehoben. Wer trägt Schuld daran, daß sie die neue Freiheit so verstehen, als hätten sie jetzt einen Freibrief, zu sengen und zu plündern? Das alte System allein, das sie in Unbildung und Roheit niederhielt, statt sie zu Menschen und aufgeklärten Staatsbürgern zu erziehen! Nur der Mut des Glaubens an das Gute in den Menschen macht sie wahrhaft frei und reif und weckt das Gefühl der Verantwortung. Auch dieses stellte ich dem Kommandanten der Bürgerwache vor, er lächelte aber nur und meinte, ich sei ein Idealist und Schwärmer. Noch während er über mich spottete, legten die Proletarier eine Leiter an und stiegen durch ein zertrümmertes Fenster des ersten Stockwerkes in die Säle. Unter den vordersten sah ich den Pölzl Heinrich, einen der Unzufriedenen aus unserer Fabrik, und den Götsch Schani, der sich auf dem Braunhirschengrund so wild gebärdet hat. In der Menge unten stand Leb Pinkas, der vielleicht die Seele des Ganzen war, harangierte die Leute und hielt den Emporkletternden eigenhändig die Leiter. War es nun besser, daß sie sich die Waffen selber holten, daß sie, gereizt durch den langen Widerstand, sogar die Bürgerwache bedrohten, die sich darauf beschränken mußte, wenigstens die historischen Trophäen vor Verschleppung zu schützen, was ihr nur höchst ungenügend gelungen ist, wie dein Waffenkauf lehrt. Kunt und bunt warfen sie alles durcheinander, und jeder suchte sich heraus, was ihm gerade anstand. Und als schließlich ein falsches Gerücht, Militär rücke an, ihnen Schrecken einjagte, schmissen sie ganze Haufen von Gewehren, Säbeln,

Pistolen und Patrontaschen zu den Fenstern hinaus auf die Straße, wo der Pöbel, Arbeiter, Hökerinnen und Gassenbuben sich darum balgte."

„Man sollte die Szene," meinte Mießrigel, „durch den Stift eines Künstlers verewigen lassen und darunter schreiben: Freiheit, Gemeinheit und Zuchtlosigkeit."

„Und doch," sagte Fred schmerzlich bewegt, „ruhen unsere Hoffnungen auf den niederen Volksschichten. Was haben wir bisher erreicht? Die Nationalgarde, die den meisten nichts weiter bedeutet als eine Art Sicherheitspolizei, und die Aufhebung der Zensur, die noch lange keine Preßfreiheit garantiert. Und doch gibt es unter den Satten und Wohlhabenden Leute genug, die meinen, wir Studenten könnten jetzt endlich Ruhe geben, sie seien ohnedies schon geschädigt, weil die Verkaufsläden die letzten Tage geschlossen bleiben mußten. Was bedeutet den Krämerseelen die Freiheit, wenn sie keine Geschäfte dabei machen? Ich fange nach und nach an, den Besitz zu hassen, er macht die Menschen feig und dumm, die Freiheit kann die Proletarier nicht entbehren, wenn es zum Äußersten kommen sollte!"

Sie waren auf dem Kohlmarkt angelangt. Fred zählte seine Mannschaft, ordnete sie zum Spalier und stellte sich selbst in die Reihe. Mießrigel stand hinter ihm unter dem Volke und guckte vergnügt zu den Fenstern der engen Zeile empor, an denen sich zwischen Blumen und bekränzten Kaiserbildnissen hübsche Mädchenköpfe zeigten, blond- und braungelockte, daß es eine Freude war. Bunte Teppiche hingen an den Häuserfronten nieder, weiß-rote und schwarz-gelbe Fahnen wehten, und alle Menschen an den Fenstern und in der Straße hatten sich mit weißen Schärpen, weißen Kokarden, weißen Bändern und Schleifen geschmückt.

„Das nenn' ich eine verrückte Revolution!" sagte Mießrigel, der seinen Türkensäbel über den Rock geschnallt und die Sarazenenpistole in den Ausschnitt seiner Weste gesteckt hatte. „Jetzt steht ihr Studenten mit dem Bürgermilitär und mit den Nationalgarden im Spalier, um dem Kaiser zuzujubeln, wenn er spazieren fährt; und sobald er wieder in der Burg sitzt, wollt ihr sie stürmen?"

„Verstehst du uns noch immer nicht?" sagte Fred bitter. „Der Kaiser ist ein Gefangener der Kamarilla, es wäre schon ein halber Sieg unserer guten Sache, wenn er überhaupt aus-

fährt, und wenn es den Volkshassern bei Hofe nicht im letzten Augenblicke noch gelingt, ihn mit Mißtrauen zu erfüllen und zurückzuhalten. Wir wollen ihm zeigen, daß die Volksbewegung sich nicht gegen ihn und die Dynastie richtet, vielleicht macht er sein Herz zum Verstande und gewinnt die Kraft zu unterscheiden, wo die wahren Freunde Österreichs zu suchen sind!"

„Küß die Hand für die heilsame Zurechtweisung!" sagte Mießrigel. „Jetzt weiß ich wenigstens, wie ich meine Forderungen präzisiere. Mit der Konstitution allein begnüge ich mich noch lange nicht, es muß auch der große Monarchentitel geändert werden und von nun ab lauten: Wir Ferdinand I., von Dr. Fischhofs und Leb Pinkas' Gnaden .... Auch darf der Titel ‚König von Jerusalem' nicht mehr hinten nachhumpeln, wie es bis jetzt der Fall gewesen ist, sondern muß ganz vorne stehen, gleich nach dem ‚König von Hungarn'. Und dahinter ist einzuschalten: ‚Gefürsteter Graf der Studentenschaft und des gesamten waffentragenden Proletariats'!"

„Du solltest auf einem Esel reiten!" sagte Fred zornig; „denn der Titel, den dir neulich einer verliehen hat, paßt famos auf dich: ‚Sancho Panza der Revolution'!"

„Ich käme in Verlegenheit," entgegnete Mießrigel, „wem ich Gefolgschaft leisten sollte; denn es wimmelt von Don Quijoten."

Unter der starken Grenadierabteilung, die vor dem Riesentor der Hofburg am Michaelerplatz aufgestellt war, machte sich eine auffallende Bewegung bemerkbar. Kommandorufe ertönten, die Bärenmützen öffneten eine Gasse, standen in langer Front, rissen die Gewehre vor die Brust: „Präsentiert!"

Trommelwirbel. Pauken und Trompeten: „Gott erhalte, Gott beschütze! ...." Ein vieltausendstimmiger Jubel des Volkes.

Mit hochklopfendem Herzen sah Fred die edlen Pferde des Hofwagens zum Vorschein kommen, deren Feuer durch die sicher geführten Zügel zu einem vornehm tänzelnden Traben gemäßigt wurde. Sah hoch über der Menge den betreßten Kutscher mit quergesetztem Zweispitz und das wechselnde Flirren der vergoldeten Radspeichen. Sah, wie aus allen Fenstern Tücher und Fahnen geschwenkt wurden, und ein Regen von Blumen ununterbrochen auf den Wagen und die Straße

niederfiel, während hoch über den Häusern das mächtige Brummen der großen Bummerin von St. Stephan schwebte, die des Sturmläutens müde, ihre eherne Stimme erhoben hatte, das hohe Lied des Friedens, der Liebe und der Treue anzustimmen.

Und nun sah er den Kaiser selbst, wie er bescheiden in seiner Karosse saß, gebeugt durch eine unsichtbare, allzuschwere Bürde, die niederdrückend auf seinen dürftigen Schultern zu lasten schien, älter als es seinen Jahren entsprach, angegriffen und verfallen, gleichsam ein wenig scheu und ängstlich um sich blickend mit diesen guten, flehenden Kinderaugen, die fortwährend überliefen, daß er sie mit den Fingern auswischen mußte. Es war ein ergreifendes Bild, diesen Erben des nüchternen und starren franziszeischen Dogmas vor sich zu sehen, der mehr zum Wohltun als zum Regieren geboren schien, mehr zum Verzeihen als zum Herrschen, zur Güte mehr als zur Macht, und der wie verschüchtert die Frage an das Schicksal auf den Lippen zu tragen schien, warum es ihn mit dem Fluch belastet habe, es niemanden recht machen zu können, wo er doch Tag und Nacht darauf sann, es allen recht zu machen. Aber der begeisterte Empfang, der ihm bereitet wurde, tat ihm sichtlich wohl, verjüngte, ermutigte ihn. Nun empfing er und gab, was sein Lebenselement bildete, wonach er in diesen wildbewegten, entsetzlich bangen Tagen vergebens gedürstet haben mochte: Liebe! Und Fred glaubte wahrzunehmen, wie seine ermatteten Augen sich belebten, die Weisheit des Herzens aus ihnen zu leuchten anfing, glaubte etwas wie einen allmählich reifenden Entschluß zur freiwilligen Befreiung der Völker in ihnen wiedergespiegelt zu sehen, der unversehens wie eine überirdische Eingebung in ihm aufdämmern mochte.

An der Seite des Kaisers erblickte er jetzt auch den allbeliebten Erzherzog Franz Karl, den wohlwollenden Schirmer freiheitlicher Bestrebungen, der gleichfalls tief ergriffen, mit unermüdlichem Neigen des Hauptes nach allen Seiten freundliche Grüße sendete. Und ihnen gegenüber, in Zivilkleidung wie sein Vater und sein Oheim, saß der fürstliche Knabe, auf dem die Hoffnung des Reiches ruhte, Erzherzog Franz Josef, ernst in seiner jugendlich edlen Haltung, mit einem offenen, klugen und schon beinahe männlichen Blick in den klaren hellblauen Augen.

Es liefen Fred die Tränen über die Wangen, als er sie so, umrauscht von der Begeisterung des Volkes, an sich vorüberfahren sah, diese letzten Glieder einer langen, langen Ahnenreihe, mit der das Schicksal dieses Reiches seit mehr als einem halben Jahrtausend aufs innigste verknüpft gewesen. Und er gelobte sich aufs neue, wenn es nottun sollte, seinen letzten Blutstropfen für den Gedanken hinzugeben, der daran arbeitete, dieses große, ehrwürdige, reichgesegnete und heißgeliebte Vaterland zu verjüngen, um es dem hoffnungsvollen Sprossen des Habsburg-Lothringischen Hauses zu erhalten und als ein würdiges Mitglied der europäischen Staatenfamilie in die Zukunft hinüber zu retten.

Wenige Stunden nach dieser freudig umjubelten Ausfahrt des Kaisers bot das Straßenbild am Kohlmarkt und am Michaelerplatze einen völlig veränderten Anblick dar. Die leitenden Kreise des Lesevereins, des Gewerbevereins und der Aula hatten den Eindruck empfangen, daß nicht der Wille des Monarchen ihnen das letzte und entscheidendste Zugeständnis versage: die Gewährung einer Konstitution. Denn sonst hätt' er sich nicht, meinten sie, vertrauensvoll mitten unter sein Volk begeben, um es seiner fortdauernden Huld und Gnade zu versichern. Er kenne die Volkswünsche gar nicht, hieß es, man verheimliche sie ihm; und mit der Schnelligkeit eines vom Sturm gepeitschten Schadenfeuers flammte der Haß gegen die Kamarilla durch die ganze Stadt. Schon zogen neuerdings Proletarierhaufen und Studentenrotten gegen die Hofburg. Fred aber hatte sich mit seinem Fähnlein den Nationalgarden angeschlossen, die das Riesentor gegen den Michaelerplatz absperrten. Er glaubte an einen freiwilligen Entschluß des Kaisers, seit er ihm ins Auge geschaut. Es war ihm, als hätt' er unter dem Eindruck des begeisterten Empfanges, den das Volk dem Monarchen bereitet, den Entschluß in diesem Auge aufleuchten sehen, zu gewähren, statt zu versagen. Jetzt hielt er es für nötig, Zeit zu gewinnen und abzuwarten. Aber die Volksmenge schwoll an, drängte sich unübersehbar Kopf an Kopf, ein Fieber der Ungeduld hatte die Masse ergriffen, und die Losung lautete: Die Hofburg stürmen! Es kostete Fred Mühe, Kommilitonen und Proletarier zu beschwichtigen und ihnen vorzustellen, wie zu einem Handstreich immer noch Zeit wäre, wenn die nächsten Stunden die erhoffte Frucht nicht zum Reifen brächten.

„Da soll sich ein Mensch auskennen!“ sagte Mießrigel, der plötzlich wieder neben ihm aufgetaucht war. „Jetzt hab' ich mir erst zu Mittag um mein teures Geld einen schönen Türkensäbel zugelegt und eine mit Perlmutter eingelegte Reiterpistole, die nicht losgeht; weil du mich für einen Sturm auf die Hofburg zu begeistern wußtest. Und nun finde ich dich selbst als Cherub mit dem Flammenschwert vor der Pforte des Paradieses aller Schranzen und Finsterlinge! Wer stürzt mir diese Sphinx in den Abgrund? Meine Seele fängt an irre zu werden, denn sie ist nur ein hilfloser Säugling an den straffen Brüsten deiner Überzeugung.“

„Soll die Freiheit geboren werden,“ sagte Fred, auf seinen launigen Ton eingehend, „so muß sie wie jedes Kind Vater und Mutter haben. Der Unsinn allein bringt sie nicht zur Welt, es gehört auch die Besonnenheit dazu. Die Hofburg ist jetzt, wenn mich nicht alles trügt, eine Wochenstube geworden. Wir müssen leise auftreten und dürfen das Ereignis nicht forcieren wollen, sonst könnte leicht eine Fehlgeburt erfolgen.“

Mießrigel lachte.

„Du kannst recht haben, warten wir halt. Den Kaiserschnitt nur im äußersten Notfall!“

Ein Student mit geschultertem Gewehr, den Fred persönlich kannte, trat auf ihn zu und redete erregt auf ihn ein.

„Geben Sie die Bahn frei, Herr Leodolter! Bereden Sie die Nationalgarden, das Volk einzulassen! Eine Kundgebung in den Gemächern des Kaisers selbst wird ihre Wirkung nicht verfehlen. Vereint mit den Proletariern sind wir stark genug, die Konstitution zu erzwingen!“

Fred machte Gegenvorstellungen und bat ihn, nur noch eine Stunde zu gedulden, er habe die Überzeugung, die Konstitution sei auf dem Wege.

„Glauben Sie mir Herr Tauß!“ sagte er mit glühenden Wangen. „Vertrauen Sie mir in diesem verantwortungsvollen Augenblicke! Ich fühle, daß die besten Absichten des Kaisers mit uns sind, und daß er alles daran setzen wird, die günstigen Eindrücke, die er bei seiner Rundfahrt empfing, in die Tat umzusetzen!“

„Auf Gefühlspolitik können wir uns nicht einlassen!“ sagte Tauß, der eine bunte Burschenmütze und ein schwarzrotgoldenes Band quer über der Brust trug. „Wir verpassen

die Zeit, und man führt uns an der Nase. Ich warne Sie, Herr Leodolter, Sie kommen in Verdacht, mit den Feinden der Freiheit gemeinsame Sache zu machen!"

„Über einen solchen Verdacht bin ich erhaben," entgegnete Fred stolz.

„Werfen Sie sich nicht in die Brust," sagte Tauß, „es sind Arbeiter da, die erzählen, daß Sie auf dem Braunhirschengrund mit Musketen gegen das Proletariat haben schießen lassen."

„Die Musketen waren nicht geladen," erwiderte Fred; „und übrigens war es unsere Pflicht, Plünderungen zu verhüten."

„Man sieht, daß Sie einer Bourgeoisfamilie angehören, auch in diesem entscheidenden Augenblick schlagen Sie sich wieder auf die Seite der Spießer. Der Unwille des Volkes wird auch mit diesen, nicht bloß mit den Machthabern in der Hofburg aufzuräumen haben. Das allzu üppige Bürgertum wird den Kürzeren ziehen, wie es auf dem Braunhirschengrund den Kürzeren gezogen hat. Die Zerstörung der Leodolterischen Fabrik durch das Volk sollte Sie darüber belehrt haben, wer der Stärkere ist. Volksstimme ist Gottesstimme! Darum rat' ich Ihnen zum letztenmal: Geben Sie die Bahn frei! Die Nationalgarden stehen kaum ihrer Hundert der vieltausendköpfigen Schar von Freiheitskämpfern entgegen."

Fred war erblaßt, es war noch keine Kunde von der Zerstörung der Fabrik an sein Ohr gedrungen. Er dachte an seinen Bruder, an den Muschir .... Er wußte es ja gar nicht, wer etwa sonst noch sich in dem Gebäude befunden haben mochte? Welches Unheil konnte sich inzwischen vollzogen haben, ohne daß er etwas davon ahnte! Erschöpft und ermüdet wie er war, mußte er sich auf seinen Säbel stützen, eine plötzlich eintretende Schwäche drohte ihn zu übermannen. Tief aufatmend, rang er nach Fassung. Und bittere Vorwürfe wühlten ihm in der Brust, daß er sich durch das Nichterscheinen des von ihm ausgestellten Wachpostens hatte in Zuversicht wiegen und zu der Annahme verleiten lassen, es drohe der Fabrik keine Gefahr .... Aber jetzt stand er im Dienst. Was ihm persönlich nahe ging, mußte für ruhigere Stunden aufgespart bleiben. Die Pflicht forderte Selbstbeherrschung.

„Freiheitskämpfer sind auch wir," sagte er sich bezwingend. „Nur daß wir in diesem Augenblicke die Umsichtigeren sind.

Ich hielte es für den Ruin der Volkssache, wenn in dieser Stunde, wo die günstige Entscheidung vielleicht schon erflossen ist, ein Putsch versucht würde. Darum bin ich entschlossen, nur der Gewalt zu weichen. Ich bitte Sie noch einmal: Überlegen Sie wohl, was Sie tun! Ein Angriff auf die Hofburg wird den endgiltigen Sieg, der vielleicht nahe bevorsteht, verzögern, wahrscheinlich sogar zunichte machen und die Bewegung, die sich bisher nur gegen die Kamarilla richtete, in einen Kampf von Bürgern gegen Bürger verwandeln."

„Es wird immer ein Kampf der wahren Freiheitsfreunde gegen die Halben und Scheinpatrioten bleiben," sagte Student Tauß und trat in die Volksmenge zurück.

Fred sah ihn von Gruppe zu Gruppe schreiten und die Leidenschaften der Studenten und Proletarier aufstacheln. Überall, wo er erschien, erhoben sich lebhafte Wechselreden und wildes Geschrei. Die Fahnen der einzelnen Studentenrotten wurden geschwenkt, die weißen Bänder und Kokarden verschwanden und wurden durch rote ersetzt; es hatte jeder eine ganze Garnitur von beiden Farben in der Tasche, die je nach der wechselnden Stimmung hervorgezogen und in Verwendung gebracht wurde. Die Nationalgarden, denen der Schutz der Hofburg anvertraut war, beobachteten mißtrauisch und nicht ohne Sorge die verdächtige Bewegung, die sich vorzubereiten schien. Sie bestanden größtenteils aus Bürgern, nur wenige Studentenrotten hatten sich ihnen angeschlossen. Fred richtete eine kurze Ansprache an seine Kommilitonen und erklärte ihnen die Lage. Daraufhin verließen einige von ihnen die Reihen der Verteidiger und schlugen sich zu den Gegnern. Die Mehrzahl aber ließ sich durch seine Worte überzeugen und beschloß an seiner Seite auszuharren. Es konnte jeden Augenblick zu einem Zusammenstoß kommen. Bisher hatte das Volk immer nur Soldaten gegenüber gestanden. Jetzt zum erstenmal stand Volk gegen Volk. Wie das schwüle Schweigen vor der gewaltigen Entladung eines Gewitters lag es über dem Michaelerplatze. Jeder fühlte, daß in der nächsten Minute der Vorhang sich heben und ein neuer Akt des Revolutionsdramas seinen Anfang nehmen konnte: Der eigentliche Bürgerkrieg.

Da wurde Fred ersucht, einen Augenblick hinter die Front zu treten, es wolle jemand mit ihm sprechen. Er beeilte sich, der Aufforderung zu folgen, ein Stabsoffizier trat auf ihn zu,

der sich als Oberstthofmeister des Erzherzogs Franz Karl vorstellte.

„Die Konstitution ist gewährt!“ sagte er mit fliegendem Atem, auf ein Blatt Papier weisend, das er in der Hand hielt. „Ich habe den Auftrag, diesen höchst persönlichen Entschluß Seiner Majestät dem Volke so rasch als möglich bekannt zu geben. Es können indessen Stunden vergehen, ehe die Plakatierung in den Straßen erfolgen kann, nur dieser erste Abzug ist inzwischen aus der Staatsdruckerei eingetroffen. Geben Sie mir einen Rat: Wie verbreite ich die freudige Nachricht, eh' es zu neuem Blutvergießen kommt?“

Mit zitternder Hand ergriff Fred das Papier, da leuchteten ihm die Worte entgegen: „Einberufung von Abgeordneten . . . Verstärkte Vertretung des Bürgerstandes zum Behufe der Konstitution des Vaterlandes . . .“

„Wollen Sie mir das Blatt anvertrauen?“ rief er freudetrunken. „Ich werde es vorlesen! Wie mit einem Schlage wird sich der Unwille des Volkes in Begeisterung verwandeln!“

„Ich bin Ihnen dankbar dafür! Aber nehmen Sie ein Pferd, damit alle Sie sehen!“

Er zog ihn in den Burghof, wo an die hundert Pferde der Kavallerieabteilungen und Garden, die hier kampierten, angebunden standen. Freds Begleiter wollte sich in seinem Eifer ohne weiteres eines der Pferde bemächtigen. Aber ein Dragonerleutnant trat ihnen entgegen und entschuldigte sich, er dürfe kein Pferd abgeben, die Mannschaft sei im Dienst.

„Wir wollen uns an die Garden wenden,“ sagte der Oberstthofmeister.

Aber die Kapitäne der ungarischen und italienischen Leibgarden, die im Hof beisammen standen, entschuldigten sich ebenfalls: Die Pferde seien Eigentum des Marstalles, und nur das Hofstallmeisteramt dürfe darüber verfügen.

Der Oberstthofmeister eilte mit Fred über Treppen und Gänge und führte ihn in eine Kanzlei. Der amtierende Beamte zuckte die Achsel und sagte, der Kanzlei-Direktor sei beim Speisen, er besitze nicht die Vollmacht, in einem solchen Falle zu entscheiden. Rasch drehten sie wieder um, und das Glück wollte es, daß sie auf dem Gange mit dem Kanzlei-Direktor zusammen trafen, der eben zurückkehrte. Aber auch er zuckte die Achsel und erklärte, es tue ihm leid, ohne besondere Ermächtigung Seiner kaiserlichen Hoheit

des Erzherzogs Ludwig dürfe er kein Pferd zur Verfügung stellen.

„Es wird vielleicht noch eine Sitzung der Staatskonferenz dazu nötig sein," grollte Freds Begleiter. Und während sie wieder die Treppen hinab eilten, bemerkte er ungehalten: „Da haben Sie ein Bild des alten Österreich: Von Instanz zu Instanz bis zum obersten Staatslenker hinauf — wegen einer Sache, die, rasch erledigt, eine Lappalie wäre, und deren Verzögerung die weittragendsten Folgen nach sich ziehen kann!"

„Ich will hinauseilen, wie ich bin!" sagte Fred von Ungeduld brennend. „Man wird mich auch so hören und die Nachricht von Mund zu Mund verbreiten!"

Als sie in den Burghof zurückgekehrt waren, ritt eben ein in Zivil gekleideter Kavalier herein, der mit Freds Begleiter bekannt war. Er hörte, worum es sich handle, und stellte sofort sein Pferd zur Verfügung.

„Geben Sie ihm ein paar Trompeter mit, damit er sich Gehör verschaffen kann!" wendete der Obersthofmeister sich wieder an die beiden Gardekapitäne, die, das Pferd betrachtend, dabeistanden.

Sie entschuldigten sich abermals; ohne Befehl des Stadtkommandanten, des Fürsten Windischgrätz, seien sie nicht berechtigt, Mannschaft zu beordern. Der Zufall fügte es, daß in diesem Augenblicke der Fürst selbst in Begleitung einiger Generäle und Staabsoffiziere über den Burghof ging und auf die Gruppe zutrat. Freds Begleiter brachte ihm sein Anliegen vor.

„Ich habe nichts dagegen," antwortete der Fürst; und zu Fred gewendet, den er aufmerksam und nicht ohne Wohlwollen betrachtete, sagte er ernst: „Sorgen Sie dafür, daß Beruhigung eintritt und Ihre Kommilitonen in die Hörsäle zurückkehren! Ich hoffe, es wird niemals wieder notwendig werden, daß Soldat und Student einander feindselig gegenüberstehen."

„Es ist auch mein Wunsch und meine Hoffnung, Durchlaucht," sagte Fred, „daß eine solche Nötigung nie wieder eintreten möge!"

Der Fürst reichte ihm mit freundlicher Herablassung die Hand und entfernte sich. Fred schwang sich in den Sattel und ritt zum Riesentor hinaus. Zwei Trompeter der ungarischen und zwei der italienischen Leibgarde zogen zu Pferde

vor ihm her, eine Fanfare blasend. Das Geheul des Volkes, das noch immer in drohender Haltung den Nationalgarden gegenüberstand, verstummte. Fred richtete sich in den Bügeln auf, hielt das Papier hoch in die Luft und schwenkte es wie eine Friedensfahne. Man verstand, daß etwas Außerordentliches sich ereignet haben mußte, und öffnete eine Gasse. Inmitten des Michaelerplatzes angelangt, hieß Fred die Trompeten schweigen und verlas mit weithin tönender Stimme das Konstitutionspatent. Da erhob sich ein unsäglicher Jubel, Fahnen und Tücher wurden geschwenkt, ein brausendes: „Hoch die Konstitution! Hoch unser konstitutioneller Kaiser!“ erschütterte die Luft, die Leute fielen einander um den Hals und vergossen Freudentränen.

Und Fred zog weiter, von der frohlockenden Menge umringt, über den Kohlmarkt nach dem Graben, und verlas abermals die frohe Botschaft, und auf dem Stefansplatz ein drittes Mal. Da fingen alle Glocken zu läuten an, und er hob sein Auge und ließ es den steilen, kühnen Turm emporsteigen und sah, wie der goldene Knauf im letzten Strahl der sinkenden Sonne glitzerte und flammte, geradeso wie einst, vor vielen Jahren, als er, ein Knabe noch, von der Himmelswiese hinuntergeschaut gegen die ferne Stadt, und die dunkle Sehnsucht nach großen Ereignissen und Taten ihm Tränen erpreßt hatte. Und wenn er damals in seinen kindlichen Phantasien davon geträumt, seine Vaterstadt und sein Vaterland von einer neuen Türken- oder Franzosennot zu befreien, so schienen jetzt diese Träume schöner noch, als er sie je geträumt, in Erfüllung gegangen und zur Wirklichkeit geworden; war es ihm doch vergönnt gewesen, bei der Niederwerfung eines noch viel gefährlicheren Feindes, der seit Jahren am Mark des Staates zehrte, tatkräftig mitzutun! Und nun wurde ihm gar die seltene Genugtuung zu teil, die verheißungsvolle Botschaft eines vollen Sieges auf allen Linien dem jauchzenden Volke mit eigenem Munde zu verkünden! Es war diese Stunde eine jener seltenen, einzigen, von denen man fühlt, daß sie einen Höhepunkt des Lebens bedeuten, über den es keinen Aufstieg mehr geben kann. Und doch empfand er gerade in diesem hohen Augenblicke sich selbst in innerlichster Demut nur als ein schwaches, unscheinbares Werkzeug in der Hand jenes heißgeliebten ruhmgekrönten deutschen Volkes, das ihn aus den verwitterten Steinen dieses uralten gewaltigen Domes zu grüßen schien; dieses uralten

gewaltigen Domes, den es in jahrhundertelanger Arbeit hier aufgebaut hatte, am Gestade der Donau, inmitten der lebensfrohen, völkerumdrängten Stadt, die als ein äußerstes, tief in den Südosten des Reiches vorgeschobenes Bollwerk deutschen Geistes und deutscher Sitte den Übermut tatarischer und welscher, slavischer und magyarischer Herrschaftsgelüste so oft an ihren Bastionen hatte zerschellen sehen. Er glaubte daran und war überzeugt davon: Daß auch die neue Freiheit, so weit es an ihm und seinen Mitstreitern läge, ein mannhaft deutsches Volk vorfinden würde, an dieser ehrwürdigen alten Stätte deutscher Kultur!

Sobald die Dunkelheit eingebrochen war, erstrahlte Wien in einem Meer von Licht, eine freudig bewegte Menge wogte festlich in allen Straßen, und die Studenten trugen in feierlichem Umzug ein blumengeschmücktes Kaiserbild mit Liedern und wehenden Fahnen durch die Stadt. Fred hingegen war es nicht vergönnt, den Sieg, den er erstreiten helfen, zu feiern. Dem Zug seines Herzens folgend, eilte er nun endlich nach St. Ulrich hinaus, in banger Vorahnung der Nachrichten, die ihm dort bevorstünden. Aber er sah seine schlimmsten Befürchtungen noch übertroffen, als er von dem grenzenlosen Unglück erfuhr, das inzwischen über die Familie hereingebrochen war.

* * *

Der Muschir war von den Ärzten aufgegeben. Doktor Patzenhauer hatte selbst die Einberufung eines Konsiliums verlangt, und die Kapazitäten stellten fest, daß die Entzündung beide Lungenflügel ergriffen hatte. Ein Blick, den sie miteinander wechselten, genügte, volles Einverständnis über die Prognose zwischen ihnen herzustellen: Moribundus!

Der Muschir arbeitete Tag und Nacht wie eine Maschine, an der der Hebel gebrochen ist, mit dem man sie abstellen kann. Entweder er keuchte wie ein Ertrinkender, stöhnte und rang nach Atem, oder er tobte und schrie, hatte es mit den Arbeitern zu tun, machte dem Webstuhlmechaniker Seyfried Vorwürfe, daß es mit den Kraftstühlen noch immer nicht klappe, und bildete sich ein, es brenne im Haus und Görgi sei bei ihm, um es gemeinschaftlich mit ihm zu verteidigen. Schon sein bloßes Umdrehen im Bette verursachte jedesmal ein kleines Erdbeben, und er blieb nicht eine Minute ruhig liegen, sondern

warf sich unablässig von einer Seite auf die andere, daß alles krachte. Es war ein überaus langwieriges und geräuschvolles Sterben.

Julie pflegte ihn mit der Geduld und der Umsicht einer barmherzigen Schwester. Nur vom treuen Pappelmann ließ sie sich dabei unterstützen und zeitweilig ablösen. Es war rätselhaft, woher sie auf einmal die Kraft und Stärke nahm, sich aufrecht zu erhalten. Wer sie damals gesehen hatte, in Görgis früher Jugend, wie sie ängstlich hinter ihrem Kinde her war, jeden seiner Schritte zu bewachen und ihn sogleich in ihren Armen aufzufangen, wenn er hinfallen sollte, der hätte es nicht für möglich gehalten, daß sie den Tod des Knaben überleben würde. Und nun ging sie umher wie eine Gefeite, mit einem fast überirdisch festen und ruhigen Blick in den tränenlosen Augen.

„Der Zwang, den sie sich unausgesetzt auferlegt, muß sie schließlich aufreiben," meinte Sephine, „sie zeigt eine wahrhaft heroische Selbstüberwindung, die niemand ihr zugetraut hätte."

„Das kommt vor," sagte Patzenhauer; „gerade bei zarten und empfindsamen Frauen. Die Angst ist eine negative Elektrizität, die den Mesmerismus latent hält. Wenn aber dann einmal das Unglück wirklich da ist und sie sich vor eine Aufgabe gestellt sehen, so schöpfen solche Gemüter oft ungeahnte Kräfte aus ihrem aufgespeicherten Vorrat."

Bedeutend hoffnungsvoller sah es in der anderen Krankenstube aus. Poldi befand sich auf dem Wege der Besserung. Aber er sollte still liegen und nicht viel sprechen. Petz und Fred, die nichts helfen konnten und einsahen, daß sie hier überflüssig waren, beschränkten sich auf kurze Besuche, um sich zu überzeugen, daß es vorwärts gehe. Dann drückten sie ihm innig die Hand, saßen eine Zeitlang sorgend und liebevoll an seinem Bette und entfernten sich wieder. Die Politik warf ihre Netze nach ihnen aus. Zur normalen Tätigkeit fehlte es nicht bloß an Sammlung. Die Geschäfte stockten vollständig, und was weiter werden sollte, nachdem die Fabrik zerstört war, blieb vor der Hand unentschieden. Das Polytechnikum hatte seine Pforten noch nicht wieder geöffnet. Das neugeborene öffentliche Leben hingegen beanspruchte ihre Mitwirkung. Es war eigentlich alles erst im Werden, und das Wichtigste noch lange nicht getan. Der kurze Freudenrausch war rasch ver-

flogen; nun sollte das Versprochene erst noch in Tat umgesetzt werden. Schon tauchten Gerüchte auf, die Reaktion verrichte in aller Stille ihre Maulwurfsarbeit; man müsse auf seiner Hut sein, daß das Errungene nicht eines Tages zusammensinke wie ein Kartenhaus. So zog sowohl die Abneigung, die Tage müßig und zwecklos verstreichen zu lassen, wie auch das verruchte Mißtrauen, das allen Freiheitsfreunden als eine Erbschaft des verflossenen Systems gleich einer schleichenden Krankheit im Blute zurückgeblieben war, Petz und Fred neuerdings aus dem Hause, den Vater in die Vereine, den Sohn in die Aula.

Auf seinem ersten Wege durch die innere Stadt gewahrte Fred allenthalben die Anzeichen der neuen Zeit. Aufrufe an den Straßenecken, die eine seltsam kühne Sprache führten. Bewaffnete Studenten und Bürgerwehr auf den Wachposten — Polizei und Militär nirgends zu sehen. Viel Gesindel in allen Gassen, Weiber und Buben, die mit frechem Geschrei Flugschriften ausboten und verkauften. Die Buchhandlungen stellten Bücher und Broschüren zur Schau, die früher konfisziert gewesen und jetzt freigegeben waren, auch eine Menge Steinzeichnungen und Holzschnitte mit allegorischen Darstellungen oder Zerrbildern: Wie Büreaukraten, Pfaffen und Fledermäuse vor der Fackel der Freiheit das Weite suchten, bekannte Literaten den Sarg der Zensur trugen, während ein dienstfertiger Geist eine Ladung „Grenzboten" durch die weitgeöffneten „Gedankenzollschranken" hereinschleppte. In vielen Auslagefenstern bemerkte Fred das Bildnis eines Judenknaben mit weit abstehenden Ohren, den er nie gesehen hatte. Gedichte und Flugblätter, die darunter hingen, besagten, daß es Heinrich Spitzer sei, der „Heldenjüngling", der „Vorkämpfer der Freiheit", der am dreizehnten in der Herrengasse als erster den Opfertod erlitten habe.

In einem Buchladen in der Herrengasse, die er mit wunderlichen Gefühlen seit jenem dreizehnten zum erstenmale wieder betrat, fand er eine Nummer der Wiener Zeitung ausgehängt, worin der Kaiser den Studierenden der Universität und des polytechnischen Instituts die allerhöchste Zufriedenheit mit ihrer Haltung während der Tage der Not und Gefahr aussprach. Das las er mit Freude und Stolz und glaubte die Gewähr einer überzeugten Umkehr darin erkennen zu dürfen. Am Graben blieb er vor dem Schaufenster

einer Kunsthandlung stehen, ein koloriertes Blatt fiel ihm auf, das den ehemaligen Staatskanzler ängstlich davonlaufend darstellte, ziemlich porträtähnlich und wohlgetroffen. Eine Inschrift darunter besagte: „Fürst Metternich, der unbeweglichste aller Staatsmänner, hat sich auf den Rennweg*) begeben." Ein zweites Blatt hing daneben, auf dem der Fürst im goldgestickten Staatsfrack und betreßten Zweispitz, mit einer ungeheuren Nase und einem Bündelchen am Arm eilfertig der Hauptstadt den Rücken kehrte, deren Basteien und Türme im Hintergrund der Landschaft aufragten. Die Legende darunter lautete: „Jede Konstitution fordert Bewegung." Das alles mutete ihn so fremd und ungewohnt an, es kam ihm zynisch und ein bißchen gemein vor. In seinem hochschlagenden Herzen ließ die Freude über die neue Freiheit keinen Raum für wohlfeilen Hohn.

Während er die Bilder noch betrachtete, klopfte ihn jemand auf die Schulter; Student Tauß stand neben ihm.

„Ich habe Ihnen neulich unrecht getan," sagte dieser, ihm die Hand reichend. „Es wäre in der Tat zwecklos vergossenes Blut gewesen, hätten wir die Hofburg gestürmt. Jeder muß Ihnen dankbar dafür sein, daß Sie uns davon abhielten. Vergessen Sie die Worte, zu denen ich mich in der Aufregung hinreißen ließ!"

„Herzlich gern," sagte Fred, die dargebotene Hand schüttelnd. „Wir haben beide dasselbe gewollt, nur bezüglich der Mittel waren wir verschiedener Meinung. Der Sieg ist unser, es soll keine Verstimmung zwischen Kommilitonen zurückbleiben. Übrigens wäre zu wünschen," bemerkte er, indem er lächelnd auf die ausgestellten Blätter wies, „daß die Göttin der Freiheit ihren Geist ein wenig anstrengte und bessere Witze zur Welt brächte."

„Das Wortspiel mit dem Rennweg ist natürlich von Saphir. Der alte Jud' macht nach dem dreizehnten März dieselben faden Witze wie vor dem dreizehnten. In der Hinsicht ist die Revolution wirkungslos geblieben. Bloß daß er sich jetzt an die gestürzten Machthaber von ehedem herantraut. Da gehört aber Courage dazu, einem toten Hund noch einen Fußtritt zu versetzen! Soll er lieber über das neue Ministerium Witze machen!"

*) Am „Rennweg" lag die Privatvilla Metternichs.

„Haben wir ein neues Ministerium?" fragte Fred gespannt.

„Wissen Sie es noch nicht? Es ist geboren! Drei Grafen uud zwei Barone zieren es. So spottet man des Volkes!"

Und während sie gemeinsam ihren Weg fortsetzten, sagte Tauß noch: „Es sind dieselben Büreau- und Aristokraten wie früher, nur daß sie sich jetzt Minister nennen. Dem Baron Pillersdorf sagt man freilich nach, daß er liberal sei, aber ein altösterreichischer Beamter ist er halt doch!"

Am Stock-im-Eisen stieß der Student Sturz zu ihnen, der schon den flotten, federngeschmückten Stürmer trug, wie ihn der junge Bildhauer Gasser für die Studenten ausgedacht hatte. Er sah schmuck genug darin aus, trotz der Brille, mit seinem golden wallenden Haar und dem vollen blonden Bart. Während sie über den Stefansplatz gingen, schaute er angelegentlich nach dem Turm hinauf und wechselte mit Tauß ein paar halblaute Bemerkungen. „Glaubt mir, Brüder," sagte er schließlich, „wenn wir Studenten das Heft nicht in der Hand behalten, so bleibt die ganze Konstitution auf dem Papier!"

Fred erschrak.

„Das wäre empörend! Was ist vorgefallen? Erzählen Sie, ich bin nicht auf dem Laufenden. Traurige Familienereignisse hielten mich ab, auf die Aula zu kommen."

„Ich meine es nur im allgemeinen," antwortete Sturz. „Das neue Ministerium bietet keine Gewähr für die Freiheit und besitzt unser Vertrauen nicht. Was sich sonst ereignet hat, ist bald erzählt. Ein paar Metternichmarionetten sind, was eigentlich selbstverständlich ist, in der Versenkung verschwunden: Der Bürgermeister Czapka und der Graf Sedlnitzky. Ein Gemeindeausschuß von Bürgern leitet inzwischen die Geschäfte der Stadt, Ihr Herr Vater ist auch hineingewählt; hoffentlich erinnern sich die Herren, daß die Wiener ein altes Recht darauf besitzen, ihren Bürgermeister selbst zu kiesen. Der Abgang Sedlnitzkys wird uns wenig nützen, kommt halt ein anderer Haslinger.*) Das wichtigste für uns bleibt, daß die ungarische Reichstagsdeputation mit ihren Juraten in Wien gewesen ist."

*) Die Polizisten trugen im Vormärz einen Haselstock.

„Eine Abordnung der Ungarisch-Liberalen?"

„Der Kossuth," sagte Tauß, „hat dem Hof ein selbständiges Ministerium für Ungarn abgetrotzt. Wir riefen ‚Eljen!', wo wir eine dieser edlen und mutigen Magyarengestalten erblickten."

„Ein selbständiges Ministerium für Ungarn?" rief Fred erstaunt. „Bei diesem Eljen hätt' ich nicht mitgetan! Das heißt ja zu deutsch: Ungarn ist keine Provinz mehr, sondern ein Reich für sich? Das heißt zu deutsch: Die Monarchie ist in zwei Stücke zerschlagen! Haben wir dafür unser Blut zu Markte getragen?"

„Spintisieren Sie nicht!" sagte Tauß. „Es handelt sich jetzt bloß um die Freiheit, alles andere wird sich finden. Die Magyaren verstehen sich von altersher auf konstitutionelle Einrichtungen. Sie werden sich eine liberale Verfassung geben, mit einem richtigen Parlament und allem, was dazu gehört. Dann mag des Teufels Großmutter in eigener Person kommen, sie wird uns unsere Konstitution nicht mehr wegeskamotieren können!"

„Das Reich zerschlagen!" klagte Fred, von der unerwarteten Nachricht noch immer angedonnert. „Das haben wir doch nicht gewollt?"

„Gewollt oder nicht," entgegnete Tauß; „jedenfalls sind wir unschuldig daran. Als ob das bissel Rummel, das wir verbrachten, genügen würde, ein Reich zu zerschlagen! Das System ist schuld daran! Hätte man der Monarchie vor dreißig Jahren eine freiheitliche Konstitution gegeben, so gäbe es heute kein selbständiges ungarisches Ministerum! Das ist oft so, daß der Anlaß mit der Ursache verwechselt wird; ich verwahre mich dagegen vor der Weltgeschichte: Wenn Österreich zerfällt, so mag die Revolution der Anlaß sein; die Ursache ist die bornierte Schulmeisterei, die man seit Menschengedenken bei uns Staatskunst nennt! Sie hat die Völker zu boshaften Schulbuben gemacht, die vom Lehrer und der Schulstube nichts mehr wissen wollen und am liebsten auseinanderlaufen möchten!"

„Das verhüte Gott!" sagte Fred. „Unter der Ägide der Freiheit werden sie zu Männern reifen und einsehen lernen, daß ein einiges, großes und mächtiges Österreich eine Notwendigkeit ist."

„Die Freiheit allein tut es auch nicht," sagte Sturz. „Das Deutschtum muß stärker betont werden, es ist neben

der Dynastie das einzige Bindemittel. Die Provinzen, die deutsches Bundesgebiet sind, müssen eine engere Verbindung mit dem Reiche suchen, um den fremdsprachigen Nationen das Gegengewicht zu halten. Wir sind bisher alle schwarz-gelb gewesen trotz dem dreizehnten März! Schwarz-rot-gold muß unser Banner sein! Vor wenigen Tagen erst hat der Bundestag diese heiligen Farben zu den seinigen gemacht, eine Nationalvertretung aller deutschen Lande wird in Frankfurt zusammentreten. Wir haben bisher nur immer von der Freiheit im allgemeinen gesprochen. Die deutsche Freiheit ist es, die ich meine!"

Sie waren von der oberen Bäckerstraße auf den Universitätsplatz eingebogen, wo dicht gereiht die bewaffneten Studenten standen, nach Fakultäten geordnet, mit ihren Professoren und Rottenkommandanten. Auch eine zahlreiche Geistlichkeit hatte sich versammelt. Eben schlug die Glocke von der Jesuitenkirche die zwölfte Stunde, da ordneten sich die Reihen zu einem Zuge, sechs Mann hoch jedes Glied, Trauerfahnen voraus, unter dem Wirbel der mit schwarzen Flören umschleierten Trommeln. Fred, Tauß und Sturz eilten in das Universitätsgebäude, um aus einem der Hörsäle, der als Zeughaus diente, ihre Waffen zu holen und sich anzuschließen.

„Sind es die Opfer der Revolution, die heute begraben werden?" fragte Fred.

„Nur die fünfzehn vom dreizehnten März," erklärte Tauß, „die in der Herrengasse, auf dem Glacis und auf dem hohen Markt vom Militär erschossen oder erstochen wurden. Zwei Frauen darunter und zwei Studenten: Ein Techniker und ein Humanitätsschüler."

Als sie wieder herunter kamen, stand Mießrigel da, in elegantem schwarzen Anzug, den hohen Zylinder mit Flor umwickelt, eine schwarze Schärpe quer über der Brust. Die Pistole und den Türkensäbel hatte er inzwischen einem Trödler verkauft, um sich neu auszustaffieren. Ob er sich anschließen dürfe? fragte er; er sei als Vertreter der Presse da.

Alle vier gingen sie nebeneinander im Zuge. Die Studenten betrachteten Mießrigel verwundert von der Seite.

„Vertreten Sie eine Zeitung?" fragte Tauß.

„Die ‚Konstitution'," sagte Mießrigel.

„Von diesem Blatte habe ich nie gehört!"

„Das will ich glauben. Sie werden aber noch davon hören. Die erste Nummer erscheint erst in wenigen Tagen."

„Welche Richtung vertritt die neue Zeitung?" fragte Sturz.

„Die einzig richtige Richtung natürlich! Verhütung der Reaktion, Niederhaltung des Militarismus, Bekämpfung der Kamarilla, Ausrottung der Pfaffen, Hinrichtung der Büreaukraten, Guillotinierung aller Volksfeinde! Mein Chef, Herr Leopold Häfner, der Herausgeber der ‚Konstitution', ist verkrüppelt und verwachsen, das sagt genug. Er wird seinen Buckel an allen rächen, die keinen haben!"

Sturz sah ihn wieder von der Seite an und schwieg.

Nach einer Weile wendete er sich leise an Fred: „Was ist das für eine Gattung Mensch? Kennen Sie ihn? Ich erinnere mich, daß wir ihn einmal für einen Naderer hielten?"

Fred zuckte die Achsel.

Im Hofe des allgemeinen Krankenhauses angelangt, gruppierten Nationalgarden, Legionäre und Vereine sich um die kleine Kapelle, in der die Geistlichkeit die Einsegnung der Leichen vornahm. Die Feierlichkeit war schnell vollzogen, die Särge wurden herausgetragen und auf die bereitstehenden Leichenwagen gehoben. Etwas abseits, bei den zwei rohen fichtenen Särgen, die die Leichen der gefallenen Juden enthielten, stand der Rabbiner im schwarzen Ornat, der zu zögern schien. Fred sah, wie ein wohlbeleibter katholischer Priester im weißen Chorhemd lebhaft auf ihn zuschritt.

„Verehrter Herr Kollege," rief er, „wir sind hier alle in demselben Amte, um denen, die für die Freiheit gefallen sind, die letzte Ehre zu erweisen. Wollen Sie mir die Freude machen, sich uns anzuschließen? Warum sollen Altes und Neues Testament sich nicht unter der Fahne der Freiheit zusammenfinden?"

Der Zug setzte sich in Bewegung, und man erlebte das noch nicht gesehene Schauspiel, daß ein katholischer Priester und ein Rabbiner nebeneinander hinter den Särgen herschritten.

Auf seine Frage nach dem katholischen Geistlichen erfuhr Fred, es sei Pater Füster, der Professor der Religionswissenschaft an der Universität, welcher für den wärmsten Freund der Studenten und der Freiheit galt. Schon vor dem dreizehnten sollte er den Universitätshörern von der Kanzel herab zugerufen haben, dem Geist Gottes, der durch die Zeiten wehe,

könne keine Erdenmacht widerstehen, und für das Vaterland dürfe ihnen kein Opfer zu groß sein!

Fred hatte das lebhafte, feurige Wesen des zu derber Körperfülle neigenden Universitätspaters wohlgefallen; wie denn die Jugend gerne ihre Neigung solchen Männern zuwendet, die, rasch und gerade heraus, keine Bedenklichkeiten kennen. „Er macht den Eindruck," sagte er, sich den Kommilitonen anschließend, „als sei er aus demselben kernig-bäuerlichen Holze geschnitzt wie ein Gregor der Große oder ein Luther."

„Er wird auch im Exil sterben wie Gregor, oder sich aufhängen wie Luther," sagte Mießrigel. „Außer es hätten die Inder recht, die sich einbilden, es sei jedem Menschen eine bestimmte, knappe Anzahl von Worten zugemessen, und wenn er die gesprochen, müsse er sterben. Denn wenn dieser Glaube richtig ist, so wird der Füster nicht alt, und es muß ihn der Schlag treffen, noch ehe die Reaktion ihm den Brotkorb höher hängt."

„Bei ehrlichen Menschen," sagte Fred scharf, „die aus ihrer wahren Überzeugung heraus sprechen, werden zehn Worte für eines gerechnet werden."

Es war ein Leichenzug, wie Wien ihn noch nicht erlebt hatte. In unübersehbarer Ausdehnung entwickelte er sich über die Glacis. Bürgergrenadiere und Scharfschützen, weißgekleidete Mädchen, Arbeiter und Musikbanden, die Geistlichkeit, die fünftausend Studenten in Waffen, die Humanitäts- und Gymnasialschüler, der juridisch-politische Leseverein und hundert andere Korporationen, die rasselnden Geschütze der Bürgerartillerie, die vierspännigen Leichenwagen in der Mitte, von Blumen und Fackeln und Uniformen der Nationalgarden umgeben, und über den Köpfen der ernst Dahinziehenden die flatternden Fahnen mit ihren Aufschriften, die Loyalität und Ordnungsliebe ausdrückten oder die Schlagwörter des Tages wiederholten: „Ferdinand!" „Standrecht für Raub und Brandlegung!" „Freiheit und Ordnung!" „Preßfreiheit und Konstitution!"

Eine ungeheure Menschenmenge bildete den ganzen Weg entlang Spalier, lautlos, mit entblößten Häuptern, und auf dem Exerzierplatz vor dem Franzenstor stand die ganze Garnison in Paradeausrückung und präsentierte. Auch das Pionierbataillon, das damals die Herrengasse gesäubert, und die Grenadierabteilung, die auf dem hohen Markt eine Salve abgegeben hatte, waren kommandiert, den Gefallenen die letzte Ehre zu erweisen.

Die Studenten erblickten hierin ein vollständiges Kapitulieren der Militärgewalt vor dem Volke, und Tauß sagte ingrimmig: „Das sollen unsere Offiziere und Generäle sich nur hinter die Ohren schreiben, daß mehr Heldenmut dazu gehört, für die Freiheit zu sterben, als auf Unbewaffnete schießen zu lassen."

„Es ist merkwürdig," sagte Mießrigel, „daß die Menschen die großen Männer immer erst erkennen, wenn diese tot sind. Der Strumpfwirker und der Spenglergehilfe, das alttestamentarische Jüngelchen und der Bäckerlehrling, die wir da zu Grabe geleiten — wer hätte geahnt, daß sie Helden waren? Nicht einmal sie selbst! Sie liefen einfach dem Lärm nach, wie viele andere auch, um nachzusehen, was eigentlich los sei. Erst der Umstand, daß die wahllosen blauen Bohnen sich gerade in ihre Brust verirrten, belehrt uns darüber, daß wir es mit verkappten Freiheitshelden zu tun hatten. Nun ergeht es ihnen, wie es allen wahren Helden ergeht: Die Verehrung, die wir ihnen zollen, kommt zu spät. Hätten wir bei ihren Lebzeiten erkannt, was wir an ihnen besaßen, so hätten wir den Strumpfwirker und den Spenglergehilfen zu Ministern, den Bäckerlehrling zum Bäckermeister und den Bocher wenigstens zum Oberrabbiner ernannt."

„Spotten Sie nicht so unflätig," sagte Sturz strenge. „Wir wissen ganz gut, daß die Ehre, die wir den Toten erweisen, nicht ihrem persönlichen Wert gilt. Wir bestatten sie mit so viel Feierlichkeit, weil jeder von uns statt ihrer in einem dieser Särge liegen könnte, hätte der Zufall es gewollt, und weil wir ihrem Schicksal Mitleid und Ehrerbietung schuldig sind; vielleicht umsomehr, je harmloser und unschuldiger die Opfer fielen, die unser Ringen um die Freiheit forderte."

„Dann sollte man aber auch den jungen Spitzer nicht in Wort und Bild als einen Heldenjüngling feiern," murrte Mießrigel.

„Das tun seine Glaubensgenossen, die sich enttäuscht fühlen, daß von der Gleichstellung der Konfessionen noch immer nichts verlautet. Wollen sie es den vielen intelligenten Juden, die sich in den letzten Tagen um die gute Sache verdient gemacht haben, verargen, daß sie auch an die Emanzipation der Juden denken, wenn sie von der Freiheit sprechen?"

„Die ganze Revolution mauschelt!" sagte Mießrigel.

„Sei nicht engherzig!" mahnte Fred. „In einem Staat,

der zeitgemäße Reformen anstrebt, wäre es doch auch ein Widersinn, Bestimmungen aufrecht zu erhalten, die den Juden auf Schritt und Tritt Prügel zwischen die Füße werfen! Ich gesteh' es offen, das beschämt mich immer, wenn ich daran denke. Es sieht rein aus, als trauten wir uns die Tüchtigkeit nicht zu, auf gleich und gleich neben ihnen zu bestehen, und müßten deshalb zu Gewaltmitteln unsere Zuflucht nehmen. Das ewige Niederhalten stärkt auch nur den Groll und entwickelt schlimme Eigenschaften. Den Metternich sind wir los, sollen wir jetzt zu kleinen Metternichen gegenüber den Juden werden? Das wäre die rechte Freiheit nicht und eine Todsünde an ihrem Geist!"

„Sie haben recht," sagte Sturz. „Gleichheit und Brüderlichkeit jedem Mitstreiter, der sich zu Deutschtum und Freiheit bekennt!"

Auf dem Schmelzer Friedhof überflutete ein warmes, sehnsüchtiges Erinnern Freds Gemüt. Hier lagen seine Voreltern begraben, die Leodolterischen in stattlicher Familiengruft, daneben unter schlichten Rasenhügeln die Ahnen von der mütterlichen Seite, soweit er von ihnen wußte, der Urgroßvater aus der Kaiserstraße, den sie den „Groben Schroll" genannt hatten, wegen seines einsamen und wuchtigen Wesens, und der Urgroßvater aus dem „Blauen Guguck" in der Zieglergasse, von dem erzählt wurde, daß er anno neun vom Linienwall mit einer alten Arkebuse auf die Franzosen habe schießen wollen. Die wußten alle nichts von ihm in ihrer kühlen Erde und hatten nie etwas von ihm gewußt, und lebten doch fort in ihm und kämpften durch sein Herz und seine Hand für die neuen Ideale einer neuen Zeit, von denen sie gleichfalls nichts wußten und nie etwas gewußt hatten. Alle waren sie Seidenweber gewesen, ehrbare und biedere Geschäftsleute, die treu und fleißig ihrem Handwerk lebten, und vielleicht hätte das verheißungsvolle Flügelrauschen des Zeitgeistes sie nur erschreckt, wenn sie hätten aufstehen können aus ihren Gräbern. So wollte es das Gesetz der Verjüngung, daß das fortgeerbte Blut sich wieder neuen Zielen zuwandte und immer wieder nach neuen Höhen ausblickte . . . .

An der offenen Grube, die den Gefallenen zur gemeinsamen Ruhestätte dienen sollte, ergriff zuerst der Rabbiner das Wort. Es forderte abermals Mießrigels Spott heraus, wie er den beiden Glaubensgenossen, dem kleinen Spitzer und dem jüdischen

Drechslergesellen, ehrende und vielleicht allzuhoch klingende Worte nachrief: Sie hätten sich als Sprößlinge aus dem heldenmütigen Stamme bewährt, aus welchem Ehut und Simson, David und Jonathan entsprungen und die ritterlichen und glorreichen Makkabäer hervorgegangen seien! Aber die Ergriffenheit und Begeisterung der übrigen Zuhörer fand nichts Übertriebenes in solchen Dithyramben; man kannte keine Scheidemünze des Wortes in jenen Tagen und war gewohnt, großmütig, wie es Siegreichen und freigebig, wie es Glücklichen so wohl ansteht, bei jeder Gelegenheit die schwersten Goldstücke des Ausdrucks verschwendet zu sehen. Und als nun erst Pater Füster das Wort ergriff und seine volkstümliche Beredsamkeit auf die Gemüter wirken ließ, da blieb kein Auge trocken, sogar Mießrigels Auge nicht, und aus der offenen Gruft der Toten, dieser stummen, gleichgiltigen, namenlosen Zufallsopfer, erhob sich in Riesengröße der Gedanke, für den sie unbewußt verblutet hatten, und segnete Österreichs Jugend mit seinem heiligen Feuer.

Weithin klang die Stimme des kühnen Priesters: „Heil ihnen! Sie starben den schönsten Tod, den Tod fürs Vaterland! Heil ihnen! Sie starben für eine große Idee und künden die Herrlichkeit und Siegeskraft der Ideen! Sieget ihr heiligen Ideen! .... Es siege die Wahrheit, die Himmelstochter, bei deren Namen die Herzen im Hochgefühle schlagen! Es siege das Recht, das unveräußerliche, dem Menschen angeborene, vor Gott geheiligte Recht! Es siege die Freiheit, die Schwester des Rechts, die Schwester des Friedens und der Liebe! ....."

Er hielt inne und trat einen Schritt zurück und breitete die Arme aus, als ob er die ganze Stadt, das ganze Vaterland segnen wollte ....

„Und du, Mutter Erde! Bewahre die Samenkörner, die wir dir anvertrauen! Trage die himmlische Saat, die aus ihnen erwachsen muß, aus ihnen erwachsen wird! Verkünde es weit hinaus, du heilige Stätte, auf der wir weilen, das Wort des ewigen Meisters: Eine größere Liebe hat niemand, als wer das Leben gibt für die Brüder!"

Fred hob den Blick und sah den klaren, sonnigen Vorfrühlingshimmel über dem Friedhof leuchten; und sah im Abendglanz die Höhenzüge des Kahlenberges und des Leopoldsberges erglühen, der ewigen Zeugen und treuen Wächter dieser herrlichen, uralten deutschen Stadt. Und er streckte die Hände aus

und vereinigte sie in stummer Ergriffenheit mit den Händen seiner Komilitonen: Ein heiliges Gelöbnis, über dem Errungenen zu wachen und die Waffen nicht eher aus der Hand zu legen, als bis es gegen jede Gefahr gesichert und den Volkswünschen getreu dauernd befestigt wäre!

* * *

Pappelmann trat bei Frau Brodbeck ein, sagte guten Morgen und bat um sein Frühstück.

„Sie kommen auch, wann es Ihnen ansteht," eiferte Frau Brodbeck; „seit einer Stunde wärme ich den Kaffee für Ihnen auf."

Sie verschwand in ihrer kleinen Küche, wo sie lauter, als es nötig gewesen wäre, mit Geschirr und Hafendeckeln klapperte, und brachte ein hohes Glas, in dem Kaffee und Milch zusammengegossen waren und ein Eßlöffel steckte. Er hatte sich am Tische niedergelassen, gähnte und sah übernächtig aus.

„Das wird aber ein Unglück sein, wenn Sie das bissel Kaffee für mich aufwärmen müssen!" murrte er verdrossen.

„Es ist nur wegen dem vielen Holz," jammerte sie, „was dabei aufgeht, und was alleweil teurer wird. So viel wird man doch noch sagen dürfen?"

„Das bilden auch nur Sie Ihnen ein, daß das Holz teurer wird. Es muß jetzt überhaupt alles billiger werden, wo wir die neue Preßfreiheit haben."

„Nichts als der Wein!" rief sie überzeugt: „weil jetzt jeder Bauer Wein pressen darf und kostet ihm keine Steuer."

„Sind Sie aber dumm!" sagte Pappelmann und lachte. „Wegen dem Weinpressen heißt es doch nicht Preßfreiheit?"

„Also wegen was denn sonst?"

„Weil die Verzehrungssteuerbeamten bei den Linien," klärte er sie auf, „die Leute nicht mehr pressen dürfen. Verstehen Sie? Deswegen müssen jetzt alle Viktualien billiger werden. Sagen Sie es nur dem Greisler und lassen Sie Ihnen nicht überhalten! — Wie geht es Ihrem Neffen, dem jungen Brodbeck? Liegt er noch im Spital?"

„Die nächsten Täg' soll er herauskommen. Es war nur ein Dippel*)."

---

*) Beule.

„Na, ich bedank' mich! Wenn einer mit einem schweren Schmiedhammer eine Dachtel*) auf den Schädel kriegt! .... Dem sein Köpfel muß schon auch so dick sein wie das von seiner Frau Tant'!"

Er faßte das Glas an, um zu trinken, und verbrannte sich die Finger.

„Wär' eh' nicht notwendig, daß Sie so hitzig aufwärmen!" fuhr er sie an. „Jetzt kann ich wieder blasen, bis er ausgekühlt ist."

„Wenn der Kaffee kalt wär'," sagte sie, „täten Sie erst recht schimpfen. Warum kommen Sie nicht zu rechter Zeit?"

„Bisgurn!" brummte Pappelmann.

„No ja, weil Sie einen gleich so anschnauzen, daß man sich rein nichts mehr zu sagen traut."

„Weil Sie tun, als ob ich mein eigener Herr wär'," fuhr er wieder auf und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Glauben Sie, unsereiner kann frühstücken, wann er möcht'? In meinem Magen pfeift eh' schon der Wind, so leer als wie er ist!"

Der Weber Priesching trat ein und setzte sich zu ihm. Wie es dem gnädigen Herrn gehe? wollte er wissen.

„Eine schlechte Nacht haben wir gehabt," sagte Pappelmann, den Löffel in der Luft haltend und emsig blasend. „Der große Arbeitssaal auf dem Braunhirschengrund, wenn alle Stühle in Gang waren, hat nicht so viel Lärm gemacht, als wie der gnä' Herr allein. So sauer wie dem das Sterben wird! Und er mag halt durchaus nicht und hat noch so viel überschüssige Kraft in sich, die will er früher noch auslassen. Zu dritt haben wir ihn halten müssen die Nacht, ich, die Frau und der Herr Alfred."

„Spitzwegerich wär' halt das Beste," meinte Prieschig. „Ich will heut' auf den Galiziberg gehn und schauen, ob ich schon einen find'. Es müssen aber die ganz jungen, frischen Blätter sein, und in dem Moment, wo er aus dem Boden außerspitzt, muß man ihn stechen."

„Dem hilft auch kein Spitzwegerich mehr!" sagte Pappelmann bekümmert. „Der Patzenhauer ist erst vor einer Viertelstunde weggegangen, er sagt, die nächste Nacht werden wir kaum mehr erleben."

---

*) Schlag, Merks.

„A belei!“ machte Prieſching im Ton jener etwas unſicheren Überzeugung, die ſich ſelbſt Mut zuſprechen möchte. „Was wiſſen denn die Dokters? Die haben ſchon oft einen Lebendigen für tot gehalten! War es nicht geradeſo mit dem Kaiſer Joſef? Den haben ſie auch für tot erklärt, und jetzt, wo jeder drucken laſſen darf, was er weiß, kommt es erſt heraus, daß er heute noch lebt.“

„Der Kaiſer Joſef? Hören Sie auf!“ rief die Brodbeck und ſtand mit gekreuzten Armen lauſchend da. „Der Kaiſer Joſef lebt noch?“

„Freilich! Im Kloſter Melk halten ſie ihn gefangen. Über hundert Jahre ſoll er ſchon alt ſein, aber ſonſt noch ganz beiſammen. Der Metternich hat nicht wollen, daß er ihm etwas dreinredet, weil der Kaiſer Joſef halt immer mehr für die armen Leut' geweſen iſt und die Verzehrungsſteuer hat abſchaffen wollen. Und deswegen haben ſie ihn eingeſperrt.“

Er zog ein Blatt aus der Taſche, auf dem unter einem ſchlechten Holzſchnitt des unvergeſſenen Volkskaiſers die Wundermär ſchwarz auf weiß gedruckt ſtand.

„Das muß ich doch gleich dem Herrn Alfred ſagen,“ meinte Pappelmann eifrig. „Der iſt jetzt ſo eine Art Bürgermeiſter, der wird ſchon dafür ſorgen, daß der Kaiſer Joſef wieder herauskommt! No ja, wenn wir jetzt alle die Freiheit haben, ſo können ſie doch den Kaiſer Joſef nicht eingeſperrt laſſen? Jeſus, wenn das unſer junger Herr Fred hört .... Der macht ja ſtantapedi eine neue Revolution!“

An demſelben Tage, und noch ehe Pappelmann ihm von der wider göttliches und menſchliches Recht verſtoßenden Gefangenhaltung Kaiſer Joſefs Mitteilung machen konnte, ſtellte Petz im proviſoriſchen Bürgerausſchuß den Antrag, es ſei eine Abordnung zum Miniſter Pillersdorf zu ſenden, mit der Bitte, ſo raſch als irgend möglich ein vorläufiges Preßgeſetz zu erlaſſen.

„Das iſt keine Freiheit,“ ſagte er, „das iſt Anarchie! Jedem gewiſſenloſen Schreiber, Drucker oder Lithographen ſteht die Möglichkeit offen, ſich Geld zu machen, indem er auf die Dummheit und Leichtgläubigkeit der Menge ſpekuliert oder ihren niedrigſten Inſtinkten ſchmeichelt. Der ehrbarſte Privatmann iſt nicht mehr ſicher davor, ſeinen Namen durch die Goſſe gezogen zu ſehen, und ich habe von Fällen gehört, wo wohlhabenden Leuten für die Unterdrückung von Flugblättern

und Zeitungsartikeln, die ihre und ihrer Familie Ehre ganz grundlos besudelten, Geld abgenommen wurde! Einen solchen Zustand kann man nicht mehr Preßfreiheit nennen, das ist Erpresserfreiheit! Die Zensur, wie sie bis vor kurzem gehandhabt wurde, war eine törichte und veraltete Einrichtung, sie diente hauptsächlich dazu, die Regierenden in Unwissenheit über die Bedürfnisse und den wahren Zustand der Bevölkerung zu erhalten. Sie mußte fallen und niemand weint ihr eine Träne nach. Daraus folgt aber nicht, daß an ihre Stelle jetzt das Chaos treten soll. Wir brauchen dringend ein vernünftiges Preßgesetz, das die Literaten vor den Übergriffen engherziger Behörden, aber auch das Publikum vor der Gewissenlosigkeit elender Schmieranten schützt!"

In der Versammlung saßen nicht viele Männer, denen solche Worte nicht aus dem Herzen gesprochen waren. Aber die meisten fanden es nicht geraten, in einer so heiklen Angelegenheit offen Stellung zu nehmen. Zur Vernunft zu mahnen, war jetzt ein Wagnis, man lief allzuleicht Gefahr, in den Geruch reaktionärer Gesinnung zu kommen. Die Studenten hatten so oft gehört und gelesen, sie seien die edelsten, die ritterlichsten jungen Leute in der ganzen Welt und hätten sich unvergängliche Lorbeeren um die Geschichte des Vaterlandes errungen, daß es schier nicht ganz ungefährlich war, an dem gegenwärtigen Zustand, den sie ganz allein heraufgeführt zu haben glaubten, irgend etwas nicht in vollster Ordnung zu finden. Eine nächtliche Katzenmusik war noch das Harmloseste, was einem, der es wagte, Bedenken zu äußern, passieren konnte.

Petzens Antrag fand darum nur eine laue Aufnahme. Und einer der Herren sprach es ganz offen aus: Das Wort „Gesetz" habe dermalen beinahe einen etwas üblen Klang; wer könne wissen, was die „goldenen Jungen" dazu sagen würden, wenn man sich für ein Preßgesetz erwärme, das doch immerhin eine gewisse Einschränkung der Preßfreiheit bedeute.

„Die Gefahr einer Reaktion ist noch immer nicht beseitigt," sagte er; „man darf die Begeisterung der Aula nicht abkühlen! Lieber beugen wir uns vorderhand ihren Schlagworten und warten ab, ob sich die Schmutzliteratur nicht vielleicht selber umbringt."

„Da tut einem die Wahl weh," meinte der alte Herr Beywald, der gleichfalls im Bürgerausschuß saß, „was vorzu-

ziehen sei: der Absolutismus Metternichs, oder die Willkürherrschaft ihrer Heiligkeit der liberalen Phrase!" ....

Auf dem Heimweg traf Beywald auf der Gasse mit Schinackel zusammen, der gerade aus einer Volksversammlung kam und wiederholte ihm seine Bedenken.

„Laßt das Kraut wuchern!" sagte der; „die junge Freiheit muß sich austoben. Das öffentliche Leben gefällt sich in Gegensätzen, und die Völker halten es wie die Weiber mit der Mode: Erst hängen sie sich hinten und vorne Pölster hinauf, daß sie sich fast nicht rühren können und aussehen wie die Tonnen; dann ziehen sie sich auf einmal fast bis aufs Hemd aus und gehen antik. Das muß alles überdauert werden, eh' ein vernünftiger Schneider zu Worte kommen kann, der ihnen eine zeitgemäße, praktische und zugleich kleidsame Toilette zurecht schneidert."

Er suchte jetzt Fühlung mit den breiten Volksschichten und trieb sich viel in Gasthäusern und Spelunken, in Werkstätten und bei kleinen Handwerksmeistern umher, um die Bedürfnisse und Wünsche der Leute recht genau kennen zu lernen. Er wußte gut mit ihnen zu reden, wenn sie am Wirtstisch saßen, oder bei ihrer Arbeit waren, und hatte ein warmes Herz für ihre Sorgen und ihre Sehnsucht. Nur wenn sie in Masse beisammen waren, schätzte er sie gering und scheute sich nicht, ihnen durch die Blume zu verstehen zu geben, daß sie alle zusammengenommen weitaus urteilsloser seien als jeder einzelne von ihnen für sich allein, daß sie aus Eigenem doch nichts Vernünftiges zustande bringen würden, und froh sein müßten, wenn einer sich um ihre Angelegenheiten annähme, der gescheiter sei als sie. Aber gerade das gefiel den meisten, weil sie Wahrheit darin spürten, und wenn auch manchmal gegen ihn gerummelt wurde, so gewann er doch allmählich einen großen Anhang, und gerade die Besseren und Besten befanden sich darunter. Auf dem Schottenfeld, in Mariahilf und Gumpendorf gab es bald eine ganze Anzahl biederer kleiner Leute, die ihn als Freund und Berater verehrten und bereit gewesen wären, für ihn durchs Feuer zu gehen. Und Schinackel war entschlossen, nachdem er das erste Drittel seines Lebens seinen Idealen und das zweite dem Geldverdienen gewidmet hatte, das dritte Drittel seinen Mitbürgern und dem Vaterlande zur Verfügung zu stellen, falls sie es irgendwie sollten brauchen können.

Wenige Tage später trafen Petz und Mosch-Eskeles im Leseverein mit dem Freiherrn von Auenwald zusammen. Der erzählte ihnen, ein neues liberales Preßgesetz sei so gut wie fertig, die Veröffentlichung könne jeden Tag erfolgen.

„Wissen Sie auch, Herr Baron," sagte Mosch, „daß ängstliche Gemüter eine neue Erregung der Aula durch die Bekanntmachung eines Preßgesetzes befürchten?"

„Nennen Sie mich nicht Baron!" wehrte Auenwald ab; „wir sind alle konstitutionelle Bürger. Übrigens dürfte über die Stimmungen der Aula niemand besser unterrichtet sein als Herr Leodolter?"

„Ich pflege meinen Sohn nicht auszuholen," erwiderte Petz. „Die Jugend kommt auch manchmal auf Irrwegen ans Ziel. In diesen gärenden Zeiten bin ich schon zufrieden, wenn wenigstens wir Reifen halbwegs das Richtige treffen."

„Im öffentlichen Leben," sagte Auenwald, „ist Diplomatie alles. Die Wörter muß man der Menge lassen, die Worte sollen das Gepräge der Einsicht nicht verleugnen. Das liberalste Preßgesetz, das es auf der Welt gibt, wäre der Aula, wie sie heute gestimmt ist, reaktionärer Tobak, wenn es von der Regierung ausgeht. Darum gab ich meinem verehrten Freunde Pillersdorf den Rat, der auch befolgt wurde, den beliebten Professor Hye von der Universität zur Ausarbeitung beizuziehen. So wird die Aula selbst die Vernunft gegen die Unvernunft der Aula in Schutz nehmen."

„Hoffen wir, daß die Vernunft sich als die Stärkere erweise," sagte Mosch.

Es war eine eitle Hoffnung. Schon in den Frühstunden des Tages, an dem die ersten gedruckten Exemplare des neuen Gesetzes ausgegeben wurden, fand Fred, als er auf der Universität ankam, die Kollegen in heller Aufregung.

„Man will das Volk in den April schicken!" rief Tauß ihm entgegen (es war der erste April); „das Zensuramt haben sie aufgelöst und das Zuchthaus wollen sie an seine Stelle setzen! Wenn wir uns ein solches Preßgesetz gefallen lassen, dann müssen wir von nun ab schamrot werden, wenn uns noch einmal jemand als Befreier des Vaterlandes feiert!"

Von den Stufen der Jesuitenkirche begann eben ein bewaffneter Student das Gesetz vorzulesen. Alles umdrängte ihn, und bei jedem Punkte, der nicht ein Recht gewährte, sondern Verpflichtungen auferlegte oder gewisse Garantien von

Seite der Schriftsteller oder Drucker forderte, erhob sich Geschrei und Tumult.

„Ich protestiere im Namen der Konstitution!“ rief Mießrigel, der sich gleichfalls Zutritt auf den Universitätsplatz zu verschaffen gewußt hatte.

„Meinen Sie Ihre Zeitung, oder das Grundgesetz?“ fragte Sturz.

„Ich meine beides,“ sagte er. „Wenn dieses unkonstitutionelle Preßgesetz Gesetz wird, so geht es der „Konstitution“ (mit Gänsefüßchen) an den Kragen. Wenn es aber der „Konstitution“ (mit Gänsefüßchen) an den Kragen geht, dann bleibt die Konstitution (ohne Gänsefüßchen) auf dem Papier. Darum muß, wer es mit der Konstitution (ohne Gänsefüßchen) ernst meint, dieses unkonstitutionelle Preßgesetz mit allen konstitutionellen Mitteln bekämpfen!“

Inzwischen erhob sich neuer Lärm. Von Richtern sollten Preßdelikte abgeurteilt werden, nicht von Geschworenen! Nun waren sie alle mit sich im Reinen: Dieses Preßgesetz war unkonstitutionell, die Aula durfte es sich nicht bieten lassen! Ein Feuer wurde angemacht, sie verbrannten alle verfügbaren Exemplare. Es geschah mit demselben feierlichen Ernst, mit dem Luther die päpstliche Bulle verbrannt hatte.

Für den Nachmittag hatte Professor Hye einen Vortrag angekündigt, das Gesetz, das er ausarbeiten geholfen, zu erläutern und zu verteidigen. Aber wenn er mit Engelszungen geredet hätte, eher hätte er einen Tauben überzeugt, als den fanatisierten jungen Leuten das tiefgewurzelte Mißtrauen ausgeredet, das wie eine Krankheit in ihnen fortwütete. Eine so stürmische Versammlung hatte Fred in der Aula noch nicht erlebt. Kuranda und Schuselka sprachen, die seit Jahren verbannten Literaten, die der Sieg der Revolution in die Heimat zurückgeführt hatte. Vor ihren demagogischen Gemeinplätzen zerstoben die Argumente der sachlichen Beredsamkeit wie Herbstlaub im Sturm. Eine Deputation wurde gewählt und an Pillersdorf gesendet: er möge das Preßgesetz zurückziehen!

Auf dem Universitätsplatz in Gruppen beisammenstehend, warteten die Studenten auf die Antwort.

„Bin ich froh, daß ich kein Minister bin!“ sagte Mießrigel. „Ich habe mich entschlossen, erst unter der Reaktion ein Portefeuille anzunehmen. Früher hat die Herrlichkeit doch keinen Bestand!“

„Schreiben Sie nicht für die ‚Konstitution'?" fragte Sturz.

„Nur um den Lauf der Weltgeschichte zu beschleunigen. Je radikaler wir es treiben, um so bälder gelangen wir ans Ende. Jeder Federstrich, den wir tun, ich und der Häfner, ist ein Spatenstich zum Grabe des großen Durcheinanders, das dem kreißenden Schoße der Revolution entsprungen ist, während wir auf die Freiheit hofften."

„Sie müßte man standrechtlich erschießen!" sagte Tauß, „wenn Sie überhaupt ernst zu nehmen wären!"

„Da haben Sie einen guten Gedanken ausgesprochen," versetzte Mießrigel. „Zur Freiheit gehört unbedingt das Standrecht. Was schicken wir eine Deputation zum Pillersdorf? Wir brauchen keine Gesetze und keinen Minister. Die Freiheit allein tut es auch, und wer nicht in unser Horn stößt, wird standrechtlich hingerichtet. Das erst wäre die wahre Freiheit."

Tauß wollte ihm an den Leib, und sie wären vielleicht handgemein geworden, hätte Fred sich nicht zwischen sie geworfen und sie getrennt. Um sie abzulenken, brachte er das Gespräch auf die Vorgänge in den Provinzen und fragte, ob neue Nachrichten eingetroffen wären? Jeder erzählte, was er gehört oder gelesen hatte.

„Es gibt zu denken," sagte Sturz, „daß in allen nichtdeutschen Provinzen nach der ersten Freude über das Ende Metternichs die Bewegung einen nationalen Charakter angenommen hat. In Venedig und Mailand flattert die Trikolore, in Krakau sammeln sich die Begnadigten von 1846, in Prag rühren sich die Tschechen, und in Pest wissen sie überhaupt nichts mehr von Österreich und gründen den magyarischen Einheitsstaat. Wenn wir noch Ehrgefühl im Leibe haben, so muß auch für uns die Losung lauten: Deutschland vor allem, und dann erst Österreich! Wir sind es schon unserem Kaiser schuldig. Der ganze Kontinent steht in Flammen, die Demokraten der meisten deutschen Staaten blicken hoffnungsvoll auf uns! Die Kamarilla aber, die den freiheitlichen Willen Ferdinands zu verheimlichen und zu verfälschen trachtet, ist zu beschränkt, um zu begreifen, daß über kurz oder lang ein demokratisches Reichsparlament in Frankfurt eine Kaiserkrone zu vergeben haben wird. Wenn wir jetzt locker lassen und nur eine Fußbreite den scheinbar wohlwollenden Vorstellungen jener Männer nachgeben, die sich als die Besonnenen und Maßvollen aufspielen, in Wahrheit aber die mit Blindheit Ge-

schlagenen sind, so wird in Zukunft Berlin und nicht mehr Wien die deutsche Kaiserstadt sein!"

Das leuchtete allen ein. Eine alte Vettel ging herum, die in ihrem Korb schwarz-rot-goldene Bänder und Schleifen feil hatte. Fred kaufte eine Kokarde und befestigte sie an seinem Stürmer, auf dem eine große weiße Straußenfeder wehte. Es gab seit wenig Tagen eine akademische Legion, die sich trotz des Einspruchs der Regierung von der Nationalgarde abgezweigt hatte und selbständig organisiert war. Die Verkäuferin wurde ihre Ware geschwind los. Binnen wenigen Minuten hatten die Legionäre ihren Vorrat aufgekauft.

Als die Deputation zurückkehrte, gab es brausenden Jubel. Der Minister hatte klein beigegeben, sein Preßgesetz als einen nur vorläufigen Versuch bezeichnet und seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, einen neuen Entwurf entgegenzunehmen, den die Aula selbst ausarbeiten sollte. Das übertraf die kühnsten Erwartungen und beleuchtete überraschend für die Studentenschaft selbst, den ungeheuren Einfluß, den sie sich in den Märztagen zu erringen gewußt. Ein unbändiges Machtbewußtsein schwellte die Brust der jungen Leute, es war ein stolzes Gefühl, zu wissen, daß sie den Räten der Krone diktieren konnten und, statt sich in Vorlesungen zu langweilen, vor den Augen Europas die Zügel des Kaiserstaates in ihren Händen hielten. Kuranda und Schuselka wurden auf die Schultern gehoben und im Triumph umhergetragen, dann schritt man zur Wahl eines Komitees, das das neue Preßgesetz beraten sollte, und jede Kompagnie der akademischen Legion entsendete einen Vertrauensmann.

Unter den Schriftstellern, deren Eintritt ins Komitee in Vorschlag gebracht wurde, war auch Mießrigel genannt worden, als Mitarbeiter der „Konstitution". Er hatte aber dankend abgelehnt, und als sie gemeinsam die Aula verließen, wollte Fred wissen weshalb?

„Wenn ich dir einen Rat mitgeben darf auf deine Siegeslaufbahn," sagte Mießrigel, „so tue desgleichen und laß dich niemals in ein Komitee wählen! Denn in einem Komitee gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder es kommt etwas Gescheites heraus, oder etwas Dummes. Im ersten Fall, der sehr selten ist, besteht der höchste Lohn, der dir zu Teil werden kann, darin, daß die übrigen Komiteemitglieder sich zum Dank und zur Anerkennung für deine Tätigkeit von den Sitzen er-

heben. Was kann dir aber dagegen im zweiten Falle, der der viel häufigere ist, nicht alles passieren! Nicht bloß für deine eigenen Handlungen, auch für jeden Unsinn, den die andern beschließen, wirst du verantwortlich gemacht, und in bewegten Zeiten, wie die jetzigen sind, kann dir die Mitgliedschaft schließlich noch den Kopf kosten. Denn der Seiltänzer tanzt nur solange auf dem Seil, bis er herunterfällt, und die Revolutionen diktieren den Regierungen nur solange ihren Willen, bis diese sich stark genug fühlen, Kanonen auffahren zu lassen."

„Du glaubst noch immer nicht an den Sieg der guten Sache?" sagte Fred enttäuscht. „Es ist umsonst, dem Blinden eine Fackel vorzutragen! Pillersdorf ist ein durch und durch liberaler Mann, das bekräftigt sein heutiger Entschluß. Er sollte Kanonen gegen das Volk auffahren lassen?"

„Er nicht, aber ein anderer. Pillersdorf ist tot. Daß er heute vor der Aula kapitulierte, genau wie Metternich es tat, das ist der erste Nagel zu seinem Sarg."

„Du meinst, daß die Kamarilla ihn stürzen wird?"

„Die Kamarilla? — Ihr werdet ihn stürzen! Ihr seid jetzt die liberale Kamarilla des Volkes!"

„Mit dir ist nicht zu reden!" sagte Fred ungeduldig und machte sich los.

Eh' er sich entfernte, zog Sturz ihn beiseite und flüsterte mit ihm und anderen Kommilitonen, die ins Vertrauen gezogen waren. Von Mund zu Mund flog die Losung für den kommenden Tag. Denn es durfte keinen Tag geben, wo sich nicht etwas Besonderes ereignete. Man war im Zuge, es lechzten alle nach neuem Aufsehen, geradeso wie manche Kranke ihren Durst nicht löschen können und nur immer durstiger werden, je mehr sie trinken.

Es dunkelte bereits, als Fred endlich nach Hause eilte. Am Platzel hinter St. Ulrich stand genau wie sonst das Haus „Zum goldenen Stuck" und wußte nichts von den großen, lärmenden Ereignissen da draußen. Ganz finster lag es da, still und schweigsam, nur mit einem schwachen Lichtschein hinter wenigen Fenstern — es war ein seltsamer Gegensatz, diese Abgeschlossenheit und Ruhe für einen, der mitten aus dem Brausen des neu erwachten Lebens kam . . .

Poldi lag noch wach, es ging ihm bedeutend besser, die Wunden waren am Verheilen, die Fiebererscheinungen seit einigen Tagen zurückgegangen. Fred setzte sich an sein Bett,

die Brüder faßten sich an der Hand und liebten einander, in jedem aber war eine ganz andere Welt . . .

„Der Muschir schwebt noch immer zwischen Tod und Leben," sagte Poldi. „Gebe Gott, daß er es übertaucht! Zur Arbeit wird er auf alle Fälle noch lange nicht zurückkehren können, wenn überhaupt je. Auf Onkel Edi ist nicht zu zählen, und Petz allein richtet es auch nicht. Der mutet sich überhaupt zu viel zu, das politische Leben greift ihn an, er vergißt, daß seine Gesundheit nicht die festeste ist. Wenn wieder ruhigere Zeiten eintreten, werde ich darauf dringen, daß er eine Zeitlang ins Himmelhaus zieht und sich Schonung auferlegt. Der Patzenhauer meint auch, daß es notwendig wäre. Nun muß ich eilen, daß ich mich herausmache. Es ist noch ein Glück für uns, daß der Geschäftsgang stockt. Denn wäre Nachfrage nach unseren Artikeln, so würde uns die Konkurrenz aus dem Felde schlagen. Niemand hat so arg gelitten wie wir, wir müssen einfach von vorne anfangen und das so bald als möglich, sonst gehn uns die besten Kunden verloren."

„Mach dir jetzt keine Sorgen, Poldi!" mahnte Fred. „Warte nur erst ganz ruhig deine volle Genesung ab. Inzwischen klären sich die politischen Verhältnisse; dann wollen wir gemeinsam bedenken, was zu geschehen hat."

„Darüber bin ich mit mir längst im Reinen," sagte Poldi. „Im Hinterhaus werden noch ein paar neue Stühle aufgestellt, man muß halt so knapp zusammenrücken, daß es zur Not gerade noch geht. So werden wir den allerdringendsten Anforderungen entsprechen können, sobald die Ruhe zurückkehrt und der Geschäftsgang sich wieder hebt. Der Seyfried arbeitet schon daran, allerhand altes Gerümpel wieder flott zu machen, das sich noch auf dem Dachboden gefunden hat. Selbstverständlich kehren wir zu unseren alten Modellen zurück, ans Mechanische läßt sich vorderhand nicht denken. Ganz kleinweis von unten müssen wir mit der Handarbeit wieder anfangen. Inzwischen bauen wir das Fabriksgebäude in Braunhirschen draußen von Grund neu auf."

„Was sagt Tante Sephine dazu?"

„Sie macht sich schwere Sorgen und meint, wir stünden am Ruin. Görgis Tod und des Muschirs Krankheit haben ihre Nerven erschüttert. Es ist wahr, das Kapital, das im Braunhirschengrund steckte, ist verloren und der Schaden, den wir durch die Zerstörung der kostspieligen Kraftstühle erleiden,

unberechenbar. Auch hat uns das Unglück nicht auf der Höhe unserer Kraft überrascht; schon durch die letzten schlechten Jahre, die ununterbrochen Zubuße forderten, waren wir bedenklich geschwächt. Die Barmittel, über die wir verfügen, sind auf kaum zehntausend Gulden zu veranschlagen, der Muschir hat alles in den Betrieb investiert, und der ist jetzt vernichtet. Das Schlimmste aber wäre, wollten wir verzagen und die Hände in den Schoß legen. Ich habe bereits mit Ohm Schinackel gesprochen, der ein großdenkender und weitblickender Mann ist. Er hat sich bereit erklärt, sich als stiller Gesellschafter am Geschäft zu beteiligen und die nötigen Kapitalien zur Verfügung zu stellen. Der alte Name und der gute Ruf der Firma Leodolter werden das Übrige tun, uns wieder auf die Beine zu helfen."

„Und ich will dafür sorgen," sagte Fred in Bewunderung über des Bruders Umsicht, „daß die Arbeit einen gesunden Boden findet, in dem sie wurzeln kann, und Licht und Luft zum Gedeihen. Erst in einem freien Vaterland wird das bürgerliche Gewerbe sich zu voller Blüte entfalten."

„Eine Revolution kommt mir immer vor wie ein Hagelsturm," sagte Poldi traurig. „Er reinigt zwar die Luft, aber wie viele frische Blätter, Blüten und Früchte bedecken den Boden, wenn er vorüber ist! Erinnerst du dich, wie wir manchmal darüber klagten in unserem Garten im Himmelhaus? Hingegen ein milder Regen ohne Schloßen — der befruchtet nur, statt zu zerschlagen, und macht doch auch die Himmelsluft rein und klar. So mein' ich immer, das Gewaltsame und Gesetzwidrige, das ihr treibt, müsse schließlich Schaden stiften, und der Fortschritt des Vaterlandes könne auch durch eine mehr besonnene und stetige Arbeit erreicht werden."

„Wir begehen keine Gesetzwidrigkeiten!" brauste Fred auf; „wir wehren sie nur ab!"

„Ich verstehe nicht viel von diesen Dingen," sagte Poldi; „aber jetzt ist die Reform doch angebahnt! Warum kehrt ihr nicht in eure Hörsäle zurück?"

„Weil wir keine Schuljungen sind, sondern freie Staatsbürger, die die Intelligenz repräsentieren!" sagte Fred, ein Wort wiederholend, das ihm oft genug vorgesagt worden war. „Jedermann weiß, daß die Reaktion nur einen festen Punkt sucht, wo sie den Hebel ansetzen könnte, um alles wieder um-

zustürzen, was wir seit dem dreizehnten März unter Gefahr unseres eigenen Lebens mühsam aufgebaut haben. Die Augen von ganz Österreich sind auf die Aula gerichtet. Man würde uns der Feigheit zeihen, wenn wir jetzt, auf halbem Wege, die Sache der Freiheit im Stich lassen wollten!"

„Ich habe jetzt, wo ich so krank lag," sagte Poldi, „oft darüber nachgedacht, was das eigentlich für ein Ding sei, die Freiheit? Aber ich konnte nicht recht dahinter kommen, sie nimmt wie Proteus, der die Robben der Amphitrite weidete (wie uns Pater Cassian immer erzählte), die verschiedensten Gestalten an. Nur eines dünkt mich, daß ein wahrhaft freier Mann nur der sein kann, der sich auf nichts anderes verläßt als auf sich selbst und das, was er leistet. Alles, wozu mehr gehören als einer, oder gar viele, alles Konspirieren und Agitieren macht unfrei, weil es gewisse Kompromisse der eigenen Überzeugung fordert. Hast du das nie empfunden?"

Fred lachte.

„Was weiß ich, ob du recht hast oder nicht? Aber daß ich alles hasse, was mit dem verflossenen System noch irgend zusammenhängt, und daß ich nicht anders kann als meinen letzten Atemzug für ein freies, konstitutionelles Vaterland einzusetzen, das weiß ich bestimmt!"

Bei der Abendmahlzeit, die Fred mit Petz und Bethi einnahm, kam es zum erstenmale zu einer ernstlichen Meinungsverschiedenheit zwischen Vater und Sohn. Denn Petz stand nach wie vor auf dem Standpunkt, daß die Preßzustände, wie sie jetzt herrschten, unhaltbar seien, und wurde zornig, als er hörte, daß die Aula Schritte gegen das neue Preßgesetz unternommen hätte.

„Schließlich seid ihr doch junge Leute, die noch nichts geleistet haben," sagte er; „den Staat zu regieren ist Sache einsichtsvoller und gereifter Männer!"

„War es denn nicht zum allgemeinen Besten, was wir taten?" verteidigte sich Fred. „Bisher hat man uns dafür gedankt, sogar der Kaiser hat uns seinen Dank und seine Anerkennung ausgesprochen."

„Ich bin der letzte, der euer Verdienst schmälern will. Ihr selbst werdet es noch in Vergessenheit bringen, wenn ihr so fortmacht. Ich kann dir nicht verhehlen, daß in der Bürgerschaft, die zu ihrer ruhigen Arbeit zurückkehren möchte, eine arge Verstimmung gegen die Aula Platz zu greifen be-

ginnt. Man ist geneigt, sich mit dem bisher Erreichten zufrieden zu geben, und nennt euch Störenfriede, denen das Lärmschlagen nachgerade zur Gewohnheit geworden sei."

Das Wort saß wie ein Dorn in Freds Gemüt. Auf der Aula redete man von einem Philisterium, das die Freiheit schon wieder satt habe, weil sie sein Ruhebedürfnis beeinträchtige. Und nun hatte es fast den Anschein, als ob auch der Vater sich dieser Strömung anschlöße!

Als alle sich zu Bett begeben hatten und nur aus des Muschirs Krankenstube noch ein schwacher Lichtschimmer auf die Straße fiel, schlich er sich leise aus dem Hause und schlug den Weg nach der inneren Stadt ein. Es war eine frische, sternklare Nacht, der Wind wimmerte um die steinernen Fialen des Stephansdomes, der inmitten des hochgiebeligen Häusermeeres wie ein der Ewigkeit trotzendes Felsgebirge mit wuchtig finsteren Massen aus dem Boden wuchs. In seinem Schatten tauchten dunkle Gestalten auf, begrüßten sich stumm und drückten sich an den schweren steinernen Streben entlang gegen die Türmerspforte. Der sagenumwobene Turm, der von verflossenen Jahrhunderten träumte, erwachte aus seinem Schlaf — was rumorte in dunkler, nachmitternächtiger Stunde die enge, hochstufige Wendeltreppe hinan? Erwachten die Geister der Toten und gab es noch einmal ein frevelndes Kegelspiel auf der einsamen Insel der Glockenstube? Der Sturm warf eine Tür ins Schloß, hoch oben über den Wohnungen der Menschen .... Auf den Wipfeln des steinernen Waldes wiegten sich waghalsig schlanke jugendliche Gestalten, kühne Kletterer über der abgrundtiefen Finsternis ....

Am nächsten Morgen wehte im hellen Schein der Frühlingssonne das schwarz-rot-goldene Banner von der steilen Pyramide des Stephansturmes ....

Ganz Wien befand sich in freudiger Bewegung an diesem Sonntag Lätare. In feierlichem Zug wallte die akademische Jugend Deutsch-Österreichs von der Aula durch die Bischofgasse auf den Domplatz und brach in brausenden Jubel aus, als sie hoch oben, am ehrwürdigsten Wahrzeichen der Stadt, die heißgeliebten Farben gegen das klare Firmament flattern sah. Die federngeschmückten Stürmer flogen von den entblößten Häuptern, in der jugendlichen Lockenfülle der Legionäre wühlte der Frühlingssturm, der das dreifarbige Flaggentuch hoch emporwirbelte am altersgrauen Turmgemäuer, daß

es wie eine lodernde Flamme gegen den tiefblauen Himmel züngelte, eine heilige, dreimal heilige lodernde Flamme! Und in den hochschlagenden Herzen der begeisterten Jünglinge hatte nur ein Gedanke Raum: Schwarz-rot-gold! Du Sinnbild deutscher Einheit, deutscher Freiheit! Weit hinaus kündend dem ganzen Lande, daß hier ein freies, deutsches Volk wohnt! Ein Volk, das einmütig zu diesen verehrten Farben schwört: Unser rotes Blut für die Freiheit! Unser Gold und Gut dem großen deutschen Vaterland! Den Tod aber jedem Verräter der heiligen Konstitution!

Wie verklärt hob Fred den trunkenen Blick gegen Himmel, weit öffnete sich sein Herz an diesem Sonntagsmorgen Lätare dem Glauben an die segnende Kraft der Freiheit, der Freiheit des deutschen Wortes und des deutschen Gedankens: Jetzt mußte der Frühling aus allen Furchen der so lange starr vereisten Erde hervorbrechen!

Aus tausend jugendfrischen Kehlen, aus tausend erglühenden Herzen stieg das deutsche Frühlings-Lerchenlied aus der Zeit der Befreiungskriege auf, das Frühlings-Lerchenlied der deutschen Sehnsucht:

„Was ist des Deutschen Vaterland?
Das ganze Deutschland soll es sein,
O Gott im Himmel sieh darein
Und gib uns rechten deutschen Mut,
Daß wir es lieben treu und gut!
Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!"

„Gib acht," sagte Mießrigel zu Fred, „jetzt werden sie gleich die Volkshymne anstimmen! Das geht so durcheinander wie Kraut und Rüben."

„Gewiß werden wir die Kaiserhymne anstimmen," versetzte Fred. „Hast du etwas dagegen einzuwenden?"

„Gegen die Kaiserhymne nicht das geringste, aber das ‚Deutsche Vaterland' geht mir wider den Strich. Ich habe Beziehungen zur tschechischen Nation, der Vetter eines Stiefbruders meines Großonkels hatte eine böhmische Köchin zur Frau. Im Namen meiner lieben, unvergeßlichen Stiefgroßtante, wenn sie auch längst gestorben sein dürfte, protestiere ich gegen die Zurücksetzung der fremdsprachigen Nationen und gegen den Anschluß ans Reich!"

„Es soll niemandem Unrecht geschehen!" entgegnete Fred, dessen reine Begeisterung so hoch über dem Erdboden schwebte,

daß kein Spott und Witz sie berühren konnte. „Die Idee, alle Menschen, alle Nationen zu einem großen liebenden Brudergeschlecht zu vereinigen, ist mehr als ein Traum! Das fühl' ich in dieser heiligen Stunde mit der Kraft der Überzeugung!"

Jetzt wurde mitten aus der Schar einer, über den der Geist gekommen war, auf die Schultern gehoben. Die während der letzten Wochen so üppig in die Halme geschossene volkstümliche Beredsamkeit mußte sich in einer Wiederholung der üblichen Schlagworte Luft machen.

„Weißt du, was diesen Sonntag für ein Evangelium ist?" fragte Mießrigel.

Fred verneinte.

„Evangelium Johannis 6. Jesus speist fünftausend Mann. So viele ungefähr mögen auch hier versammelt sein. Es waren nur fünf Gerstenbrote da und zween Fischlein. Aber alle wurden satt. Die Zeit der Wunder ist noch nicht vorbei. Auch die fünftausend, die hier versammelt sind, werden von ein paar altbackenen Redensarten satt, man braucht nicht einmal zween magere Fischlein dazu."

„Ich bitte dich, schweig!"

„Und als sie satt geworden waren, da sammelten sie die übrig gebliebenen Brocken, und siehe, zwölf Körbe wurden voll davon. Aus diesen zwölf Körben wird uns der nächste Redner speisen. Inzwischen aber, dünkt mich, wär' es an der Zeit, die Volkshymne abzusingen?"

Freds Antwort war deutlich. Er stimmte es selbst an, das „Gott erhalte, Gott beschütze ...." Und begeistert stimmten Studenten und Volk mit ein.

„Wir wollen hin zu unserem Kaiser!" rief ein Student, als das Lied verhallt war, und damit war ausgesprochen, was alle in diesem Augenblicke ersehnten: dem geliebten Monarchen eine friedliche Huldigung darzubringen. Sogleich setzte der Zug sich in Bewegung. Fred hörte, Professor Endlicher habe es übernommen, den Kaiser von der Absicht der Studentenschaft zu unterrichten.

Auf dem Josefsplatz der Hofburg scharten die Studenten sich um das Denkmal des großen Volkskaisers, der die deutsche Kaiserkrone getragen hatte. Tauß, der neben Fred ging, neigte das schwarz-rot-goldene Banner, das er den Kommilitonen vortrug. Da erbrauste das Lied:

„Deutsche Worte hör ich wieder,
Sei gegrüßt mit Herz und Hand,
Land der Freude, Land der Lieder,
Schönes heitres Vaterland!
Alles Guten, alles Schönen
Reiche, selige Heimat du!
Fluch den Fremden, die dich höhnen,
Fluch den Feinden deiner Ruh!
Sei gegrüßt mit Herz und Hand,
Deutschland, Du, mein Vaterland!"

Fred sah den Professor Endlicher aus der Hofburg zurückkehren und eilte ihm entgegen.

„Kinder!" rief der beliebte Hochschullehrer, der mit seiner Brille und dem glattrasierten Gesicht wie das Urbild eines Bureaukraten aussah, aber ein stürmischer Freund der Freiheit und der Jugend war: „Hört, Kinder, was ich für Nachricht bringe! Unser allgeliebter Kaiser Ferdinand, der Gütige, will eure Lieder hören!"

In überwallender Freude faßte er Fred am Ärmel und eilte mit ihm voran durch den Burghof. Die unübersehbare Schar der Stürmer und schwarz-rot-goldenen Kokarden hinter ihnen drein. Auf dem äußeren Burgplatz stellten die Sänger sich in Reih' und Glied. Hinter einem Fenster der kaiserlichen Gemächer glaubte man eine Bewegung wahrzunehmen. Ein Student rief: „Das ist der gütige Monarch, der uns das neue freie deutsche Vaterland gegeben hat!" Wieder erbrauste das Lied vom deutschen Vaterland:

„Was ist des deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß, es ist das Österreich,
An Ehren und an Siegen reich?
O nein, o nein!
Das Vaterland muß größer sein, das Vaterland
muß größer sein!"

Ein Redner wurde auf die Schultern gehoben. „Eure Majestät!" rief er zu den Fenstern der Hofburg hinauf; „Sie sind der gütigste Kaiser, der je auf Österreichs Thron gesessen! Vertrauen Sie auf uns, wie wir auf Sie vertrauen und auf Ihr Kaiserwort! Frei trete sich Volk und Kaiser gegenüber, die Hyder des Mißtrauens und giftiger Verdächtigung fliehe vor unserer Liebe zu dem tiefsten Abgrund der Hölle! Den Thron unseres guten Kaisers zu schützen, sind wir bereit alles aufzubieten. Hoch Ferdinand! Hoch Ferdinand!"

„Laßt uns dem Kaiser eine deutsche Fahne überreichen!“ rief Tauß, und sogleich schlossen sich zwei Burschenschafter ihm an, alle drei begaben sie sich ohne weiteres in die Hofburg.

Die unten sangen inzwischen das „Gott erhalte“ .... Und während sie noch sangen, sah Fred, wie oben ein Fenster sich öffnete und die deutsche Fahne an der Hofburg ausgesteckt wurde. Für einen Augenblick zeigte sich, von den Studierenden in Burschentracht umgeben, der Kaiser am Fenster und schwang das schwarz-rot-goldene Banner — oder hatte er nur seine Hand darauf gelegt? An seiner Seite die Kaiserin — auch sie, als ob sie mit der Hand die Fahnenstange berührt hätte .... Ein tausenstimmiges Jubelgeschrei begrüßte das hohe Paar, das sogleich wieder vom Fenster zurückgetreten und den überraschten Blicken der freudetrunkenen Studenten entschwunden war wie eine Erscheinung ....

Ein Rausch des Entzückens war in allen: „Freiheit! Deutschland! Eine deutsche Freiheit! Ein freies Deutschland!“ ....

„Mir scheint, man geruht ein bisserl farbenblind zu sein, an allerhöchster Stelle,“ sagte Mießrigel zu Fred, als sie miteinander in die Stadt zurückkehrten.

* * *

Im Garten des Himmelhauses blühten die Kirschbäume, und wenn eine milde Luft durch die Zweige strich, so wirbelten zarte, weiche Schneeflocken ins saftgrüne Gras .... Der Muschir saß auf dem Balkon und ließ sein Auge über die frischbegrünten Baumriesen des Auenwaldischen Parkes hinweg in die Ferne ziehn, wo die blauen Hügelketten sich übereinanderschoben.

„Es wird kühl,“ sagte er leise und hob schwerfällig sein Haupt aus dem großen Ohrenlehnstuhl. Julie brachte eine warme Decke und breitete sie sorgsam über seine Beine.

„Ist es recht so?“

Er nickte, und sie kauerte zu seinen Füßen und sah schweigend zu ihm auf. Nach einer Weile wollte sie sich erheben, um im Hause nachzusehen. Er hielt ihre Hand fest.

„Wenn man gesund ist,“ sagte er, „das ist schon etwas.... Aber man sieht dabei doch nur immer“ — — er hielt inne und suchte nach einem Ausdruck — „doch immer nur die Halbscheid,“ sagte er endlich.

Sie wußte nicht recht, wie er es meinte, und blickte ihn fragend an.

„Die Halbscheid, mein' ich," wiederholte er. Das Sprechen und sogar das Denken schien ihm Mühe zu machen. Er bewegte die Lippen, es war, als wollt' er noch etwas äußern, sich irgendwie mit ihr aussprechen.

„Das sind Extremitäten," sagte er schließlich. „Geh nur!"

Im Garten gingen Poldi und Schinackel miteinander auf und nieder.

„Die Frühjahrsmode ist gut für uns," sagte Poldi. „Weber wären auch genug da. Die Erdarbeiten gefallen doch den meisten nicht. Und der Hunger noch weniger. So bleiben sie lieber bei der Weberei. Jetzt wär' ich froh, wenn ich die alten Zampelstühle hätte, die der Muschir seiner Zeit als altes Holz losgeschlagen hat."

„Die Wörter ‚wäre' und ‚hätte' soll man nie in den Mund nehmen," meinte Schinackel. „Vielleicht leiht uns der Patruban eine Handvoll Stühle? Der erstickt ohnedies im Taft."

„Es fehlt uns auch an Raum sie aufzustellen."

„Wir mieten einfach irgendeine leerstehende Wohnung."

„Ich will mit Herrn Patruban sprechen . . . ."

„Da ist noch die alte Eschenlaube!" sagte Schinackel. „Übrigens das muß ich sagen, deine Tante Susann bleibt ein wunderliches Frauenzimmer. Jetzt sieht sie Mutterfreuden entgegen; die Folge davon ist, daß sie nur Ungesalzenes genießt."

Poldi beglückwünschte ihn. Seine ahnungslosen Augen hatten noch nichts bemerkt.

„Ich will dir einen Rat geben Ohm," sagte er scherzend; „laß Tante Susann vom Patzenhauer zur Salzfreude ummesmerisieren."

„Dann lauf' ich Gefahr, daß mein Kind als Hochschlafmütze auf die Welt kommt. Und im andern Falle, daß es keine Knochen mitkriegt. Ich tröste mich damit, daß jeder Unsinn seinen tieferen Sinn hat. Man muß ihm seinen Lauf lassen. Es ist geradeso wie jetzt mit der Politik. Da hilft kein Vernunftpredigen, das Wetter will seinen Willen haben."

Petz, der soeben aus der Stadt eingetroffen war, kam den Kiesweg herunter und begrüßte sie.

„Habt ihr die neue Nummer der ‚Konstitution' gelesen?" fragte er. „Eine so verruchte und blutrünstige Sprache ist

noch nicht geführt worden in Österreich! Häfner oder Mießrigel, oder wer sonst dieses Zeug schreibt, fängt jetzt an gegen das Zweikammersystem zu wühlen. Vor ein paar Monaten noch hätten wir jeden für einen Faselhans gehalten, der uns vorausgesagt hätte, daß wir so bald eine Konstitution bekommen würden. Und heute soll schon die belgische Verfassung, die Pillersdorf sich zum Vorbild nehmen will, nicht mehr liberal genug für uns sein und eine zweite Kammer nichts anderes bedeuten als eine verfassungsmäßige Sanktionierung der Kamarilla."

„Wenn ein Ver sacrum von neuen jungen Menschen hinauszöge auf irgendeine ferne, noch unbewohnte Insel, um dort einen neuen Staat zu gründen," sagte Schinackel, „so brauchten sie freilich mit dem geschichtlich Gewordenen nicht zu rechnen. Als solches Ver sacrum fühlen sich jetzt die Studenten und unser guter Fred mit ihnen. Sie vergessen, daß wir eine tausendjährige Tradition auf dem Buckel mitschleppen, die immerhin auch ein Wörtchen dreinzureden hat."

Petz nickte eifrig und seufzte.

„Das System hat dafür gesorgt, daß jetzt niemand reif ist für die Freiheit, niemand im ganzen Staate, die oben so wenig wie die unten. Wie sollte man es gerade von den jungen Brauseköpfen verlangen dürfen? Der Fehler war nur, daß man ihr Selbstgefühl durch übertriebene Lobeshymnen zu einer Art Größenwahn steigerte. Aber in der Form wenigstens könnten sie vornehmer sein, das wäre schließlich von ihnen zu verlangen. Ich muß sagen, es tut mir weh, daß auch Fred sich an diesen ewigen Katzenmusiken beteiligt, die die Bevölkerung Abend für Abend beunruhigen!"

Poldi fragte, was diese Katzenmusiken zu bedeuten hätten.

„An der Wien*)," erklärte ihm Schinackel, „führen sie jeden Abend ein altes Stück von Benedix auf, das ‚Bemooste Haupt', worin Studenten auf der Bühne einer mißliebigen Person ein scheußliches Ständchen bringen. Das hat der Aula so gut gefallen, daß sie es nachmacht. Ein harmloser Spaß, kommt mir vor."

„Kein harmloser Spaß!" versetzte Petz ernst. „Denn die Katzenmusiken werden allen Personen gebracht, die man für ‚Gutgesinnte' hält, das heißt für solche, die zur Ordnung und

*) Theater an der Wien.

zu normalen Zuständen zurückkehren möchten. Neuestens geht es gegen alle, die mit oder ohne Grund im Verdachte stehn, für das Zweikammersystem einzutreten. Damit hört die Sache auf ein Studentenulk zu sein und wird zum politischen Unfug. Umsomehr als die Aula den Pöbel aus den Vororten dazu heranzieht. Die Folge davon ist, daß der Adel und die reicheren Leute, der steten Behelligung müde, die Stadt verlassen und sich auf ihre Landsitze und Villen zurückziehen. Die Geschäftsleute empfinden es hart, müssen Personal entlassen, die Zahl der Beschäftigungslosen vermehrt sich noch immer!"

„Das sollten wir doch Fred vorstellen," meinte Poldi beunruhigt. „Es ist keine würdige Rolle mehr, die die Studenten spielen!"

„Ich habe mit ihm gesprochen," sagte Petz verstimmt. „Er steht ganz unter dem Einfluß seiner Kommilitonen und entfremdet sich mir immer mehr. Es beginnt eine Kluft zwischen Bürgerschaft und Aula sich zu öffnen, die trennt nun auch Vater und Sohn . . . ."

Die alte Sabin kam in den Garten herunter, die Herren zu suchen. Michella ließ melden, daß die Abendmahlzeit bereit stehe. Im Himmelhaus, das man früher als sonst bezogen hatte, besorgte sie die Wirtschaft für alle und war wieder einmal recht in ihrem Element. Dem Muschir, für den noch besondere Krankenkost bereitet werden mußte, und Julien wurden die Mahlzeiten aufs Zimmer geschickt.

„Man sollte einen Speisenaufzug konstruieren," sagte Edi, „einen Fahrstuhl mit Dampfbetrieb, es würde ein ganz kleiner Motor genügen. Direkt vom Herd hinauf auf den Tisch!"

„Gleich vom Herd auf den Tisch?" wunderte sich Michella. „Das ginge doch gar nicht!"

„O, das ließe sich schon machen," ereiferte er sich. „Im Fußboden des Zimmers müßte natürlich ein rundes Loch ausgeschnitten sein und darüber der Tisch stehen, in dessen Platte sich gleichfalls ein rundes Loch befinden müßte. Das reine Tischlein deck dich! Wäre das nicht ein hübscher Effekt?"

„Es wäre ganz überflüssig," sagte Michella. „Das Mädchen bringt die Speisen in verdeckten Geschirren noch brühwarm aufs Zimmer."

„Wenn ich einmal Zeit finde," sagte er, ganz in seine müßige Idee verbohrt, „so will ich das Projekt genauer studieren."

Alle mußten lächeln, weil nicht einzusehen war, was er eigentlich zu tun hatte.

„Ja, dann will ich es einmal ganz genau durchstudieren und in allen Einzelheiten ausarbeiten; dann lasse ich mir von einem geschickten Mechaniker einen Überschlag machen, was es kosten würde. Der Seyfried müßte so etwas doch auch verstehen?"

„Der Seyfried hat jetzt mit unsern Stühlen genug zu tun," sagte Poldi trocken.

Susann sah ausnehmend herzig aus in ihrer schon weit vorgeschrittenen Rundlichkeit. Auch für sie mußte besonders gekocht werden, da sie nichts Gesalzenes zu sich nahm. Die verwickelten Dispositionen, die alle diese Rücksichten erforderten, gaben Michella Gelegenheit, ihr häusliches Feldherrngenie leuchten zu lassen. Mit wahrem Stolz saß sie bei den Abendmahlzeiten (zum Mittagessen kamen die Herren nicht heraus) am untersten Ende, in freiwilliger Unterordnung, und hielt doch alle Fäden in ihrer Hand, eine stille Heldin, die sich freudig für das leibliche Wohl eines ganzen Tisches von Leodolterischen aufopferte.

„Wie geht es dem Muschir?" fragte Petz. „Ich wollte ihn nicht mehr aufsuchen, er legt sich früh zu Bett, und das Sprechen strengt ihn an."

„Er lebt so hin," sagte Sephine, die auf dem Ehrenplatz saß. „Alles was ihn früher beschäftigte, ist wie verflogen. Ein gebrochener Mann! Das Unglück hat ihn weich gemacht; das ist ein schlimmes Zeichen bei solchen Naturen."

Bethi erhob Einsprache.

„Nicht doch! Er empfindet zum erstenmal in seinem Leben den Segen des Krankseins und das seltsam wehmütige Glück der Rekonvaleszenz. Er schaut in sich hinein und findet lauter unbekannte Dinge. Da staunt er und schweigt."

„Du meinst also, seine Stimmung sei keine trostlose?" fragte Schinackel.

„Ich glaube, daß der Muschir und auch Julie, so lange sie verheiratet sind, noch niemals in dem Maße ein Gefühl des inneren Friedens empfunden haben, wie gerade jetzt. Das mag wunderlich klingen, aber sind wir Menschen nicht wunderlich? Daß wir in scheinbar glücklichen Zeiten so oft aus unserer Haut möchten, während bei schwerem Unglück, das sich eingestellt hat, mancher stille Augenblick sich findet, wo wir uns so tröstlich eins fühlen mit Gott und der Welt . . . ."

„Darf ich um Pfeffer bitten?“ sagte Susann.

„Kein Salz, aber Pfeffer!“ rügte sie Schinackel.

„Man darf seinen Gelüsten nachgeben, man soll es sogar .... in dieser Zeit. Patzenhauer hat es gesagt! Das ist das einzige Gute daran.“

Edi empfahl sich bald, um nach der Stadt zurückzukehren.

„Warum übernachtest du jetzt nie mehr auf dem Lande?“ fragte Schinackel. „Du mußt doch nicht bei den Katzenmusiken mithelfen?“

„Politik? Pfui Teufel! Kann mir gestohlen werden!“ brummte Edi, erklärte sich aber nicht näher und ging.

Er besaß schon seit vielen Monaten ein nettes kleines Absteigequartier in einer stillen, verschwiegenen Gasse, wo er die Toni aushielt, seine Geliebte, eine ehemalige Spulerin, die er zur Dame erzogen hatte, wenigstens äußerlich. Sie war die Schwester des Pölzl Heinrich, der früher in der Leodolterischen Fabrik gearbeitet hatte, und fürchtete sich jetzt, seit die Proletarier wild geworden und zu Macht gekommen waren, nachtüber allein zu bleiben, weil sie ihrem Bruder, der ihr auffässig war, alles zutraute; denn Edi hatte seinen fortgesetzten Erpressungen, die ihn zu ruinieren drohten, schließlich einen Riegel vorschieben müssen.

„Der Edi geht wahrscheinlich in die Stadt,“ scherzte Michella, „um sogleich sein Projekt mit dem Speisenaufzug auszuarbeiten.“

Niemand wußte es, daß er ein doppeltes Heim besaß, nur Sephine hatte davon erfahren; auf dem Weg über die Andreasgasse war es ihr zugetragen worden. Aber sie hatte den Geschwistern nichts verraten, machen ließ sich doch nichts dagegen. Auch jetzt schwieg sie und senkte nur den Blick aufs Tischtuch, entschieden chokiert ....

* * *

Fred stand auf dem Universitätsplatz und verschlang die neueste Nummer des „Freimütigen“, nicht ohne eine gewisse parteipolitische Genugtuung und doch mit einem Gefühl des tiefsten Abscheus. War denn das noch „Freimut“, und nicht vielmehr plumpe Roheit und Gemeinheit zu nennen, was aus diesem erst kürzlich gegründeten politischen Witzblatt geiferte? Und mußte es der guten Sache nicht eher schaden als nützen, wenn so anrüchige Bundesgenossen sich ihrer annahmen? Wohin würde

man schließlich gelangen, wenn es so weiterging? Schon drohte der „Freimütige“ dem Blatte, an dem Mießrigel mitarbeitete, der „Konstitution“, den Rang abzulaufen, nur weil er noch um einen Grad wilder und unverschämter war als dieses und ganz offen das Wort Börnes auf seine Fahne geschrieben hatte: „Hoch lebe die Lumperei!“ ... Da klopfte ihn jemand auf die Schulter, und eine Stimme sagte: „Kennscht mi' noch?“

Er drehte sich herum und sah Ladurner vor sich stehen. „Sapperment noch einmal, siehst du aber martialisch aus!“

Die Mammutknochen des hünenhaften Menschen staken in einer funkelneuen Legionärsuniform. Der Waffenrock war dunkelblau, der umgeschlagene Hemdkragen oben darübergelegt, um die Mitte ein schwarzer Glanzgurt geschnallt, an dem das neu erfundene „deutsche Schwert“ hing. Auf dem hohen, schmalen Gotenschädel saß kühn der federngeschmückte Stürmer mit dem Korps- und Kompagnieabzeichen und der schwarz-rot-goldenen Kokarde daneben.

„Wie kommst du zu der glanzvollen Kluft? Hast du einen Terno gemacht?“

„Sell ischt alles von dem Geld, das der Rothschild und der Sina geblutet haben. Eine ganze Juristenkompagnie ischt davon ausgerüstet worden, und gut zu essen und zu trinken kriegen wir auch noch. Das ischt eine Freiheit, die laß' ich m'r gefallen!“

„Jetzt weiß ich wenigstens, wo du die ganze Zeit her steckst,“ sagte Fred: „Beim Schneider! Der Pillersdorf ist gestern auf der Aula gewesen und hat uns zugeredet, wir möchten zu den Studien zurückkehren. Er schlug vor, die beliebtesten Professoren sollten Kollegien über zeitgemäße Gegenstände ankündigen, über konstitutionelles Verfassungsrecht, Geschichte des englischen Parlaments und dergleichen mehr. Das wäre ja schön und gut, aber wer von uns hat jetzt Zeit, Vorlesungen zu hören?“

Die Studenten stünden im Dienst, bestätigte Ladurner; kein k. k. Beamter hätte so viel zu tun wie sie.

„Wenigstens wüßt' ich nicht,“ meinte Fred, „was die vielen Bittsteller und Hilfsbedürftigen anfangen sollten, wenn sie die Aula gesperrt und uns in den Hörsälen fänden. Vorderhand können wir noch nicht an uns selbst denken, all' unsere Kräfte gehören der Allgemeinheit und dem öffentlichen Wohle. Das ist der Sinn der Freiheit: Keiner für sich, jeder für alle!“

Sturz war zu ihnen getreten. „Das hätte den Herrn

Ministern freilich gepaßt, uns hinter die Schulbücher zu schicken, damit sie besser im Trüben fischen können!"

Ladurner lachte: „Sell will ich gern glauben, ein glatter Ochs tät' ihnen besser gefallen als ein stößiger Stier!"

„Eine schöne Verfassung wäre es, die da herauskäme," sagte Sturz, „wenn ihnen das Studentenkomitee nicht ein bißchen auf die Finger schaute! . . . . Übrigens ist es Zeit, in die Sitzung zu gehen," mahnte er, nach der Uhr blickend.

Das Studentenkomitee war aus den einzelnen Kompagnien der akademischen Legion gewählt, anfangs nur mit der Bestimmung, die Angelegenheiten der Universität zu ordnen. Aber allmählich hatte es sich zu einer Art von Nebenregierung aufgeschwungen, die in mancher Hinsicht einflußreicher war als das vom Kaiser berufene Ministerium. Es hielt sich für berechtigt, ja für verpflichtet, jede Äußerung und jeden Schritt der Regierung aufs strengste zu überwachen und ihr nicht bloß auf die Finger zu schauen, sondern sie auch, wenn es nottat, auf die Finger zu klopfen. Seine Macht wurzelte in der Presse, in der noch immer anwachsenden Not des Proletariats und im Vertrauen der gesamten Bevölkerung, die sich mit allen ihren Rechtshändeln, Wünschen und Beschwerden lieber an die rasch beliebt gewordenen Studenten wendete, als an die längst in Verruf geratene Bureaukratie. So war es gekommen, daß das Studentenkomitee ganz unversehens zur maßgebendsten Verwaltungs-, Justiz- und Regierungsbehörde nicht bloß für Wien, sondern für ganz Deutschösterreich geworden war. Seine Geschäfte häuften sich derart, daß bald die Notwendigkeit eintrat, Unterausschüsse zu bestellen. In einem dieser kleineren Senate, die es an Selbstbewußtsein nicht fehlen ließen, hatten auch die drei jungen Leute Sitz und Stimme, die sich jetzt in das Konviktsgebäude neben der Jesuitenkirche verfügten, wo in einem ehemaligen Hörsaal bereits eine Anzahl von Parteien darauf warteten, ihre Anliegen vorbringen zu dürfen.

Eine Abordnung beschäftigungsloser Arbeiter wurde vorgelassen. Sie beschwerten sich, die Erdarbeiten würden zu schlecht bezahlt. Es waren die Notstandsarbeiten, die die Regierung vornehmen ließ, um das herrschende Elend einigermaßen einzudämmen. Am Wiener-Neustädter Kanal, im Prater und an der Donau gab es solche Arbeitsplätze . . . . Aber von dem Hungerlohn könne niemand leben, sagten die

Proletarier, und die Regierung verweigere eine Aufbesserung! Darum kamen sie zu den Studenten.

Allzuviel Zeit und Kopfzerbrechen forderte der Fall nicht. Die Studenten waren keine Bureaukraten, die erst hätten müssen „Erhebungen pflegen lassen". Nein! Das lag auf der Hand, daß zwanzig Kreuzer für den Tag gerade genug zum Verhungern waren, da gab es gar nichts darüber zu reden! Sollte der Pillersdorf es nur einmal probieren, ob er von zwanzig Kreuzern leben könne! Und kurz und bündig entschied Sturz, der den Vorsitz führte, die Aula werde die Regierung veranlassen, einen höheren Taglohn zu zahlen.

„Ihr könnt euch darauf verlassen!" sagte er. Und mit einem „Hoch!" auf die Aula zogen die Proletarier ab.

Es wurden jetzt die Vertreter einer niederösterreichischen Waldbauerngemeinde hereingeführt, die mit ihrer Gutsherrschaft in einen langwierigen Rechtsstreit verwickelt war. Es handelte sich um Weideservitute, und der Gemeindevorsteher fing beinahe von Adam ab zu erzählen an und berichtete umständlich über die Entstehung des Streites, den bisherigen Verlauf der Sache und alle erflossenen Entscheidungen und ergriffenen Rekurse. Das war nun freilich im Handumdrehen nicht zu erledigen. Sturz versprach, daß eine Juristenkommission sich an Ort und Stelle begeben und sich der Sache annehmen werde. Ladurner wurde beordert, die nötigen Schritte einzuleiten. Fred erkundigte sich noch um den Namen des Richters, der den Handel offenbar verschleppen wolle, um der Gutsherrschaft gefällig zu sein.

„Wir wollen ihn inzwischen in die Zeitung setzen," sagte er, „und ihm zu verstehen geben, daß die vormärzliche Justiz ausgeröchelt hat. Da wird er geschwind andere Saiten aufziehen."

Nun trat ein einzelner Mann vor, und Fred erkannte ihn sogleich: Der Ensbrunner war es, Annas Vater, der Rentmeister auf Schloß Auenwald. Er legte seine Papiere vor, um sich zu legitimieren, Sturz fragte um sein Anliegen. Der stämmige Mann, der sonst fest in seinen Stiefeln stand, und ein wenig wie ein schlauer und verschlagener Förster aussah, schien befangen. Er kämmte mit den Fingern den angegrauten Bart: Jetzt, wo er da sei, werde es ihm schier ein bißel schwer, darüber zu reden ....

Fred streckte ihm die Hand über den Tisch und begrüßte ihn. Ob er etwas helfen könne?

„Das ist ja der junge Herr Leodolter!“ sagte der Mann. „Sie werden Augen machen, junger Herr! Sie haben die Anna von Kindheit auf gekannt!“

„Gewiß! Wie geht es ihr?“ fragte Fred, nichts Gutes ahnend.

Der Ensbrunner zuckte die Achsel.

„Hab' sie schon eine ganze Weile nicht gesehen. Deswegen bin ich eigentlich da ....“

„Wollen Sie uns Ihr Anliegen vorbringen,“ mahnte Sturz. „Es warten noch eine Menge andere Leute draußen, denen wir helfen sollen.“

Stockend erzählte der Rentmeister, der Leutnant Baron Auenwald habe ihm das Mädchen entführt. Irgendwo in Wien lebe sie mit ihm. Aber einem kaiserlichen Offizier könne man nicht leicht an, darum wende er sich an die Aula ....

Und er erging sich in Versicherungen, daß Anna sonst ein braves Mädchen gewesen sei, und daß er sie streng erzogen habe, zum Gehorsam und zur Sitte — seine Schuld sei es nicht, daß jetzt so etwas vorkomme! Höchstens, daß er nicht mißtrauisch genug gewesen und an nichts Schlimmes gedacht hätte — denn jetzt nachträglich höre er freilich, daß der junge Baron Vela es schon lange mit dem Mädchen gehabt, woran er im Traum nicht gedacht haben würde, arglos wie er sei. Was könne er also dafür? Viel eher treffe den Freiherrn die Verantwortung, der seinem Sohn von je die Zügel viel zu locker gelassen! Aber der Freiherr wisse nichts von dem Unglück und dürfe es auch nicht erfahren ....

Bewegt horchte Fred auf. Er sah Anna vor sich, wie sie zum ersten Male drüben, jenseits des Mühlbaches stand, da sie beide noch Kinder gewesen. Er erinnerte sich, wie er ihr einen Zweig voll Pflaumen hinübergeworfen, und wie er und Poldi an das Mädchen ohne Hände aus dem Märchen gedacht hatten, als sie sich nicht bückte, die Pflaumen aufzuheben, und nur immer ihre Arme versteckt hielt. Und dann dachte er daran, wie er ins Wasser gesprungen war, und zum ersten Male der Zauber der Weiblichkeit sein junges Herz berührt hatte, da er neben ihr stand .... Was war inzwischen aus diesem Kinde geworden! Es tat ihm weh, sich zu erinnern, und doch kam ihm alles wieder, wie es damals gewesen .... Er mußte an die Himmelswiese denken, wo er und Poldi so oft in harmloser Wunschlosigkeit mit ihr zusammen gesessen hatten, während die Finken aus dem Buchenwald schlugen und

über dem hochstehenden, blumendurchwirkten Grase die duftige Ferne sich auftat, mit den Türmen und Bastionen der Stadt und dem weiten, in Dunst und Nebel verschwimmenden Donaulande dahinter. Wie sie von Türken und Franzosen miteinander geredet hatten und von kommenden Kämpfen, bei denen er mithelfen würde, das Vaterland zu befreien .... Wie märchenhaft weit lag das nun alles zurück, verklärt durch die erfahrungsarmen Träumereien der Kindheit, und wie hart standen jetzt die Dinge im Licht der Wirklichkeit! —

„Erzählen Sie uns die näheren Umstände", inquirierte Sturz. „Ihre Tochter ist entführt worden. Der Entführer ist ein kaiserlicher Offizier, wie Sie sagen. Das wird die Sachlage wesentlich erschweren. Immerhin wollen wir versuchen zu tun, was in unsern Kräften steht. Es wird sich darum handeln, bei der Militärbehörde durchzusetzen, daß der Verführer zur Verantwortung gezogen und dazu gezwungen wird, die Folgen seiner Handlungsweise auf sich zu nehmen. Er weigert sich natürlich, Ihre Tochter zu ehelichen?"

Nein, erklärte Ensbrunner, das sei gar nicht der Fall, die Anna habe ihm sogar geschrieben, daß der Leutnant sie zu heiraten gedenke, wenn auch insgeheim vorderhand, ohne Wissen des Freiherrn. Aber gerade das wolle er nicht, zurückhaben wolle er die Anna, in aller Stille, ehe der Freiherr von der ganzen Sache erfahre.

„Ich kann Sie nicht ganz verstehen," sagte Sturz. „Wenn der Leutnant Ihre Tochter entführt hat, so wird es nicht ohne deren Einwilligung geschehen sein. Die einzige Sühne, die ich in solchem Fall kenne, wäre die nachfolgende Ehe. Ist der Entführer bereit, diese Ehe einzugehen, und sind Sie als Vater derjenige, der die Einwilligung verweigert, so fehlt uns jede Handhabe, gegen den Leutnant einzuschreiten."

„Eine Heirat werde ich nie zugeben!" beteuerte der Rentmeister. „Ich kann sie nicht zugeben! Es darf nicht sein!"

„Und welche Gründe bestimmen Sie zu dieser Weigerung?"

„Es wäre nicht standesgemäß."

„Mein Gott, seit dem dreizehnten März hat sich manches geändert; und schon früher sogar hat ein Erzherzog eine Postmeisterstochter geheiratet. Jedenfalls könnten Sie es der Gegenpartei überlassen, dieses Argument vorzubringen. Sie müssen andere Gründe dafür haben!"

Der Mann gab ausweichende Antworten, verwickelte sich

in Widersprüche, man sah, daß er Ausflüchte gebrauchte, und gewann den Eindruck einer gewissen Hinterhältigkeit.

„Und ich erlaub' es halt nicht," wiederholte er schließlich. „Ich will nichts als meine Tochter zurückhaben."

„Hören Sie, Herr Ensbrunner," nahm Fred das Wort; „mit Gewalt wird niemand Ihre Tochter und den Leutnant trennen, da die Liebe sie zusammenführte. Wäre es nicht doch möglich, daß Sie sich an den Freiherrn wendeten? Er ist ein rechtlich denkender Mann. Er wird seinem Sohne gegenüber nicht ganz einflußlos sein. Wenn er erfährt, daß Sie selbst einer Verehelichung widerstreben, so ist anzunehmen, daß Sie einen Helfer an ihm gewinnen."

„Daran ist nicht zu denken!" wehrte Ensbrunner ab. „Der Freiherr darf unter keinen Umständen etwas erfahren, er wäre außer sich, ich würde meinen Posten verlieren!"

„Warum sollte der Freiherr außer sich sein?" fragte jetzt wieder Sturz. „In seinen Kreisen ist es eine alltägliche Sache, daß ein junger Mann mit einem Mädchen unter seinem Stande ein Verhältnis eingeht. Erzürnt könnte er höchstens sein, wenn Sie dem Leutnant eine nicht standesgemäße Ehe zumuten wollten. Da Sie aber darauf verzichten, ja seltsamerweise sogar erklären, eine Heirat auf keinen Fall zugeben zu wollen, so verstehe ich nicht, warum Sie ihn in die Angelegenheit nicht einweihen? Er würde Ihnen sicher behilflich sein, der Liebelei seines Sohnes ein Ende zu machen, und alles daran setzen, das Mädchen in Ihr Haus zurückzuführen. Da er ein Ehrenmann ist, ist auch anzunehmen, daß er Ihre Tochter wenigstens soweit schadlos halten würde, als ein solches Geschehnis durch Geldmittel überhaupt zu reparieren ist."

Es erregte einigermaßen Befremden, daß Ensbrunner dabei beharrte, der Freiherr dürfe nichts wissen, die Anna sei sein Mündel, er habe sich immer um sie bekümmert und sie fast wie eine Tochter vom Haus gehalten, so oft die Familie im Schloß weilte. Es wäre ihm ein zu großer Kummer, das Vorgefallene zu erfahren, und er, der Rentmeister, müßte es entgelten. Darum hätte er sich eben an die Aula gewendet, daß sie einen Druck auf den Leutnant ausübe, das Mädchen in aller Stille wieder heimzuschicken.

Das Tribunal befand sich in einiger Verlegenheit. Nach kurzer Beratung kam man zu der Überzeugung, daß in Anbetracht der seltsamen Nebenumstände keine Möglichkeit, aber

auch kein Anlaß zum Einschreiten gegeben sei. Indessen wurde Fred, der in die näheren Verhältnisse eingeweiht sei, beauftragt, die Angelegenheit im Auge zu behalten und gegebenenfalls darüber zu berichten.

„Es wird geschehen, was möglich ist," erklärte schließlich Sturz dem Rentmeister. „Die Sache war für uns nicht ohne Interesse. Wir sehen einen neuen Beweis darin, daß mit dem Übermut und der Leichtfertigkeit der adligen Offiziere aufgeräumt werden muß, eh' es die wahre Freiheit geben kann in Österreich!"

So wurde für die regierenden Studenten alles, was ihnen unterkam, zum Beweis dessen, was sie bewiesen sehen wollten. Und Sturz winkte, befriedigt von seinen Worten, dem bewaffneten Legionär, der an der Tür stand, die nächste Partei vorzulassen ....

Als Fred am Abend dieses Tages nachhause ging, waren Kopf und Herz ihm voll von all dem Elend und der Sorge, die ihm und seinen Kommilitonen während der langwierigen Sitzung aufgebürdet worden. Was gab es nicht alles für Kummer und Widerstreit in dieser Welt, und was hatten all diese Menschen früher getan, ihre Last loszuwerden und ihrer Not Hilfe zu schaffen, bevor die Aula in Tätigkeit getreten war, die menschlich und durch keine Paragraphe verengt, diesen menschlichen Seufzern ihr Ohr öffnete? Die schwachen Kräfte, das mußte er sich freilich eingestehen, reichten nicht aus, immer und überall zu bessern und zu lindern. Auch die Freiheit mit ihrer brüderlichen Liebe würde nicht imstande sein, alles Leid aus der Welt zu schaffen. Aber war es nicht schon ein Schritt nach vorwärts, in der Richtung gegen eine neue Menschenordnung, daß so viele bedrängte Herzen ihre Sehnsucht und ihre Klage vor jene Stelle trugen, wo sie die treuesten Anwälte der Freiheit wußten? ....

Am meisten beschäftigte ihn, was er durch Rentmeister Ensbrunner erfahren hatte. Die Beziehungen des Leutnants zu Anna waren ihm ja längst nicht mehr neu; aber die alte Wunde brach jetzt wieder auf und begann zu bluten. Und der volle Schmerz der ersten Enttäuschung stellte sich erst jetzt ein, da kein Zweifel mehr blieb.

Die unaufgeklärten Widersprüche in der Haltung des Rentmeisters versuchte er vergebens zu enträtseln. Kein Zweifel, die Rechnung stimmte nicht, es mußte ein verborgener Faktor

mit in Betracht kommen, der sich seiner Einsicht entzog. Es ging ihm jetzt manches aus seinen alten Erinnerungen durch den Kopf, dem er damals keine Aufmerksamkeit geschenkt und keine Bedeutung beigemessen hatte .... Ein Wort des Gärtners Vogel fiel ihm ein, der einmal gesagt hatte, man müsse eigentlich Fräulein zu Anna sagen, denn es sei etwas Besonderes mit ihr, und das gereiche dem Rentmeister nicht zum Schaden .... Warum wollte dieser von einer Verbindung der Liebenden durchaus nichts wissen? .... Warum war er bleich geworden vor der Zumutung, dem Freiherrn die Entführung des Mädchens durch seinen Sohn zu hinterbringen? ....

Dann dachte er wieder an Bela, wie der als Kadett neben Anna am Mühlbach aufgetaucht war und, mit der Reitgerte ungeduldig auf die Schäfte seiner Reiterstiefel schlagend, zu ihr gesagt hatte: „Was gibst du dich mit denen ab?" Und an den Leutnant dachte er, der ihm an jenem wilden Abend im herrschaftlichen Schloß Braunhirschen entgegengetreten war und ohne Not gegen die dichtgedrängte Proletariermenge „Feuer" kommandiert hatte .... Das war jener Geist der Überhebung, den er haßte, jene Härte von oben, die das überwundene System gezeitigt und zu einer Art von angemaßtem Recht ausgebildet hatte. Jene Erziehung zum hohen Herrn, dessen Ehre durch Zuchtlosigkeit gegenüber einem armen Mädchen nicht beeinträchtigt werden konnte. Das war der Geist jenes aristokratischen Militarismus, gegen den sein Bürgerblut sich auflehnte! Blieb es nicht eine Notwendigkeit, mit der Freiheit vollen Ernst zu machen? .... Und er schwur sich aufs neue, daß keine Bitten und Vorstellungen, und kämen sie selbst von seinem Vater und von Poldi, ihn davon abwendig machen sollten, den Weg, den er beschritten, bis ans Ende zu verfolgen, und nicht eher zu ruhen, bevor nicht Volk und Vaterland von allen Bedrückern, seien sie groß oder klein, und von jeder unnatürlichen Bevorrechtung befreit wären.

* * *

Auf der Straßenseite vor dem Himmelhaus war ein Flaggenmast aufgestellt worden, Fahnen und Wimpel gehörten zum täglichen Brot in dieser Zeit. Der April ging zu Ende, die Kastanien im Garten standen voll weißer und roter Blütenkerzen, es war ein trüber, lauschiger Morgen, und Petz hatte dem Gärtner Vogel befohlen die Kaiserstandarte zu hissen.

„Es ist Kaisers Geburtstag heute, und überhaupt ein Freudentag," sagte er zu Bethi, bevor er in die Stadt fuhr. „Die Verfassung soll heute kundgemacht werden. Die Verfassung, höre! Was zwei Generationen vergeblich ersehnten, soll sich jetzt erfüllen! Denk nur! Österreich ein Verfassungsstaat! Das Volk dazu berufen, seine Geschicke selbst zu bestimmen! Mir ist zumute, als finge jetzt erst das wahre Leben an. Die Freiheit, die langersehnte, soll uns geschenkt sein! Friede und Versöhnung nach all der Wirrnis, dem Hader und entsetzlichen Blutvergießen! .... Der Leseverein hat eine Abendserenade mit Fackelzug angeregt, alle Vereine und Korporationen werden sich daran beteiligen, um unserem konstitutionellen Kaiser in unbegrenzter Dankbarkeit zu huldigen. Ich will dabei nicht fehlen, erwartet mich nicht heute Abend."

„Wir haben dich oft schweren Herzens vermißt," sagte Bethi, „wenn wir dich in Gefahr glaubten. Wenn du nun aber aus einem so freudigen Anlaß fern bleibst, so werden wir auch mit Freuden im Geiste bei dir sein."

„Wenn es dunkelt," sagte Petz noch und nahm seinen Hut, „so geht hinauf auf die Himmelswiese; da seht ihr die Stadt im Glanz der Lichter."

Im Lauf des Vormittags begab sich Bethi zum Muschir, der still auf seinem Balkon saß. Sie erzählte ihm, was für ein großer Tag heute sei, und daß die Verfassung kund gemacht würde. Er wunderte sich und sah nachdenklich vor sich hin.

„So wird es schon das Richtige sein," sagte er. „Die Jungen, die das Leben haben, wollen wieder eine andere Zeit."

„Es soll allen zugute kommen," sagte sie ermunternd. „Die Geschäfte, heißt es, können jetzt einen großen Aufschwung nehmen, da wirst auch du dich leichter tun."

„Die jung sind, und das Leben haben, für die ist es gut," wiederholte er. „Vielleicht bringen die es zustand, daß alle zufrieden sind. Die Arbeiter besonders, bei denen ist es schwer. Man muß schließlich doch schauen, mit ihnen auszukommen. Mir ist es nicht gelungen. Ich habe mich geplagt, aber es ist mir nicht gelungen. Oft sehr geplagt, gemüht, gesorgt hab' ich mich — aber es ist mir nicht gelungen .... Es ist mir auch sonst viel schief gegangen. Wozu habe ich mich gemüht, gesorgt, geplagt?"

Später redete Bethi mit Julie und sagte: „Der Muschir

ist traurig. Er spricht, als ob er mit der Welt abgeschlossen hätte."

„Wir sind auch zu Ende, wir beide," sagte Julie. „Was können wir noch wollen?"

„Ihr werdet überwinden," tröstete sie Bethi. „Laßt nur Zeit hingehen, so finden sich neue Ziele."

Aber davon wollte Julie nichts wissen.

„Getreu zueinander sein, das ist alles, was uns noch bleibt. In den Tagen des Glücks, da konnten wir uns nicht finden. Heute begreife ich nicht, warum es nicht möglich war. So ist es immer. Immer kommt alles zu spät. Dann sagt man sich: Ja, damals —! Warum hast du damals nicht anders sein können, als du warst? Und man findet den Grund nicht und sagt sich: Du hättest es können!"

„Mit dem Muschir war es nie so ganz leicht," sagte Bethi schonend. „Er hatte stets seine eigene Art, hart gegen sich selbst und manchmal wohl auch gegen andere. Da fügt sich manches nicht so, wie man wohl möchte .... Nun ist er wie gebrochen, das tut mir weh. Wenn er den Arbeitern gegenüber auf seinen Vorteil sah — wer kann es ihm verdenken? Auf ihm lag die Last der Gefahr, er war Geschäftsmann und mußte zusehen, wie die Firma auf ihre Rechnung käme. Und doch empfindet er jetzt etwas wie Reue, ich glaube, er quält sich mit Vorwürfen."

„Beide hätten wir manches anders machen können," sagte Julie mit einem Seufzer. „Was ist die Freiheit, von der jetzt so viel geredet wird? Frei von Schuld sein!...."

Begütigend strich Bethi ihr über den Handrücken.

„Aber wer ist frei von Schuld? .... Das Leben ist wie ein Spiegel, wir durchforschen gewissenhaft unser Antlitz und hoffen es rein zu finden. Und wie wir nur näher zusehen, wirft schon der bloße Hauch unseres Atems einen Schleier über das Glas und trübt das Bild, das uns entgegenblickt."

Am Abend kamen Schinackel und Poldi heraus, die den ganzen Tag mit Petz Risse für den Neubau der Fabrik entworfen und beurteilt hatten. Das alte Gebäude war fertig gekauft worden, das neue konnte man sich sozusagen auf den Leib passen lassen. Es wollte alles so zweckmäßig wie möglich ausgedacht und dabei doch jedes unnötige Abgehen von den vorhandenen Fundamenten vermieden sein. Mit dem Wegräumen des Schuttes war der Baumeister zurande ge-

kommen, nun fing er mit dem Einrüsten und an einzelnen Stellen bereits mit dem Aufmauern an. Obgleich die Arbeitslosen nach Tausenden zählten, klagte er über Mangel an willigen Handlangern. Die Regierung verderbe die Leute mit ihren Notstandsarbeiten, behauptete er; dabei würden sie nur zum Faulenzen und Lungern angeleitet und entwöhnten sich jeder geregelten Tätigkeit."

„Überhaupt diese neue Freiheit! Sie wird zu nichts führen, als daß das Proletariat uns über den Kopf wächst. Man müßte jetzt schon bald vor jedem Ziegelschupfer den Hut herunternehmen und ihn fragen, ob er vielleicht gestattet, daß der Baumeister auch eine kleine Entlohnung für seine Arbeit bezieht."

Das war die Meinung des Baumeisters.

Schinackel und Poldi setzten noch im Himmelhaus ihre Besprechungen über Bau und Einrichtung der Fabrik fort, und über die Art, wie der Betrieb organisiert und der Absatz belebt werden sollte. Es zeigte sich immer mehr, daß Poldi viel vom Muschir geerbt hatte. Seine Umsicht, seine Gewissenhaftigkeit, seinen Fleiß, seinen scharf berechnenden und nüchternen geschäftsmännischen Sinn. Nur von Erwerbssucht war Poldi gänzlich frei, an Gewinn dachte er kaum, seine Triebfeder war das eingeborene Bedürfnis, alles anständig und vernünftig einzurichten, was er anfaßte. Dabei trug er ein gewisses großzügiges Vertrauen in sich, daß eine billige und liberale Ordnung des gesamten Fabrikswesens allen, die sich daran beteiligten und dabei mitarbeiteten, ihren rechtmäßigen Vorteil nach Maßgabe der verschieden zu bewertenden Leistungen zuwenden würde und müsse. Die Quälerei und Sorgenhaftigkeit, die sonst in ihm gewesen, schien einer zwar besonnenen, aber von Grund auf freudigen Zuversicht gewichen zu sein.

Schinackel wunderte sich im Stillen darüber. Jetzt mußte doch rein von vorne angefangen und alles neu aufgebaut werden, nicht bloß das Fabriksgebäude, auch die Fabrikation selbst, die ganze Firma, der Kundenkreis, der Ruf der Leodolterischen Ware. Die wichtigsten Dispositionen, die gesamte Arbeitslast und die volle Verantwortung — das lag alles fast ausschließlich auf Poldis Schultern, wie viel konnte er ihm helfen dabei, der Seifensieder? Blutwenig eigentlich, von dem bißchen kommerziellen Rates und dem Zuschuß zum Grund-

kapital abgesehen. Im übrigen hatte der Jüngling die Bürde fast allein zu tragen und trug sie auch. Und die Sorgen, die er sonst, da es noch geringfügige waren, so schwer genommen und eher vergrößert hatte, die waren jetzt nicht imstande, ihn niederzudrücken unter ihrer Riesenlast, im Gegenteil, stark und froh machten sie ihn.

„Hör Poldi," sagte er, ihm liebend auf die Hand klopfend, „du machst es tüchtig, das muß ich gestehen! Als Kind und auch später noch, dünkt mich, bist du fast ein wenig ein Haarspalter gewesen. Es ist seither viel Unfreies von dir abgefallen. Wie hast du es eigentlich angestellt?"

„Das wüßt' ich wohl kaum zu sagen," versetzte Poldi erstaunt. „Dazu getan hab' ich eigentlich nichts, so viel ich weiß, es ist nur so gekommen. Aber ein wahres Herzensglück ist es schon, wenn man sich so durchringen muß durch widrige Umstände .... So freudig bin ich nie in mir gewesen, so frei hab' ich mich nie gefühlt."

„Es war sehr richtig, was dein Vater einmal sagte: Daß jeder eine andere und wieder seine eigene Freiheit in sich trägt ...."

Nach dem Abendessen schlug Bethi vor, auf die Himmelswiese zu gehen. Es hielten alle gern mit, nur der Muschir und Julie blieben im Hause zurück. Als sie vors Gatter traten, stieß Fred zu ihnen, der zu Fuß aus der Stadt kam.

„Tust denn du bei den Festlichkeiten nicht mit?" wunderte sich Schinackel.

„Die Aula beteiligt sich nicht," sagte er verstimmt. „Eine solche Verfassung ist keiner Fackeln und keiner Lieder wert."

„Ihr seid auch wie Mann und Frau im Essigkrug! Erst ein Bauerngut, dann eine Ritterburg, hierauf ein Fürstensitz und schließlich ein Königsschloß. Die Freiheit macht Appetit. Wollt ihr auch noch Herrgott werden? Gebt acht, daß kein Donnerwetter dreinfährt — sonst sitzt ihr am Ende wieder im Essigkrug!"

Über der Stadt lag ein heller Dunstkreis, ein Regen von Tausenden und Abertausenden funkelnder Sterne schien vom Himmel auf sie niedergefallen zu sein. In viele Straßen sah man der Länge nach hinein, da glitzerte es wie von Demanten auf Schnüre gereiht. Wo die Fackelträger zogen, leuchtete Feuerschein auf, daß man meinen konnte, ganze Häuserzeilen ständen in Flammen.

„Was hat die Aula an der Verfassung auszusetzen?“ fragte Schinackel.

„Vor allem, daß sie oktroyiert ist. Schon darin liegt ein Wortbruch. Am fünfzehnten März wurde verheißen, daß sie aus einer Beratung von Landständen hervorgehen sollte. So schnell vergißt man bei uns Versprechungen! Wer kennt besser die Bedürfnisse des Volkes als die Vertreter des Volkes? Nein! Bureaukratenarbeit mußte es wieder sein! Ist auch danach ausgefallen: Ein Senat aus Prinzen, Hofleuten und Feudalen! Nichts als ein neuer Name für die Kamarilla! Das soll eine Konstitution sein?“

Schinackel suchte ihm nachzuweisen, daß in anderen konstitutionellen Ländern ähnliche Einrichtungen bestünden. Aber das galt ihm nichts; an Österreich sei es jetzt, sich an die Spitze von ganz Deutschland zu stellen, indem es mit dem Beispiel einer großen, wahrhaft freiheitlichen Auffassung vorausgehe.

„Wird nicht auch die Nationalversammlung in Frankfurt, die ganz allein, ohne jede Mitwirkung der Regierungen, über die künftige Verfassung Deutschlands entscheiden soll, aus dem Volke gewählt? Auf 50 000 Seelen entfällt ein Abgeordneter. Gibt es einen einfacheren Weg, die wahre Volksstimme zu hören, die nun wirklich Gottes Stimme geworden ist? Was soll daneben ein Senat von Geborenen und Ernannten? Seine Aufgabe kann nur darin bestehen, die wahre Volksmeinung zu fälschen!“

Poldi nahm ihn am Arm und zog ihn zu sich, wo sich der beste Ausblick in die Ferne bot.

„Sieh Fred, wie die ganze große Stadt im Festesglanze strahlt! Das ist doch das Volk selbst, das dort jubelt und seinem Kaiser huldigt? Warum kannst du nicht teilhaben an der allgemeinen Freude, hast du sie nicht selbst mit erkämpfen helfen?“

Aber Fred blieb düster und verbittert. Das Gift der Reden und Artikel war ihm bis in den innersten Lebensnerv eingesickert — so hätte Patzenhauer seinen Zustand diagnostiziert — und lähmte den Mesmerismus seiner Begeisterungsfähigkeit.

„Ich weiß nur allzugut, was von diesem Festesglanz zu halten ist! Der Kaiser sieht gerne Lichter und Fahnen, darum gaukelt ihm der Pillersdorf die Komödie vor und macht ihn

glauben, der Jubel gelte der Verfassung. Er gilt aber nur dem Geburtsfeste und der geheiligten Person des Monarchen selbst, der wahrhaft freiheitlich gesinnt ist und seine Minister zum Teufel jagen würde, könnte er ahnen, wie die Bevölkerung über sie denkt!"

Sein politischer Unmut wurde durch die Sorge um Anna noch gesteigert. Er hatte von der Aula den Auftrag übernommen, ihre Angelegenheit im Auge zu behalten. Und die stille, schmerzerfüllte Neigung zu ihr, die noch immer in ihm lebte, veranlaßte ihn dazu, diesen Auftrag ernster zu nehmen, als es seine Pflicht gewesen wäre. Er war entschlossen, den Versuch zu wagen, ob es ihm nicht gelingen könnte, das Schicksal des Mädchens in eine glücklichere Bahn zurückzuleiten. Dies konnte nur mit Hilfe des Freiherrn von Auenwald geschehen, den er als liberal und edeldenkenden Mann kannte. Glückte es, die Zustimmung des Freiherrn zu einer Vermählung Annas mit dem Leutnant zu erlangen, so würde wohl auch der Rentmeister seinen schwer erklärbaren Widerstand aufzugeben sich genötigt sehen.

Daß der Rentmeister dem Freiherrn Annas Liebesabenteuer durchaus verheimlicht wissen wollte, mochte wohl auf einer übertriebenen Ängstlichkeit des Mannes beruhen. Vielleicht hatte er den Freiherrn in geschäftlicher und amtlicher Hinsicht geärgert und wollte nicht neuen Unmut gegen sich erregen. Oder es steckte der Egoismus des Alters dahinter, daß er das einzige Kind nicht in seinem Hause missen wollte, vielleicht war es auch bloß die Grille eines offenbar eigenwilligen und etwas wunderlichen Menschen. Auf alle Fälle schien es Fred überflüssig, in das Verhalten Ensbrunners allzuviel hineinzugeheimnissen, wozu er anfangs geneigt gewesen war. Und das Wort, das der Gärtner Vogel einmal geäußert hatte, bedeutete harmlos besehen auch nichts anderes, als daß Anna eben ein nettes und feines Mädchen sei und dies dem Rentmeister zugute komme, weil der Freiherr ihr deswegen wohlwollte und ihr manches zuwenden mochte.

Übrigens mochte der Rentmeister welche Gründe immer haben, dem Freiherrn das Verhältnis des Leutnants mit Anna zu verbergen — für Fred bestanden solche Gründe nicht; im Gegenteil, er hielt sich im Interesse Annas für verpflichtet, ein offenes Wort für sie einzulegen und eindringlich an jene

Rechte zu mahnen, die man einem entführten Mädchen gegenüber ihrem Entführer in der Regel zubilligt. Also machte er sich mit der jugendlichen Sieghaftigkeit, die der März in der Brust eines jeden akademischen Bürgers geweckt hatte, auf den Weg nach dem Braunhirschenschloß, das er seit jenem nächtlichen Proletarieraufruhr nicht wieder betreten.

Der Freiherr empfing ihn mit der glatten und etwas zurückhaltenden Liebenswürdigkeit, die ihm eigen war.

„Gestatten Sie, Baron, daß ich sogleich die Ursache meines Kommens aufkläre. Sie werden sich vielleicht eines Mädchens erinnern, das in Ihrem Hause, in Schloß Auenwald, aufgewachsen ist, der Tochter Ihres Rentmeisters Ensbrunner."

Der Freiherr nickte.

„Sie meinen Anna? Gewiß erinnere ich mich ihrer. Ich hoffe, Sie bringen mir keine üble Nachricht von dem Mädchen?"

„Auf alle Fälle ist die Sorge um ihr Wohl die Veranlassung meines Besuches. Sie ist von einem jungen Manne aus dem Hause ihres Vaters entführt worden."

Die Brauen des Freiherrn zogen sich zusammen. Er stand auf und ging im Saale auf und nieder.

„Das ist mir in der Tat peinlich zu hören. Ich habe das Mädchen heranwachsen sehen, sie ist mein Mündel, ich hatte die Absicht, ihr eine anständige Mitgift auszusetzen. Wer ist der junge Mann, der sie entführt hat? Warum hat er nicht offen um sie geworben? Oder sollten wir es mit einem Wüstling zu tun haben, der seine Verführungskunst an dem leidenschaftlichen Blut erprobte, das in den Adern des Mädchens rollt?"

„Ich habe keinen Anlaß, dies anzunehmen. Zufällig bin ich davon unterrichtet, daß es sich um eine Liebesaffäre handelt, die schon seit längerer Zeit spielt. Das Paar liebt einander; den jungen Mann für das Gegenteil eines Ehrenmannes zu halten, habe ich keine Ursache."

„Umso besser. Als Ehrenmann wird er die Verpflichtung anerkennen, auch die Ehre des Mädchens wieder herzustellen. Noch besser freilich wäre es gewesen, er hätte sie ihr nie geraubt . . . Warum überhaupt diese Gewaltsamkeit?"

„Vielleicht befürchtete man Hindernisse, die sich einer legalen Verbindung in den Weg stellen könnten. Ich halte die Beseitigung dieser Hindernisse für nicht allzu schwierig und

sehe keine andere Möglichkeit, Annas Ehre wiederherzustellen, als eine eheliche Verbindung."

„Wenn diese Hindernisse pekuniärer Natur sind, so werde ich dafür Sorge tragen, sie zu beseitigen. Das Mädchen ist, wie ich bereits erwähnte, mein Mündel, und es würde mir Freude gewähren, könnte ich ihr Glück begründen helfen. Ich muß gestehen, es kränkt mich sogar, daß sie sich nicht selbst vertrauensvoll an mich wendete. Denn ich habe ihr stets ein fast väterliches Wohlwollen zugewendet, obgleich sie nur die Tochter eines meiner Angestellten ist. Sie kennen meine liberalen Grundsätze."

„Die Hindernisse dürften nicht bloß pekuniärer Natur sein. Der junge Mann gehört einer adligen Familie an — ich halte mich vorderhand nicht für berechtigt, den Namen zu nennen. Vielleicht fürchtete er den Widerstand seiner Familie."

„Damit steigern sich freilich die Schwierigkeiten," sagte der Freiherr sichtlich unangenehm berührt.

„In unseren Tagen sollt' ich meinen, müßten der Verbindung eines Adligen mit einem Mädchen aus dem Volke, wenn ihr Bund auf gegenseitige Achtung und Neigung gegründet ist, keine unüberwindlichen Schwierigkeiten mehr im Wege stehen."

„Sie sprechen als Bürgerssohn, als Jüngling und als Legionär. Die demokratische Gesinnung nimmt jetzt mächtig überhand. Aber Gleichheit vor dem Gesetze bedeutet noch lange nicht Gleichheit der verschiedenen Gesellschaftskreise, ihrer Anschauungen, ihrer Lebensgewohnheiten und, wenn Sie wollen, ihrer Vorurteile."

„Jedenfalls kann ich auch einen Aristokraten," sagte Fred von Märzluft angeweht, „nicht von der Verpflichtung lossprechen, einem ehrbaren Mädchen, das er zu Fall gebracht, die einzig mögliche Genugtuung zu gewähren."

„Als Anwalt Annas nehmen Sie sicher den richtigen Standpunkt ein," versetzte der Freiherr mit Maß. „Schließlich wird sich eine allgemeine Regel nicht aufstellen lassen. Der einzelne Fall muß entscheiden, und es kommt alles darauf an, ob die Neigung des Liebhabers zu dem Mädchen tief genug wurzelt, um ihn zu bestimmen, den Kampf mit den gesellschaftlichen Vorurteilen aufzunehmen. Hierüber Klarheit zu schaffen, liegt zweifellos in Annas Interesse, und da Sie mich als Vermittler anzurufen scheinen, so erkläre ich mich gerne bereit,

die Angelegenheit in die Hand zu nehmen. Zu diesem Ende wird es aber unerläßlich sein, daß Sie mir den Namen des jungen Mannes nennen."

„Es ist Ihr Sohn, Leutnant Baron Auenwald."

Der Freiherr schrak zusammen, als hätt' er einen magnetischen Pol berührt; sein Gesicht verfärbte sich. Aber in wenigen Augenblicken nahmen seine Züge ihr gewöhnliches Aussehen an. Es wäre schwer zu erraten gewesen, was in ihm vorging.

„Junger Mann, Ihre Mission ist zu Ende," sagte er vor Fred stehen bleibend. „Die Angelegenheit geht nunmehr mich selbst weitaus mehr an als Sie."

Fred erhob sich.

„Da Sie, Herr Baron, die Verpflichtung des Verführers, dem Mädchen seine Ehre wieder zu schenken, im allgemeinen anerkannt haben, so darf ich hoffen, daß auch der besondere Fall keine Änderung in Ihren Anschauungen mit sich bringen kann."

„Die Entscheidung hierüber steht bei mir," sagte der Freiherr und verneigte sich leicht.

Seine Absicht, das Gespräch abzubrechen, war deutlich genug. Fred machte eine stumme Verbeugung und ging. Er nahm den bestimmten Eindruck mit sich fort, daß der Freiherr niemals in eine Heirat willigen würde. Der Vorfall trug dazu bei, ihn dem demokratischen Lager noch mehr anzunähern, als es bis dahin der Fall gewesen war. Die Liberalen, wie Auenwald einer war, bedienten sich des Freiheitsgedankens doch nur, ihre eigene Machtfülle zu stärken und blieben ihren Vorurteilen treu wie im Vormärz. Das Volk sollte ihnen die Kastanien aus dem Feuer holen, der Muschir hatte es immer gesagt; sonst wollten sie mit ihm nichts gemein haben, nach wie vor.

Das waren neben seinem Leid um Anna die Gedanken, die ihn jetzt beschäftigten.

* * *

In dem wogenden Blütenmeer, das sich jetzt vom Himmelhaus bis hinüber nach Schloß Auenwald ausdehnte, gab es jeden Morgen Freikonzert. Vor Tagesgrauen fing es an, um vier spätestens, und war vorüber, wenn die Menschen aufwachten. Nur der Muschir, dem Doktor Patzenhauer geraten

hatte, auch des Nachts die milde reine Landluft durch die Fenster streichen zu lassen, hörte es und lag andächtig lauschend mit offenen Augen, wenn der Jubelchor der Drosseln, Finken, Meisen und Pirole einsetzte.

Fast war es ein wenig zu viel, daß jeder Morgen mit Gesang anhub, unter der Woche hätte er lieber seine Jacquards klappern hören; es kam ihm vor, als sei immer Sonntag, und er fühlte sich überflüssig auf der Welt. Die Sehnsucht nach Arbeit zehrte an ihm und hätte ihn aufgezehrt, hätte ihr das Ruhebedürfnis des hinfälligen Körpers nicht das Gegengewicht gehalten. Er spürte, daß er noch nicht fähig war, etwas zu leisten; das machte ihm die Untätigkeit erträglicher. Auch zu seinem Verstande hatte er noch kein rechtes Zutrauen wieder fassen können. Es kam vor, daß er sich in den Zimmern des Himmelhauses nicht zurechtzufinden vermochte, weil er im „Goldenen Stuck" am Platzel zu sein glaubte. Oder er sprach von alten Bekannten wie von Lebenden und mußte erst darauf aufmerksam gemacht werden, daß sie längst gestorben waren. Dann verstummte er wie beschämt und wurde rot wie ein ertappter Schuljunge. Er gewöhnte sich an, zögernd und mit einer gewissen Vorsicht zu sprechen. Das gab seinem ganzen Wesen eine veränderte Färbung.

„Die Stille, die jetzt um ihn ist, macht mir bange," sagte Bethi. „So wie wenn eine Mühle nicht mehr lärmt, geradeso unheimlich ist es."

Sephine versuchte manchmal absichtlich, ihn durch eine hochrote politische Äußerung zu reizen, nur um ihn sagen zu hören: „Das sind Extremitäten". Aber er tat ihr nicht den Gefallen, ließ alles gelten und sagte höchstens: „Vielleicht geht es auf diese Art; ich trau' mir nichts zu sagen, mir ist alles mißlungen . . . ."

Übrigens war Patzenhauer nicht unzufrieden mit ihm und tröstete, es würde sich schon wieder machen. „Man muß nur dem Mesmerismus Zeit lassen, sich neu zu kristallisieren. Denn die Krankheit ist eine magnetische Kraft und die Gesundheit auch, nur daß die eine negativ ist und die andere positiv. Darum vertragen sie sich nicht miteinander, und erst wenn die Krankheit aus dem Körper ausströmt und ins Weltall abfließt, kann der Mesmerismus der Gesundheit wieder Wurzel schlagen. Im Grunde genommen ist es genau so wie in der Politik; denn alle Dinge hängen miteinander zusammen auf

dieser Erde. Absolutismus und Freiheit ist beides nichts anderes als Magnetismus, negativ und positiv, darum der Haß, der zwischen ihnen besteht. Der Metternich ist gestürzt, jetzt haben wir das Chaos. Der gesunde Volksmesmerismus muß sich erst entsprechend kristallisieren, vorderhand brodelt er noch und wirft Blasen. Ein solches Kristallisationsprodukt wäre im Staatsleben eine wahrhaft freiheitliche und dabei doch starke Regierung; im Dasein des Einzelnen entspricht dem der Wille zu einem neuen, gereifteren und einsichtsvolleren Leben."

Unter den Schwestern war es besonders Bethi, die sich Patzenhauers Lehrgebäude gegenüber etwas zweiflerisch verhielt. Michella hingegen, die niemals krank gewesen war, hörte ihm gerne zu und freute sich, daß er die dunkelsten Geheimnisse der Natur so klar und reinlich auseinanderzulegen verstehe. Wo der negative Krankheitsmagnetismus eigentlich hinkomme, wenn er aus dem Körper ausgeströmt sei, wollte sie jetzt wissen; und ob der Nordpol oder der Südpol der Erde der positive sei?

„Beide Pole sind negativ," erklärte der alte Herr; „von Eis und Schnee starrend, ertöten sie alles Leben. Der positive Magnetismus hingegen sammelt sich unter der Sonnenwärme um den Äquator herum und strahlt von da in die Welt der Lebewesen, und zwar um so intensiver, je näher sie dem Äquator wohnen. Man sieht es schon daraus, daß Löwen, Tiger und ähnliche tropische Tiere die größte Sprungkraft in sich haben."

„Aber die Eisbären," meinte Bethi, „besitzen doch auch eine ansehnliche Stärke?"

„Springen wie die Löwen und Tiger können sie doch nicht," versetzte Patzenhauer. Er fühlte aber selbst, daß das Argument schwach war und wurde nachdenklich. „Bekanntlich bestätigen Ausnahmen nur die Regel," sagte er endlich; „wir dürfen nicht vergessen, daß die Eisbären höchstwahrscheinlich von Haus aus braune oder schwarze Bären gewesen sind, die irgend ein Unstern aus ihren angestammten Wohnsitzen verdrängt nnd in jene unwirtlichen Gegenden verschlagen hat. Da erbt sich dann noch eine Zeitlang der ursprüngliche Magnetismus fort; aber die Sorge um ihren kargen Lebensunterhalt und die weite Entfernung von der Sonnenwärme, der Quelle alles Lebens,

hat ihr Fell bereits weiß gemacht, was bekanntlich eine Alterserscheinung ist."

„Und die Schimmel," fragte Michella, nun gleichfalls in ihrem Glauben etwas wankend geworden; „woher haben die ihre weiße Farbe?"

„Bei den Schimmeln ist es wieder eine ganz andere Sache, wie es denn oft vorkommt, daß scheinbar gleiche Wirkungen ganz verschiedene Ursachen haben. Einen Fall dieser Art, der uns näher angeht als die ganze Naturgeschichte," sagte er, geschickt zu einem anderen Thema überlenkend, „können vielleicht Sie mir aufklären, Demoiselle Leodolter? Nicht bloß der Herr Muschir ist krank, auch der Herr Petz, und der macht mir sogar größere Sorge. Er sieht geradezu zum Ängstigen aus, wie soll ich mir das deuten? Für ihn ist die Revolution doch kein Unglück gewesen, im Gegenteil, eine Erfüllung seiner Sehnsucht. Und doch scheint auf einmal sein Magnetismus nachzulassen?"

„Ich habe es selbst bemerkt, daß er angegriffen aussieht," sagte Michella. „Die politischen Treibereien, die ewigen Beratungen und Versammlungen sind einfach zu anstrengend für ihn."

„Mehr noch vermute ich die Ursache in dem Kummer, den er um Fred trägt," sagte Bethi. „Denken Sie nur! Die kühnsten Hoffnungen seiner politischen Träume sind plötzlich erfüllt, er findet nichts mehr zu wünschen. Die Jugend dagegen bleibt unbefriedigt und läßt sich immer mehr in ein Fahrwasser drängen, das ihr und der jungen Freiheit gefährlich werden kann. Das muß ihn drücken, stell' ich mir vor. In seiner großdenkenden Art hielt er freies Gewährenlassen für das Naturgemäße, das schließlich von selbst zum richtigen Ziele führen würde. Und nun muß er mit ansehen, wie den Besonnenen die Zügel entgleiten, wie sogar sein eigener Sohn den roten Redensarten der Demagogen williger sein Ohr leiht, als der mahnenden Stimme des Vaters. Das kränkt ihn wahrscheinlich, und er gehört zu jenen Naturen, bei denen leicht eine Rückwirkung auf das Allgemeinbefinden eintritt, wenn sie sich etwas zu Herzen nehmen."

„Sie werden auf der richtigen Fährte sein," sagte Patzenhauer. „Jedenfalls möchte ich Ihnen raten: Tun Sie, was in Ihrer Macht steht, Ihren Herrn Bruder zu bewegen, daß er sich einige Zeit Erholung auf dem Land gönnt."

Der Mai hatte sommerlich heiße Tage gebracht, die Fliederbüsche im Garten des Himmelhauses waren rasch verblüht, und der Jasmin erschloß seine wohlriechenden Blütenbecher früher, als er es sonst zu tun pflegte.

Der Gärtner Vogel sagte:

„Wenn der Becherlholler früh aufgeht,
Ist's für manche Jungfer schon zu spät,
Sie kann kein Kränzel mehr draus machen ...."

Und er dachte an die Rentmeisters-Anna, von der man allerhand redete.

Einige Zeit nach seinem Besuch bei dem Freiherrn von Auenwald war Fred aus dem Himmelhaus ins Schloß hinübergegangen, um den Rentmeister Ensbrunner aufzusuchen.

„Ich komme, um Ihnen offen zu sagen, daß ich es trotz Ihrer gegenteiligen Meinung für nötig gehalten habe, den Freiherrn in die bewußte Angelegenheit einzuweihen. Wenn ich Ihrem Wunsche nicht Rechnung trug, ihm das Vorgefallene geheimzuhalten, so bestimmte mich dazu die Hoffnung, Annas trauriges Schicksal dadurch zu verbessern. Nur eine Verehelichung mit dem Leutnant kann ihren Ruf retten und ihre Zukunft sichern. Ob es mir gelungen ist, die Zustimmung des Freiherrn zu dieser Heirat zu erwirken, muß ich allerdings fast bezweifeln."

Er habe längst von Freds Unterredung mit dem Freiherrn Wind bekommen, versetzte der Rentmeister ziemlich ungehalten. Das sei auch überflüssig gewesen, daß einer sich einmischte, der nicht wissen könne, worum es sich eigentlich handle. Aber in gewissem Sinne habe die Intervention Freds schließlich doch ihren Zweck erfüllt, wenn auch in ganz anderem, als er sich träumen lasse. Denn nun seien die jungen Leute wenigstens von einander getrennt.

„Der Leutnant hat Anna im Stich gelassen?" rief Fred empört.

„Es ist ihm nichts anderes übrig geblieben. Der Freiherr hat seine Verbindungen. Der Leutnant ist Knall und Fall nach Kroatien versetzt worden."

Erregt fragte Fred nach Anna.

Das Mädel nehme sich die Sache natürlich zu Herzen, sagte Ensbrunner. Daß er nicht einmal Abschied von ihr genommen habe, das verletze sie am tiefsten.

„Der Elende!" rief Fred, die Faust ballend.

Der Rentmeister zuckte die Achsel.

„Was wollen Sie? Von seiner Gage kann der junge Baron Bela nicht leben. Der Freiherr hat ihn in seiner Hand. Er muß nach seiner Pfeife tanzen. Und der Freiherr war natürlich außer sich, ganz wie ich es vorausgesagt habe."

„Annas wenigstens wird er sich doch angenommen haben? Wo ist Anna?"

„Das mag unser Herrgott wissen!"

„Sie wissen nicht einmal, wo sie sich aufhält?"

Und Ensbrunner berichtete, er wisse nur so viel, daß sie sich in Wien verborgen halte; vor ihm und vor dem Freiherrn. Weil sie viel zu stolz sei und nichts annehmen wolle. Mit Geld lasse sie sich nicht abfertigen, habe sie ihm geschrieben. Und ganz aufgebracht sei sie gegen ihn gewesen, weil er ihr geraten, das Geld zu nehmen. Denn der Freiherr habe ihr eine schöne Summe ausgesetzt, nur unter die Augen dürfe sie ihm nie wieder treten. In einem Kloster habe er sie unterbringen wollen und ihm aufs strengste untersagt, sie wieder zu sich zu nehmen, wenn er seinen Posten nicht verlieren wolle ....

„Sie werden unter diesen Umständen doch Ihren Posten selbst aufgeben und sich Ihrer Tochter annehmen?"

„Einen guten Posten gibt man so leicht nicht auf."

„Wenn es sich um das eigene Kind handelt?"

„Was würde es meinem Kinde nützen, wenn ich auch noch in Not käme? In meinen Jahren findet man nicht leicht einen neuen Posten. Begreifen Sie das nicht?"

„Am allerwenigsten begreife ich," sagte Fred hitzig, „warum Sie die Rechte Ihrer Tochter selbst preisgegeben haben und von vornherein mehr auf der Seite des Freiherrn als auf der des armen Mädchens zu stehen scheinen!"

Ensbrunner antwortete nicht darauf und ging nur mürrisch im Zimmer auf und nieder.

„Sie haben Verbindungen in Wien," sagte er schließlich noch, „und die Polizei war ja sonst immer findig genug. Wenn Sie sie aufsuchen lassen könnten und ihr zureden wollten, daß sie vernünftig wird und das Geld doch annimmt?"

„Ich achte ihren Stolz," versetzte Fred.

„Wenn sie sich aber ein Leid antäte?"

Da erschrak er und nahm sich vor, Nachforschungen nach ihr einleiten zu lassen ....

In den jubelnden Frühlingschor der Singvögel, der

sich an jedem erwachenden Tage im Garten des Himmelhauses hören ließ, zwitscherte eines grauen Morgens das winzige Stimmchen eines neugeborenen Menschenkindes hinein. Frau Susann hatte der Welt einen kleinen Schinackel geschenkt.

„So einen Buben hab' ich noch nicht gesehen, das muß ein Amerikaner sein," sagte Madam Rußwurm; „wiegt seine zehn Pfund und ist so fertig, daß ihm gerade nur der Schnurrbart fehlt. Wenn die Revolution noch eine Weile dauert, stecken sie ihn noch unter die Nationalgarden."

„Gibt es denn schon wieder Revolution in der Stadt?" fragte Susann.

„Wissen Sie es gar nicht? Der Kaiser hat sogar die Flucht ergriffen, aus Angst, daß ihn die Marktweiber eines Tages aus der Burg herausholen könnten, wie es Louis Quatorze, dem Zwölften — oder war es der Dreizehnte? — vor hundert Jahren in Versailles passiert ist. In aller Stille, genau um Mitternacht, heißt es, ist er als Hoflakai verkleidet und mit einer schwarzen Maske vor dem Gesicht in einen sechsspännigen Reisewagen eingestiegen und so schnell als möglich auf und davon ins Tirol hinein, wo die Berge am höchsten sind und rundherum nichts als Gletscher."

„Das war auch überflüssig, Madam Rußwurm, daß sie ihr das erzählen!" bemerkte Schinackel, der am Korbwagen saß und seinen Sprößling bewunderte. „Erstens ist das alles nur Tratsch, das mit der Maske und dem sechsspännigen Wagen und der Verkleidung als Hoflakai; und zweitens haben wir ihr die neu ausgebrochene Revolte und die Flucht des Kaisers aus Wien überhaupt verheimlichen wollen, damit sie nicht am End' vor Schreck zu früh niederkommt."

„Na, na, na," machte die Wehmutter beleidigt; „jetzt ist doch keine Gefahr mehr, daß sie zu früh niederkommen könnte?"

„Wegen einer Revolution komm' ich überhaupt nie zu früh nieder," sagte Susann. „Vor einer Revolution fürcht' ich mich gar nicht, im Gegenteil, es ist immer interessant, davon zu hören .... Sehen Sie doch noch einmal genau nach, Madam Rußwurm, ob der Kleine nicht irgendwo ein rotes Abzeichen hat?"

„Was wollen Sie ewig mit Ihrem roten Abzeichen?" brummte die Madam unwirsch.

„Sie meint wahrscheinlich ein rotes Mal, ein Muttermal," klärte Schinackel sie auf.

„Ich hab' ihn eh' schon von oben bis unten abgesucht, er ist so blank wie ein frisch gelegtes Ei."

„Pfui Teuxel, sind Sie grauslich!" klagte die Wöchnerin; „als ob ich ein Hähndel wäre!"

„Warum soll denn aber auch das Kind durchaus ein rotes Mal haben?" fragte Schinackel ungeduldig.

„Im März," sagte sie, „wie der Himmel über unserem Hof in der Roveranigasse ganz blutrot war vom Feuerschein, da hab' ich immer an die linke Wange des Kindes denken müssen. Und es wäre mir ganz recht gewesen, wenn es auf der linken Wange ein rotes Abzeichen bekommen hätte, kein zu großes freilich; daß man gleich hätte sehen können, daß es ein Kind aus dem Revolutionsjahr ist. Und irgendwo hat es auch bestimmt ein rotes Mal, wenn auch bloß ein winziges — haben Sie den Rücken schon angeschaut, Madam Rußwurm?"

Diese tat ihr endlich den Gefallen, das Kind noch einmal auf den Fatschtisch zu tragen und einer neuerlichen sorgfältigen Leibesvisitation zu unterziehen.

„Der junge Herr von Scheichenstuhl ist gänzlich unbemalt!" erklärte sie schließlich.

„Siehst du," sagte Susann zu ihrem Gatten; „so war es also doch gut, daß ich die ganze Zeit nichts Gesalzenes genossen habe!"

Er sah zwar den Zusammenhang nicht ein, ließ ihr aber die Freude. Aus den Armen der Wehmutter nahm er das wieder reinlich eingefatschte Kind in Empfang und trug es ihr ans Bett.

„Willst du ihm einen Kuß geben?"

„Leg ihn ein bißel da neben mich!"

Sie schaute verliebt auf das winzige, rote, von einem Häubchen umrahmte Gesichtchen des Sprößlings nieder: „Gar so grauslich ist er nicht einmal! ...."

„Im Gegenteil," versicherte Schinackel aus voller Überzeugung; „ich habe nie ein schöneres Kind gesehen!"

* *
*

Bestürzt, beinahe verzweifelt war Petz gewesen, als er auf einem Wege durch die innere Stadt ganz unerwartet einen Maueranschlag an einer Straßenecke las, worin das Ministerium mitteilte, der Kaiser habe „aus Gesundheitsrücksichten" die Residenz verlassen und die Route nach Innsbruck ein-

geschlagen. „Aus Gesundheitsrücksichten"! Zugleich mit allen Mitgliedern des kaiserlichen Hauses!

Das war ja eine Schmach, eine Schmach für Wien! Geradeso und nicht anders, als ob der gütige Monarch sich im Schoße der Hauptstadt seiner Person nicht mehr sicher gefühlt hätte und sich gezwungen sähe, inmitten seiner treuen Tiroler Schutz zu suchen! Dahin also hatte schließlich die Freiheit geführt, die durch die Demagogen, die Aula, das Proletariat mißbraucht und besudelt wurde!

Aufs tiefste erregt suchte er den alten Beywald auf.

„Was sagst du dazu? Du sitzest im Zentralkomitee! Ihr werdet doch Schritte einleiten, den Kaiser zur Rückkehr zu bestimmen?"

„Das werden wir, aber nützen wird es nichts. Du siehst, wie mächtig die Kamarilla noch immer ist. Sie ist es, die den Kaiser entführte, um neues Mißtrauen zwischen dem Volk und seinem angestammten Herrscher zu säen."

„Verzeih bester Freund! Wir sind in den letzten Wochen nicht immer derselben Meinung gewesen. Es ist eine zu scharfe Tonart angeschlagen worden. Die Vorgänge vom fünfzehnten Mai waren so viel wie eine zweite Revolution."

Der alte Herr zuckte die Achsel.

„Hätte Pillersdorf — der liberale Pillersdorf! — nicht Militär aufgeboten und die Hofburg nicht in ein Kriegslager verwandelt, so wäre das Volk nie in so gereizte Stimmung geraten."

„Eine jede Regierung hätte den Versuch machen müssen, das Zentralkomitee zu sprengen. Denn es ist in Wahrheit nichts anderes als eine Neben-, ja, eine Gegenregierung! Eine Art Parlament, aus Bürgern und Legionären zusammengesetzt, das eine ohnedies liberale Regierung zwingen will, allgemeines direktes Wahlrecht ohne Zensus zuzugestehen — in einem Lande wie Österreich, wo die Bevölkerung politisch so unreif ist wie ein Kind, was wir nun doch endlich einsehen lernen müssen!"

„Das waren die Vorschläge der Aula, das Zentralkomitee ist nie so weit gegangen. Übrigens ist nicht zu verkennen, daß die Verfassung vom 25. April den Versprechungen vom 15. März nicht im geringsten entspricht. Das ist die alte Unaufrichtigkeit und Hinterhältigkeit aus der Ära Metternich! Recht hatten die jungen Leute, daß sie sich so etwas nicht bieten ließen! In diesem System der Unaufrichtigkeit und

Hinterhältigkeit — dort suche die Quelle des Unglücks, lieber Freund, nicht im Zentralkomitee. Denn daß wir uns jetzt in einer mißlichen Lage befinden, geb' ich ohneweiters zu. Nicht bloß, daß die Flucht des Kaisers der ganzen Bewegung einen äußerst fatalen Anstrich gibt; das viel Schlimmere bleibt, das die Regierung ihre ganze Autorität eingebüßt hat, indem sie sich schließlich von Studenten und Proletariern weit mehr und Bedenklicheres abzwingen ließ, als das Zentralkomitee je gefordert hätte, hätte man es ungestört beraten lassen."

„Ich war stolz darauf," sagte Petz bekümmert, „daß mein Fred die Märztage mitgemacht hat. Nun hat er seinen Lorbeer beschmutzt, indem er auch am fünfzehnten Mai mit dabei gewesen ist!"

„Jugend bleibt Jugend. Fred ist ein prächtiger Bursche. Soll er hinter dem Ofen sitzen und Bedenken züchten wie wir Alten? .... Grüß mir die Leute im Himmelhaus, wenn du hinauskommst," sagte er, Petz ohne eine Spur von Verstimmung die Hand drückend; „und verlier die Courage nicht, die Proletarier werden nach und nach gescheiter und die jungen Leute älter werden!"

„Ich bin gut eine Woche nicht mehr im Himmelhaus gewesen. Man kommt ja rein nicht zu Atem in dem beständigen Aufruhr!"

„Du solltest dir ein paar Tage Schonung gönnen und auf dem Lande bleiben. Die Politik greift dein Nervensystem an!" ....

Petz fühlte sich in der Tat unsäglich matt und angegriffen, aber es gab Beratungen in Gemeindeangelegenheiten und politische Besprechungen im Leseverein. Am übernächsten Nachmittage erst kam er dazu, ins Himmelhaus zu fahren, um wenigstens ein paar Stunden in der Landluft zuzubringen. Erst besichtigte er das kleine Schinäcklein und vergewisserte sich, daß Susann jetzt wieder Gesalzenes zu sich nahm.

„Du mußt sein Pate sein," sagte sie, „denn er ist auch Revolutionsmann und hat sogar ein rotes Muttermal irgendwo — wir haben es noch nicht gefunden."

„Auch Revolutionsmann?" fragte Petz.

„Du bist doch immer für die Freiheit gewesen?"

„Das wohl .... das allerdings ...." sagte Petz bekümmert.

Sephine, Michella und Bethi, mit denen er die Jause

nahm, fragten ihn aus. Ob es richtig wahr sei, daß der Kaiser fluchtartig Wien verlassen habe? Und weshalb er so lange nicht herausgekommen? Sie verstanden es nicht recht, warum es abermals arge Unruhen gegeben hatte, nachdem die Konstitution doch längst bewilligt und kundgemacht war und noch vor drei Wochen der Festglanz der Stadt bis auf die Himmelswiese geleuchtet hatte.

„Es sind wieder entsetzliche Tage gewesen," sagte er. „Eine Konstitution haben wir freilich, aber jeder nächstbeste Pöbelhaufen, wenn es ihm gerade paßt, stellt das konstitutionelle Recht des Monarchen, seine verantwortlichen Ratgeber zu wählen, in Frage. So ist erst kürzlich das Palais des Grafen Ficquelmont einfach gestürmt und der Minister zur Demission gezwungen worden, weil die Straße mit seiner Haltung gegenüber dem Polenaufstand in Krakau nicht einverstanden war .... Unfug über Unfug!"

„Am schlimmsten soll es am fünfzehnten zugegangen sein?" fragte Bethi. „Bist du mit dabei gewesen?"

„Nur als Zuschauer .... aber Fred natürlich aktiv. Mitten in der Sturmpetition. Alarmtrommeln durch die ganze Stadt, als gelt' es eine neue Türkennot! Zehntausend Bajonette, Garden und akademische Legion .... So dankt die Aula für das Verfassungsgeschenk!"

„Und vor diesem Aufgebot hat der Kaiser die Flucht ergriffen?" fragte Michella gespannt.

„Nicht unmittelbar. Gegen den Kaiser ging es nicht eigentlich. Der Ministerrat tagte törichter Weise in der Hofburg. Also wieder auf dem Michaelerplatz, der jetzt Konstitutionsplatz heißt, der Krawall! Eine unübersehbare Menschenmenge, obgleich ein Teil der Nationalgarden sich ferne hielt. Es geht jetzt eine Spaltung durch die Bürgerschaft. Die Kompagnien, die man die schwarz-gelben nennt, waren empört über das neuerliche Attentat auf die Hofburg und taten nicht mit. Aber die Aula hatte sich um andere Bundesgenossen umgesehen. Eine Armee von Proletariern mit Spaten und Schaufeln, Arm in Arm mit den Musensöhnen!"

„Ein Tropfen demokratischen Blutes tut uns ganz gut in Österreich," meinte Sephine.

„Und so mit Lärm und Geschrei bis in die Nacht hinein! Die ganze Stadt illuminiert! Der Pater Füster im federngeschmückten Stürmer, mit schwarz-rot-goldener Kokarde wieder

als endloser Redner, natürlich! Da kam schließlich gegen Mitternacht die Nachricht aus der Burg: Alles bewilligt! Um zehn hätte man sich noch mit der Hälfte zufrieden gegeben, um acht mit dem Viertel, um sechs mit dem Zehntel ... Regierungskunst!"

„Da geht es also der Regierung mit dem Volke genau so," sagte Michella, „wie einer Mama, die ihre ungezogenen Kinder falsch behandelt? Erst weigert sie ihnen das trockene Brot, dann streicht sie noch Butter darauf, wenn die Kleinen raunzen, und fangen sie gar zu heulen an, so bekommen sie noch eine Schnitte Wurst dazu."

„Ja, genau so geht es her!"

Und worin nun die Wurstschnitte bestehe? wollte Sephine wissen.

Er zählte es her: „Zurückziehung der oktroyierten Aprilverfassung! Besetzung der Stadttore und der Burgwache nur halb durch Militär, halb durch Garden und Legionäre! Eine einzige Kammer zur konstituierenden Reichsversammlung! Allgemeine Wahlen unmittelbar aus dem Volk, ohne Beschränkung auf Einkommen oder Intelligenz! Und so weiter, und so weiter!"

Michella lachte.

„Das ist ja keine Wurstschnitte mehr, das ist ja schon eine ganze Wurst!"

„Da kann also der Götsch Schani, zum Beispiel", fragte Bethi, „von den Arbeitern in die konstituierende Reichsversammlung gewählt werden?"

„So ist es. Der dreizehnte März war der Sieg des besonnenen Bürgertums. Der fünfzehnte Mai ist der Triumph der maßlosen Demokratie!"

„Mir ist es recht," versicherte Sephine; „wenigstens probieren soll man es einmal!"

„Ich würd' es lieber auf ein solches Experiment nicht ankommen lassen," versetzte Petz. „Das konstitutionell sanktionierte Übergewicht der Besitzlosen, Ungebildeten und Halbreifen ist überhaupt keine Freiheit! Das ist die verkehrte Welt! Das ist der Absolutismus des Mobs!"

Er fühlte sich erregt und überreizt und brach das Gespräch ab, um sich Bewegung zu machen. Langsam stieg er den einsamen Waldweg hinan, der zur Himmelswiese führte. Aber schon die kurze, freilich etwas steile Strecke erschöpfte

ihn. Er war wie zerschlagen, als er oben ankam, und mußte sich ins Gras werfen und nach Atem ringen.

Immer ging es ihm durch den Sinn: Das war nun die Freiheit! Das war aus ihr geworden!

Über der stillen, weitausschauenden Höhe ruhte der milde Abend. Warum saß er nicht öfter hier oben? Was hatte er sich um die öffentlichen Dinge gekümmert, statt in Zurückgezogenheit sein Herz zu pflegen, wo das reinste Glück wohnte, das es für ihn gab? Die Erinnerung an die Jungverstorbene, die Mutter seiner Kinder, die allzufrüh von ihm geschieden war! Sie hatte ihr Leben mit dem Leben Freds getauscht...

Er empfand, daß es rasch kühl wurde, wie Frost schüttelte es ihn. Waren es die Sorgen, die sein Blut in die hitzende Stirn trieben, während Füße und Hände zu Eis erstarrten? Was hatte ihm nun die Freiheit gebracht, um die er so heiß gerungen, außer Sorgen? Sorgen ums Vaterland, Sorgen um den Sohn, in dem er zwei Leben zu lieben hatte, Sorgen um die Existenz der ganzen Familie, der eine Pöbelherrschaft den wirtschaftlichen Untergang bringen konnte!

Was hatte die Freiheit ihm gebracht? Uneinigkeit mit sich selbst und anderen, innerliche Zerrissenheit, Zweifel, Enttäuschung! War er nun frei? Was war die Freiheit, diese Buhlerin, die jedem lächelte und alle betrog? Gab es überhaupt etwas wie Freiheit für die Menge? Steckte etwas anderes hinter dem Phantom als die Leidenschaft der Menschen, sich auf die Schultern der anderen Menschen zu schwingen und möglichst viele neben sich hinunterzudrücken und unfrei zu machen? So sollte also Mießrigel recht behalten, der einmal etwas Ähnliches geäußert hatte?

Da stand nun der Mond und war noch blaß wie ein Schleier. Hoch über der Stadt schwebte er hin, die sich in bläuliche Abendnebel hüllte und friedlich aussah, als hätte es nie Kämpfe darin gegeben. Am liebsten hätte er geweint über diese Stadt, die er liebte, ohne zu begreifen, wie man ein Häusermeer lieben konnte; ohne zu begreifen, wie man Menschen lieben konnte, die wie im Taumel des Irrsinns das Verkehrteste taten, alle, oben und unten. Die sich selbst zerfleischten und, gegen Vernunft und Ordnung wütend, unter tausendstimmigem Jubelgeschrei dem Abgrund entgegen trieben ....

War denn nicht Fastnacht da unten? Eine Schellenkappe über die ganze Stadt! Eine Schellenkappe für die Freiheit!

Er spürte es plötzlich wie ein Ersticken und einen Krampf in der Brust. Ein Strom roten Blutes ergoß sich aus seinem Munde. Es war ihm zum Sterben elend, und das Fieber schüttelte ihn. Ermattet sank er ins Gras zurück und hörte sein Herz pochen: Freiheit! Freiheit! ....

Und er blieb lauschend liegen, wie verwundet, wie durch die Brust geschossen, während der Mond immer heller wurde und an Kraft gewann. Nach geraumer Zeit erst bemerkte er, daß Poldi neben ihm kniete, und wußte nicht, woher der kam. Da hob er den Kopf auf, um noch einmal nach der Stadt hinunter zu sehen, die würde er vielleicht nie wieder sehen, dachte er, und er wollte sie doch noch einmal sehen! Aber es war rätselhaft, alles rätselhaft, eine Stube rings um ihn .... So war er schon in seiner Stube im Himmelhaus und in seinem Bette .... Immer hämmerte und hämmerte es: Freiheit! Freiheit! ...

* * *

Während der jüngstverflossenen Tage war der Dienst, den die Freiheit forderte, immer strenger geworden. Nun hatten die Studenten auch Wachtposten zu beziehen ....

Plaudernd und aus langen Burschenpfeifen rauchend, saßen Fred und ein paar Legionäre aus seiner Rotte vor der Wachstube im inneren Burghof. Ein Kommilitone im „deutschen Hut," das kurze „deutsche Schwert" an der Seite, ging mit geschulterter Muskete auf dem Laufbrette vor ihnen auf und nieder. So oft er sich gegen den Amalienhof umwendete, wo die große Uhr sich befand, warf er jedesmal einen sehnsüchtigen Blick hinauf, ob denn der Zeiger ewig nicht vom Fleck rücken wolle? Es fehlte nicht mehr viel auf zwölf, dann mußte die Wachablösung kommen. Ladurner, der neben Fred auf der Bank saß, hatte einen dieser Blicke aufgefangen. ....

„G'spaßige Zöch' sind wir!" sagte er den Kopf schüttelnd.

„Warum?"

Weil sie sich das als ein heiliges Recht erstritten hätten, daß sie da Soldaten spielen und den Kaiser in der Burg bewachen durften! Und dabei sei der Kaiser nicht einmal da und lasse sichs in Innsbruck gut geschehen ....

„Das wär' mir freilich auch lieber, wenn ich im Tirol sein und bei mei'm Moidele liegen könnt', statt da auf der Pritschen!"

„Landsknecht!" sagte Fred.

„Der Mensch ischt halt einmal so ...."

Er war herabgestimmt und entmutigt. Seit dem achtzehnten Mai habe die Aula allen Boden verloren in der Bevölkerung. Man werfe ihr vor, daß sie an der Abreise des Kaisers schuld trage, und behandle die Legionäre wie Schuhputzer. Das spüre er an seiner Stubenwirtin, die sei ein gutes Barometer, weil sie es als Miedernäherin mit den Weibern zu tun habe. Im März, da hätten die Weiber nicht genug Mieder kaufen können, damit sie recht schlank aussähen und den Studenten gefielen. Die seien damals noch die „goldenen Jungen" gewesen, und die Weiber hätten ihnen Augen gemacht wie die Gänse, wenn es wetterleuchtet. Jetzt habe das Blatt sich gewendet, so geschumpfen habe seine Wirtin lange nicht, die ganze Aula müßte man demolieren, ging' es nach ihr! Denn das Miedernähen werfe nichts mehr ab, die Studenten seien auf einmal die Unfriedenstifter und Lärmschlager, die Weiber wollten von ihnen nichts mehr wissen ...

„Die Begeisterung vom März," sagte er, „hat mancher einen dicken Bauch gemacht; ein Mieder braucht jetzt keine mehr .... Undank ischt eine bittere Wurzel, jetzt sitzen wir auf der Schattseiten im Letten!"

„Er hat recht!" versicherte Tauß. „Früher war es eine Ehre, bei der akademischen Legion zu sein, jetzt ist beinah' eine Schande draus geworden. Sogar der Greisler, bei dem ich meine Wurst kaufe, hat mich angerempelt: Ich sollt' lieber meinen Stürmer heruntertun und anständigen Leuten das Geschäft nicht verderben!"

„Was wollt ihr?" tröstete Sturz. „Die alten Wiener Phäaken! Erschlafftes Volk von Backhähndelfressern! Sollen in ihren Wurstelbrater gehen! Laßt euch nicht irre machen durch Philister und Krämer! In unsere Hände sind die Ideale des deutschen Volkes gelegt! Auf die deutsche Jugend Österreichs kann Alldeutschland sich verlassen!"

Eine Abteilung Nugent-Infanterie marschierte über den Platz und näherte sich. Die Glocken verkündeten die Mittagsstunde. In wenigen Minuten waren die Förmlichkeiten der Wachablösung erledigt. Die Soldaten ergriffen Besitz von der Wachstube.

„Die Herren werden sich künftig nicht mehr zu bemühen brauchen," sagte der Offizier.

„Hoho?" machte Sturz. „Es kann uns sehr bald wieder die Reihe treffen."

„Haben Sie den Tagesbefehl vom Stadtkommandanten nicht gelesen? Die Nationalgarde und Legion sind vom Wachtdienst wieder enthoben."

Die Mitteilung rief Bewegung hervor unter den Legionären.

„Unmöglich! Der Stadtkommandant kann nicht zurücknehmen, was der Kaiser gewährt hat!"

Der Offizier war ein Bürgerssohn, ein Wiener, ein harmloser netter Kerl, dem es unverständlich blieb, wie man sich deswegen aufregen konnte?

„Ich möcht' gleich mit Ihnen tauschen! Das wär' ein Leben, wenn's keinen Wachtdienst gäb'! Wie kann man sich denn darum reißen?"

„Wir stehen im Kampf um die Freiheit! Verstehen Sie das nicht?"

„Aber ich bitt' Sie! Vierundzwanzig Stunden in einer Wachtstube, in so einem Flohtrüherl knurren, ist denn das eine Freiheit? Da hab' ich einen andern Begriff von der Freiheit, das muß ich schon sagen!"

„Bedenken Sie die politische Seite, Herr Offizier! Daß man uns schwarz auf weiß verbriefte Zugeständnisse einfach wegeskamotieren will? Das wäre nicht schlecht, wenn man sich einen solchen Wortbruch stillschweigend gefallen ließe!"

„Die Herren werden doch um Gotteswillen deswegen nicht gleich wieder eine Revolution anfangen? Das ist gar so peinlich für uns Offiziere! No ja, was soll man machen? Soldat ist man schließlich doch, wenn man hundertmal einsieht, daß das Volk eigentlich Recht hat. Jetzt sagt man halt der Mannschaft — soweit man sich mit ihr verständigen kann, denn ich hab' lauter Böhm': Schießt in die Luft! Wenn aber nachher Steine herüberfliegen, da werden halt die Leut' auch wild und halten manchmal den Lauf ein bissel tiefer, als es notwendig wär' .... Sakrament, ich hab' die Geschichte satt, wenn's noch lang so fortgeht, quittier' ich! ... Und ich Esel laß' mich noch eigens zu Nugent versetzen, damit ich in Wien bleiben kann! Meine früheren Kameraden, die haben's gut, die stehen jetzt unter Vater Radetzky bei Peschiera. Ja, gegen die Katzelmacher*) ‚Feuer' kommandieren, das ist freilich was anderes!"

*) Italiener.

Nachdem die Legionäre abmarschiert waren und Fred auf der Aula seine Muskete abgelegt hatte, traf er, auf den Universitätsplatz hinaus tretend, mit Mießrigel zusammen. Der zog eine Nummer der „Wiener Zeitung" aus der Rocktasche und reichte sie ihm hin.

„Die Erzwungenschaften vom fünfzehnten Mai sind wacklig geworden, seit der Kaiser fort ist. Da hast du schwarz auf weiß die wohlverdiente Nase, steck sie ein und mach dir nichts draus!"

Fred tanzten die Lettern vor den Augen. Soweit er verstehen konnte, was da gedruckt stand, tadelte der Kaiser in einem aus Innsbruck datierten Manifest an seine Völker die Aula: Durch fremde Aufwiegler war sie irregeführt! Abgewichen von der gewohnten Treue! Widerrechtlich erstürmt hatte sie mit bewaffneter Hand die jüngsten Errungenschaften! Also waren Freiheit und Liebe zum Kaiserhaus Gegensätze? Und wenn man das mit der kaiserlichen Unterschrift und der Gegenzeichnung der Minister versehene Patent vom fünfzehnten Mai einfach annullierte, wer verbürgte dann noch den dreizehnten März?

Mit tiefster Erregung wurde das Blatt von Hand zu Hand gereicht. Legionäre aller Fakultäten liefen zusammen und lasen es.

„Kamarilla! Kamarilla!"

„Da steckt der Graf Bombelles dahinter, das Haupt der Hofkamarilla!"

„Eine gesunde Luft weht aus deinem Innsbruck!" wurde Ladurner aufgezogen.

„Was kann Innsbruck dafür?" wehrte sich der. „Dem Bombelles gefallt es halt dort zu guet. Der sitzt weit vom Schuß und trinkt ein Viertele Tiroler Spezial nach dem andern. Wenn ich nicht der Ladurner wär', so möcht' ich der Bombelles sein!"

„Ich möchte nicht mit ihm tauschen! Das Volk wird die Kamarilla in den Staub treten!" sagte Tauß.

„Freuen wir uns, meine Herren! Freuen wir uns!" rief Mießrigel. „Der Till Eulenspiegel hat auch eine Freude gehabt, wenn er bergab ging!"

Und er sang:

„Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Einmal muß geschieden sein!
Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn ...."

„Was willst du damit?“ herrschte Fred ihn an.

„Es geht abwärts, Brüderchen, es geht abwärts! Die Freiheit zahlt der Natur ihren Tribut und bereitet sich zum Sterben. Das werden wir nicht überleben, Bruderherz, du vielleicht, du hast noch einen guten Rest von Glauben in dir — ich nicht! Ich sterbe an Hunger und am gebrochenen Herzen! Ist der Pater Füster nicht da, daß er für mich und die Freiheit beten kann? Sein Herrgott wird den federngeschmückten Stürmer heruntertun und wieder sein vergoldetes Dreieck aufsetzen. Laßt uns beten, Brüder in der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, um eine möglichst schmerzlose Todesstunde: Heilige Maria von Egypten — bitt für uns! Heiliger Fürst Metternich — bitt für uns! Heilige Katharina von Siena — bitt für uns! Heiliger Graf Sedlnitzky — bitt für uns! Heiliger Johann von Nepomuk . . . .“

Sturz hielt ihm die geballte Faust vor die Augen: „Schweigen Sie, oder ich lasse Sie von diesem Platz hinwegweisen!“

„Wir protestieren gegen das Manifest des Kaisers! Wir protestieren!“ riefen die Legionäre.

„Laßt uns eine Abordnung wählen,“ schlug Tauß vor, „die unsern Protest dem politischen Zentralkomitee mitteilen und mit seiner Unterstützung an das Ministerium leiten soll!“

Mießrigel wies mit der Hand auf das Konviktsgebäude, das der Aula gegenüber, auf der andern Seite den Universitätsplatz umfriedete.

„Hinter diesen ehrenrührigen Mauern — Verzeihung! Hinter diesen ehrwürdigen Mauern, wollt' ich sagen, tagt in dieser selben großen Stunde das politische Zentralkomitee — oder vielmehr, es nächtiget daselbst. Denn sein Tag neigt sich bedenklich dem Abend zu und droht in der schweigsamen Nacht des Nichtseins zu versinken. Nirwana! Nirwana! Könnt' man da net wana*)?“

Man umdrängte ihn mit Fragen, ob im Zentralkomitee etwas vorgehe? Und ob er etwas davon wisse? Schließlich konnte man ihn doch immer wieder brauchen, als Zeitungsmann war er oft nicht schlecht unterrichtet. Während er noch mit den Legionären redete, sah Fred eine Anzahl Männer die Stufen des Konviktsgebäudes herabeilen, Nationalgarden und

*) weinen.

Vertrauensmänner der Legion, auch Fischhof unter ihnen, die meisten im gewöhnlichen Zivilanzug und ohne Abzeichen. In größter Erregung sprachen sie miteinander und entfernten sich, als sie die Ansammlung von Studenten gewahr wurden, so rasch als möglich durch die untere Bäckerstraße, die jetzt „Märzstraße" hieß. Es sah gerade so aus, als hätten sie ein böses Gewissen.

Unter den Letzten, die aus dem Tore traten, erblickte Fred den alten Herrn Beywald. Er ging bedächtig auf seinen Rohrstock gestützt und blieb stehen, als er Fred erkannte; ein freundliches Aufleuchten glitt über sein sorgenvolles glattrasiertes Gesicht . . .

„Herzensjunge! Laß dirs sagen: Ihr seid jetzt noch die einzige Hoffnung des Vaterlandes! Jung wie ihr seid, habt ihr noch ein gutes Recht auf ehrliche Torheit! Bleibt eurer Überzeugung treu! Schließt keine faulen Kompromisse! Was so um dreißig herum oder weit darüber ist, das ist auf einmal so verteufelt vernünftig worden, bläst zum Rückzug oder sinnt wohl gar darauf, sich irgendwie sein Süppchen zu kochen. Euer Alter allein und das meinige allenfalls kennt keine Zwecke. Wir haben nichts zu verlieren als eine Zukunft oder eine Vergangenheit. Die Herzen, die an einer Gegenwart hängen, werden leicht zag und bieten keinen schönen Anblick."

„Was ist geschehen?" fragte der Jüngling bestürzt.

„Das politische Zentralkomitee hat sich soeben aufgelöst. Begründung? Weil die Sicherheit der Nation und des Staates sich gegenwärtig im Großen, Ganzen nicht gefährdet zeige. Im Großen, Ganzen! Wer lacht da? Hast du gelacht? Nein? Dann war ich selbst es, der lachte. Merk dir, Fredl, ein ehrlicher Satz darf nichts enthalten, als Subjekt und Prädikat. Wenn Ausdrücke darin vorkommen wie: Im Großen Ganzen, Allerdings zwar, Bei genauerer Erwägung der Umstände und dergleichen mehr, so steckt schon eine Lüge dahinter, darauf kannst du wetten!"

Fred begleitete ihn noch eine Strecke Weges, traurig, entmutigt, todmüde, und empfahl sich dann. Er suchte ein Speisehaus auf, sein Magen war leer, in ein ganz unregelmäßiges Leben war er geraten. Nachhause kam er halbe Wochen lang nicht mehr, nicht einmal des Nachts, wo er oft auf einer Strohschütte in den zur Kaserne umgewandelten Hörsälen übernachtete, wenn nicht gerade der Wachtdienst ihn traf. Er

konnte nur eine Kleinigkeit genießen, die Enttäuschung war zu groß in ihm. Und Mießrigel, der ihm nachgekommen war und an seinem Tische saß, trug nicht dazu bei, seine gesunkenen Lebensgeister wieder aufzurichten. Denn der führte aus, wie die Aula jetzt allen Kredit bei der Bürgerschaft verloren hätte und wieder die Philister ans Ruder kommen würden.

„Alle lassen sie euch im Stich, alle! Zieht euch ins Privatleben zurück! Geh in ein Kloster, Ophelia! In ein Kloster! Geh! . . ."

Und dann sang er wieder ganz schwermütig unter tief aus der Brust emporgeholten Seufzern:

„Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn!"

Fred machte sich bald von ihm los und begab sich in ein Kaffeehaus, um durch eine Tasse Schwarzen seine ermatteten Sinne anzuregen. Kaum hatte er sich niedergelassen, so näherte sich ein eleganter Herr in Zylinderhut und schwarzem Taillenrock und bat, an seinem Tische Platz nehmen zu dürfen.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr, Herr Leodolter? Mein Name ist Pluderer — früher Leibjäger des Freiherrn von Auenwald, gegenwärtig Geheimagent der Staatspolizei."

„So — der sind Sie?" sagte Fred, ohne sein Unbehagen zu verbergen. „Das angeblich liberale Ministerium Pillersdorf braucht also auch Naderer? Wieder ein Berührungspunkt mit dem System Metternich!"

„Solange die Menschen nicht Engel und die Minister nicht Erzengel sind . . . Ein glücklicher Zufall übrigens, daß ich Sie hier treffe, ich suchte Sie schon auf der Aula."

„Haben Sie den Auftrag, meine Gesinnung auszuforschen, so sparen Sie sich die Mühe und sagen Sie Ihrem liberalen Auftraggeber: Wenn es nach mir geht, so werden Barrikaden gebaut, falls die Regierung es wagen sollte, die Legion zu maßregeln!"

„Wäre meine Mission eine politische, so hätte ich nicht meine Karten vor Ihnen aufgedeckt, das können Sie sich denken. Ich bin geradezu auf Ihren eigenen Auftrag in Bewegung gesetzt worden und stehe gewissermaßen in Ihrem persönlichen Dienst."

„Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie sich näher erklären wollten."

„Es handelt sich um die Tochter des Rentmeisters Ensbrunner auf Schloß Auenwald. Das Studentenkomitee hat auf Ihr Betreiben Nachforschungen über den Verbleib der jungen Dame einleiten lassen."

„Ist ihr etwas zugestoßen?" fragte Fred rasch.

Ein gemeines Lächeln spielte um die Lippen des Polizisten.

„Beruhigen sie sich, sie hat sich nichts angetan! Vermutlich wird sie auch nicht spröde sein, wenn Sie mit Weibern umzugehen wissen. Der Leutnant hat sie verlassen, sie ist, sagen wir Strohwitwe."

„Mäßigen Sie Ihre unflätige Zunge, Herr!" sagte Fred entrüstet. „Das Mädchen war meine Jugendgespielin, und das Interesse, das ich an ihr nehme, sucht kein anderes Ziel, als sie vor weiterem Unglück zu bewahren. Sobald Sie mir ihre Adresse angegeben haben, werden Sie Ihre Mission als beendet betrachten dürfen."

„Die Adresse will ich Ihnen gerne geben", versetzte Pluderer und schrieb sie auf ein Zettelchen. „Damit ist meine amtliche Aufgabe allerdings erledigt. Auf die privaten Informationen, die ich Ihnen über die Angelegenheit geben könnte, scheinen Sie keinen Anspruch zu machen."

„Welcher Art könnten diese Informationen sein?"

„Nun — es könnte doch sein, daß es Ihnen zum Beispiel wünschenswert wäre zu erfahren, warum der Leutnant das Mädchen verlassen hat, obgleich er verliebt war und sie heiraten wollte."

„Er fügte sich dem Wunsche seines Vaters."

„Da kennen Sie die Verliebten im Allgemeinen ebenso schlecht wie den Leutnant im Besondern."

„Und die pekuniäre Abhängigkeit? Es läßt sich leicht begreifen, daß der Leutnant von seiner Gage nicht leben kann."

„Für einen Baron und Offizier gibt es genug gefällige Juden."

„Das ist richtig. Also — ?"

„Die Informationen sind, wie erwähnt, mein Privateigentum. Ich habe Zeit, Mühe und Kosten aufwenden müssen, sie zu erlangen, rund wenigstens hundert Gulden."

Fred erhob sich, suchte den Kaffeesieder auf, der mit Edi Leodolter jeden Abend ein paar Stunden lang Préférence zu spielen pflegte, und redete mit ihm. Nach wenigen Minuten

kehrte er zurück und legte hundert Gulden auf das Tischchen, die Pluderer ruhig in sein Portefeuille schob.

„Eigentlich sind es nur fünf Wörter," sagte er, „die das Rätsel lösen. Jedes Wort unter Brüdern hundert Gulden wert. Ich mache Ihnen einen Vorzugspreis und lasse Ihnen alle fünf um diesen Betrag. Anna ist nicht Ensbrunners Tochter."

Fred stützte den Kopf in die Hand und dachte nach. Die Zusammenhänge waren ihm nicht sofort deutlich.

„Da der Rentmeister nicht ihr Vater ist," sagte Pluderer, „so muß ein anderer es sein. Verstehen Sie?"

„Der Freiherr? Entsetzlich!"

„Mit diesem Dietrich öffnen Sie alle Schlösser."

„Besitzen Sie Beweise?"

„Ich habe in dem Pfarramt, in das Schloß Auenwald eingepfarrt ist, selbst das Geburtsregisterblatt in der Hand gehalten, das den Beweis liefert, und das später durch ein gefälschtes ersetzt wurde. Anna war die Tochter einer Magd, der der Freiherr solange Alimente zahlte, bis sie starb und das Kind vom Rentmeister adoptiert wurde."

„Entsetzlich —!" wiederholte Fred. „Und Anna? Sie weiß doch nicht —?"

„Nein. Sie tut ihrem Geliebten Unrecht und ist überzeugt, die unüberwindlichen Standesvorurteile seines Vaters hätten ihn bestimmt, sie treulos zu verlassen."

„Das war bis zu diesem Augenblick auch meine Erklärung," sagte Fred. —

Es war, als ob sich jetzt plötzlich alles vereinigen wollte, seinen Glauben an seine Sendung als Freiheitsheld zu erschüttern. Die Bürgerschaft, sogar die fortschrittlich gesinnte Bürgerschaft, fühlte sich durch die Aula nicht befreit, sondern bedrückt, der Kaiser wendete sich mit einer strengen und bekümmerten Gebärde von ihr ab wie von einem geliebten, aber irregeleiteten Kinde, das Zentralkomitee verlor das Vertrauen in seine eigene Daseinsberechtigung und beging Selbstmord. Und nun vertrocknete auch die Wurzel, aus der er seinen Haß gegen die bevorrechteten Stände gesogen hatte: Nicht der Leutnant, der Anna liebte und sie ehrlich zu seiner Frau hatte machen wollen, trug im letzten Grund Schuld an des Mädchens Unglück, und nicht die Standesvorurteile des Freiherrn stießen sie in die Einsamkeit und das Elend, das ihrer harrte — ein

düsteres, schier unabwendbares Schicksal, dessen Grausamkeit in keinem Verhältnis zu der menschlichen Schuld der Beteiligten stand, hing wie in einer strengen griechischen Tragödie über ihren schwer getroffenen Häuptern ....

Er verzichtete darauf, Anna aufzusuchen. Was konnte er ihr helfen? Was hätte er ihr sagen sollen? Und wenn sie ihn aufrichtig um seinen Rat gefragt hätte, was hätte er ihr sagen müssen? Die Donau war tief, schon manches unheilbare Mißgeschick hatten ihre Fluten verschlungen. Er fürchtete jetzt Annas Nähe, er fürchtete die leidenschaftliche Verzweiflung seiner Zunge. Und wenn es ihm auch gelungen wäre, sich im Zaum zu halten, lieber mied er von vornherein die Gefahr, daß sie aus seiner dumpfen Trostlosigkeit ein Geheimnis hätte erschließen können, das ihr für immer verborgen bleiben mußte. —

Für den späten Nachmittag war eine allgemeine Versammlung auf der Aula angesagt. Die Atmosphäre, die auf der ganzen Stadt lastete, bedrückte auch hier die Gemüter. Dem Sinn der einzelnen Reden zu folgen, fühlte sich Fred außer stande. Aber er begriff den grollenden Grundton, der durch das ganze tobende Chaos hindurchklang: Entmutigung! Wie zerschlagen an Leib und Seele wankte er spät am Abend aus dem Saale ....

„Laßt uns sogleich zur Ruhe gehen!“ mahnte Sturz. „Morgen vor Sonnenaufgang müssen wir mit frischen Kräften wieder auf den Beinen sein.“

„Was wollen die Herren so früh aufstehen?“ fragte Mießrigel. „Liest der Pater Füster eine Seelenmesse zum frommen Gedächtnis der akademischen Legion?“

„Der Kleinmut, der nun auch in unsere Reihen einzuziehen beginnt,“ versetzte Sturz, „kann mich in meiner Pflicht nicht wanken machen. Es ist für morgen früh vier Uhr Legions-Exerzitium im Stadtgraben angesagt. Ich werde bewaffnet zur Stelle sein.“

„Komm mit, Fred! Gehst du heim?“ fragte Mießrigel.

„Es lohnt nicht die Mühe, ich übernachte gleich in der Aula. Auch ich werde zur festgesetzten Stunde bewaffnet zur Stelle sein. Gute Nacht!“

„Komm mir nur den Flügeln der Windmühlen nicht zu nahe, Bruderherz!“ sagte Mießrigel und entfernte sich allein. Man hörte ihn gefühlvoll durch die hallende Gasse singen:

„Scheint die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie untergehn ....“

Es war dieselbe Nacht, in der Petz auf der Himmelswiese den schweren Anfall von Krankheit erlitt. Als ob eine Ahnung in ihm gewesen wäre, so dachte Fred in den langen Stunden, da er sich schlaflos auf seiner Strohschütte hin und her warf, an seinen Vater. Und dieselbe Frage, mit der Petz sich gequält hatte, marterte auch ihn: War das nun die Freiheit? ....

Als er in der kühlen, schattigen Frühluft gegen das Stubentor eilte, um sich rechtzeitig bei seiner Abteilung im Stadtgraben einzufinden, sah er bewaffnete Legionäre die Dominikanerbastei herunter laufen. Tauß, der sich unter ihnen befand, hielt ein von einer Mauer herabgerissenes Plakat in der Hand, das wie eine Fahne im Morgenwind wehte.

„Die Legion ist aufgelöst! Die Waffen sind abzuliefern! So stiehlt man uns unsere verbrieften Rechte! Komm mit, Leodolter! Eilen wir auf die Aula!“

Aus dem Stadtgraben liefen die alarmierten Studenten zusammen.

„Die Universität soll geschlossen werden? Das Polytechnikum und die Akademie — geschlossen?“

„Mundtod wollen sie uns machen! Das können wir uns nicht bieten lassen! Heute erst beginnt die wahre Revolution!“

„Die Regierung hat uns das Wort gebrochen! Sie muß von der Bildfläche verschwinden! Wir oder sie! Auf die Aula! Auf die Aula!“

Fred wurde mitgerissen. Es war ihm fast die Empfindung für diese Dinge abhanden gekommen. Aber die Kommilitonen nahmen ihn in ihre Mitte. Mit klirrenden Waffen die Wollzeile hinaufeilend stimmten sie das Fuchsenlied an:

„Was kommt dort von der Höh',
Was kommt dort von der Höh',
Was kommt dort von der ledernen Höh',
Ça, Ça, ledernen Höh',
Was kommt dort von der Höh'? ....“

Auf dem Universitätsplatz gab es schon lebendiges Treiben. In allen Kasernen stehe das Militär mit Sack und Pack bereit, hieß es.

„Kinder, jetzt wird es Ernst!“ sagte Sturz. „Wenn wir heute den Kürzeren ziehen, so schreibt morgen Österreich wieder den zwölften März!“

An den Toren des Universitätsgebäudes arbeiteten bereits Studenten, sie mit herbeigeschleppten Schulbänken zu verrammeln. Andere führten in Schubkarren Straßenschotter herbei und schichteten Haufen davon in den oberen Stockwerken, um sie im Notfalle als Wurfgeschosse zu verwenden. Beständig hörte man Fenster klirren, die zerschlagen wurden, um aus der Bleifassung der Verglasung Kugeln zu gießen. Einige Legionäre führten aus einer nahen Reitschule gesattelte Pferde herbei. Die verläßlichen Abteilungen der Nationalgarde und die Proletarier, die von der Regierung bei den Dammbauten an der Donau beschäftigt wurden, sollten verständigt werden. Nach allen Seiten sprengten die Boten davon. Da scholl schon Trommelwirbel vom Lugeck her durch die beiden Bäckerstraßen, die jetzt März- und Studentenstraße hießen. Die weißen Waffenröcke der heranmarschierenden Soldaten leuchteten in der Morgensonne, und die Bajonette blitzten.

Es war Fred das alles wie ein Traum. Ging es jetzt wieder um die Freiheit? Um wessen Freiheit eigentlich? Fühlte die arbeitende Bürgerschaft, das eigentliche Volk, sich nicht frei genug? Wollte sie noch eine andere Freiheit, als die sie besaß? Oder handelte es sich bloß um die Freiheit der Legion? Die Legion allerdings, die war in ihrem Bestande bedroht — was tat es, wenn niemand die Legion mehr wollte und niemand die Freiheit, die sie meinte? Vielleicht hatte sie ihre Aufgabe erfüllt und täte besser sich freiwillig aufzulösen, wie das Zentralkomitee sich aufgelöst hatte, in dem doch viele reife Männer und wackere Bürger saßen! Nur um den Bestand der Legion kämpfen — war das die Freiheit? Und was mühten die Menschen sich überhaupt um die Freiheit, wenn ein ehernes Schicksal über ihnen schwebte, gegen das sie ohnmächtig waren? Wenn das reinste Gefühl der ersten jugendlichen Neigung in der ahnungslosen Brust zerschlagen werden konnte, wie es ihm zerschlagen worden war? Wenn die blühende Mädchenliebe, die Anna zu ihrem Liebsten gezogen hatte, zur schuldlosen Schuld werden und in Blutschande ersticken konnte? Wie hinfällig blieb doch das Ringen der Menschen untereinander, da sie schließlich allsamt unter den

klirrenden Sohlen jener unfaßbaren Riesenmacht zertreten wurden, die achtlos und wahllos über sie hinwegschritt! . . . .

Und wie im Halbschlummer hörte er das Sturmglockenläuten von den Türmen der Universitätskirche und das Rufen der Alarmtrommeln durch die angrenzenden Straßen . . . . Hörte, wie Pater Füster von den Kirchenstufen herunter die Studenten zu erneutem Kampfe aufstachelte, sie als Helden feierte und ihnen unvergänglichen Lorbeer verhieß . . . . Hörte, wie Mießrigel, der unversehens wieder neben ihm stand, in seiner trockenen Art sagte: „Ich habe ihm Unrecht getan, er wird nicht im Exil und nicht an der hänfenen Halsbinde sterben — er wird im runden Turm*) an Größenwahn zugrunde gehen und sich einbilden, er sei ein Student . . . .“

Und dann sah er wieder, wie sich ganze Scharen von Proletariern auf den Universitätsplatz ergossen, mit Krampen und Schaufeln beladen, und wie sie das Pflaster aufrissen, wie Bänke, Katheder, Schränke und Kisten aus den Gebäuden geschleppt wurden und Barrikaden sich gegen die März- und Studentenstraße, gegen die Schönlaternstraße und gegen die Wollzeile zu türmen begannen.

Viel später, es mochte schon gegen Mittag gehen, forderte Tauß ihn auf, sich ihm anzuschließen. Er war ganz willenlos geworden und tat, was man ihn zu tun hieß. Sie begaben sich auf einen Rundgang durch die Straßen und mußten überall über Barrikaden klettern, die größtenteils von Proletariern besetzt gehalten wurden. Das ganze Stubenviertel war verbaut, vom Graben und hohen Markt bis an die Biber-, Dominikaner- und Stubentorbastei. Ein schier unbezwingbares Kriegslager, mit hundert mächtigen Steinriegeln verriegelt. Wozu? Gegen wen? Das Militär hatte sich zurückgezogen, kein Schuß war gefallen in der ganzen Stadt.

An der Barrikade, die die Bischofsgasse gegen den Stefansplatz absperrte, trafen sie Ladurner und Sturz. Die bemerkten ironisch, der Kriegsminister Latour sei ein ebenso seelenguter Mensch wie der Kaiser selbst: Auf die Wiener lasse er nicht schießen. Weil nämlich die Garnison zu schwach sei und die Soldaten an vielen Punkten den Gehorsam ver-

*) Irrenhaus.

weigert hätten; denn die wüßten ihre Brüder und Verwandten unter den Proletariern.

„Das Guetsein ischt leicht," sagte Ladurner, „wenn einem zum Wauwauspielen der Schürhaken fehlt."

Die Barrikade, die sich an den bischöflichen Palast anlehnte, reichte fast bis zum zweiten Stockwerk; oben wehte eine blutrote Fahne in der Mitte, und rechts und links daneben flatterten die Farben aller österreichischen Nationen. Uniformierte Garden, Proletarier und Studentenlegionäre lagerten an ihrem Fuße, und auch Weiber und Mädchen saßen unter ihnen, denen es an Liebkosungen nicht fehlte. Fleißig kreisten die Becher, und aus dem bischöflichen Keller wurden Weinfässer heraufgerollt. Angewidert wendete Fred sich ab: „Gehen wir! Gehen wir!"

„Sie, junger Herr, Sie gefallen mir!" rief eine Dirne ihn an. „Seien Sie auch ein bissel fesch, es ist nicht alle Tage Kirtag!"

Ein Legionär, der den Arm um ihre Mitte geschlungen hatte, schlug sie auf den Mund: „Hast mit einem noch nicht genug? Duan, beschwipste!"

„Was geht dich das an?" rief sie mit lallender Zunge; „ich bin für die Freiheit! Ich belohne einen jeden, der einen deutschen Hut auf hat, wenn ich verscharmeriert in ihn bin!"

„Fort! Fort von hier! Gehen wir!" flehte Fred zu seinen Gefährten.

Am Nachmittag wurde er auf die große Barrikade kommandiert, die quer über den Stefansplatz gezogen war, vom Dome selbst bis zum Konsistorialgebäude hinüber. Das Ministerium hatte längst gedruckte Kundmachungen verteilen lassen: Die Auflösung der Legion sei zurückgenommen! Es nützte nichts, die Barrikaden standen nun einmal da. Bald darauf kam die Butter aufs Brot: Die Errungenschaften vom fünfzehnten Mai wurden neuerdings garantiert .... Die Studenten lachten: Es gab doch nichts Besseres für die Freiheit als so eine Handvoll Pflastersteine! Nun ließ auch die Wurst nicht länger auf sich warten: Das Ministerium versprach hoch und teuer, den Proletariern regelmäßige Arbeit und dauernden Verdienst zu garantieren .... Jetzt lachten die Proletarier: Bezahlt wollten sie überdies noch sein für das Abtragen der Barrikaden, eher rührten sie keinen Finger. Es ruhte sich gar nicht schlecht im Schatten dieser Straßenburgen.

Mißmutig saß Fred auf den inneren Stufen seiner Barrikade. Es mußte doch jede Bewegung Sinn und Ziel haben! Was konnte die Regierung jetzt noch bewilligen? War das noch ein Kampf um die Freiheit? Nur die Disziplin hielt ihn fest, daß er seinen Posten nicht verließ. Eine Ernüchterung war über ihn gekommen wie damals in seinen Knabenjahren, da er Adler, Gemsen, Steinböcke und Antilopen zu jagen glaubte und Poldi ihm ganz trocken gesagt hatte, daß es Kerfen waren, die sie auf Nadeln spießten.

Die Stadt belebte sich immer mehr, es strömten Leute aus allen Vorstädten zusammen, die unblutigen Barrikaden zu besichtigen, geradeso wie man am Charfreitag Gräber besuchen geht. Die Proletarier hatten zu tun, den Damen und Herrn die Hand zu reichen und sie über die Bretter zu geleiten, die man als Brücken gelegt hatte. Die Trinkgelder flossen reichlich, der Freiheitskampf wurde zur ergiebigen Einnahmsquelle. Fred schüttelte der Ekel. Die Proletarier und auch die meisten Legionäre schienen sich in ihrer Rolle als müßige Freiheitshelden nicht übel zu gefallen. In ihm aber war nur ein Gedanke: „Fort von hier! Fort!"

Da stand eine Gestalt vor ihm und reichte ihm die Hand hin.

„Anna! Du hier! In solcher Umgebung!"

Sie setzte sich neben ihn auf die Steine. Ihr Blick glitt den Turm von St. Stephan hinauf, der sich schon in leichte Dämmerung zu hüllen begann. Beinahe zu Füßen der schwindelnd hohen, steil in den Himmel stürzenden Pyramide saßen sie ....

„Wie oft haben wir von der Himmelswiese auf ihn hinabgesehen!" sagte Anna.

„Wie oft! Und waren froh dabei und frei, wie Kinder sind!"

„Du träumtest von Heldentaten!"

„Und du —? Vom Glück?"

„Und von der Liebe. Dein Traum hat sich erfüllt."

„Können Träume in Erfüllung gehen?"

„Du bist ein Held der Freiheit geworden!"

„Die Wirklichkeit ist hart und häßlich. Der edelste Kampf befleckt, der glänzendste Sieg bleibt eine Niederlage des Herzens!"

„Und die Freiheit?"

„Ach, sie wohnt nur, wie der Dichter sagt, im Reich der Träume, und das Schöne blüht nur im Gesang .... Laß uns von dir sprechen, Anna!"

„Was bin ich dir?" sagte sie hart; „was bist du mir?"

„Was du mir bist, will ich dir sagen. Eine helle Gestalt aus dem Lande, wo das Erträumte noch nicht Wirklichkeit war, aus dem Land der Sehnsucht, aus meiner Kindheit. Darum ist dir auch ein Platz in meinem Herzen aufbewahrt, eine geheiligte Stätte der Freundschaft, zu der du flüchten kannst und sollst, so oft dir danach zumute ist. Ich kenne dein Unglück, und weiß, was geschehen ist. Was soll nun weiter mit dir werden?"

Anna hatte ihr Gesicht in den Händen verborgen und weinte still vor sich hin.

„Du bist gut, Fred, und ich danke dir," sagte sie endlich ihre Tränen trocknend. „Aber in mir ist nichts mehr, das blüht, nichts als Bitterkeit und Haß. Verraten, im Stich gelassen, zertreten, um elender Standesvorurteile willen!"

Fred mußte schweigen, er konnte den Leutnant nicht in Schutz nehmen.

„Ein Mädchen aus dem Volk," sagte sie, „das seinen Blick zu hoch erhob! Eine Gefallene, die man ihrem Schicksal überläßt! Warum lebe ich noch? Ich wüßt' es nicht, wenn nicht das eine wäre ...."

„Du denkst an deinen Vater?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Wir sind einander niemals nahe gewesen .... Aber die Freiheit braucht Menschen, die nichts mehr zu verlieren haben; in ihren Dienst will ich mich stellen! Ich werde für die wahre Freiheit kämpfen, für Gleichheit und Brüderlichkeit! Ich werde kämpfen gegen die Hohen und Stolzen, gegen die Übermütigen und gegen die Hartherzigen — und diesem Kampf zulieb werde ich leben."

„Ein neues Lebensziel für dich," sagte er gepreßt; „ein neuer Lebenszweck ... Aber was ist ein Leben, Anna, das seine Kraft aus dem Hasse zieht?"

„Auch aus der Liebe!" sagte sie flammend. „Ich liebe das gemeine Volk, die Armen und Rechtlosen, ich liebe die Darbenden und Hungernden, die Verzweifelnden und die Verachteten. Ich fühle mich eins mit ihnen, ich werde von meiner schwachen Hände Arbeit leben und selbst eine Prole-

tarierin sein. Zu den ehrlich Unzufriedenen will ich gehören, die eine neue Ordnung ersehnen, zu den Entschlossenen, die auf die Zukunft hoffen. Seite an Seite mit ihnen werde ich für die Enterbten und Ausgestoßenen kämpfen! Ich werde mithelfen eine neue Zeit heraufzuführen, wo der Wert des Menschen nicht mehr nach Besitz und Titel geschätzt wird und die Rechte des Herzens nicht mehr einem hohlen Götzen geopfert zu werden brauchen."

Auf der Höhe der Barrikade war zwischen schwarz-gelben und schwarz-rot-goldenen Fahnen ein Bild des Kaisers angebracht. Bunte Lämpchen umgaben es, die wurden jetzt angezündet, ganz festlich sah es aus. Studenten und Proletarier stimmten das rasch volkstümlich gewordene Barrikadenlied an:

„Es will das Volk sein gutes Recht
Erbetteln nicht als Gnaden,
Das Volk versteht zu betteln schlecht,
Es holt sein Recht sich im Gefecht
Hoch auf den Barrikaden!

Du Natternbrut, die Österreich
Gebracht zu Schimpf und Schaden,
Fort Adelstrotz und Pfaffenreich,
Wir halten heut' Gericht mit euch
Hoch auf den Barrikaden!

Mit Gott für Freiheit, Recht und Licht!
Auf, Brüder, laßt uns laden!
Ein Schuft, wer heut' sein Wort uns bricht,
Nicht ehrlich für die Freiheit ficht
Hoch auf den Barrikaden!"

Ein bitteres Lachen schwebte auf Freds Lippen: „Mit Gott für Freiheit, Recht und Licht!" .... Er sah Dirnen mit Proletariern und Studenten hinter die Tore der nächst gelegenen Häuser schleichen .... Niedrigkeit! Habgier! Völlerei und Unzucht! Alles unter dem Banner der Freiheit! Das Satyrspiel, das der reinen und begeisterten Tragödie der Märztage auf dem Fuße folgte ....

„Zum gemeinen Volke willst du hinabsteigen, Anna," sagte er, „und dich selbst freiwillig ins Proletariat hinunterstoßen? Sie werden die wahre Freiheit nie erkämpfen, es fehlt ihnen an Zucht und Ordnung, sie haben keine Ideale und keinen Gott!"

Sie sah ihn von der Seite an.

„Bourgeois!"

Es kletterte jemand die Barrikade herüber. Die Arbeiter legten ihm Bretter und halfen ihm. Als er niederstieg, erkannte Fred, daß es Ohm Schinackel war, der ihn zu sich winkte.

„Ich bin auf der Suche nach dir, Fred! Der Vater ist recht krank! Eile dich!“

„Der Vater? Der gute Vater!“

Seine Augen füllten sich mit Tränen. O, wenn er ihn nur noch am Leben traf, daß er ihm .... daß er ihm Liebe erweisen konnte! Denn immer ist es so und an jedem Sterbebett fühlen wir es: Daß wir mehr Liebe hätten erweisen können!

* * *

Als Fred die Krankenstube im Himmelhaus betrat, die nur durch ein schwaches Nachtlicht erhellt war, machte Poldi ihm Zeichen, sachte aufzutreten. Der Vater schlummerte. Fred beugte sich über ihn und hörte ihn ruhig atmen. Das erleichterte sein Herz.

Poldi erzählte ihm flüsternd, daß er ihn bewußtlos auf der Himmelswiese gefunden; auf der Brust habe er es wieder wie schon einmal vor Jahren, aber schlimmer diesmal, auch Herzschwäche dazu. Fred hatte ungefähr dasselbe schon von Ohm Schinackel erfahren. Was der Patzenhauer gesagt habe? wollte er wissen.

„Triët und Apferlkompott!.... Morgen will ich den Patzenhauer zu einem Konsilium veranlassen.“

Ob denn ernste Gefahr bestehe?

Der Patzenhauer mache nicht viel daraus, aber der sei kein Diagnostiker und überhaupt schon veraltet. Er gebe nicht viel auf ihn, sagte Poldi.

Auf leisen Sohlen ging er im Zimmer umher und schaltete wie eine Krankenschwester. Die Nacht bei dem Vater zu wachen, hatte er sich nicht nehmen lassen. Er beobachtete scharf und wußte jedes Symptom zu beurteilen und Schlüsse daraus zu ziehen.

„Leg dich zu Bett!“ sagte er; „wenn es nötig sein sollte, werd' ich dich schon wecken.“

Aber auch Fred wollte bei seinem Vater wachen, etwas für ihn tun, wenn es möglich war, irgendwie nützen oder helfen. Indessen wußte er nicht recht, wo er angreifen sollte, Poldi kannte sich schon aus und verrichtete alles allein. So

setzte er sich auf den Diwan und wartete. Es konnten doch Augenblicke kommen, wo Poldi ihn brauchte und ihm eine Aufgabe zuwies. Und wachen wollte er auf alle Fälle, ebenso wie Poldi wachte. Aber so stark auch sein guter Wille war, die Übermüdung der letzen Tage machte sich geltend, und die Natur forderte ihr Recht. Es war heller Tag als er erwachte; ohne sich zu rühren, hatte er geschlafen wie ein Stein, an der Seite des schwerkranken Vaters, den er vielleicht nur mehr für Tage oder Wochen noch besaß! Es kam ihm fast roh vor, daß er geschlafen hatte, um so mehr als er von Poldi erfuhr, daß der Vater einmal aufgewacht war und nach Wasser verlangt hatte. Tiefbeschämt dachte er an Gethsemane, wo Christus in seiner Todesangst traurig zu Petrus gesprochen hatte: „Vermochtest du nicht eine Stunde zu wachen?"

Später wachte auch der Vater wieder auf, Poldi fragte ihn, ob er frühstücken wolle? Und Fred durfte über Poldis Auftrag etwas laue Milch aus der Küche holen. Er lief, was er laufen konnte, froh, nun auch etwas zu leisten. Poldi flößte dem Kranken etwas von der Milch ein, er weigerte sich aber schon nach wenigen Schlückchen, mehr zu sich zu nehmen. Mit einem seltsam gebrochenen Blick sah er seine Söhne und schien sich nicht zu wundern, daß sie um ihn waren. Es geschah nichts von dem, was in Büchern und auf der Bühne vorzukommen pflegt, wo Schwerkranke, wenn sie die letzte Stunde nahen fühlen, noch Wünsche oder Mahnungen aussprechen, oder von ihren Lieben Abschied nehmen. Nur einmal, als sein Auge Fred streifte, der die Legionärsuniform trug, sagte er: „In Waffen?"

Sonst redete er nichts und legte sich bald auf die Seite, um wieder zu schlummern. Die Schwestern fanden sich einzeln im Laufe des Morgens ein, auch Schinackel, Julie und sogar der Muschir kamen herunter, um nach ihm zu sehen. Alle traten leise auf und machten besorgte Gesichter, der Muschir bemühte sich, seine krachenden Stiefel zu bändigen, aber das Geschirr auf dem Waschtisch schepperte bei jedem noch so vorsichtigen Schritt, den der schwere Mann machte. Nach kurzem Verweilen entfernte sich dann eins nach dem andern wieder, den Söhnen zunickend, die zu beiden Seiten des Bettes saßen und jeder eine Hand des Vaters zwischen den ihrigen hielten. Sie erwarteten sehnsüchtig das Erscheinen Patzenhauers und sahen unzählige Male nach dem Regulator, der an der Wand hing.

Gegen zehn Uhr bemerkte Poldi plötzlich, daß der Atem aussetzte, und schickte Fred um warme Tücher in die Küche. Der lief wie von Sinnen und brachte sie, man rieb Hände und Arme des Sterbenden. Noch eine halbe Minute lang hob sich die Brust ein paarmal mit Unterbrechungen, dann hörte Petz ganz zu atmen auf.

Nun erfüllte das behutsame Trippeln von allen, die hereinkamen, die Stube, und das unterdrückte Schluchzen der Knieenden. Die alte Sabin kletterte umständlich auf einen Stuhl und brachte das Pendel des Regulators zum Stillstehen. Der Muschir begann auf einmal zu wimmern wie ein Kind, schlug sich mit den Fäusten vor die Stirn und riß sich an den Haaren. Man sah es erst, wie gern er den Bruder gehabt hatte; er äußerte es in seiner Weise und hätte am liebsten die Möbel zertrümmert. Poldi dagegen ging still ab und zu, gab mit gedämpfter Stimme Anordnungen und sandte Boten aus. Es war schon alles in Gang gebracht, was in solchem Falle fürs erste nötig ist.

Am Nachmittag ging Fred allein durch den Garten. Poldi war in die Stadt gefahren, um vorzukehren, was sein persönliches Eingreifen forderte, insbesondere hinsichtlich der Aufbahrung und Bestattung. Fred saß in der Eschenlaube und wunderte sich, daß so ein stiller, blauer Frühsommertag über dem Garten lag, der von nichts wußte. Es fiel ihm plötzlich ein, wie er einst Poldi gequält hatte mit dem Lernen, weil er es nicht zugeben wollte, daß Nachtigallen auch am frühen Morgen singen konnten.... Er ging dann zum Mühlbach hinunter, stand am Geländer und sah das Wasser leise ziehen, über den Sonnenlichtern, die auf dem Grunde spielten. Dort drüben hatte das Mädchen ohne Hände einst gestanden — das war wunderlicher Weise dieselbe, mit der er gestern Abend noch am Fuß des Turmes von St. Stephan hinter der Barrikade gesessen hatte!.... Und die alten getigerten Gründlinge versteckten sich noch immer im Bachschlamm.... Und dann war auf einmal das Unfaßbare wieder da: Daß er nie mehr „Petz!“ zu ihm sagen würde und nie mehr „Fred!“ aus seinem Munde hören! Wo waren nun all seine Ziele hingekommen? Wenn er *ihm* keine Freude mehr machen konnte! Wenn an allem, was er tat und leistete, Petz keinen Anteil mehr hatte! Die Freiheit war doch im Grunde auch *seine* Sehnsucht gewesen; wenn auch in letzter Zeit ihre Wege auseinander-

gingen: Ihm hatte er wollen die Siegespalme zu Füßen legen!

Mosch-Eskeles kam den Garten herunter und äugte nach ihm aus mit dem viereckigen goldenen Einglas, dessen er sich gern bediente. An seiner Brust fand Fred jetzt Tränen.

„Es ist niemand," sagte Mosch einfach, „der so befähigt war, ein Freund zu sein!"

„Auch meiner!" schluchzte Fred .... „Er war nicht bloß Vater, nicht bloß mein Vater! ...."

Am Abend stiegen Poldi und Fred zur Himmelswiese hinauf.

„Andere sind reife Männer und haben noch Vater und Mutter," sagte Poldi .... „Jetzt heißt es auf einmal alleinstehen."

„Ich habe wenigstens dich noch," sagte Fred. „Aber du —?"

„Ich möchte dich so gern vor allem Schlimmen behüten, Fred! Weil du jetzt noch mehr als früher mein bist! Es ist auch eine Verantwortung, die ich trage, vor Vater und Mutter, weil ich der Ältere bin. Willst du mir etwas versprechen, Fred?"

„Alles!"

„Ich möchte, daß du jetzt über Sommer an eine andere technische Schule gehst — irgendwohin, gleichviel, in die Provinz vielleicht. Erst im Herbst sollst du zurückkehren, wenn in Wien wieder geordnete Zustände herrschen. Willst du mir zulieb darein willigen?"

„Gern, Poldi! Da hast du meine Hand darauf!"

Sie pflückten gemeinsam einen erlesenen Strauß Wiesenblumen und brachten sie hinunter, um sie dem Vater in den Sarg zu legen ....

Das Leichenbegängnis fand vom Himmelhaus nach dem Schmelzer Friedhof statt. Als die Leidtragenden vom Friedhofseingang bis zum Grab hinter der Bahre einherzogen, wurde es so recht anschaulich, daß es in der jungen Generation nicht mehr als zwei Leodolter gab, eben die Söhne des Verstorbenen, die unmittelbar hinter dem Sarg gingen. Dagegen wallte eine ganze Herde kleiner Beywalde im Zug, Cajetanas Kinder, die Knaben in langen, schwarzen, um die Mitte gegürteten Feiertagskitteln, die Mädchen in ganz kurzen Trauerröckchen, mit schneeweißen Kräuselhöschen, die bis an die Knöchel reichten.

Edi fiel das schwer auf die Seele, er hatte es nie recht bedacht, daß die Beywalde die Leodolterischen so sehr überwuchern sollten. Und er äußerte sich zu Susann, die weinend neben ihm ging, das sei auch so eine rückständige Einrichtung im Staatswesen, daß es nur verheirateten Familien erlaubt sei, legitime Kinder zu haben, und alle anderen nicht zählten. Diesen Zopf würde er energisch abschneiden, wenn er Minister wäre! Denn wie komme die eine Familie dazu, eine ganze Menge Stammhalter zu besitzen, nur weil sie zufällig verheiratet sei, während andere Familien, wo zufällig weniger Heiratslust herrsche, gerade nur auf ein paar Augen stünden?

„Du solltest halt auch einmal heiraten, Edi," sagte die kleine Frau Scheichenstuhl, einen Augenblick benützend, wo ihr zwischen dem vielen Schluchzen ein paar Worte möglich wurden.

„Ich meine es doch nicht wegen mir!" sagte er ungehalten. „Nur um die Familie ist mir.... Ein jeder paßt halt nicht fürs Heiraten. Aber man müßte ein Gesetz machen — es hätte eine unendliche soziale Bedeutung! Wenn wir einmal den Reichstag haben, so will ich mich hinter einen Deputierten stecken und ihm die Idee schenken." —

In der stillen Woche der ersten Trauer bekam Michella gleich alle Hände voll zu tun. Nicht bloß mit den Trauertoiletten für sich und die Schwestern — auch Fred mußte ausstaffiert werden, der ehestens nach Grätz in Steiermark abgehen sollte, um an dem von Erzherzog Johann begründeten „Joanneum" seinen technologischen Lehrkurs friedlicher fortzusetzen, als es voraussichtlich in der Kaiserstadt möglich gewesen wäre. Michella war der Meinung, daß man für eine Reise mit ganz neuer Leibwäsche versehen sein müsse, die nicht plötzlich anfangen konnte mürbe zu werden. Und daß es in Grätz auch Schneider gab, schien sie zu bezweifeln, denn alle Knöpfe an Freds Anzügen nähte sie eigenhändig nach, um ganz sicher zu sein, daß keiner absprang, ehe er nicht wieder heimkäme.

Von den Kommilitonen Abschied zu nehmen, fand Fred keine Gelegenheit mehr. Die Hochschulen der Residenz waren, wie er jetzt erfuhr, mit Zustimmung der Aula bis zum Herbst geschlossen worden, das Semester wurde den Studenten angerechnet, die Regierung ließ gern die Zunahme an politischem Selbstbewußtsein für Zunahme an Wissen gelten und war nur

froh, die jugendlichen Feuerköpfe los zu werden. Die meisten von Freds näheren Bekannten hatten sich in ihre Heimat begeben, Sturz nach Nordböhmen, Tauß nach Mähren, andere in andere Kronländer. Ladurner war nach Tirol abgegangen, um die südliche Grenze gegen die Welschen verteidigen zu helfen. Mießrigel freute sich, als er hörte, daß Fred verreisen wollte.

„Für den Schweinestall, den wir jetzt da haben werden, bist du mir zu gut, Bruderherz!"

„Warum Schweinestall?"

„Denk einmal! Wenn die Studenten fort sind und die Schmierfinken von Proletariern allein das Heft in die Hand kriegen — pfui Tausend!"

Wo inzwischen die hundert Barrikaden in den Straßen hingekommen wären? wollte Fred wissen.

„Die Schmierfinken haben sie gegen gute Bezahlung wieder abgetragen. Überhaupt haben die jetzt das schönste Leben! So eine Art Rentiers sind sie geworden und streichen gemächlich ihr gesichertes Einkommen dafür ein, daß sie da draußen herumfaulenzen, auf den sogenannten Arbeitsplätzen — lucus a non lucendo."

„Der erste Reichstag wird doch wohl um den Juli herum zusammentreten, der kann dann Ordnung machen."

„Ja Schnecken! Ein mit dem gleichen, direkten, zensusfreien Wahlrecht gewählter Reichstag wird Ordnung machen! Wenn die Schafe aus ihrer Mitte den Schäfer wählen dürfen — glaubst du, daß der Ordnung unter ihnen macht?"

„Wir haben es doch so gewollt?" rief Fred enttäuscht.

„Freilich, freilich! Da siehst du einmal, wohin man kommt, wenn man eine sogenannte Überzeugung hat!"

„Ich vertraue noch immer auf die Sache der Freiheit!" flammte Fred auf. „Nur die Schlacken müssen noch weggeputzt werden."

„Inzwischen putze dir in Grätz mit steirischem Krätzer die Gurgel ordentlich aus!" sagte Mießrigel, ihm die Hand zum Abschied schüttelnd. „Damit das neugeborene Vaterland im Herbst wieder kräftiglich nach der Freiheit schreien kann, wenn ihm inzwischen der konstitutionelle Schnuller aus dem Maul fallen sollte!"

Und so fuhr Fred also eines Morgens vom Gloggnitzer Bahnhof ab, hinein in den prangenden Sommertag. Weit hinter

sich ließ er Hader und Kampf, gerechten Zorn und die Nöten enttäuschter Liebe. Nur das Bild des verewigten Vaters nahm er in seinem Herzen mit sich nach dem Bergland, dem er entgegen eilte. Lange hatte er sich nicht so frei und leicht gefühlt, und je weiter er sich entfernte von der unseligen Stadt, deren Pflaster mit Blut bespritzt und mit den Ausschreitungen des gemeinen Volkes besudelt war, umsomehr fiel alles Quälende von ihm ab, das ihn während dieser letzten Monate nicht hatte zur Ruhe kommen lassen. War das nicht jetzt erst die wahre, seelenstärkende Freiheit?

Über den Semmering ging es mit Extrapost, drüben kam er gleich mitten ins Grüne hinein, das nicht pittoresk war, aber unendlich reizvoll mit seinen ineinander geschobenen Waldbergen. Wo die Mürz anfing, fing auch die Eisenbahn wieder an, und nun fuhr sichs fröhlich bergab bis die Festung über der steilgegiebelten Stadt sichtbar wurde. Weit draußen auf der anderen Seite, zu Füßen eines sonnig leuchtenden Höhenzuges, welcher nach den Gänseblumen hieß, die im Steirischen „Ruckerl" genannt werden, mietete Fred sich in einer kleinen Wirtschaft ein und bezog ein trauliches Zimmer, in dessen Fenster dunkelschattende Kastanien hereinschauten.

Es begann jetzt eine Zeit des Friedens für ihn und der Arbeit. Weit fort, wie durch ein Weltmeer von ihm getrennt, lag das Brausen politischen Lebens der Residenz, der Lärm der menschenerfüllten, leidenschaftlich erregten Straßen. Er liebte jetzt die Einsamkeit, die ihm eine wahre Erholung dünkte nach all den endlosen Reden und geschäftigen Sitzungen, nach dem hohlen Getue und dem müßigen Bombast, in dem er bis über die Ohren gesteckt hatte. Gerne strich er weit hinaus in die waldige Umgebung seines freundlichen Sommerasyls, meist allein, dem Schlag des Kuckucks lauschend, oder dem Rauschen der Tannenwipfel. Nur selten gesellte er sich einen harmlosen Genossen zu und mied jeden, der von öffentlichen Dingen zu reden anheben wollte.

Aber ein Brief aus der Heimat oder ein zugesendetes Zeitungsblatt brachte ihm doch manchmal eine Vorstellung davon bei, wie die Dinge an der Donau draußen sich weiter entwickelten. Ohm Schinackel schrieb ihm einmal, er kanditiere jetzt für den konstituierenden Reichstag, und schilderte launig den Strom von Phrasen, gegen den er zu schwimmen habe.

„Ihr goldenen Jungen habt uns eine dicke Suppe ein-

gebrockt, die wir jetzt auslöffeln müssen. Ein bißchen Dummheit und Gemeinheit laß' ich mir gern gefallen, die Stiefel sind keine Handschuhe, man putzt sie wieder, wenn sie schmutzig werden. Aber bis über die Knie im Dreck waten, das ist ein allzu unreinliches Vergnügen, es könnt' einen manchmal davor grausen. Indessen sag' ich mir wieder: Das ist alles nun einmal da, es soll nur ans Licht! Durch die lügenhafte Vertuschung der Bureaukratie würde es nur verborgen, nicht beseitigt. Also fröhlich mitten hinein in den Dreck mit Schaufel und Schiebkarre! Ich presse mir Ziegel aus dem Letten, lasse sie sachte an der Sonne trocknen und schichte sie aufeinander, daß sie ein ansehnliches Postament geben, auf das ich meinen Fuß setzen kann. Auf diese Weise kommt auch ein demokratischer Abgeordneter über den Schmutz der Straße hinaus. Und es bleibt ja schließlich das Grundgesetz des politischen Lebens und des Lebens überhaupt, daß der Mob zum Postament wird, auf das die vernünftigen Leute hinaufsteigen können. . . ."

Aus einem Brief Poldis, den er im Hochsommer bekam, erfuhr Fred, daß der Bau der Fabrik auf dem Braunhirschengrund wacker fortschritt, wenn auch so schnell nicht, als der Bruder es gewünscht hätte. Das Gleichenfest hatte verschoben werden müssen, weil es an brauchbaren Arbeitskräften mangelte. Das Proletariat drängte sich zu den öffentlichen Arbeitsplätzen und zwang die Regierung zu immer höheren Löhnen. Und als die Regierung mit Rücksicht auf die Staatsfinanzen einmal Einschränkungen hatte vornehmen wollen, da waren Arbeiterkrawalle ausgebrochen, und im Prater Ströme Blutes geflossen.

Wie fern rollender Donner klangen solche Berichte in den klaren blauen Sommertag seiner steirischen Idylle herein.

Noch immer hing sein Herz an Anna, er wollte ihr ein Freund bleiben und sie vor der äußersten Verbitterung bewahren. Das schlimmste wußte sie nicht, ahnte es nicht einmal, und wenn sie ihr unseliges Leben der Liebe entgegenreifen ließ und nicht dem Hasse, dem sie es verschreiben wollte, so konnte sie, wenn auch nicht das Glück, so doch den Frieden wiederfinden. Die Adresse benützend, die Pluderer ihm damals verschafft hatte, schrieb er an sie und bat sie mit herzlichen und treuen Worten, ihm Nachricht zu geben, wie es mit ihr stehe. Aber er wartete vergebens auf Antwort.

Er wollte sich jetzt recht tüchtig ausbilden in seinem Fach, um Poldi ein brauchbarer Helfer zu werden. Er nahm seine

Studien ernst, trieb Mathematik nnd Mechanik und bastelte an dem Modell eines Kraftstuhls für Seide, der sozusagen in der Luft schwebte, aber noch immer seine vollbefriedigende Gestalt nicht gefunden hatte. Auch die Kraftstühle des Muschirs, die in der Nacht vom dreizehnten zum vierzehnten März von den Arbeitern zertrümmert worden waren, stellten nicht die endgültige Lösung des Problems dar, wie er jetzt erkannte. Denn er hatte sich mit Seyfried ins Einvernehmen gesetzt und sich die Formzeichnungen senden lassen, die zur Grundlage gedient hatten.

Manchmal wandelte ihn jetzt doch wieder die Lust an, zur Zerstreuung ein Zeitungsblatt in die Hand zu nehmen, er sah, daß in Wien ein Sicherheitsausschuß an die Stelle der früheren Komitees getreten war, der neben der eigentlichen Regierung die Zügel der Regierung in der Hand hielt. Eine scharfe demokratische Tonart herrschte darin, der der Gemeindeausschuß vergebens die Wage zu halten sich bemühte. Die Kluft zwischen „Gutgesinnten" und „Umstürzlern" oder „Revolutionären" und „Schwarz-gelben", wie sie sich gegenseitig benannten, erweiterte sich immer mehr. Der Hader schien kein Ende nehmen, im Gegenteil sich zu tötlicher Feindschaft steigern zu wollen. Die Ausschreitungen und Orgien des Radikalismus nahmen in entsetzenerregender Weise überhand und erregten seinen Ekel. Das war wirklich der Schweinestall, den Mießrigel prophezeit hatte, auch das neue Ministerium, das im Juli ernannt worden war, und dem brave und tüchtige Männer angehörten, schien nichts dagegen ausrichten zu können. Die Studenten fehlten, die einen idealen Zug in die Bewegung hineingetragen, sie durch ihre selbstlose Begeisterung über den Schmutz der Straße erhoben hatten. Und er kam zu der Ueberzeugung, daß im Herbst, wenn die gesamte akademische Jugend des Vaterlandes in der Aula wieder zusammenströmen würde, auch er nicht fehlen und sich nicht selbstsüchtig verstecken durfte. Denn es wäre feig und unmännlich gewesen, das erst halbvollendete Werk, an dem sie mitgebaut, und das sie mit Blut gekittet hatten, im Sumpfe versinken zu lassen.

Anfangs August brachte ihm ein Brief Tante Susanns Erheiterung. Sie berichtete, daß Schinackel jetzt Abgeordneter von Gumpendorf sei, und daß sie die Eröffnung des konstituierenden Reichstages mitangesehen habe. Es sei zum Kranklachen gewesen, wie die ruthenischen Bauernabgeordneten in

ihren roten Röcken den Türsteher mit der goldbeborteten Kappe am Eingang zum Sitzungssaale für den Kaiser gehalten und ihm demütig die Hand geküßt hätten. Schinackel natürlich habe daraus, obzwar er doch selbst zu den Demokraten gehöre, sofort eine Spitze gegen das direkte, gleiche, zensusfreie Wahlrecht drehen wollen, aber sie werde es ihm schon zeigen, und wenn er nicht voll und ganz mit dem Volk gehe, so laufe sie ihm eines Tages davon. Mit dem kleinen Schinäcklein selbstredend; denn dieses lasse sie nicht durch einen halb und halb Gutgesinnten erziehen, es sei als Revolutionsmann auf die Welt gekommen und besitze sogar ein Revolutionsabzeichen am Körper, ein winziges brennrotes Muttermälchen, daß man freilich erst recht deutlich sehen werde, wenn es mit ihm größer gewachsen wäre ...

Auch daß der Kaiser, den Bitten der Bevölkerung nachgebend nach Wien zurückgekehrt und seinen Aufenthalt in Schönbrunn genommen hatte, erfuhr er aus dem Brief. Nun konnte ja, so Gott wollte, alles wieder in geregelte Bahnen kommen!

In seine mechanischen Probleme verbissen, dachte er bis tief in den September hinein nicht daran, die freundlichen Ketten seines Exils zu sprengen. Die Laubkronen der Kastanien vor seinen Fenstern schmückten sich mit leuchtend topasfarbigen Blättern, die blauen Berge schienen näher zu rücken und gewannen stellenweise einen leichten Stich in kupferfarbiges Rot. Ueber den Höhenrücken des Ruckerlberges wanderte er oft stundenlang hinaus ins reichbewegte Hügelland, hinter dem der Himmel sich weitete, bis in den fernen Osten hinein.

„Dort drüben," sagte man ihm, „fängt Ungarn an".

Da dachte er an das edle Volk der Magyaren, das die Freiheit so glühend liebte, und das als eine kühn entschlossene und ritterliche, rossebändigende Nation in seiner Einbildung lebte.

Gerade in dieser Zeit fiel ihm ein Zeitungsblatt in die Hand, das die Nachricht enthielt, Jellachich, der Kroaten-Ban, sei mit einem großen kaiserlichen Heer in Ungarn eingefallen, um die magyarische Freiheit zu vernichten.

Von diesem Tag an brannte in seiner Brust ein heißer Schmerz.

Er ließ sein Webstuhlmodell im Stich und kaufte sich Zeitungen. In den Spalten eines radikalen Blattes fand er Andeutungen über eine große politische Gährung, die sich in Wien vorbereite. Der österreichische Kriegsminister Graf

Latour, ein bezahlter Knecht der Kamarilla, unterstütze insgeheim mit österreichischem Gelde die Operationen des Ban Jellachich gegen die Magyaren, um ihre altverbriefte Freiheit zu Fall zu bringen und dadurch auch der schwarz-gelben Reaktion in Österreich Tür und Tor zu öffnen.

Er lief durch die Stadt, um zu hören, was gesprochen würde. Die Leute gingen fröhlich und unbekümmert, mit provinzlerischer Gemächlichkeit ihren Geschäften nach. Niemand schien sich aufzuregen, niemandes Gedanken über die friedlichen Mauern des lieben stillen Grätzerstädtchens hinauszuschweifen. Es war überflüssig sich zu erhitzen — was stand er auf einmal in Flammen?

Er trat in den stillen, tiefgelegenen botanischen Garten am „Joanneum", wo seltene Bäume standen, aus fernen südlichen Ländern, und allerhand merkwürdige Gewächse gezogen wurden. Die Luft war warm und feucht wie in einem Treibhaus, kein frischer Windhauch drang hier ein, mit exotischer Schläfrigkeit entfalteten die Pflanzen ihre fast unnatürliche Formenpracht — zwecklos und weichlich.

Es litt ihn nicht länger in diesem Garten. Er atmete auf, als er hinaustrat. Und wie in plötzlicher Befreiung eilte er nach Hause, seinen Koffer zu packen.

* * *

Auf dem Braunhirschengrunde stand das neue Fabriksgebäude fertig da, nicht so groß wie das abgebrannte gewesen war, aber ausreichend, zweckmäßig und nett. In einem der Säle waren sogar schon Stühle in Gang, die man aus dem „Goldenen Stuck" herausgeschafft hatte, um sich im Hinterhaus besser rühren zu können. In einem andern Saale arbeitete Seyfried mit seinen Gehilfen, Jacquards zu montieren.

Schinackel und Poldi gingen durch das Haus, um miteinander zu besprechen, was noch weiter vorzukehren wäre. Der Muschir hatte sich den Sommer über erholt und war fast derselbe geworden, der er früher gewesen. Nur ein Schleier von Milde und Nachdenklichkeit blieb über ihm, der seinem Wesen fast etwas Weiches und Rührendes gab, wenn das alte Temperament den Schleier nicht plötzlich zerriß und mit ungebrochener Wucht zwischen seinen Fetzen hervorpolterte. Er

legte jetzt Wert darauf, bei geschäftlichen Fragen zurate gezogen und in die neuen Pläne eingeweiht zu werden. Indessen fügte er sich in der Regel in Poldis Anordnungen und setzte mit emsigem Kopfnicken sein Siegel darunter. Im Stillen wunderte er sich, daß Poldi genau alles so traf, wie er selbst es für vernünftig hielt. Das war sein eigentlicher Sohn, der Poldi, der hatte mehr von ihm, weitaus mehr, als Görgi je gehabt hätte, wäre er herangewachsen. Aber manchmal wollte er auch zeigen, daß er der Erfahrenere war und der Chef des Hauses, nicht Poldi; dann ließ er ihn plötzlich hart an, erklärte alles für Unsinn und gab seine eigenen Befehle, die mit etwas veränderten Worten und Ausdrücken genau dasselbe bestimmten, was Poldi bestimmt hatte.

In die Stadt zu fahren und die geregelte Tätigkeit wieder aufzunehmen, hatte Patzenhauer ihm untersagt; bis in den Spätherbst hinein wenigstens müsse er sich Ruhe gönnen und sich als Patient betrachten. Der Muschir murrte dagegen und nannte Patzenhauer Julien gegenüber einen „magnetischen Trottel"; im Grunde aber paßte ihm das Ausspannen. Es genügte ihm, daß Poldi seine Obergewalt anerkannte; die beschlossenen Dinge ins Werk zu setzen, überließ er gerne der jüngeren Kraft. Er fühlte sich alt geworden und müde, die täglichen Quälereien des Geschäftslebens, deren er sich halb und halb entwöhnt hatte, neuerdings auf sich zu nehmen — dazu reichte wohl auch die Kraft nicht mehr. Das gestand er sich freilich rundweg nicht ein und getraute sich auch nicht, es auf einen Beweis des Gegenteiles ankommen zu lassen. Es hätte ihn gebrochen, wär' es plötzlich unzweifelhaft und offenbar geworden, daß der Weitblick, die Spannkraft und Leistungsfähigkeit von früher abhanden gekommen waren; darum verschanzte er sich hinter harmlosem Selbstbetrug.

„Der Patzenhauer bildet sich ein," sagte er lachend zu Poldi, „ich könnt' es noch nicht deichseln. Lächerlich —! Aber warum soll ich mir's nicht auch einmal gut geschehen lassen? Ich komm' jetzt auf den Geschmack, es ist garnicht so übel, da heraußen im Himmelhaus zu faulenzen. Mich bringt ihr sobald nicht wieder hinein in die Bude ... Bist ja auch du da!"

Er beschäftigte sich jetzt mit Gartenkultur und Blumenzucht. Julie half ihm gern dabei und stupfte im Glashaus unzählige Geraniensetzlinge in irdene Blumentöpfe. Es gab

Geranienarten in Mengen, aber immer noch sollten neue Abarten gezogen werden; das blieb die dankbarste aller Gartenblumen, wenn sie sich auch nicht gerade durch Vornehmheit auszeichnete. Seit der Muschir keiner eigentlichen Krankenpflege mehr bedurfte, war Julie gar ziellos geworden.

„Efeu!“ sagte sie von sich selbst. Bethi gegenüber nannte sie sich einmal so. Die sah sie fragend an. Da erklärte sie näher, wie sie es meinte.

„Braucht einen Stamm; und hat er keinen, so kriecht er am Boden.“

„Eine gute, liebevolle Hand kann der Muschir immer brauchen.“

„Ich stupfe ohnedies Geraniensetzlinge.“

Mosch-Eskeles, den der Muschir seit Petzens Tod näher an sich herangezogen hatte, war sein Ratgeber und Evangelium bei der neuen Liebhaberei. Über jeden Strauch, den er im Garten umsetzen lassen oder neu pflanzen wollte, holte er Moschens fachmännisches Gutachten ein. Der war aber auf diesem Gebiete Dilettant wie der Muschir selber und verstand nur etwas von der eigentlichen Blumenzucht. In seiner zart und schonend mitempfindenden Art merkte er indessen, wie segensreich es für den Muschir war, daß er eine harmlose kleine Beschäftigung gefunden hatte, die seine Gedanken von traurigen Dingen ablenkte; und um ihm wenigstens keine ganz verkehrten Ratschläge zu geben, hatte er sich einen Berg von deutschen, englischen und französischen Büchern über Gartenkunst und Gartenkultur angeschafft und brachte ganze Nächte damit zu, sie gewissenhaft durchzustudieren.

Gemeinsam hatten sie dann im Laufe des Spätsommers eine hübsche kleine Idee ausgeheckt, die ihren Herzen Trost und ihrem Tätigkeitstriebe Befriedigung gewährte. Es sollte nämlich aus einem allzudichten Buchenwäldchen, das sich inmitten des Gartens befand, eine Anzahl überständiger Stämme herausgenommen und dafür ein kleiner, mit Felsen verkleideter Hügel aufgeschüttet werden, der so recht lauschig im grünen Schatten versteckt liegen würde. Und auf der bescheidenen Höhe, zu der ein gewundenes Weglein hinanzuführen wäre, müßte dann eine halbrunde Steinbank sich erheben, in der Mitte durch einen Pylon gegliedert, in den eine kreisförmige Marmorscheibe mit dem Reliefkopf Petzens eingelassen werden sollte. Bank und Pylon von Efeu umsponnen, zwischen den

Felsbrocken des Hügelchens Singrün gepflanzt — so stand das Werk schon so gut wie fertig in ihrer Einbildung da, ein dauerndes Denkmal der Pietät und — ihrer neugebackenen Gärtnereiwissenschaft.

Einmal waren sie damit beschäftigt, Ausmessungen an der Stelle vorzunehmen und den Rauminhalt des Erdreichs zu berechnen, das nötig wäre, den Kern des geplanten Erinnerungshügels aufzubauen. Da gesellte sich Bethi zu ihnen, die ins Vertrauen gezogen war, und brachte ein Blatt braunen Papiers, auf dem sie mit weiß aufgehöhten Lichtern des verewigten Bruders Profil nach einer alten Daguerreotypie entworfen hatte, um dem Bildhauer einen Anhalt für die Modellierung des Reliefs zu geben. Mosch stand ergriffen, da er die Zeichnung sah, und hüstelte nur leise, um die Tränen zu schlucken, die nach innen flossen. Er war nicht imstande, etwas zu sagen, und faßte bloß Bethis Hand und sah in die großen dunklen Augen, in denen ein kränklich schmachtender Ausdruck stand. Das Oval des zarten Gesichtes war schmäler geworden und wie eingeengt zwischen den glatten Scheiteln, die die Schläfen bedeckten. Sie erwiderte den Druck seiner Hand, und es war wie ein stummes Einverständnis zwischen ihnen: Stetige Freundestreue wie immer, nie weniger und niemals mehr!

Der Muschir hatte das Bild des Bruders garnicht ansehen können, er mußte gleich wieder wegblicken und polterte mit der Meßlatte herum.

„Der Vogel ist auch ein schlampeter Kerl, man macht sich ganz schmutzig daran — rein das Sacktüchel müßte man dazu hernehmen, Wischtücher gibt es keine, scheints, für einen Gärtner!“

Und er säuberte mit dem weißen Taschentuch die Latte von oben bis unten und zeigte befriedigt das gänzlich beschmutzte Tuch: „Da seht her! Den Dreck! Wie das jetzt ausschaut!“

„Die Michella wird eine Freude haben,“ bemerkte Bethi lächelnd.

„Es ist merkwürdig, wie Fred ihm ähnlich wird!“ sagte Mosch, noch immer in das Bildnis des hingegangenen Freundes versunken.

„Wir haben gute Nachricht,“ versetzte Bethi; „Fred kommt nächster Tage zurück.“

„Sollte lieber bleiben, wo er ist," meinte der Muschir.

„Das schiene auch mir angezeigter," sagte Mosch.

„Warum?" fragte Bethi; „weil die Schwarz-Gelben und Gutgesinnten sich vor den Radikalen fast verkriechen müssen?"

„Das wüste Treiben der Demagogen wäre keine Gefahr für die edle Jugend, wenn nicht zugleich in Ungarn die schwarz-gelbe Fahne jetzt mit Wort- und Verfassungsbruch befleckt würde!"

„Ich verstehe nichts von diesen Dingen; aber die Jugend, wenn sie rein und begeisterungsfähig ist wie unser Fred, hat eine Art Schutzengel an der Seite, kommt mir vor. Oder nennen wir es simpler: Instinkt zum Rechten. Auch Petz hat es immer gesagt: Die jungen Leute kommen auch auf Irrwegen ans Ziel, man muß sie gewähren lassen."

„Das sind Extremitäten! Im Irrgarten in Schönbrunn kommt man überhaupt an kein Ziel, man rennt nur zwecklos herum und schwitzt sich ab dabei. Wer ans richtige Ziel kommen will, muß auch den richtigen Weg gehen . . . Glauben Sie, Mosch, daß wir den Baum da auch noch umhauen sollen?"

Und sie setzten, während Bethi sich wieder entfernte, ihre Arbeit fort und wendeten so viel Eifer und Umsicht daran, als sie treue Erinnerung für den Bruder und Freund in ihren Herzen trugen.

„Fred kommt zurück!" sagte auch Poldi, vor Freude strahlend, als er das nächste Mal wieder mit Schinackel durch die Räume der Braunhirschenfabrik ging.

Schinackel stutzte.

„So, so? Hm! Steht es schon fest? Ist er schon auf dem Wege? Nun, dann läßt sich nichts mehr dagegen tun . . . Das Untergeschoß, denk' ich, lassen wir ganz leer einstweilen. Kommt Zeit, kommt Rat. Die Zukunft gehört doch den Kraftstühlen. Inzwischen erfahren sie wohl noch allerhand Verbesserungen. Rom ist auch nicht an einem Tage gebaut worden. Ich will dem Muschir nicht nahe treten, aber der Gipfel der Lösung wird sein mechanischer Seidenwebstuhl noch kaum gewesen sein. Wäre auch garnicht zu verlangen bei einem ersten Versuch. Es wäre Unsinn, jetzt neues Geld in dieses Modell hineinzustecken. Sogar der Seyfried gibt zu, daß es verbesserungsbedürftig ist. Fred schrieb ihm und machte ihn

auf einige Möglichkeiten aufmerksam, die von vornherein sozusagen gewissermaßen garnicht von der Hand zu weisen wären — meint der Seyfried ... Also greifen wir der Zukunft nicht vor, aber sparen wir einen Raum für sie aus! Einverstanden?"

„Vollkommen! Es war auch meine Meinung. Orgeln wir vorderhand auf Handstühlen, bloß Jacquards oben drauf. Der Kraftstuhl fordert auch einen viel zu großen Betrieb. Wir müssen wieder bescheiden von unten anfangen. Klein und gewiß ist größer als groß und ungewiß."

Der junge Brodbeck näherte sich und stellte sich in Positur.

„Melde gehorsamst, daß ich am ersten Oktober einrücken muß."

„Ja richtig, der ist ausgelost worden!" sagte Poldi. „Gehst du denn gern dazu?"

„Der Esel frißt auch Disteln, wenn er muß, und nur wenn es ein rechter Esel ist, sagt er, daß ers nicht gerne tut."

„Zu den Kaiserlichen kommt er?" fragte Schinackel. „Merk dir das eine: Gehts gegen den Feind — ins Herz zielen! Gehts aber wieder einmal gegen das Volk — dann sind die Spatzen auf der Dachrinne auch zu was gut!"

„Um Gottes Christi willen, dazu wirds doch nicht mehr kommen, wo der Kaiser wieder in Schönbrunn sitzt und obacht gibt, daß nichts geschieht? Und wo wir jetzt einen richtigen Reichstag haben, der fürs Volk ist und sogar Untertänigkeit und Robot abschaffen will!"

In welche Garnison er komme? fragte Poldi. Grenadier werde er, sagte der junge Brodbeck nicht ohne einen Anflug von Stolz. In die Gumpendorfer Kaserne rücke er ein, zum Richterschen Grenadierbataillon. Schinackel kannte sich aus da unten, die Gumpendorfer hatten ihn in den Reichstag gewählt.

„Also wirst du wenigstens unter Landsleuten sein: Nieder- und Oberösterreichern. Sind wackere Burschе darunter, unter den Richterschen. Die Unteroffiziere davon haben der Nationalgarde und der akademischen Legion militärische Dressur gegeben. Und dabei haben sie selbst auch etwas gelernt; die verstehen nicht nur Knöpfe zu putzen, die wissen auch, was das Volk ist und die Konstitution und der Reichstag."

„Da hätt' ich also wieder einmal mehr Glück als Verstand gehabt, daß sie mich gerade zu denen stecken," meinte der junge Brodbeck vergnügt; „denn wenn sie mich gefragt hätten — ich wär' halt am liebsten zu den Bombardieren gekommen."

Als Schinackel und Poldi miteinander heimgingen, erkundigte sich Poldi, wie es jetzt im Reichstag stehe. Nicht zum besten stehe es, sagte der. Die meisten Demokraten seien zu radikal, darum blieben sie auch ewig in der Minderheit und würden an die Wand gedrückt, das mache sie dann ganz rabiat. Und die Tschechen wieder, die seien schwarzgelber als die meisten Minister und sympatisierten ganz offen mit Ban Jellachich, der jetzt die Magyaren kneble.

Mit welchem Recht der Ban von Kroatien gegen die Magyaren vorgehe? wollte Poldi wissen.

„Mit welchem Recht? Mit dem Recht des Stärkeren! Weshalb sollen die Magyaren nicht ihre Freiheit haben? Im März hat man ihnen erlaubt, daß sie ihre Suppe allein kochen dürfen, und die Ehebetten in aller Stille auseinandergerückt. Jetzt auf einmal gehört Ungarn wieder zur Gesamtmonarchie, und ein königlicher Kommissär, der ohne Gegenzeichnung aus dem Ärmel der Kamarilla gebeutelt wird, soll die Ehebetten wieder zusammenschieben. Das ist Absolutismus, und an dem Punkt sind die Magyaren kitzlich."

„Und ist dieser königliche Kommissär der Ban Jellachich?" fragte Poldi.

„Es ist der Feldmarschalleutnant Graf Lamberg. Liest du denn keine Zeitungen, Mensch?"

„Ich stecke wohl ein bißel gar zu viel in der Arbeit und kenne mich in diesen verwickelten Verhältnissen nicht recht aus."

„Die Sache ist ganz einfach," sagte Schinackel lachend. „Hör einmal! Der Kaiser von Österreich findet, daß der konstitutionelle König von Ungarn sich zu viele Eigenrechte anmaßt. Darum schickt er den Ban Jellachich aus, er soll den König von Ungarn unterjochen. Die Magyaren wollen ihren konstitutionellen König nicht im Stich lassen und machen gegen den Feldherrn des Kaisers mobil. Jetzt ernennt der König von Ungarn den Grafen Lamberg zum königlichen Kommissär uud überträgt ihm das Oberkommando über sämtliche in Ungarn befindlichen Truppen, auch über die Truppen des Kaisers, die unter Ban Jellachich stehen."

„Da kann also jetzt der Ban Jellachich den Magyaren nichts mehr tun, wenn der königliche Kommissär es nicht will?"

„Er will es aber! Capisti? Denn der sogenannte königliche Kommissär ist in Wahrheit ein kaiserlicher Kommissär — da liegt der Hase im Pfeffer!"

„Einfach finde ich diese Geschichte nicht, sondern im Gegenteil noch immer kompliziert genug."

„Also noch simpler: Der Kaiser von Österreich will den konstitutionellen König von Ungarn auffressen. Das werden sich die Magyaren nicht gefallen lassen, es wird einen blutigen Bürgerkrieg geben — er hat sogar schon angefangen — und die schäumenden Wogen werden auch nach Wien herüberspritzen. Darum ist es mir gar nicht recht, daß Fred jetzt zurückkommt. Denn die Aula spitzt schon wieder ihre Ohren nach Ungarn hinüber."

Ob es nun aber dem Ohm Schinackel recht war, oder nicht — als Poldi ins „Goldene Stuck" trat, flog ihm Fred schon entgegen und geradenwegs an den Hals. Zum erstenmal in ihrem Leben waren die Brüder voneinander getrennt gewesen. Jetzt, da sie sich wieder hatten, fühlten sie erst, wie eng sie zusammengehörten.

Abends fuhren sie gemeinsam ins Himmelhaus. Fred blieb dann ein paar Tage draußen, plauderte mit den Tanten und leistete dem Muschir Gesellschaft. Der hatte aber nicht viel Zeit übrig, er mußte in Garten und Warmhaus noch manches fertig bringen, da man in wenigen Tagen in die Stadt übersiedeln wollte. Die Abende wurden schon empfindlich lang, auch Fred drängte es nach der Stadt zurück. Der Oktober war angebrochen, nun mußten die Kommilitonen sich wieder einfinden. Er hoffte auf ein gesegnetes Studienjahr und wäre froh gewesen, wenn es sich ohne Zwischenfälle abgespielt hätte, denn er sehnte sich von der Schule fort, ins wirkliche Leben zu kommen und Poldi zur Seite zu stehen. Indessen führte doch sein erster Weg ihn nicht ins Polytechnikum, sondern auf die Aula.

Da fand er zu seiner Überraschung den Universitätsplatz voll von Legionären, ganz wie einst, gerade als ob es gar keinen Sommer gegeben hätte. Das einzige, was ihm als neu auffiel, das waren die vielen abenteuerlich aussehenden Gestalten von Demagogen und Proletarierführern, die sich unter die Studenten mischten, als wären sie hier zuhause.

Er trat auf eine Gruppe von Kommilitonen zu und jubelte auf: da standen die alten Kampfgenossen beisammen, eine ganze Schar, mit denen er so viele bange und gefahrvolle, so viele begeisterte und freudetrunkene Stunden durchlebt hatte! Auch die näheren Freunde darunter: Sturz und Tauß! Und da war ja auch der Riesenkerl mit dem Gotenschädel, der wackere Ladurner! O, über solche Händedrücke des Wiedersehens unter jungen Leuten, die gemeinsam etwas erlebt haben!

Aber persönliche Erlebnisse zu erfragen und zu erzählen, war keine Zeit, schon befanden sich neuerdings die Gemüter in politischer Spannung und Bewegung.

„Hast du gehört? Graf Lamberg ist auf der Ofener Schiffsbrücke ermordet worden! Ban Jellachich hat von den Magyaren unter Moga Plesche gekriegt und mußte nach Stuhlweißenburg krebsen!"

Sturz konnte, indem er es erzählte, seine Freude nur schwer verhehlen.

„Die Ermordung des Grafen kann freilich niemand gutheißen," sagte er gleichsam zu seiner Entschuldigung; „aber warum hat er sich auch zum Sendboten des Absolutismus hergegeben?"

„Nicht einmal! Ein Sendbote der Kamarilla ist er gewesen!"

„Genau so, wie einige von unseren Ministern!"

„Hoho! Die sind ehrliche Leute! An die reicht kein Verdacht!"

„So? — Und der Graf Latour?" schrie Tauß. „Und der Graf Latour? .... Wenn es wahr ist, daß er dem Jellachich insgeheim Geld schickt?"

„Es ist aber nicht wahr!"

„Ich habe wohl etwas Ähnliches gelesen," sagte Fred.

„Gelesen! Was liest man nicht alles! Beweise! Beweise!"

„Ich halte Latour für einen ehrlichen Mann," sagte Sturz. „Er hat wiederholt in öffentlicher Reichstagssitzung erklärt, keine Beziehungen zum Ban zu unterhalten."

Wenn er es in öffentlicher Sitzung erklärt habe, dann sei auch darauf zu schwören, daß es wahr sei, versicherte Ladurner.

„Luigen kann er niacht als Offizier, luigen niacht!"

„Kauft den ‚Bst! Bst!‘ Kauft den ‚Bst! Bst!‘“ schrieen Ausrufer, die einen zweirädrigen Karren vor sich her über das Pflaster rollten.

Der Karren baute sich hoch auf wie ein Schrank mit Fächern, in denen man Stöße von Zeitungen liegen sah. Alles Holzwerk war rot gestrichen, obenauf flatterten zwei Trikoloren, dazwischen stand in großen roten Lettern: „Bst! Bst! Preis 1 Kreuzer K. M.“ Ein zerlumpter Strawanzer mit breit über Ohren und Schläfen vorgekämmtem Haar schob den fahrenden Zeitungsverkaufsladen, ein fettes Weib, das einer Hökerin glich, half ihm dabei. Und beide schrieen sie ununterbrochen mit voller Lungenkraft: „Kauft den ‚Bst! Bst!, Kauft Mießrigels Kreuzerjournal! Die neuesten Nachrichten von der ungarischen Revolution um einen Kreuzer Konventionsmünze! Kauft Mießrigels Kreuzerjournal! Kauft Mießrigels ‚Bst! Bst!‘“

„Ich hätte mir einen klangvolleren Titel gewählt für eine Zeitung,“ sagte Tauß.

Fred hingegen, der zuerst befremdet war, dann lachte und schließlich begriff, sagte: „So übel ist der Name nicht für ein Journal, das auf der Straße ausgeschrien werden soll. Macht man doch auch hinter einem Bekannten, den man anrufen will: Bst! Bst!“

Inzwischen ließen die Ausrufer, deren Geschäft nach dem ersten Andrang wieder abzuflauen begann, schweres Geschütz auffahren: „Sensationelle Enthüllungen um einen Kreuzer Konventions-Münze! Die Briefe des Ban Jellachich an den Grafen Latour aufgefangen! Sensationelle Enthüllungen! Und kosten nur einen Kreuzer Konventions-Münze!“

Die Studenten drängten sich um die Verkäufer und stürmten beinahe die fahrende Bude, es gab niemand auf dem weiten Platze, der nicht seinen „Bst! Bst!“ in Händen hielt und mit gierigen Augen darin las. Da stand ein Artikel, ein magyarischer Schweinehirt hätte einen Kurier mit Briefen des Ban Jellachich an den Grafen Latour abgefangen, aus denen endlich mit unwiderleglicher Beweiskraft sich ergebe, daß der Ban vom österreichischen Kriegsminister Geldsendungen empfangen habe und ihm überdies noch die Zusage gemacht worden sei, er dürfe auch auf Unterstützung durch Truppen und Kriegsbedarf zählen. Die Briefe selbst wurden hierauf in ihrem vollen Wortlaut wiedergegeben. Wenn sie nicht vom

ersten bis zum letzen Buchstaben gefälscht waren, so kompromittierten sie den Grafen Latour aufs schwerste.

Im Augenblicke schwebten die altbekannten Dämonen wieder um die Aula: Die Furcht vor der Reaktion, das Mißtrauen, der Argwohn! Die ganze Giftsaat des Metternichschen Regimes schoß neuerdings in die Halme, als ob es nie einen März und nie einen Mai gegeben hätte, und nur ein Gedanke war wieder in allen: „Erst soll die magyarische Freiheit ans Messer geliefert werden, dann kommen wir selbst an die Reihe!“ Vergessen war der stille, friedliche Sommer, den beinahe alle in der Ferne, in ruhigen, freundlichen Verhältnissen verlebt hatten. Vergessen Ekel und Schauder über den wüsten demokratischen Taumel der letzten Maitage, von dem angewidert gar mancher sein Haupt verhüllt und sich vom politischen Leben abgewendet hatte. Sie wußten nur eines mehr: Daß die Freiheit gefährdet war, um die so viel Blut geflossen, für die sie so viel Leid und Sorge, Kampf und Todesgefahr auf sich genommen hatten! Die Freiheit, um die die Aula wie um ihr Schmerzenskind gebangt hatte, gefeiert und geschmäht, zum Himmel erhoben und in den Kot hinabgestoßen worden war!

Tauß schlug vor, die akademische Legion sollte nach Ofen-Pest marschieren und den Magyaren gegen den verhaßten Ban zu Hilfe eilen. Aber es waren noch weitaus nicht alle Legionäre nach Wien zurückgekehrt. Und wenn sie ihrer fünftausend gewesen wären — sie sahen ein, daß es ein Häuflein blieb gegenüber einer Armee von sechzigtausend Mann regulärer kaiserlicher Truppen.

„Wir sind auch unentbehrlich in Wien,“ sagte Sturz. „Die Tschechen im Reichstag halten es mit den Kroaten. Sie träumen von einem slavischen Österreich, das auf Kosten der Deutschen und Magyaren errichtet werden soll. Das einzige, was sie noch im Zaume hält, ist Wien mit seinen demokratischen Vereinen und der akademischen Legion!“

Die wildbärtigen Demokratenführer gingen zwischen den Studenten um wie die Wölfe um den Schafstall und wühlten: Der Latour müsse an die Laterne! Aber dafür hatte niemand ein Ohr. Für den äußersten Fall blieb noch immer die Möglichkeit einer Sturmpetition nach Schönbrunn. Jetzt tauchte auf einmal Mießrigel auf und wunderte sich, seinen „Bst! Bst!“ in jedermanns Hand zu finden. Er war merkwürdig gealtert über den Sommer. Ob er krank gewesen

sei? fragte Fred. Nein, krank nicht, aber einsam, einsam! . . . .

„Du bist mir abgegangen, Herzensjunge! Meine Überzeugung ist ein schwankes Rosenbäumchen, das einen stützenden Stecken braucht, an dem man es aufbinden kann. Vergebens hab' ich müßige Luftwurzeln getrieben, es half alles nichts, der befruchtende Regen fehlte. So hing ich wie ein nasser Fetzen von meinem Redaktionsstuhl herunter, bald auf die rechte Seite, bald auf die linke. In den Hundstagen wäre ich fast aus der Haut gefahren vor Sehnsucht nach der Reaktion. Sie hätte wenigstens ein bißchen Abwechslung ins ewige Einerlei gebracht. Die Demokratie ist abgestanden wie ein Bierrest im Glase, in dem die Sommerfliegen herumschwimmen. Aber die heilige Reaktion tat mir vorderhand noch nicht den Gefallen, irdische Gestalt anzunehmen. Um nicht vor Langerweile zu sterben, blieb mir nichts übrig, als meinen „Bst! Bst!" zu gründen."

„Das Blatt ist doch durchwegs freiheitlich, will ich hoffen?" rief Fred.

„Es übertrifft alles bisher Erlebte an radikaler Gesinnung, wenigstens an Tagen, wo ich gut aufgelegt bin. Ich mache auch leider glänzende Geschäfte damit, das Schweineblattl geht reißend ab — ekelhaft! Ich glaube, ich lasse es wieder eingehen und gründe eine Zeitung von vornehmer Haltung, bei der ich wieder zubuttern kann, was ich jetzt zurücklege. ‚Gegen den Strom' soll sie heißen, und niemand wird sie lesen. Was Zuspruch findet, ist immer ordinär. Die wahre Aristokratie ist die Erfolglosigkeit!"

„Du bist doch nicht gemein geworden?" fragte Fred mißtrauisch. „Sag mir auf Ehrenwort: Die Briefe des Ban Jellachich an den Grafen Latour — sind sie eine Fälschung?"

„Sie sind echt wie meine innerste Überzeugung!" beteuerte Mießrigel. „Der Schweinehirt, der sie auffing, hat Haar und Bein und Fleisch und Blut so gut wie du und ich, bloß, daß sie nach Knoblauch stinken; meine Phantasie, ausgetrocknet wie sie durch den langen Sommer ist, wäre viel zu schwach gewesen, ihn zu erfinden. Er existiert wirklich und tatsächlich, ich habe ihn zu meinem Spezialkorrespondenten im Bakonyerwald ernannt. Die sensationellen Briefe, an deren Authentizität nicht zu zweifeln ist, hat er mir auf dem Wege

über das ungarische Amtsblatt zugemittelt, das sie auf Beschluß der Nationalversammlung in Pest veröffentlichte."

Fred fiel ein Stein vom Herzen, er hätte sich für immer entrüstet von dem Freunde abgewendet, wäre dieser einer gemeinen Fälschung fähig gewesen. Aber, daß die Briefe echt waren, das erfüllte ihn nun doch wieder mit Leid und Sorge.

Am Abend suchte er Schinackel in der Roveranigasse auf, um dessen Urteil über die Lage zu hören. Er war nicht zuhaus. Susann machte ihm selbst die Tür auf, das kleine Schinäcklein an der Brust; das Mädchen hatte sie ums Abendbrot geschickt. Mehr als trocken Brot und ein Stückchen Wurst dazu gebe es nicht für ihren Mann, bevor er nicht schärfer ins Zeug gehe fürs Volk. Er sollte es nur an sich selbst spüren, wie die armen Leute es hätten, da würde er es schließlich doch satt bekommen, immer auf dem sogenannten Boden der Legalität zu stehen!

Sie hatte ihn zu der Lampe hineingeführt und fuhr ungeniert fort, den kleinen Revolutionsmann zu säugen, von dem Fred schon wußte, daß er irgendwo ein rotes Mal haben sollte. Es war ein liebes und reizendes Bild, wie sie blühend, gesund und gemächlich dasaß, die Füße auf einem Schemelchen, auf dem Schoße zärtlich das Kind, das die schöne weiße Brust mit seinen winzigen Händchen derb gepackt hatte und wie ein Wahnsinniger an ihr sog. Ob sie denn auch auf Strafkost gesetzt sei und das frugale Mal ihres Mannes teilen müsse? fragte Fred lachend; oder für sich selbst besonders aufkochen lasse?

„O, ich muß sehr viel Milch trinken, Mehlbrei essen, Griesköche, Aufläufe und so weiter. Aber auch ein bissel Bier bekomm' ich," sagte sie lustig .... „Es ist alles wegen der Milch. Ich hab' auch eine schwere Menge! Da sieh her!"

Und sie tippte sich mit dem Finger fest auf die Brust und war stolz, daß es fast nicht nachgab und straff blieb wie eine vollsaftige Apfelsine.

Bald kam Ohm Schinackel heim, es hatte eine stürmische Reichstagssitzung gegeben. Fred lauschte gespannt und erfuhr, daß ein Radikaler an den Kriegsminister eine Anfrage gerichtet habe, ob er die vom „Bst! Bst!" veröffentlichten Briefe des Ban Jellachich als echt anerkenne? Worauf Latour er-

widert habe, es sei nicht angegangen, die kaiserlichen Truppen in Ungarn ohne Sold, ihre Offiziere ohne Gage zu lassen, darum habe er dem Ban Vorschüsse im Gesamtbetrage von rund 300 000 Gulden zur Verfügung gestellt.

„Und was meinst du nun, Fred," sagte Schinackel, „was der Reichstag hierauf antwortete?"

„Er hat den Minister in Anklagezustand versetzt!" rief Fred.

„Da kennst du unsern Reichstag schlecht! Er hat die Erklärung des Ministers gut geheißen! Die tschechische Mehrheit übertönte das Zischen der demokratischen Fraktion mit Beifall. Man billigt es also, daß der österreichische Kriegsminister auf unsere Kosten eine Armee in Ungarn unterhält und das Königreich mit Krieg überzieht. Man billigt es, daß er die für solchen Zweck verausgabten Summen unter irgend einem Scheintitel im Budget bemäntelt und der österreichische Reichstag hierüber erst durch den Schweinehirten aufgeklärt wird, der zufällig die Bitt- und Dankbriefe des Bans kaperte. Und das nennt man in Österreich Konstitution!"

„Siehst du Ferdinand," sagte Frau Schinackel, „das kommt davon, wenn man immer auf dem sogenannten legalen Boden steht!"

Seither sann Schinackel darüber nach, wie er dem Kriegsminister durch eine Interpellation Verlegenheiten bereiten, oder ihn gar zur Demission zwingen könnte.

An einem der nächsten Abende befand Fred sich abermals in der Roveranigasse, da sprach der junge Brodbeck vor, stattlich genug anzusehen in seiner Grenadiersuniform, und schon mit einer Haltung, die garnicht mehr rekrutenmäßig war; weil er schon von Haus aus Disziplin und Diensttreue im Leib hatte, da brauchte es nicht viel, daß auch der äußere Schliff sich einfand. Zum Großvater wolle er hinüber, sagte er, und zur Frau Tante im „Goldenen Stuck", sich verabschieden, weil es heiße, daß er fort müsse. Und wie er nun durch die Roveranigasse gegangen, da sei es ihm gekommen, daß er eigentlich um Rat fragen könnte, weil schon der Herr Abgeordnete sich in der Welt so gut auskenne und in Gumpendorf ganz besonders.

„Verabschieden will er sich?" fragte Schinackel aufhorchend, „was soll denn los sein?"

Bestimmt sei es freilich noch nicht, meinte er, aber es gehe halt das Gerücht, daß das Bataillon Richter übermorgen Wien

verlassen solle, um nach Ungarn zu gehen und dem Ban gegen die magyarischen Rebellen zu helfen.

Schinackel und Fred wechselten einen Blick und spitzten ihre Ohren. So — so! Und was es nun dabei für einen Rat zu erteilen gebe?

„Da sind halt Leute in Gumpendorf," sagte der junge Brodbeck, „die reden uns zu, daß wir bockig tun und nicht abmarschieren sollen. Das ist aber eine kitzliche Geschichte. Denn ich hab' dem Kaiser geschworen und weiß auch schon, daß es Meuterei ist, wenn der Soldat nicht folgt, bald ihm seine Vorgesetzten etwas schaffen tun."

„Du hast dem konstitutionellen Kaiser geschworen!" sagte Fred. „Das Ministerium hat kein Recht, ohne Zustimmung des Reichstages auch nur einen einzigen Soldaten an Jellachich abzugeben!"

Aber geschworen habe er halt doch, gab der junge Bursch zu bedenken, und auf Meuterei stehe der Tod.

Das sei allerdings eine kitzliche Geschichte, gestand Schinackel zu. Er könne es auch garnicht glauben, daß der Kriegsminister die Richterschen Grenadiere nach Ungarn abkommandieren wolle.

„Denn das Bataillon ist ein deutsches," sagte er, „und gehört zu den deutschen Bundestruppen. Es wäre sogar die Zustimmung des Bundesparlaments in Frankfurt dazu nötig, wenn man es im Ausland verwenden wollte. Und Ungarn ist jetzt Ausland, seit es sein eigenes Ministerium hat."

„Was sagen denn die Unteroffiziere und die älteren Grenadiere dazu?" fragte Frau Susann.

„Da hat jeder seine böhmische Köchin, von der er nicht gern weggeht," erklärte der junge Brodbeck. „Weil ihnen die böhmischen Köchinnen halt die Menage aufbessern tun. Und dann zahlen auch die Bürger und Garden ihnen Wein und reden ihnen zu, und der Grinzinger, der ist nicht gut für die Disziplin, es hat schon mancher versprochen, daß er halt einfach nicht geht. Mir zahlt aber kein Mensch einen Wein, und Köchin hab' ich auch noch keine, also kann ich eigentlich nicht mitreden ... Nur daß ich halt ein Soldat bin und dem Kaiser geschworen hab'."

„Dem Kaiser, aber nicht der Kamarilla!" rief Fred aufgebracht. „Wollt ihr Hand in Hand mit den Krowaten gegen die Freiheit kämpfen?"

„Das sagen die Herren von der Nationalgarde auch. Und erinnern uns daran, was sie dem Regiment Gutes getan hätten. Denn sie haben es durchgesetzt, daß nicht geprügelt werden darf, solang das Regiment in Wien steht. Wie wir aus Wien hinauskommen, gleich ist der Profos mit dem Haslinger wieder da! . . . Aber dem Kaiser geschworen haben wir halt deswegen doch . . ."

„Ich will mit den Offizieren sprechen und mich überhaupt näher erkundigen," erklärte Schinackel schließlich. „Für euch Grenadiere gibt es nichts als: Gehorchen! Niemand soll den legalen Boden verlassen, am allerwenigsten der Soldat!"

Frau Susann stand auf nnd rief zur Tür hinaus: „Rosi, hole zum Abendessen für den Herrn wieder ein Brot und eine Vierkreuzerwurst!"

Als der junge Brodbeck sich entfernt hatte und auch Fred sich verabschieden wollte, sagte Ohm Schinackel: „Ich komme mit dir!"

„So — ? Wohin gehst du noch so spät am Abend?"

„In ein Restaurant, abendessen."

„Wenn du so fortfährst, mich zu vernachlässigen, wie es in letzter Zeit geschehen ist", rief Susann empört, „so wirst du es erleben, daß du einmal nachhause kommst und mich nicht mehr vorfindest. Ich werde mit meinem Sohn ins Elternhaus zurückgekehrt sein."

Schinackel lachte.

„Ich werde Mittel und Wege finden, euch zurückzuzwingen."

„Ei — ? Du würdest dich wohl auf legalen Boden stellen und die Gesetze in Anspruch nehmen? Und das nennt sich eine freiheitliche Gesinnung! Ich werde mich vor meinen Richtern zu verantworten wissen und mich darauf berufen, daß ich dir freiwillig gefolgt bin in die Roveranigasse, und daß es mir folglich auch freistehen muß, mich wieder zu entfernen, wenn es mir beliebt. Und sie werden das Recht des Weibes und der Mutter in mir anerkennen, wenn es noch eine Freiheit gibt in Österreich!"

„O du verrückter kleiner Schafskopf!" rief er verliebt, küßte die Widerstrebende gewaltsam auf den Mund und eilte Fred nach, der schon die Treppe hinunterging.

„Du hast mich vergewaltigt!" zeterte sie hinter ihm drein. „Ich habe deinen Kuß nicht erwidert, daß du es nur weißt!" —

Der junge Brodbeck hatte sich inzwischen ins „Goldene Stuck" begeben.

Als er von der Tante Brodbeck Abschied nahm und erzählte, daß er vielleicht in den Krieg müsse, da fing sie zu weinen an, war aber nebenher auch ein bißchen stolz dabei, daß sie einen Grenadier zum Neffen hatte, den der Kaiser schon gegen die Ungarn brauchen konnte. Sie verwechselte gern die Ungarn und die Türken miteinander, es wohnte alles „da unten". Jetzt sprach sie von Janitscharen und edelsteingeschmückten Turbanen und mahnte ihn, sich von den Harems fernzuhalten, denn das könne einem die Ohren kosten, wenn man da hineingucke. Überhaupt solle er obacht auf sich geben, denn er sei ihr Erbe, und sie habe immer auf das Ihrige geschaut . . .

„Wenn ich jetzt auch den Pappelmann heirate," sagte sie; „Kinder bekomm' ich keine mehr, darüber bin ich hinaus. Und der Pappelmann hat sich schon auch etwas zurückgelegt, das Meinige laß' ich deswegen nicht aus!"

Der alte Brodbeck, der Großvater, der jetzt schon verschrumpft war wie eine gedörrte Birne, schenkte ihm eine Flasche mit den „Leiden Christi."

„Die tu in deinen Soldatenkoffer," sagte er; „und denk auch manchmal daran. Ist gut gegen den Ganggerl, wenn er anklopfen tut. Sonst kann ich dir nichts sagen; tät' auch gar nichts nützen. Es muß halt jeder wieder für sich selber schauen, wie er drauskommt — mit unserm Herrgott und mit dem Ganggerl!"

* *
*

Am Abend bevor die Familie Leodolter aus dem Himmelhaus in die Stadt übersiedelte, stieg Poldi noch einmal zur Himmelswiese hinauf, um gewissermaßen Abschied zu nehmen vom Lande, von der freien Welt da draußen, wo die Bäume und Gräser standen und die Wolken flogen. Er liebte diese karg zugemessenen Abendstunden, die ihm nach des Tages Arbeit im Garten des Himmelhauses oder in dessen näherer Umgebung vergönnt waren. Sie bedeuteten ihm Erholung, Entlastung, reine Freude. Eigentlichen Vergnügungen nachzugehen, war er nie gewohnt gewesen. Jetzt, so bald nach dem Tode des Vaters, hätte er schon gar keine Neigung dazu ge-

funden. Ein stilles Verweilen in Wald und Flur konnte ihn hundertfältig dafür entschädigen. Mit der schwärmerischen Sehnsucht des Großstädters hing er an der Natur. Im Freien, fern vom Lärm der Fabrik und von den Sorgen des Geschäftes, da wurden seine Gedanken lebendig und begleiteten ihn wie stille, treue Gefährten, die von Vergangenem und Zukünftigem zu erzählen wußten. Indem er sich durch das schon herbstlich leuchtende Holz der Höhe der Himmelswiese näherte, war er nicht wenig überrascht, zwischen den Zweigen der halbentlaubten Bäume ein helles Kleid hindurchschimmern zu sehen. Fast erschrocken inne haltend, stand er im Begriffe umzukehren, um der Dame, die am Rande des Gehölzes im Grase saß, nicht lästig zu fallen, als sie den Kopf nach ihm umwendete und er Elfe in ihr erkannte. Jetzt blieb ihm nichts übrig, als an sie heranzutreten und sie zu begrüßen.

„Sie wundern sich, Herr Leodolter, daß Sie mich hier finden, einsam, ohne jede Begleitung .... Oder kennen Sie mich gar nicht mehr?"

Er machte eine höflich abwehrende Bewegung: „Oh —!"

„Ich kam über die Höhe, die klaren Herbsttage locken mich jetzt oft weit hinaus — wir wohnen seit einigen Tagen im Schloß und werden vermutlich den ganzen Winter über bleiben. In der Stadt und in Braunhirschen ist es fast unleidlich geworden, wenn man das Unglück hat, Wappen und Krone zu führen .... Soll ich es gestehen, daß ich gerade in diesem Augenblicke an Sie und Ihren Bruder dachte?"

„Sie sind sehr gütig, Baronesse, daß Sie sich unser noch erinnern."

„Als ich die Himmelswiese betrat, kam mir sofort jener Tag wieder, wo wir hier saßen — mit Anna .... Für mich war das ein Ereignis, damals, müssen Sie wissen. Ich bin ziemlich einschichtig aufgewachsen — freudlos! Daß ich mich einmal mit Anna fortschleichen konnte — Gott, kam mir das abenteuerlich vor, mir armen Treibhauspflanze! Sollten Sie es glauben: Ich weiß noch jedes Wort, das wir damals mit einander sprachen!"

„Anna nannte Sie Elfe, und wir wußten nicht, wer Sie seien," sagte Poldi. „Aber Sie erschienen mir als ein ganz überirdisches, elfengleiches Wesen."

„Dazu wird wohl der Name das meiste beigetragen haben."

„Es war nicht bloß der Name.... Auch mir steht noch jede Einzelheit jener Stunden in treuer Erinnerung."

„Es flog ein Kreuzschnabel dort aus dem Busch, und Sie erzählten mir die Legende, wie er sich seinen Schnabel an den heiligen Kreuzesnägeln verbogen haben sollte...."

„Und mit welchem Ernst hörten Sie zu! Es ist etwas ganz eigenes um den Ernst der Kinder, wenn man ihnen so etwas erzählt. Mein armer kleiner Vetter Görgi, der beim Brand der Fabrik ums Leben kam...."

Sie hob die gefalteten Hände an den Mund und bewegte leise den Kopf. Er hielt inne.

„.... Was wollten Sie sagen, von dem lieben armen Jungen?"

„Ich wollte sagen: Er hatte ihn auch, diesen sonderbaren Ernst, wenn man ihm etwas Märchenhaftes erzählte."

„Meinen Sie eigentlich, daß Kinder daran glauben, wenn man ihnen dergleichen erzählt?"

Poldi überlegte.

„So weit ich es beobachten konnte, ist es so: Die seicht Angelegten, die glauben halb und halb daran und fragen, ob es auch wahr sei? Die tiefer Angelegten, die glauben so innig an den Sinn der Sache, daß sie sich gar nicht darum kümmern, ob sie auch wirklich sein könnte. Darum schauen die so merkwürdig ernst drein und fragen auch nie, ob es wahr sei."

„Ich war damals schon viel zu erwachsen, um die Legende für wirklich zu halten."

„Sie auf ihre Wirklichkeit hin zu betrachten, kam ihnen gar nicht in den Sinn."

„Das allerdings nicht. Aber dieses andere," sagte sie lächelnd, „wovon Sie mir damals erzählten, daran wollte ich gar nicht recht glauben. Und ich hätte mich gern mit eigenen Augen davon überzeugt, ob es so etwas wirklich geben konnte?"

„Was sollte das gewesen sein?"

„Sehen Sie, daß Sie sich doch nicht an alles so genau erinnern wie ich! Sie erzählten mir von einer ganzen Gruppe von Leidenssymbolen, die ein alter Mann in Flaschen aus böhmischem Kristallglas hineinzaubern könnte."

„Ach ja! Die ‚Leiden Christi' des alten Brodbeck!"

„Sie versprachen, mir eine solche Flasche mitzubringen,

und mir war es zu Mut, als sei mir ein Königreich versprochen worden.... Aber wollen Sie nicht niedersitzen? Das Gras ist trocken hier am Waldsaum und fast verdorrt. Der Herbst rückt schneller ein als sonst.... Nun lagern wir nebeneinander wie damals. Wie viel Jahre mögen es sein? Finden Sie mich sehr verändert?"

„Ich erkannte Sie auf den ersten Blick."

„Und haben mich seither nicht wieder gesehen? Das ist merkwürdig, daß Sie mich sogleich erkannten."

„Viel merkwürdiger ist es, daß Sie sich meiner noch erinnerten."

„Ich sah Sie oftmals wieder seither!"

Poldi wunderte sich.

„Meinen Bruder werden Sie vielleicht wiedergesehen haben, aber nicht mich?"

„Glauben Sie, daß ich Sie nicht auseinander kenne? Ihren Bruder sah ich zweimal. Einmal im Schloßpark, als er mir die Kristallflasche mit den Leiden Christi brachte; Sie sind damals nicht mitgekommen. Die arme Mama wollte es nicht erlauben, daß ich sie annahm. Es tat mir so leid darum, daß ich am liebsten geweint hätte."

„Sie sagen: Die ‚arme' Mama. Ihre Mama ist doch noch am Leben und gesund?"

Eine brennende Röte flog über ihre Wangen, die noch immer so unsäglich zart waren wie Blütenblätter der Hagerose.

„Mein Vater und meine Mutter stehen im Scheidungsprozeß miteinander," sagte sie gepreßt.

„O —!"

Sie schlang Knoten in Grashalme und seufzte dabei. Der Abendwind raschelte im welken Laub, das von den Bäumen sank, und trieb es in kleinen Stößen und Sprüngen die abschüssige Wiese hinunter.

„Sie können sich denken, wie hart das für die Kinder ist, wenn sie eine Entscheidung treffen müssen, bei wem sie bleiben wollen. Es sind recht traurige Verhältnisse, in denen ich lebe...."

„Ich litte unsagbar schwer unter einem solchen Zerwürfnis," sagte Poldi. „Wenn man die nicht eins weiß, denen man das Leben dankt!"

„Die Mutter ist fort, ich bin beim Vater geblieben; ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man ihm vorwirft, ich denke

nicht darüber nach. Er steht mir näher, und ich fühle, daß er im innersten gut und ein wahrhaft vornehm denkender Mann ist .... Sie haben nun auch den Vater verloren!" sagte sie teilnehmend .... „Und die Mutter?"

„In frühester Jugend verloren."

„Bewahren Sie gar kein Erinnern an sie?"

„Doch! Wie sie auf dem Totenbette lag und eine Schleife an ihrer Brust sich im Luftzug bewegte."

„Und sonst erinnern Sie nichts?"

„Es ist schon etwas und nicht so wenig!"

„Daß es so viel Leid in der Welt gibt! Wenn wir uns davon frei machen könnten? Darüber hinaus wachsen! Das erst wäre Freiheit!"

„Wir müssen darüber hinauswachsen!" sagte Poldi.

„Wenn wir könnten!"

Er neigte sich zu ihr, sah sie ernst an und sagte leise und schlicht, gleichsam wie ermutigend oder tröstend: „Frei werden, heißt Gott suchen und finden. Und was ist Gott? Die Freudigkeit des Herzens, die Zuversicht. Was ist Freiheit? Glück im höchsten Sinne, Furchtlosigkeit, innere Kraft und das Gefühl der Gnade."

Sie sann seinen Worten nach.

„Und wenn dann ein Unglück über uns kommt?" sagte sie endlich.

„Es wird uns betrüben und traurig machen...."

„Und heiße Tränen erpressen!"

„Aber es kann uns nicht abdrängen von uns selbst," sagte er, „und von der göttlichen Freiheit, die in uns ist! Die ‚Leiden Christi' in der Flasche, die Symbole von Mut und Demut, von Seelenstärke, von freudiger Aufopferung und Liebe, sind die nicht unzerstörbar, so lange das Kristall nicht zerschlagen wird, das sie umhüllt?"

„O wer sich diese Freiheit erkämpfen könnte!" ... Sie blickte hinaus auf die ferne Stadt, die sich in Abendnebel hüllte. Es war Poldi, als wäre sie bewegt und als würden ihre Augen feucht.

„Ihr Bruder Fred macht mir Sorge," sagte sie mit einem Seufzer. „Ich denke oft an ihn. Ich sah ihn zum letztenmal in der entsetzlichen Märznacht, wo er mit seinen Studenten die Proletarierhorden im Zaum halten wollte.... Sein Wille ist so rein und sein Feuer so edel! Er glüht für

die Sache des Volkes, wie ein Held kam er mir vor... Inzwischen hat die Freiheit sich demaskiert. Wie auf einer Redoute, wo man zurückprallt, wenn ein reizender Domino die Larve abtut und eine Fratze uns entgegengrinst — geradeso ist es! Fred opfert sein Herz auf einem Altar, der besudelt ist. Können Sie ihm nicht Einhalt tun?"

„Auch er wird sich nicht abdrängen lassen von sich selbst," sagte Poldi fest. „Er ist leicht entzündlich und oft unüberlegt. Aber seine Entschlossenheit hat etwas Ergreifendes, weil sie grundehrlich und wahrhaftig ist."

„Sie hatten immer Einfluß über ihn — ist es nicht so?"

„Ich bangte mich früher oft um ihn und machte mir Sorgen. Ich wollte ihn lenken und behüten. Ich fühlte mich gleichsam verantwortlich für ihn."

„Und das hat sich jetzt geändert?"

„Nicht meine Liebe zu ihm — nur ist sie brüderlicher geworden über den Sommer, wo wir getrennt waren, während sie früher fast — mütterlich war. Sie ist nicht weniger tief als sonst, aber freier — wie manches Unfreie von mir abfiel mit der Zeit, vielleicht männlicher, mutiger und freudiger. Heute weiß ich es, daß einem Begeisterungs- und Aufopferungsfähigen, wie Fred es ist, viel Schlimmes zustoßen kann, aber nichts Schlimmeres geschehen könnte, als wenn er sich ein fremdes Reis aufpfropfen ließe, das nicht aus seiner Natur wächst."

„Mahnungen und Ratschläge hätten noch immer nichts Gewaltsames," meinte Elfe.

„Das Große, das jetzt geschieht, fordert heiße und — unbedachte Herzen. Ich hätte es nie vollbracht."

„Und halten Sie es wirklich für groß?" sagte sie zweifelnd.

„Immerhin ist es eine Aussaat. Wenn der Boden zum erstenmal umgebrochen wird, so fällt manches Samenkorn in Stein und Dorn. Aber selbst, wenn die Pflugschar noch einmal darüber hingeführt werden müßte — die Arbeit, die mit so viel gutem Willen geleistet wurde, kann nicht ganz verloren sein."

„Ich habe Sie unzähligemal beobachtet, Herr Leodolter," sagte Elfe, „von unserm Park in Braunhirschen, wenn Sie den Bau Ihrer Fabrik in Augenschein nahmen, Anordnungen trafen oder mit den Leuten unterhandelten. Darum eben war

es, daß ich vorhin sagte, ich hätte Sie oft gesehen seither.... Ich habe Sie an Ihrer Arbeit gesehen. An einer tüchtigen und segensreichen Arbeit. Einer Arbeit, die vielen Unterhalt und Nutzen bringen wird und auch für das Vaterland von Wert ist. Und dabei haben Sie sich doch die wahre Freiheit erkämpft, die göttliche Freiheit des Herzens.... Ist das, was Sie leisteten, nicht hundertfältig dem vorzuziehen, was Ihr Bruder inzwischen ins Werk setzte?"

Sie sah zu ihm auf, und er war beschämt und dankbar, daß sie ihn anerkannte. Eine flüchtige Röte färbte seine Wangen.

„Es lassen sich keine Vergleiche ziehen, Else! Die Ziele sind zu verschieden, das eine geht ins Große, gehört vielleicht der Geschichte an; das andere ist zwar nützlich, aber doch eng und bürgerlich. Die Kräfte unserer Eltern und unserer Voreltern und Ahnen, die in uns lebendig sind, wirken ganz anders in Fred, ganz anders in mir. Man muß Ehrfurcht haben vor allem Gewordenen. Wie vor einem Baum, oder einer Wolke, oder einem Berg, oder einem Wasserlauf. Ich treibe meine Mühle, er die seinige."

„Mir gefällt gerade, je mehr ich die Dinge verstehen lerne, das Enge und Bürgerliche, die fruchtbare Arbeit, das Einfache und Tüchtige. Ich muß es von meinem Vater haben, der den Adelsstolz der Mutter gar nicht kennt und im Grunde die bürgerlichen Ideale der Zeit teilt. Mein Bruder ist ganz anders, der Bela. Soldat nnd Feudalherr durch und durch. Der hält bürgerliche Arbeit beinahe für verächtlich."

„Ist er gegenwärtig mit Ihnen im Schloß?"

„Er steht unter Ban Jellachich in Ungarn. Er kämpft gegen die Freiheit, wie Fred für sie. Mit derselben Glut der Überzeugung. Ich möchte der eine nicht sein und nicht der andere. All diese Kämpfe zerstören nur und bauen nicht auf. — Sagen Sie, Poldi, haben Sie von Anna nichts gehört? Das Unglück, das sie betroffen hat, kennen Sie doch?"

Er wußte nichts weiter von ihr. Nur Gerüchte waren ihm zu Ohren gekommen, daß der Leutnant sie verführt und dann im Stich gelassen habe. Er wunderte sich, daß Else das Gespräch darauf brachte.

Aber sie sagte ganz unbefangen, wenngleich betrübt: „Mein Bruder hat häßlich an ihr gehandelt. Ich machte ihm

Vorwürfe deswegen, ich konnte nicht einsehen, welche unüberwindlichen Hindernisse ihn davon abhalten sollten, Anna Genugtuung zu geben. Er schrieb mir dagegen, daß er den Umständen, die eine Ehe unmöglich machten, unendlichen Dank schulde, sonst wäre er vielleicht wirklich so töricht gewesen, sich seine glänzende Zukunft durch eine Mesalliance zu verderben. Er findet es abgeschmackt, wegen einer ‚gottlob abgetanen Liaison', wie er es nennt, Aufhebens zu machen. Sehen Sie, das ist der Ton der jungen Leute in unseren Kreisen. Mich widert es an, ich bin eigentlich ein recht hausbackenes Bourgeoisgemüt. Ich kann garnicht sagen, wie es mir um Anna leid tut!"

„Haben Sie sie wiedergesehen, seit der Leutnant fort ist?" fragte Poldi.

„Papa läßt fortgesetzt nach ihr suchen, wir möchten sie doch nicht im Elend umkommen lassen! Aber sie ist zu stolz, Hilfe anzunehmen, und weiß sich vor uns zu verbergen."

Es fing an dämmerig zu werden. Sie standen auf und gingen miteinander den Waldpfad hinunter.

„So haben wir eigentlich eine ganze Menge gemeinsamer Sorgen," sagte Elfe.

Er gab ihr das Geleite durch die Felder, über deren Stoppel der Wind fegte und bis zur Mühle am Schloß. Da blieb sie stehen und blickte zu ihm auf.

„Nun kenn' ich den Weg der Freiheit. Haben Sie Dank, daß sie ihn mir wiesen! Davon abirren werd' ich freilich noch oft und oft. Aber ich will es wenigstens versuchen, ihn zu gehen."

Auf dem Heimweg stand Poldi lange inmitten der freien Felder und blickte gegen den Himmel, der mit einer Unzahl von Sternen besät war. Der rauhe Herbstwind, der sich erhoben hatte, zerrte an seinen Kleidern, daß er den Hut tiefer in die Stirn drücken mußte. Geradeso war es ihm recht: Das wilde Wehen und ungestüme Hinstürzen der leidenschaftlich bewegten Luft. Neue Kämpfe kündigten sich an. Er wollte fest auf seinem Posten bleiben und das Fahrzeug, dessen Steuer ihm anvertraut war, mit furchtloser Hand gegen den Sturm steuern. Es stand ein Stern über ihm, zu dem er aufblicken konnte, daß er die Richtung nicht verlor. Jetzt erst war die volle Freudigkeit des Herzens in ihm. Jetzt fühlte er unerschöpfliche Kraft in sich, da er sich nicht mehr einsam wußte. Jetzt

fiel auch der letzte Rest alles quäleriſchen, ſorgenvollen und ſelbſtzweifleriſchen Weſens von ihm.

Und mit hochaufatmender Bruſt jubelte er in den Sturm hinaus: „Freiheit! Freiheit!“

* * *

Am Morgen des ſechſten Oktober wurde Fred durch das Lärmen der Alarmtrommel geweckt, die den Generalmarſch durch die Straßen ſchlug. Atemlos eilte er in die innere Stadt und traf auf dem Univerſitätsplatz mit Tauß zuſammen, der ihm erzählte, das Grenadier-Bataillon Richter habe den Gehorſam verweigert, als es frühmorgens Befehl erhielt, auszumarſchieren. Die Nationalgarden von Gumpendorf, Mariahilf, Schottenfeld und Neubau hätten ſich vor der Gumpendorfer Kaſerne angeſammelt, um den Grenadieren zu Hilfe zu kommen. Schließlich ſeien zwei Kavalleriediviſionen kommandiert worden, die hätten das widerſpenſtige Bataillon in ihre Mitte genommen, um es nach dem Nordbahnhof zu eskortieren.

„Aber der Nordbahnhof ſoll bereits vom Volke beſetzt und die Bahnbrücke zerſtört ſein,“ ſagte er mit fliegendem Atem. „Es kann leicht zu einem ernſten Kampf um den Bahnhof kommen. Auf der einen Seite Volk und Nationalgarden, auf der anderen Seite Militär. Die akademiſche Legion wird die Garden nicht im Stiche laſſen, wo es ſich um eine gerechte Volksſache handelt. Wir können nicht zugeben, daß deutſche Truppen dem Jellachich zu Hilfe geſchickt werden, um gegen die ungariſche Freiheit zu kämpfen!“

Immer dichter füllte der Platz ſich mit Legionären, die ſich ihre Waffen aus den Depots der Hörſäle holten. Diesmal wurde ſcharf geladen. Es waren einige umſichtig genug geweſen, für Schießbedarf zu ſorgen. Sollte es wirklich blutiger Ernſt werden?

Wenige Stunden nachdem die Legionäre von der Aula abmarſchiert waren, zweifelte Fred nicht mehr daran.

Auf dem Bahndamm zwiſchen dem Nordbahnhof und der Eiſenbahnbrücke, die über die große Donau führte, hatten ſie ihre Stellungen bezogen und lagerten zuwartend auf Schienen und Schwellen. Tief unter ihnen, den ganzen Eiſenbahndamm entlang, ſchäumte und brandete die aufgeregte Volksmenge: Ein dunkles Meer von wuterfüllten Menſchen, unüberſehbar,

soweit der Blick reichte, von den Auen der Donau bis hinüber zu den letzten kahlen Häusermauern der Stadt. Inmitten der Volksmassen erkannte Fred das widerspenstige Bataillon Richter mit seiner Kavallerieeskorte. Festgerannt stand es wie ein Keil im Holze und konnte nicht vor und nicht zurück. Der Kommandant hatte es an dem vom Volke besetzten Nordbahnhof vorbei über die große Donau führen wollen, um Blutvergießen zu vermeiden. Erst außerhalb der Stadt sollte es einwaggoniert werden, am andern Ufer, in Floridsdorf. Aber auch die Taborbrücke, die neben der Eisenbahnbrücke über den Strom führte, war verbarrikadiert und mit Arbeitern und Garden besetzt.

Es wußte niemand, was daraus werden sollte. Fred sah, wie viele von den Grenadieren Tschako und Tornister ablegten, sichs bequem machten und sich mit dem Volke verbrüderten. Die Offiziere ritten ziellos hin und her, vor Wut schäumend über ihre Machtlosigkeit.

Es ging gegen Mittag, als plötzlich ein wüstes, ohrenbetäubendes Geschrei sich erhob. Von der Taborstraße her blitzten Gewehrläufe und Küraſſierhelme. Eine starke Abteilung Fußvolk und Reiterei rückte an. Eine ganze kleine Armee unter Führung eines Generals, der durch den grünen Federbusch kenntlich war. Auch das Rasseln rollenden Geschützes wurde vernehmbar.

„Sie wollen den Übergang über die Taborbrücke forcieren," sagte Sturz, der neben Fred stand.

„Was ist das für ein Regiment — kennst du es?"

„Es sind die Galizianer von Nassau-Infanterie. Jetzt lassen Sie wieder Polen auf Deutsche los, weil Deutsche auf Magyaren nicht schießen wollen!"

Die Kanonen wurden abgeprotzt und gegen die Taborbrücke gerichtet. Man konnte vom Bahndamm das seltene Schauspiel gut überblicken, wie jetzt der schwarze Volkshaufe sich auf die Geschütze stürzte, die Pferde ausspannte und die Feuermündungen gegen das Militär selbst drehte. Der General sprengte zurück. Wie ein kurzer, gellender Trompetenstoß klangen seine Kommandorufe bis zu Fred herüber. Da ratterte bei den Nassauern eine Salve auf.

„Fertig! An! Feuer!" scholl nun auch das Kommando auf dem Eisenbahndamm. Zum ersten Male knallten die Musketen der akademischen Legion, zum ersten Male hatte

Fred die seinige abgefeuert. Für die bedrohte Freiheit! sagte er sich. Für die bedrohte Freiheit — der Magyaren . . .

O, nun war es wirklich Ernst geworden, blutiger Ernst! Welch ein entsetzliches Gemetzel da unten! Der General vom Pferd gestürzt, Verwüstung in den Reihen der Nassauer, Verwundete und Gefallene, Handgemenge und Tumult! Die Pferde mitten hinein in die Menschenknäuel, die Kavalleristen mit blankem Säbel gegen das Volk, die meuternden Richter-Grenadiere ihnen entgegen mit Bajonett und Kolben, und den ganzen Bahndamm entlang die Rauchwölkchen der Legionärsmusketen. Eine Schlacht, eine förmliche Schlacht um die Taborbrücke, vor der sich Berge von Leichen häuften! Und jetzt auf einmal das mörderische Pelotonfeuer volksfreundlicher Nationalgarden aus der Flanke gegen das Militär! Da war es auch dem Volke gelungen, eines der erbeuteten Geschütze in Position zu bringen. Donnernd schleuderte es seinen Kartätschenhagel in die Kaiserlichen.

Und es geschah das Unerhörte, das die Geschichte dieses alten Staates noch nicht erlebt hatte: Daß die Bataillone und Divisionen der ruhmgekrönten österreichischen Armee sich in wilder Flucht auflösten vor revoltierenden Pöbelhaufen. Mit schreckensvoller Gewißheit fühlte es Fred: Das konnte nicht ohne Sühne bleiben! Das war keine bloße Demonstration mehr gewesen, das war ein blutiger Sieg über die wohlorganisierte, durch hundertjährige Traditionen geweihte militärische Macht, den Stolz des Vaterlandes!

Er brachte es nicht über sich, in den Siegesjubel miteinzustimmen, der jetzt gegen Himmel brauste. Schauder und Entsetzen über das Geschehene schnürten ihm die Kehle zu. Er ahnte es in seiner gepreßten Brust: Das war nur ein Anfang gewesen, ein Vorspiel blos. Was sollte das wütende Beifallsklatschen, der kindisch ausgelassene Siegestaumel? Wollte man die Angst damit betäuben, sein Zähneklappern dahinter maskieren? Bald mußte der Vorhang sich wieder heben und die eigentliche Tragödie ihren Anfang nehmen, die wahre Tragödie der Freiheit — wenn es nicht die Komödie der Anarchie war! . . .

Freudetrunken kam Sturz auf ihn zu: „Was sagst du dazu, Junge? Hoch die Freiheit! Hoch die Freiheit!"

„Die Freiheit — der Magyaren?"

„Auch die unsrige, die von der magyarischen nicht zu

trennen ist! Denk doch einmal! Die Richterischen sind fast ausnahmslos zum Volke übergegangen! Wackere deutsche Männer! Sie bleiben in Wien, sie helfen nicht mit, der Kamarilla Henkersdienste zu leisten. Der Ban Jellachich mag zusehen, wie er ohne sie auskommt!"

Als sie ihre Stellungen auf dem Damme räumten und hinunterstiegen, sah Fred die Verwundeten nnd Toten in der Nähe. Ein Schlachtfeld, noch fast im Weichbilde der Stadt! O, sie mußte etwas himmlisch Erlösendes und Glückbringendes sein, die Freiheit, sollte sie solche Gräuel rechtfertigen!

Sein Fuß stieß an einen jungen Grenadier, der auf dem Pflaster lag und still verblutete. Einer von den Richterschen war es, die sich größtenteils zum Volk geschlagen hatten. Er hatte den Arm über das Gesicht gelegt, um sich vor der Sonne zu schützen, und krümmte sich leise wimmernd in Schmerzen. Fred beugte sich über ihn uud erkannte, daß es der junge Brodbeck war. Er breitete ihm sein Taschentuch über die Stirn und sprach ihm Trost zu. In einem Bad von Blut lag er da, der Unterleib aufgerissen . . .

„Ich werde einen Arzt senden und dich transportieren lassen!"

„Plagen Sie sich nicht, junger Herr," sagte der junge Brodbeck mit schwacher Stimme. „Ich bin hin . . . . . es ist aus . . . ich spür' es."

Ein unsagbares Mitleid war in Fred.

„Man wird dich verbinden, du sollst am Leben bleiben!"

„Da hilft nichts mehr . . . . . Ich muß sterben!" hauchte der junge Brodbeck. Man sah, daß es seine unerschütterliche Überzeugung war.

„Du wirst leben!" wiederholte Fred mit möglichst gut gespielter Zuversicht. „Und wenn es wäre, daß du daran glauben müßtest, so wäre es ein schöner Tod: Für die Freiheit!"

„Für den Kaiser!" sagte der junge Brodbeck. „Ich war nicht bei den Meuterern! Sagen Sie es zu Hause! Dem Kaiser geschworen . . . für den Kaiser gefallen . . ."

„Für deine Überzeugung! Das ist die wahre Freiheit: Ein jeder bleibe der seinigen treu! . . . . Ich eile, dir Hilfe zu bringen! Willst du Wasser?"

Aber der junge Brodbeck antwortete nicht mehr. Fred knöpfte ihm die Uniform auf. Das Herz war still geworden

Fred fuhr sich mit der Hand über die Augen. In diesem Burschen, den er von Jugend auf kannte, hatte die Treue sich eine Zufluchtsstätte gesucht, die aus so vielen Herzen ausgetrieben war. So wie er in der Fabrik stets der Verläßlichste gewesen, so war er es nun auch für seinen Kaiser. Einer, der einen Herren über sich brauchte, um für ihn durchs Feuer zu gehn ....

Es war ein wüster Siegeszug, der sich vom Tabor gegen die innere Stadt bewegte. Gumpendorfer und Mariahilfer Garden mit meuterischen Grenadieren Arm in Arm. Ein unabsehbarer Schwarm von Pöbel vor und hinter ihnen und ringsherum. In ihrer Mitte führten sie die erbeuteten Geschütze, mit Fiakerpferden bespannt, Fred sah Falotten und Kappelbuben, die Degen und Hut des gefallenen Generals auf der Spitze von Musketen johlend als Trophäen trugen. Es graute ihm, er schämte sich in solche Gesellschaft geraten zu sein. Bedrückt zog er Reih in Reih mit seinen Legionskameraden zum Tor hinein und die Rothenturmstraße hinauf.

„Der Leodolter macht ein Gesicht, als ob wir Hiebe bekommen hätten, und nicht die andern!" sagte Tauß.

Fred faßte seinen Arm und schüttelte ihn.

„So gerecht unsere Sache war — von den Meuterern, die jetzt mit uns marschieren, möcht' ich keinem die Hand drücken!"

„Sind sie schuld an dem was geschehen ist?" rief Tauß. „Sind sie schuld daran oder der Latour und die Kamarilla? Wer ist es, der wider Gesetz und Recht deutsche Bundestruppen den Kroaten zu Hilfe schicken will? Wer ist es, der wider Gesetz und Recht den Magyaren ihre verbriefte Verfassung entreißen möchte?"

Auch Sturz redete ihm zu.

„Sollen deutsche Soldaten sich wie willenlose Haubenstöcke zu gemeinen Bütteldiensten mißbrauchen lassen? Sei kein Weib, Kamerad! Es gibt keine Freiheit auf der Welt, die nicht mit Blut und Feuer getauft wäre!"

„Die Freiheit, die vom Himmel niedersteigen sollte," sagte Fred schmerzlich bewegt — „erstritten in Bundesgenossenschaft mit fahnenflüchtigen Meuterern!"

„Immer und immer Meuterer!" versetzte Tauß aufgebracht. „Mutige Bursche sind es, die das Herz auf dem rechten Fleck haben! Möchtest du vielleicht lieber dem Latour die Hände drücken?"

Nein, das freilich wollte Fred auch nicht! Die Freiheit, die Freiheit über alles! O, warum zeigte sie sich den Menschen nicht in ihrer überirdischen Reine, sie, nach der die Herzen sich in Sehnsucht verzehrten? Was für Greuel sollten noch geschehen, eh' es endlich gelang, einen Zipfel ihres blutbefleckten Gewandes zu haschen?

„Wer die Freiheit will, der darf niacht lemprisch tuen," sagte Ladurner. „Zwischen Mus und Mund kommen viel Ding'."

In der innern Stadt sah es aus wie in einem Kriegslager. Garden, Bürgermilitär, Proletarier, die sich mit Eisenstangen bewaffnet hatten, und sonst noch allerhand Volk lief durcheinander. Den Haarmarkt sah Fred seinen Onkel Edi herunterkommen, der gemächlich bummelte, um seine Neugierde zu befriedigen. Die Kunde vom Volkssieg am Tabor hatte sich bereits mit Sturmeseile durch die Stadt verbreitet.

„Mir ist es ganz recht," sagte Edi Leodolter; „wenn nur der Ban auch bald seine Hiebe kriegt! Wir sind ja gute Kerle, wir Untertanen, und froh, wenn wir das Leben haben; aber das ist doch ein bissel viel verlangt, daß wir jetzt auf einmal im Jellachich den Retter des Vaterlandes sehen sollen, wo er noch vor ein paar Wochen der Rebell gewesen ist! Gnade und Ungnade, das wechselt da oben wie die Aprilsonne. Jetzt schreiben wir doch Oktober!"

Es fielen einzelne Schüsse, vom Stephansplatz oder Graben her. Ob es dort auch etwas gebe? wollte Fred wissen.

Durchs Franzenstor habe er vorhin Nassau-Infanterie einmarschieren sehen, sagte Edi. Auf dem Graben hätten sie ein förmliches Feldlager aufgeschlagen. Aber der Himmel wisse, gegen wen sie eigentlich Krieg führen wollten, auf dem Stefansplatz stünden ohnedies die „Gutgesinnten."

„Die Gutgesinnten?"

„Ich meine die Nationalgarden vom Kärntnerviertel; die sollen sogar schwarz-gelbe Unterhosen tragen, hab' ich mir erzählen lassen. Sie bewachen den Aufgang zum Glockenstuhl von St. Stephan, damit niemand Sturm läuten kann."

„Um zu verhindern, daß noch mehr Volk zusammenläuft?"

„Und weil sie noch alleweil hoffen, daß die Richterischen doch überwältigt und nach Ungarn abgeschoben werden. Die werden Augen machen, wenn sie hören, daß ihr eure Grenadiere

und Kanonen inzwischen schon auf der Aula in Sicherheit gebracht habt!"

Er lachte vergnügt und lauschte die Straße hinauf. Man hörte jetzt heftiger schießen. Als ob am Fuße des Stephansdomes ein Scharmützel im Gange wäre, genau so klang es.

„Es müßten nur Garden mit Garden zusammengekracht sein? ...." sagte Edi Leodolter, plötzlich ernst geworden. „Die Nationalgarden von der Vorstadt Wieden hab' ich die Kärntnerstraße heruntermarschieren sehen — die tragen hochrote Unterhosen, heißt es. Am Ende sind die Schwarz-gelben und die Hochroten handgemein geworden und raufen sich um die Turmpforte von St. Stephan, wegen dem Sturmläuten?"

„Ich will doch sehen, was es gibt?" sagte Fred, empfahl sich und eilte gegen den Stephansplatz. Da fingen plötzlich alle Glocken von St. Stephan zu heulen an, und auf ihren blutroten, gellenden Tonwellen stob nach allen Windrichtungen ein ganzes Heer kreischender Furien auseinander und jagte wie die rasende Windsbraut jauchzend über die hohen Dächer und Schornsteine hinweg und schrie es frohlockend hinaus in die Welt und hinunter in die tiefen Plätze und engen Gassen und in die entlegensten Winkel hinein und in die versteckteften Höfe: „Bürgerkrieg! Bürgerkrieg!"

Atemlos erreichte Fred den Domplatz — da war ein wildes Hinundherschießen zwischen Garden und Garden im Gang. Vom Stock-im-Eisen vorbrechend, hatten die Wiedener sich unter Mithilfe von Legionären der Türmerspforte bemächtigt. Und die Stadtgarden vom Kärntnerviertel stellten sich ihnen entgegen und wollten sie daran verhindern. Jetzt wurden sie handgemein und rangen in erbittertem Nahkampf gegeneinander, Bajonette gegen Bajonette! Das war keine Revolte des Volkes gegen die Obrigkeit, kein Putsch gegen die Kamarilla, keine Auflehnung von Bürgern gegen die Bureaukratie, keine Rebellion von Proletariern gegen Soldaten — das war ein Kampf von Bürgern mit Bürgern, ein Kampf von Kindern derselben Mutter, von Söhnen dieser alten, schönen, großen, von allen gleich heiß geliebten Stadt! Das war ein Neues in dieser großen und herrlichen, entsetzlichen und unseligen Bewegung, die mit dem dreizehnten März ihren Anfang genommen hatte: Das war der blutige Bruderkampf, der richtige Bürgerkrieg!

Ein paar Kugeln pfiffen an Freds Ohren vorbei. Er

fühlte sich plötzlich am Arm gepackt und unsanft hinter einen mächtig ausladenden Strebepfeiler gerissen. Mießrigel stand neben ihm.

„Wenn ich schon entschlossen wäre zu fallen," sagte der, „so müßt' ich wenigstens wissen, für wen oder was? Willst du es für die Freiheit tun, so mußt du dir schon eine andere Gelegenheit aussuchen. Denn die arme Freiheit kennt sich im Augenblick selber nicht aus, ob sie zu den Wiednern oder zu den Stadtgarden vom Kärntnerviertel gehört? Es geht ihr wie unserm Herrgott, der auch in Verlegenheit kommt, wenn im Gebet vor der Schlacht Freund und Feind ihn mit gleicher Inbrunst für sich reklamieren."

„Es kämpfen Bürger gegen Bürger!" sagte Fred verzweifelt.

„Freilich! Handschuhmacher gegen Handschuhmacher, Zuckerbäcker gegen Zuckerbäcker, Seifensieder gegen Seifensieder! Kein Wunder, daß die Freiheit sich nicht mehr auskennt! Wenn wenigstens auf der einen Seite alle Hausherrn stünden und auf der andern alle Mieter und Aftermieter — aber nein! Kunterbunt durcheinander! Das kommt alles von der sogenannten Überzeugung. Weil halt ein jeder sich einbildet, daß die seinige die einzig richtige sein muß. Als ob die Vorstadt Wieden um ein Haar gescheiter wäre als das Kärntnerviertel und umgekehrt! Niederschießen müssen sie sich gegenseitig deswegen!"

Man hörte jetzt Axthiebe und dumpfdröhnende Schläge, die wie aus dem Innern des Domes zu dringen schienen, gerade als würde ein Kirchentor eingeschlagen. Fred ließ sich nicht halten und lief aus dem schützenden Winkel, er wollte sich zwischen die Kämpfenden stürzen, sie beschwören, von ihrem brudermörderischen Beginnen abzulassen. Er sah die Wiedner über den Domplatz laufen und gegen die Kirche stürmen. Die Stadtgarden hatten den Kürzeren gezogen, ein versprengter Teil flüchtete in das Innere des Domes und machte Anstalt, das Tor zu verrammeln. Die Verfolger schlugen mit Gewehrkolben und Beilen gegen die Torflügel, daß das Holz splitterte, und erzwangen den Eingang. Von Angst gepeitscht, stürzte Fred hinter ihnen drein, die Entweihung dieser uralten heiligen Stätte mit seinen schwachen Kräften womöglich zu verhindern. Die hohen, finsteren Gewölbe wiederhallten von dem wüsten Lärm, der in Angst oder Wut über den Steinboden trappenden

Schritte. Mit dem Flammenschwert seines Wortes stellte Fred sich den Nachdrängenden entgegen. Aber blind und taub stieß die entfesselte Leidenschaft ihn zur Seite und überrannte ihn fast. Das Johlen der Verfolger, das Aufschreien der Verfolgten füllte die weiten, düsteren Hallen. Schüsse krachten, die im steinernen Wald der himmelanwachsenden Pfeiler und Dienste ein dröhnendes Echo weckten, welches weithinrollend gleich der Stimme des Donners am Gewände der Seitenkapellen und in der dämmernden Nacht der langgestreckten, dunkelfarbig verglasten Chöre verhallte.

Das Blut erstarrte Fred in den Adern, als er sah, wie Stadtgarden, die sich im Chorgestühle versteckt hatten, von Wiednern aufgescheucht und mit Gewehrkolben und Bajonetten niedergemacht wurden. Ein Hauptmann der Verfolgten hatte sich an die Stufen des hohen Altares geflüchtet, schon folgten seine Schergen ihm auf den Fersen. Mit Bitten und Drohungen warf Fred sich ihnen entgegen. „Sie haben zuerst auf uns geschossen!“ schrieen sie mit wutverzerrten Gesichtern und drängten ihn mit Stößen und Püffen zur Seite. Nur die Achtung vor der Legionsuniform, die er trug, schützte ihn vor Mißhandlung durch die Übermacht. Er mußte es schaudernd mitansehen, wie der Gardehauptmann, der sich wie hilfeflehend an den Tisch des Altares klammerte, von Säbelhieben und Bajonettstichen getroffen, blutüberströmt zusammenbrach und sein entseelter Leichnam dumpf polternd die Stufen des Altares herunter kollerte.

Zu tief schon hatte der Haß gegen die „Radikalen“ auf der einen, und gegen die „Gutgesinnten“ auf der andern Seite Wurzel geschlagen. An Reden in Versammlungen, Wortgefechten und rücksichtslosem Agitieren wollte die leidenschaftliche Erbitterung sichs nicht mehr genügen lassen, bloß noch an Blut vermochte sie sich genugzutun.

Entsetzt, die Fruchtlosigkeit aller Vorstellungen und jedes Widerstandes begreifend, floh Fred aus dem schändlich entweihten Dom ins Freie. Tränen stürzten ihm aus den Augen, als er Mießrigel fand, der außen auf ihn wartete, nachdenklich und mit verschränkten Armen an das uralte steinerne Grabmal des Neidhard Fuchs gelehnt, des lustigen Rates Herzog Ottos, des Fröhlichen. Verzweifelt eilte Fred auf ihn zu. Greuel über Greuel! Die Kirche von St. Stephan geschändet! Die Freiheit mit Bürgerblut besudelt, von Bür-

gern vergossen! Die Volkssouveränität in wilde Mordlust ausgeartet!

„Warum gibt man auch Handschuhmachern und Zuckerbäckern Schießgewehre in die Hand?“ sagte Mießrigel.

„Erinnere dich bloß! Es war doch notwendig, die Bürgerschaft zu bewaffnen und die Nationalgarde zu schaffen — um der Freiheit willen!“

„Jetzt könnte man ihnen aber die Waffen wieder wegnehmen, jetzt sind wir doch frei? Geradezu vogelfrei sind wir! Denn niemand ist davor sicher, auf offener Straße niedergeknallt zu werden, wie ein ahnungsloser Sperling.“

„Hätten wir keine Volksbewaffnung,“ gab Fred ihm zu bedenken, „so wären unsere Soldaten heute als Henkersknechte der Reaktion nach Ungarn geschickt worden!“

„Dann könnten sie wenigstens auf uns nicht mehr schießen. Horch! .... Das ist Militär! ....“

Vom Stock-im-Eisen und vom Graben hörte man ununterbrochen heftige Detonationen.

„Man will das Volk züchtigen, weil es die Freiheit der Magyaren nicht hinschlachten läßt!“ rief Fred aufs neue aufflammend.

„Es ist merkwürdig,“ sagte Mießrigel, „unsere Minister haben doch alle miteinander das Pulver nicht erfunden, weder das Zahnpulver, noch das Rattenpulver, vom Schießpulver gar nicht zu reden; und trotzdem muß so viel Pulver bei uns verknallt werden!“

Das auf dem Graben aufmarschierte Militär war in einen erbitterten Kampf mit dem angesammelten Volke verwickelt worden. Sonst hatte ein einziger Schuß genügt, die Menge auseinanderzutreiben. Jetzt ging sie, durch die Erfolge am Tabor kühn geworden, selbst zum Angriff über und jagte ein ganzes Bataillon Pioniere vor sich her. Nationalgarden, Legionäre und Proletarier fochten Seite an Seite mit den meuternden Richter-Grenadieren, die man von der Aula, wo sie untergebracht worden waren, zuhilfe gerufen hatte. Als Fred am Graben anlangte, war das Gefecht in vollem Gange. Aus allen Häusern wurde geschossen, von den Dächern und aus den Fenstern Pflastersteine und Einrichtungsstücke auf die Soldaten hinabgeworfen. Von der Ecke der Bognergasse antworteten Kanonen und schleuderten Kartätschenladungen gegen das Volk. Da bemächtigte sich auch Freds wieder der Zorn

der unterdrückten Volkssache. Sein deutsches Schwert ziehend, schloß er sich den Kommilitonen an, auf die er inmitten des langgestreckten Platzes gestoßen war, wo sie hinter der Dreifaltigkeitssäule Deckung suchten. Rings um sich, den ganzen Graben entlang, sah er alle Schrecken des Straßenkampfes sich entfalten. Die Sturmglocken heulten ununterbrochen, das Klirren zerschossener Fenster, das Johlen der Menge, das Krachen stürzender Mauermassen mischte sich mit dem Geknatter der Musketen und dem Donner der Geschütze ....

Fred fühlte sich plötzlich schwach werden, ein Gefühl des Schwindels kam über ihn. Er lehnte sich an die Balustrade der Dreifaltigkeitssäule und nahm den Hut vom Kopfe.

„Du blutest!" sagte Ladurner, der ihm beisprang.

Er hatte gemeint, der Schweiß triefe ihm von der Stirn, und wischte sich mit der Hand darüber, da war die Hand rot von frischem Blute. Ladurner faßte ihn unter dem Arm und führte ihn in ein Haustor. Er wußte nicht mehr recht, was um ihn vorging, und ließ alles mit sich geschehen. Der Freund schleppte ihn eine Treppe hinauf, da war eine offenstehende Wohnung, Frauen und Mädchen bemühten sich um Verwundete, die auf Sofas und auf dem Boden gebettet lagen. Auch Fred wurde auf irgend eine Liegerstatt gebracht, man labte ihn, aber er spürte, wie er willenloser wurde und ihm die Sinne schwanden. Und dann war er ohnmächtig geworden. Als er wieder anfing, etwas von sich zu wissen, stand ein Legionär vom Medizinerkorps neben ihm und war damit beschäftigt, ihm einen kunstvollen Verband um die Stirn zu legen.

„Wie steht es draußen?" fragte Fred.

„Ausgezeichnet. Die Kaiserlichen sind zersprengt. Halten Sie ruhig, bitte!"

„Das ganze Militär zersprengt?"

„Die letzten Reste sind durch das Burgtor auf die Glacis geflüchtet. Das Volk hat mit wahrem Heldenmut gekämpft. Es ist kein Soldat mehr in der inneren Stadt — von den Richterschen Grenadieren natürlich abgesehen, die auf unserer Seite stehen."

„Wie spät ist es?"

„Es geht gegen Abend."

„Ich kann jetzt aufstehen, ich fühle mich kräftig genug dazu."

Der Mediziner hatte den Verband vollendet.

„Eine Zeitlang bleiben Sie noch ruhig. Ich werde die Damen bitten, Ihnen Tee zu bringen. Wenn Sie etwas zu sich genommen haben, können Sie dann mit Hilfe eines Freundes nach Hause gehen — zu fahren wird heute keine Möglichkeit sein."

Fred dankte ihm für die Hilfeleistung und sagte noch: „Haben wir uns nicht im Vormärz einmal bei einer geheimen Studentenbesprechung gesehen?"

„Mir kommt es auch so vor," sagte der Legionär. „Damals dachten wir nur an Ideale, an die Freiheit und so weiter. Daß die Slaven in der Volksvertretung dann die Majorität haben würden, das kam uns gar nicht in den Sinn."

„Wir glaubten, die Freiheit würde alle Völker zu Brüdern machen," sagte Fred.

Der Mediziner lachte.

„Jetzt gehen die Kroaten gegen die Magyaren los, und alle Slaven, die Polen vielleicht ausgenommen, verbünden sich mit der Reaktion, um den Deutschen den Fuß auf den Nacken zu setzen. So schaut jetzt unsere Freiheit aus!"

„Es ist noch nicht aller Tage Abend."

Als der junge Arzt sich entfernt hatte, hob Fred den Kopf und sah sich in dem Zimmer um, in dem er lag. Da lagen noch fünf oder sechs andere Menschen, die alle schwerer verwundet zu sein schienen als er. Alles durcheinander: Ein Proletarier, ein kaiserlicher Offizier, ein paar Nationalgardisten und ein Mann von den meuternden Richter-Grenadieren, der jämmerliche Seufzer ausstieß.

Später brachte eine liebenswürdige blasse Dame ihm Tee, fragte, wie es gehe, und flößte ihm wie einem Kinde das stärkende Getränk löffelweise ein, da sie nicht zugeben wollte, daß er den Kopf hob. Endlich kehrte auch Ladurner zurück, nach ihm zu sehen. Der bestätigte, was Fred schon vom jungen Arzt erfahren hatte, der Straßenkampf war zu Ende, die Stadt von Militär gesäubert.

Was nun weiter kommen würde? wollte Fred wissen. Und wie die Regierung und der Reichstag sich verhielten?

Der Reichstag halte Sitzung ab, berichtete Ladurner, es heiße, sie stritten sich. Die Minister hielten sich verborgen oder hätten sich geflüchtet. Nur der Kriegsminister Latour,

der eigentliche Urheber des Kampfes, befinde sich im Kriegsgebäude am Hof, und es scheine, daß er doch Räson annehmen wolle, seit das Militär aus der Stadt vertrieben sei. Wenigstens würden Zettel mit seiner Unterschrift umhergetragen, die die Einstellung der Feindseligkeiten anordneten.

„Wenn der Wolf sich die Zähne ausgebissen hat," sagte er lachend, „so predigt er den Frieden."

„Es ist traurig, daß so viel Blut fließen mußte, eh' er zur Einsicht kam, daß er Unrecht begangen hat."

Jedenfalls habe er allen Grund, sanftere Saiten aufzuziehen, meinte Ladurner. Im Proletariat sei nur eine Stimme: der Latour müsse hängen!

Fred erschrak.

„Zu welchen Bestialitäten das aufgestachelte Volk sich hinreißen lassen kann, das habe ich heute schaudernd im Stephansdom mit angesehen. Laß uns hinuntergehen und zur Mäßigung mahnen!"

Er fühlte sich vollkommen gestärkt und war nicht länger auf seinem Lager zu halten. Nachdem er der gütigen Samariterin, die ihm Unterkunft gewährt hatte, Dank gesagt, verließ er auf des Freundes Arm gestützt das Haus.

Als sie auf den Graben traten, liefen Sturz und Tauß an ihnen vorüber.

„Schnell, kommt auf den Hof! Es heißt, daß der Pöbel nicht mehr zu halten ist! Sie wollen dem Latour an den Kragen!"

Fred konnte so schnell nicht mit. Ladurner trug ihn beinahe.

„Es wäre entsetzlich! Es wäre grauenhaft! So perfid es war, mit unserm Geld und Blut den Kampf gegen die magyarische Freiheit zu führen — es darf die gute Volkssache nicht durch gemeinen Mord befleckt werden! Eilen wir! Eilen wir!"

„Stütze dich nur fester! Ich lege meinen Arm um dich — so! Sell wär' mir gar niacht recht, wenn sie einen Minister abkrageln täten! Aber es sind halt viel', die ihre Söhne, Brüder oder Freunde heut' im Straßenkampf haben verbluten sehen."

So schnell sie vorwärts konnten, eilten sie durch die Bognergasse gegen den Hof. Eine dichte Menschenmenge drängte sich auf dem weiträumigen Platze. Johlen und Lachen stieg auf. An einem dreiarmigen Kandelaber, der vor

dem Kriegsgebäude stand, brannten die Gasflammen, obgleich der Tag noch nicht ganz verdämmert war. Fred hob sich auf die Fußspitzen.

„Um Gotteswillen, was hängt dort an der Laterne?"

„Sell ischt ein menschlicher Körper, aber ein kaiserlicher Offizier ischt es niacht."

Sie wurden durch das Gedränge näher herangeschoben. Der Körper, der am Kandelaber hing, schwankte wie ein Pendel hin und her, von den Stichen, Hieben und Schlägen, die das Volk gegen ihn führte. Jetzt sahen sie, daß man dem gräßlich verstümmelten Leichnam die Kleider vom Leib gerissen hatte. Es war kein menschlicher Körper mehr, es war eine zerstochene, geschundene, blutüberströmte unförmliche Masse. Eben wurde eine Muskete gehoben und das Bajonett in den Rücken der Leiche gebohrt, daß sie noch stärker hin und her baumelte. Der Pöbel brach in schallendes Gelächter aus.

Fred verhüllte die Augen mit der Hand, ein Schauer des Entsetzens schüttelte ihn. Jetzt wußte er es, daß dieser verstümmelte Klumpen an der Laterne einstmals der Kriegsminister Graf Latour gewesen war.

„Haltet ein, Mordbuben! Entweiher der Freiheit! Viehisches Gesindel! Haltet ein!"

Sturz schrie es, der mit einem Träublein von Legionären vorgedrungen war. Fred und Ladurner stießen zu ihnen.

„Einhalten! Leichenschänder! Mordbuben! Einhalten!" riefen die Studenten.

Da erhoben sich geballte Fäuste gegen sie, Hunderte, Tausende. Schmiedehämmer und Eisenstangen wurden drohend geschwungen. Ein Geheul mit fletschenden Zähnen, wie wenn man gierigen Wölfen ein Stück Fleisch entreißen will.

„Das sind Schwarz-gelbe! Gutgesinnte! Volksverräter! An die Laterne! An die Laterne!"

Nun war die Freiheit blutrünstig geworden und bis zur Leichenschändung herabgekommen. Und die Studenten mußten ducken und schweigen, weil die andern um so viel zahlreicher waren. Ohm Schinackel war auf einmal mitten im Gedränge neben Fred aufgetaucht. Er hatte sich unter den demokratischen Reichstagsabgeordneten befunden, die ins Kriegsgebäude geeilt waren, in der eitlen Hoffnung, den bedrohten Kriegsminister durch ihren persönlichen Einfluß vor der Wut des Pöbels schützen zu können ...

„Volkssouveränität!“ sagte er. „Einer ist noch leidlich gescheit und brav. Hundert sind schon gemein und dumm. Bei Tausend fängt die sinnlose Bestie an . . .“

Als Fred spät Nachts erschöpft und halb ohnmächtig von seinen Freunden nachhause gebracht wurde, da stöhnte er verzagter, als sein Streifschuß an der Stirn es rechtfertigte: „Ein entsetzlicher, schaudervoller Tag; das sind ja wilde Tiere, das sind keine Menschen mehr!“

„Man muß auch die andere Seite betrachten,“ sagte Tauß, der immer zu den Rötesten gehörte. „Zu Bestien werden die Menschen nur, wenn man sie danach behandelt. Aufhängen ist kein feines Geschäft, aber schließlich ist der Latour nur ein Einziger, der daran glauben mußte; durch seine Schuld sind Hunderte von ehrlichen Kerlen heute kalt geworden. Wie kamen die dazu ins Gras zu beißen, nur weil der Eine keine Treue in sich hatte, keine Wahrhaftigkeit, kein Gefühl für Gesetz und Recht und keinen Sinn für Völkerfreiheit? Das Volk hat ihn aufgeknüpft, wird es heißen. Das ist gar nicht wahr! Der Metternich'sche Geist der Unehrlichkeit und der Volksverachtung, der noch immer in unseren hochgeborenen Staatenlenkern lebendig ist, der war es, der ihn an die Laterne brachte! Wenn man denkt, daß Tausende von Proletariern beisammen waren — wie viel Blut kommt auf den Mann? Wie unendlich viel mehr Blut klebt an den Händen dieses Einzelnen, den man jetzt zum Märtyrer stempeln wird!“

„Die Schuld wird niemand leugnen,“ sagte Fred traurig. „Dennoch bleibt es ein schändlicher, verabscheuungswürdiger Mord!“

„Die Reaktion wird Kapital daraus zu schlagen wissen,“ sagte Sturz. „Haltet eure Herzen rein, Kinder, und euer Pulver trocken — wir stehen vor dem letzten Verzweiflungskampf!“

* * *

„Jetzt wird der Herr Poldi auch einen schweren Stand haben,“ sagte am andern Morgen Frau Brodbeck zu Pappelmann, der wie gewöhnlich bei ihr frühstückte.

„Warum?“

„Weil das Volk das kaiserliche Zeughaus geplündert hat. Das muß für die Zeugweberei doch ein großer Schaden sein?“

„Was stellen denn Sie sich unter einem Zeughaus eigentlich vor?“ fragte Pappelmann.

„Was werd' ich mir weiter darunter vorstellen?" sagte sie gereizt. „Ein kaiserliches Zeughaus ist halt ein großes Magazin, wo alles Seidenzeug aufgehoben wird, das sie bei Hof für die Prinzessinnen und Hofdamen brauchen. Und wenn dieses ganze Seidenzeug auf einmal unters Volk kommt, so wird niemand mehr eins kaufen wollen. Deswegen sag' ich, daß das Geschäft jetzt schlecht gehn muß, und daß der Herr Poldi einen schweren Stand haben wird."

„Wenn ich gewußt hätt', daß Sie so dumm sind," sagte Pappelmann, „so hätt' ich nicht zweimal sieben Jahr lang um Ihnen gedient wie Jakob um Rebekka am Brunnen, oder wie die geheißen hat! Ein Zeughaus ist ein Haus, wo Säbel und Gewehre und Patrontaschen und Tornister und noch eine Menge anderes dummes Zeug aufbewahrt wird; darum heißt es Zeughaus — verstanden? Mit der Zeugweberei hat das gar nichts zu tun."

„Und was machen denn die Leut' mit den vielen Säbeln nnd Patrontaschen?" fragte sie erstaunt. „Deswegen können sie doch das Zeughaus nicht gestürmt haben? Es wird halt auch wieder erlogen sein. Vielleicht war es das Pfandleihhaus, das gestürmt worden ist, das ist auch ein Haus und auch kaiserlich."

„Es wird schon das Zeughaus sein," entschied Pappelmann. „Ich hab' mir gleich so etwas gedacht, wie ich die Nacht hab' schießen hören aus der Stadt heraus. Und wissen Sie, warum das Volk jetzt auf einmal Gewehre und Säbel haben will? Weil es ein schlechtes Gewissen und eine damische Angst haben wird wegen dem Latour."

„Da hätt' ich freilich auch ein schlechtes Gewissen und eine damische Angst," meinte sie nachdenklich, „wenn ich einen Grafen aufgehängt hätt'!"

Der Weber Priesching kam vorbei und machte wie üblich ein Sprüngerl herein, eh' er an seine Arbeit ging. Der war besser als eine Morgenzeitung, alles wußte er. Natürlich, nicht das Pfandleihhaus, das Zeughaus hatten sie gestürmt und geplündert, das kaiserliche Zeughaus in der Renngasse! Die ganze Nacht war darum gerauft worden, bis der Kommandant die weiße Fahne aufziehen ließ. Da schleppte dann das Proletariat die Waffen auseinander, eine Menge altes Rüstzeug und an die dreißigtausend Stück gute Gewehre. Dreißigtausend Stück!

„Jetzt kann es gut werden," sagte er, „wo jeder Strawanzer und Falott seine Muskete hat! ... Und vom Loisl haben sie noch nichts gehört?"

Der Loisl — damit war ihr Neffe gemeint, der junge Brodbeck. Was hätte sie von ihm hören sollen?

„Weil er doch bei den Richterischen Grenadieren ist, die gemeutert haben," meinte Prieschinq. „Es sollen viele sogar mit dabei gewesen sein, wie sie den Latour aufgehängt haben."

„Ah — da ist mir nicht bang," sagte sie zuversichtlich und stolz. „Meutern tut der Loisl nicht, und einen Grafen aufhängen schon gar nicht! Auf den kann sich der Kaiser verlassen! Übrigens ist er garnicht in Wien, weil der Kaiser gesagt hat, er kann ihn halt soviel gut brauchen, in Ungarn unten, gegen die Türken."

Fred schickte Nachricht, die Frau Brodbeck möchte hinaufkommen, er hätte ihr etwas Wichtiges mitzuteilen. Er selbst könne nicht herunterkommen, weil der Patzenhauer ihm wegen einer unbedeutenden Verwundung ein paar Tage Zimmerruhe verordnet habe.

„Es wird doch nichts passiert sein?" sagte sie etwas beunruhigt, tat schnell ihr Fürtuch ab und machte sich davon.

Der Prieschinq brachte die Viertelstunde, die sie ausblieb, damit hin, von Zeit zu Zeit zu versichern, jetzt müsse er aber an seine Arbeit denken und könne nicht länger warten, so gern er auch wüßte, was das sein könne, das Wichtige? Schließlich erlebte er es doch noch, daß sie zurückkam, und half ihr mit Pappelmann klagen und Tränen vergießen und die vortrefflichen Eigenschaften des auf dem Feld der Ehre Gebliebenen rühmen.

„Wem ich jetzt das Meinige vermache," sagte sie schließlich, „das muß ich mir erst noch überlegen. Ihren Verwandten (zu Pappelmann gewendet) einmal sicher nicht! Aber ein Trost bleibt es doch, daß er wenigstens für den Kaiser gefallen ist!"

Darauf ging sie mit Prieschinq den alten Brodbeck verständigen. Der hatte wie gewöhnlich die Schnur im Mund, mit der er seine Flaschen festzuhalten pflegte, und klebte gerade die Dornenkrone an das Schweißtuch der Veronika. Er konnte auch garnicht aussetzen, sonst wäre alles zusammengefallen und zerbrochen, und fuhr in seiner Arbeit fort, während sie ihm das ebenso traurige als ehrenvolle Ende seines Enkels berichteten. Erst nachdem der Klebestoff gut angetrocknet war,

legte er sein Instrument auf den Tisch und tat die Schnur aus dem Mund.

„Seiner Fahne treu . . ." sagte er befriedigt. „Es ist gut, daß ich ihm eines von meinen Flascherln in seine Soldatentruhe mitgegeben habe."

Pappelmann hatte sich inzwischen ins Kontor begeben und Poldi gemeldet, was er über das Zeughaus wußte. Der ging schnell entschlossen zum Muschir hinauf und sagte ihm, daß er sogleich auf den Braunhirschengrund fahren wolle.

„Es war schon gestern ein Gefrett mit den Arbeitern; heute läuft die Hälfte davon, wenn ich sie nicht herumrede."

„Traust dich denn?" fragte der Muschir. „Wenn das Gesindel bewaffnet ist —!"

„Mir tun sie nichts; aber wenn ich mir's recht überlege, ist es besser ich gehe, statt zu fahren. Das ist unauffälliger und fordert nicht heraus."

„Sag ihnen nur ordentlich unsere Meinung!" eiferte der Muschir ihn an. „Wer heute wegbleibt oder eine Waffe in die Fabrik mitbringt, wird stantapedi entlassen!"

„Lieber möcht' ich es anders anpacken, wenn du nichts dagegen einzuwenden hast, Onkel. Ich werde versuchen, ihr Ehrgefühl zu wecken, und ihnen vorstellen, daß die uralte Kunst des Webens von je für eine edle Beschäftigung gegolten hat, und daß ein Weber, der etwas kann und leistet, nicht mit dem beschäftigungslosen Proletariat oder mit Erdarbeitern gemeinsame Sache zu machen braucht. Wenn aber einer ein paar Tage aussetzen und es einmal mit dem Revoltieren versuchen wolle, so hätt' ich auch nichts dagegen, möcht' ich ihnen sagen; sie solltens nur probieren. Wer sich innerhalb dreier Tage anständig wieder einfindet, der würde gern wieder aufgenommen. Auf diese Weise, denk' ich, könnte ichs erreichen, daß wir die Besseren und Besten festhielten, und die Unbeständigen und Schlechten bei dieser Gelegenheit loswürden."

„Das sag' ich ja!" rief der Muschir zufrieden. „Genau so mein' ich es auch! Also tu nur so, wie ich dir's gesagt habe, du wirst es schon deichseln!"

Poldi machte sich auf den Weg und begegnete zu seiner Überraschung bei der Mariahilfer Linie den Gärtner Vogel, der in die Stadt hereinpilgerte. Die Kunde vom Sieg des Proletariats am Tabor und von der Ermordung des Grafen Latour war schon bis ins Himmelhaus gedrungen. Ob er

Geschäfte in der Stadt zu besorgen habe? fragte Poldi verwundert. Vogel wurde ein wenig verlegen und hielt die Tuchmütze in der Hand.

„Geschäfte eigentlich nicht, aber weil es halt heiße, daß jetzt bald ausgeteilt würde . . ."

„Ausgeteilt? Geld und Gut, meinen Sie?"

Er nickte. Ja, so meinte er es.

„Wer nicht mit dabei wäre, der könnt' sich halt nachher den Mund wischen und hätte das Nachsehen."

„Denen, die etwas haben," sagte Poldi, „müßte also das Ihrige genommen werden — so meinen Sie es, nicht wahr? Und glauben Sie nicht, daß das Raub und Diebstahl wäre?"

„Dabei tät' ich doch nicht mit, junger Herr!" wehrte er sich gekränkt. „Aber was so die Gleichheit und Brüderlichkeit ist — die sind doch auch kein Katzendreck?"

Poldi lachte herzlich, sagte nichts weiter und riet ihm nur, er möge sich im „Goldenen Stuck" bei Tante Michella zum Mittagessen melden, auf seine Verantwortung hin; es gebe was Gutes heute.

Da wallte Vogel etwas beschämt von dannen, geisterte noch eine Weile wie ein steuerlos gewordenes Schiff in den Straßen der Stadt umher und begab sich dann ins „Goldene Stuck", wo er erzählte, er habe sich auch einmal umsehen wollen, wie es dem gnä' Herrn gehe, und er hätte sich ohnedies nicht hergetraut, hätte der junge Herr ihn nicht so freundlich zum Mittagstisch eingeladen.

Als Poldi am Braunhirschenschloß vorbeikam, hielt eben ein Wagen, dem der Freiherr und Elfe entstiegen. Sie zeigten sich sehr bestürzt und waren eigens von Schloß Auenwald hereingefahren, weil sie mit der gräflichen Familie Latour in freundschaftlichem Verkehr standen. Der Freiherr, dem die Gelegenheit erwünscht kam, zu erfahren, wie es in der Stadt zugehe, bat Poldi einen Augenblick einzutreten und fragte ihn aus. Poldi erzählte, was er von Fred wußte oder sonst gehört hatte. Die näheren Umstände von Latours Tod machten einen tiefen Eindruck auf den Freiherrn, so wenig er dessen Politik gutheißen konnte.

„Er war zu viel Soldat," sagte er, „und zu wenig Diplomat."

„Ich hätte eher das Umgekehrte geglaubt," versetzte Poldi.

„Das Mißtrauen des Volkes ist krankhaft überreizt. Jede Politik verträgt es heute eher als die der Unaufrichtigkeit."

„Sie billigen doch nicht diese entsetzliche Tat?" fragte Elfe rasch.

„Können Sie fragen? Ich verabscheue sie aus tiefster Seele."

Sie atmete auf.

„Und Ihr Bruder?"

„Er sah sich selbst durch die Volkswut bedroht, da er sie, ebenso wie alle Studenten, offen mißbilligte."

„Wer wird dem Pöbel die dreißigtausend Musketen wieder abnehmen?" rief der Freiherr verzagt, indem er mit großen Schritten im Zimmer auf- und niederschritt.

Als Poldi sich verabschiedete, ließ Elfe es sich nicht nehmen, ihn bis in den Vorsaal zu begleiten. Ihr Vater und sie selbst, entschuldigte sie sich, seien durch den unerwarteten und schrecklichen Tod des Grafen so erschüttert, daß sie es versäumt hätten, sich auch nach ihm selbst zu erkundigen. Die plötzlich ausgebrochene Pöbelherrschaft würde gewiß Schwierigkeiten in der Fabrik nach sich ziehen?

Das bleibe noch abzuwarten, sagte er; eben befinde er sich auf dem Wege nach der Fabrik.

„Und wir halten Sie mit müßigen Fragen auf, während Sie selbst den Kopf voll Sorgen haben! Ist es nicht eigentlich eine Gefahr, in die Sie sich begeben?"

Er zeigte sich zuversichtlich und erklärte ihr, wie er sich den Arbeitern gegenüber verhalten, und was er ihnen sagen würde. Das fand sie frei, menschlich und klug, schien sich aber trotzdem um ihn zu bangen.

„Ich möchte so gern über den Ausgang der Sache erfahren," sagte sie, „und wissen, ob Sie Erfolg haben. Wenn Sie zurückkommen, so treten Sie doch einen Augenblick in unsern Park und berichten mir! Ich will an der kleinen Mauerpforte, die gegen Ihre Fabrik liegt, auf Sie warten."

Er versprach es gerne und empfahl sich. Sie ließen ihre Hände ineinander ruhen und sahen sich ins Auge.

„Ich wünsche Ihnen Kraft und das Glück, das auch der Starke braucht. Gott mit Ihnen!"

Poldi war bewegt und unsäglich dankbar und glücklich, daß sie so innigen Anteil an ihm nahm.

„Das Bewußtsein, daß ich nicht allein stehe, und daß Ihre

guten Wünsche mich begleiten, wird mir Ruhe und Sicherheit geben. Ich danke Ihnen!"

Es dauerte gut eine Stunde, eh' er zurückkehrte. Er fand die Gartenpforte in der Mauer, die sie ihm bezeichnet hatte, und schlüpfte hinein. Da stand Elfe mit großen, erwartungsvollen Augen. Sie sah es gleich: er war zufrieden mit sich und aufgeräumt. Freudestrahlend streckte er ihr beide Hände entgegen, froh, daß er jemand hatte, dem er erzählen konnte. Eine ganze Revolte hatte er vorgefunden. Aufwiegler, die den Leuten mit kommunistischen Ideen die Köpfe verdrehten. Unlust zur Arbeit, Trotz und Gehässigkeit. Aber er hatte ihnen gelassen und wahrhaft ihre Lage vorgestellt und auseinandergesetzt, daß ein Seidenweber schon etwas anderes sei als ein nächstbester Handlanger, der keine Lieb' und Treu' zu seiner Arbeit kenne.

„Da fanden sich schon einige," sagte er munter, „die sich auf meine Seite schlugen. Erst war ich überall auf mißtrauische Blicke gestoßen, weil sie meinten, ich käme als Racheengel mit dem Flammenschwert. Als ich es aber schließlich einem jeden freistellte, ein paar Tage wegzubleiben und sich in den Straßen umzutun, da meinten die meisten, sie wüßten es ohnedies, daß dort nichts zu holen sei, und setzten sich besonnen wieder in ihren Stuhl. Bloß ein paar wilde und zweifelhafte Burschе, die sich von je zu den Unzufriedenen gehalten hatten, zogen mit den Rädelsführern ab. Ich denke, die werden nicht wiederkommen, und das ist mir gerade recht."

„Gottlob, daß Sie selbst wohlbehalten zurück sind! Ich habe mich so sehr um Sie gebangt, Poldi!"

Es traten ihr Tränen in die Augen, er war hingerissen und zog sie leise an sich, da sank sie an seine Brust und weinte sich aus. Mit zitternder Hand strich er über ihr Haar, das wie feine, goldige Rohseide war.

„Elfe! Elfe!" . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Inzwischen hatte der Muschir, nachdem Poldi von zuhause weggegangen war, sich zu einem Rundgang gerüstet, denn er wollte sich auch ein wenig umsehen. Seit das Geschäft ihn nicht mehr so sehr in Anspruch nahm, interessierte er sich mehr für die öffentlichen Dinge. Und wie es in der inneren Stadt zugegangen war und heute dort aussah, das mußte er selbst in Augenschein nehmen. Aber lange freute es

ihn nicht, er hatte bald genug und drehte geschwind wieder um. Ins „Goldene Stuck" zurückgekehrt, polterte er mit Neuigkeiten geladen in die große Familienstube hinein, wo Bethi und Julie Charpie zupfend still beieinander saßen. Schön ging es zu da drin, in der Stadt! Schon das Hineinkommen war eine Kunst: Das Schottentor verrammelt, Proletarier und Legionäre als Wachposten davor! In den Straßen Kappelbuben mit eisernen Sturmhauben auf dem Kopf, statt der Kappeln, und ziselierten Harnischen um die Brust, eine tolle Maskerade! An der hohen Brücke, von wo sie das Zeughaus bombardiert hatten, Leichen — haufenweise! Und am Hof, da flatterte noch ein Strickende an dem gewissen Kandelaber — Bagage, vermaledeite!

„Das kommt schließlich heraus bei dem verflixten Regieren von unten hinauf!" sagte er. „Wenn die Korden an einem Jacquard sich verrütten und die Messer, weil sie verbogen sind, die Platinen nicht mehr richtig heben, so kann natürlich kein Mensch mehr ordentlich darauf weben. Deswegen geht man aber doch nicht auf die Gasse hinunter und holt ein paar Leute herauf, die zufällig vorübergehen und sagt ihnen: Richtet mir meinen Jacquard! Sondern zum Webstuhlmechaniker wird man schicken! Das Regieren aber soll auf einmal jeder Schuster und Schneider und Zeitungsschreiber und Deichgraber verstehn, wenn er gerade in irgend einem Demokratenklub oder Sicherheitsausschuß sitzt oder gar im Reichstag! Von den Buberln nicht einmal zu reden, die man von der Schulbank holt, damit sie dem Kaiser regieren helfen."

Die Frauen ließen ihn austoben, und schließlich sagte Julie: „Wir hätten eine Bitte!"

„Kommst du mit dem Wirtschaftsgeld nicht aus? Meinetwegen! Es sind teure Zeiten, dafür kannst doch du nichts! Deswegen brauchst du nicht so furchtsam tun — geh!"

Er gab ihr einen leichten Backenstreich, der zärtlich und nachsichtig gemeint war.

„Das ist es nicht," sagte Bethi. „Wir haben dich bitten wollen . . ."

„Ob du vielleicht erlauben möchtest . . ."

„Also heraus mit der Sprache! Bin ich denn der Krampus?"

Da nahmen sie sich einen Rand. Einen Schwerverwundeten hatten sie ins Haus aufgenommen. Der war bewußt-

los zusammengebrochen, drüben an der Kirche St. Ulrich. Offenbar über den Spittelberg aus der Stadt kommend, um sich mit durchschossener Brust nach Hause zu schleppen, irgendwohin, wo er wohnen mochte, weit draußen, wo die elendesten Hütten stehen; denn es war ein ganz herabgekommener und zerlumpter Proletarier.

„So einen schickt man doch ins allgemeine Krankenhaus?"

„Die werden ohnedies alle Hände voll zu tun haben," sagte Julie. „Dreihundert Verwundete sollen dort liegen."

„Wollt ihr ihn vielleicht in mein Bett legen?" fragte der Muschir halb grollend, halb scherzend.

„Du würdest durch den armen Sünder nicht behelligt," meinte Bethi. „Wir haben im Hoftrakt die Kammer neben dem Seidenmagazin für ihn ausräumen lassen. Wenn du es doch erlauben wolltest? Er dauert uns so!"

„Jetzt — als ob ich ein Indianer wär'!" sagte der Muschir etwas verletzt. „Wenn ihr euch schon durchaus um so einen Falotten annehmen wollt — warum soll ich es denn nicht erlauben?"

„Weil es halt noch ein besonderes Bewandtnis mit ihm hat," meinte Julie beklommen.

Der Muschir wurde ungeduldig.

„Ein Abgestrafter kann es doch nicht sein, oder sonst ein schlechter Kerl?"

„Ein reines Gewissen wird er freilich nicht haben," meinte Bethi zaghaft.

Jetzt kannte sich der Muschir aber wirklich nicht mehr aus.

„Ja — wißt ihr denn von dem Menschen überhaupt etwas Näheres?"

„Es ist der Götsch Schani," sagte Julie leise.

„Der Götsch Schani!.... Den wollt ihr pflegen?.... Den wollt ihr in unser Haus aufnehmen?.... Weil sich der Götsch Schani," sagte er bitter, „halt gar so viel Verdienste um unsern armen Görgi erworben hat!"

Die Frauen schwiegen und zupften Charpie.

„Es kommt Julien — und auch mir," sagte Bethi endlich, „wie eine Art Sühne vor, nach allem, was geschehen ist."

Julie schluckte an Tränen.

„Was läßt sich nach so einem Unglück, für das es keinen Trost gibt, noch tun, als seinem Urheber Gutes erweisen? Darin liegt doch etwas wie eine Beruhigung?"

„So —? Also! Wenn es euch eine Beruhigung ist . . . ."

Er ging mit gesenktem Haupt im Zimmer umher. Schinackel trat ein, der sah übernächtig aus; die Sitzung des Reichstages hatte die ganze Nacht, bis in den Morgen hinein gedauert. Er hatte sich gar nicht mehr zu Bett gelegt.

„Bei mir ist das ganz eigen," sagte er aufgeräumt; „Hunger und Schlaf hab' ich in ein- und demselben Sack. Wenn ich viel schlafe, so kann ich von der Luft leben, und wenn ich viel esse, so kann ich anstandslos die Nächte zum Tag machen. Ihr werdet nichts dagegen haben, daß ich hier bei euch frühstücke?"

„Du Ärmster hast noch nicht einmal gefrühstückt?" rief Bethi voll Mitleid.

„Nicht gefrühstückt? Wer sagt denn das? Zweimal schon! Bis Susanns Vorräte erschöpft waren und eine Hungersnot in der Roveranigasse ausbrach. Da dacht' ich mir, auf dem Platzel würden sie schon noch etwas haben."

Bethi wollte sich erheben: „Hoffentlich hast du dich nicht getäuscht, ich werde gleich nachsehen . . . ."

„Bitte bemühe dich nicht! Ich gehe immer gleich zum Schmied, und nicht erst zum Schmiedel. Michella hat mir goldene Berge versprochen und wird gleich etwas bringen."

„Jetzt wissen wir wenigstens, was uns das Vergnügen verschafft," sagte Julie lächelnd.

„Ihr zupft Charpie?" fragte er.

„Für unser Spital zur christlichen Barmherzigkeit," brummte der Muschir und verließ mit schweren Schritten das Zimmer.

„Es soll so viele Verwundete geben?"

Schinackel schlug bekümmert die Hände zusammen.

„Wenn alle Frauen Wiens so fleißig sind wie ihr, so werden sie gerade so viel Charpie zustande bringen, als man jetzt gut brauchen kann."

Michella brachte auf einer großen silbernen Platte ein paar erlesene Schüsselchen und Näpfe, Teller und Besteck, eine funkelnde Karaffe und einige seltsam und besonders aussehende Flaschen.

„Sapperlot, was sehen meine Augen?" rief Schinackel übermütig frohlockend. „Feines Geflügel, wildes und zahmes,

frische und gesalzene Meer- und Flußfische, Mayonnaise, Austern und Kaviar, Gesulztes und Geräuchertes vom Haus- und Wildschwein, den Hasen nicht zu vergessen, das Reh und den Birkhahn — kurz alle Pikanterien der kalten Küche mit Einschluß der zugehörigen Desserts, und zur entsprechenden Verdauung die vorzüglichsten inländischen, französischen, spanischen und Rheinweine, nebst Champagner, dem Nirgendsfehlenden!"

„Du übertreibst," sagte Michella beschämt. „Gar sehr übertreibst du, Schwager!"

Bethi und Julie lachten.

„Seine Phantasie gaukelt ihm die wildesten Orgien vor."

„Man sieht daraus, was er sich eigentlich erträumen möchte."

„In Wahrheit," sagte Schinackel essend, „bin ich nicht gekommen zu schwelgen, sondern um nach Fred zu sehen. Der Junge trug gestern einen Verband um die Stirn."

„Der Patzenhauer macht nichts daraus," sagte Bethi; „nur ein paar Tage sollt' er zuhause bleiben, das ist mir gerade recht. — Was habt ihr im Reichstag ausgekocht?"

„Eigentlich sind wir nur mehr ein Rumpfparlament. Das tschechische Haupt hat sich selbst geköpft."

„Der Reichstagspräsident Strobach?"

„Ist mit den übrigen tschechischen Deputierten auf Holländisch ausgekratzt. Wir anderen nahmen uns die Hydra zum Vorbild und ließen uns geschwind einen neuen Kopf wachsen, einen polnischen diesmal. Unter dem Vorsitz des Vizepräsidenten Smolka haben wir uns permanent erklärt und einen Sicherheitsausschuß für Wien und die ganze Monarchie ernannt, dem unser Herrgott hoffentlich zu seinem Amte auch den nötigen Verstand verleihen wird."

„Was sagt der Kaiser zu den entsetzlichen Ereignissen von gestern?"

„Wir sandten noch in der Nacht eine Deputation an ihn und erbaten die Ernennung eines wahrhaft volkstümlichen Ministeriums, die Abberufung des Bans Jellachich aus Ungarn und eine allgemeine Amnestie für die Vorgänge des gestrigen Tages. Man müßte ja halb Wien einsperren oder hängen, wollte man alle zur Verantwortung ziehen, die sich am Tabor, am Stephansplatz, am Graben oder am Hof gegen die legale Ordnung vergangen haben!"

„Der Monarch in seiner Güte und Nachsicht wird sicher Gnade vor Recht ergehen lassen," meinte Julie.

„Wenigstens wurde die Reichstagsdeputation noch um Mitternacht in Schönbrunn empfangen. Sie brachte die schriftliche Zusage des Kaisers zurück, in der von uns vorgeschlagenen Weise ein volkstümliches Ministerium bilden zu wollen, um mit diesem unverzüglich die zum Wohle der Monarchie nötigen Maßnahmen zu beraten."

Jetzt sahen sie alle erstaunt auf, als die Tür sich öffnete und Fred eintrat, die Stirn verbunden, die Wangen von Fieberhitze glühend.

„Du hättest doch im Bette bleiben sollen, Fred?" rief Bethi ihm vorwurfsvoll entgegen.

„Ich konnte es nicht länger aushalten. Wer kann im Bette liegen, wenn das Haus brennt?"

„Das Haus brennt?" zeterte Michella und sprang in die Höhe.

„Ich meine es symbolisch. Das Haus, die Stadt, das ganze Reich! Ladurner war eben bei mir — weißt du es schon, Ohm Schinackel? Der Kaiser hat Schönbrunn verlassen!"

„Der Kaiser? Doch nicht wieder nach Tirol geflohen?"

„Unter starker militärischer Eskorte abgereist, nach Olmütz, heißt es. Zwanzig Kompagnien Infanterie, ein halbes Dutzend Eskadronen und acht Feldgeschütze sollen noch in der Nacht aus Krems herangezogen worden sein, ihm das Geleite zu geben! Da hat wieder die Kamarilla ihre Hand im Spiel! Man will die Ausschreitungen eines durch gerechte Entrüstung fanatisierten Pöbelhaufens zum Vorwand nehmen, den Kaiser einzuschüchtern und für die Gegenrevolution zu gewinnen!"

„Himmel noch einmal!" seufzte Schinackel, seinen Teller von sich schiebend; „und der Mob hat dreißigtausend Musketen in der Hand!"

„Wenigstens sind wir nicht wehrlos!" rief Fred mit flammenden Augen. „Was kann jetzt kommen? Erste Möglichkeit: Der Kaiser ernennt von Olmütz aus ein volkstümliches Ministerium und gewährt Amnestie. Unwahrscheinlich, fast ausgeschlossen! Zweite Möglichkeit . . . ."

„Ich bemerke," sagte Schinackel lächelnd, „daß du noch immer mit dem kleinen Finger zu zählen anfängst, wie ich dirs einst beibrachte."

„Dafür hab' ich mir in den Wachstuben das Tabakrauchen angewöhnt."

„Dem bin ich noch immer nicht hold," sagte Schinackel, „aber zählen tu' ich längst vom Daumen aus. Und mein dicker Daum, das ist die gewichtigste und überhaupt einzige Möglichkeit: Der Kaiser wäre nicht mit militärischer Eskorte auf und davon, bestünde in den Kreisen der Kamarilla nicht die feste Absicht, Wien die Rute zu geben!"

„Somit gestehst du zu, daß die dreißigtausend Gewehre für uns ein Glück sind?"

„Mit nichten! Ich bin sonst ein ehrlicher Demokrat, aber ich stehe auf legalem Boden, das heißt, obendrauf auf der Masse, nicht unter ihr. Auf der Spitze der Pyramide, verstehst du, wo die Himmelsluft der Freiheit weht — unter der Steinlast begraben sein, das halte ich für kein Vergnügen. Wenn nun aber der Pöbel die Macht in Händen hat —?"

„Mit den meuterischen Richtergrenadieren und mit den Mördern Latours wird sich deswegen niemand indentifizieren wollen."

„Wir werden immerhin höflich mit ihnen umgehen müssen, gerade wegen der dreißigtausend Musketen. Und schließlich brauchen wir sie vielleicht sogar noch, wenn es uns ihrethalben an den Kragen gehen sollte. Denn wenn die Kamarilla am Ende auch die anständigen Leute und überhaupt die gesamte Bürgerschaft mit dem bewaffneten Mob in einen Topf wirft und in ganz Wien nichts anderes mehr sieht als einen einzigen großen Schweinetrank, der aufgefressen zu werden verdient, so wird uns nichts übrig bleiben, als uns gemeinsam zu wehren, wollen wir nicht gemeinsam aufgefressen werden."

„Der Legion wird jede Bundesgenossenschaft willkommen sein," beharrte Fred, „wenn sie sich für die Freiheit und gegen die Reaktion zur Verfügung stellt!"

Er ging erregt von Fenster zu Fenster, als zög' es ihn nach der Straße, ins Freie, in das Getriebe des Kampfes. Vergeblich blieb Bethis Mahnen, er möge sich wieder zu Bette legen. Julie entfernte sich mit einem Pack Charpie, nach dem armen Blessierten zu sehen, den sie unter ihren Schutz genommen hatte. Dagegen trat jetzt der alte Herr Beywald ein, ernst und mit fast verstörter Miene. Er wußte es auch schon, daß der Kaiser Schönbrunn verlassen hatte. Freilich wußte er es, natürlich!

Wie es Cajetana gehe? fragte Bethi.

„Unter Üblichkeiten leidet sie diesmal," sagte er verstimmt. „Man sollte meinen, daß sie es jetzt schon gewöhnt sein könnte . . . ."

„Am Ende gibts noch Zwillinge," meinte Schinackel.

„Auch möglich . . . . Mein Franzl möcht' ich sein. Den läßt das Unglück der Stadt und des Landes gänzlich kühl. Wenn die Cajetana einmal — mit Verlaub — erbricht, so ist das ein zehnmal wichtigeres Ereignis für ihn, als daß sie den Latour aufgehängt haben und der Kaiser die Flucht ergriffen hat."

„Schließlich geht es ihn auch näher an," meinte Michella lachend, indem sie den Tisch abräumte. „Ich werde der Cajetana einen Tee schicken, den nehmen Sie dann später mit, nicht wahr? Er wirkt unfehlbar gegen solche Zufälle."

Und dann ging sie hinaus, das Geschirr in die Küche zurückzutragen. Beywald zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche: „Kennen Sie das schon, Herr Scheichenstuhl?"

„Was ist es?"

„Das Manifest des Kaisers aus Schönbrun: ‚Wien ist mit Brand und Mord erfüllt' . . . .!"

Fred stampfte mit dem Fuße: „Der Tod Latours kann noch der Tod der Freiheit sein!"

Der alte Beywald las: „In diesem entscheidungsvollen Augenblicke vertraue ich auf Gott und auf mein Recht und verlasse die Nähe meiner Hauptstadt, um Mittel zu finden, der unterjochten Bevölkerung von Wien Hilfe zu bringen und die durch die empörendsten Frevel bedrohte Freiheit zu retten . . . ."

„Die Kamarilla will die bedrohte Freiheit retten!" rief Fred.

„Die eine Stelle gibt besonders zu denken," meinte Schinackel: „Der Kaiser verläßt die Hauptstadt, um der unterjochten Bevölkerung von Wien Hilfe zu bringen?"

„Unter der unterjochten Bevölkerung," sagte Bethi, „werden die Studenten und überhaupt alle Anständigen gemeint sein, die die Ermordung Latours mißbilligen."

Bitter lachte Fred auf.

„Die sogenannten Gutgesinnten sind damit gemeint, die Schwarz-gelben!"

„Der unterjochten Bevölkerung Hilfe zu bringen?" wie-

derholte Beywald nachdenklich. „Wißt ihr, was damit gemeint ist? Daß eine Armee zusammengezogen und auf Wien losgelassen werden soll."

„Hoho!" machte Schinackel; „so weit sind wir doch noch nicht! Noch gibt es einen Reichstag, noch gibt es konstitutionelle Minister, die dem Reichstag verantwortlich sind! Der Reichstag muß jetzt nur um so fester auf seinem Posten ausharren. Nur zu ihm hat die Bevölkerung Vertrauen. Er allein, wenn überhaupt jemand, ist noch imstande, jetzt das äußerste Unheil abzuwenden."

Er sah nach der Uhr.

„Wir sind in Permanenz erklärt," sagte er, „die unterbrochene Sitzung muß längst wieder aufgenommen sein. Laßt uns den Kopf oben behalten, jetzt gilt es Besonnenheit und Mut, soll nicht alles verloren sein!"

Der alte Beywald war wenig zuversichtlich.

„Es ist schon alles verloren! Alles verloren — die Freiheit ist dahin!"

„Noch gibt es eine akademische Legion," rief Fred glühend, „und die Kamarilla ist weit!"

„Ach, die Kamarilla —! Die allein würde die Freiheit nicht umbringen! Aber der Pöbel, der Pöbel! Der ist jetzt unser absoluter Monarch von Gottes Gnaden! Denk einmal — dreißigtausend Musketen!"

„Dreißigtausend Musketen!" wiederholte Schinackel, mit den Fingern schnalzend, und suchte ungeduldig nach seinem Hut.

Bald nachdem er sich mit Beywald entfernt hatte, wandelte Fred eine Ohnmacht an. Bethi sprang ihm bei und labte ihn, heftig fiebernd wurde er zu Bett gebracht. Es blieb ihm nichts übrig, als nachzugeben und sich den Anordnungen Patzenhauers zu fügen. Ladurner kam täglich nach ihm zu sehen und tröstete ihn, er versäume nichts, es sei ohnedies nicht viel los. Die ganze Stadt habe einen Kater und befinde sich in Aschermittwochstimmung. Seit dem Vormärz sei es so ruhig und ordentlich nicht mehr zugegangen. Nicht einmal vom Proletariat sehe man viel, und vom Militär gar nichts. Das erstere habe sich in seine Schlupfwinkel verkrochen und warte vielleicht nur die Gelegenheit ab, wieder zum Vorschein zu kommen. Das Militär habe der General Graf Auersperg auf der beherrschenden Höhe des Schwarzenbergparkes und Belvederes zusammengezogen, wo es eine be-

obachtende Stellung einnehme und wahrscheinlich auch nur die Gelegenheit abwarte, für den Tod des Grafen Latour Revanche zu nehmen. So wäre Wien gegenwärtig eigentlich ganz zufrieden und hätte das schönste Leben, fühlte es sich nicht sozusagen zwischen zwei Feuern.

„Es ischt geradeso," sagte er, „wie wenn die Kinder Maipfeiflan schneiden und dazu singen:

Kimmscht du über die Brucken,
Fressent dich die Mucken,
Kimmscht du hin ins Pfarrerhaus,
Jagent dich die Hündlan aus."

Auch Mießrigel kam einmal, ihn zu besuchen. Mit dem Rufe: „Wünsch' ein glückseliges neues Jahr!" trat er bei ihm ein.

„Soviel ich weiß, schreiben wir Oktober," sagte Fred.

„Was ist der Jahresanfang, lieber Freund? Ein Begriff, eine Konvention. Die Rosen und Schwalben fangen das neue Jahr mit dem Frühling an, die Soldaten mit dem Oktober, die Juden mit dem November, die Hausherrn mit dem zweiten Februar, die Eintagsfliegen mit dem Morgen, und am Abend sind sie tot. Die Franzosen der ersten Revolution haben bekanntlich ihr Neujahr von der Republik datiert — warum sollen wir es ihnen nicht nachmachen? Der Kaiser ist fort, die Soldaten sind fort, die Minister sind verschwunden, es gibt nichts mehr als einen Reichstag, und sogar der ist nur halb. Ich schreibe jetzt das Jahr Nummer eins. Es hebt die große neue Ära an, die Ära der Freiheit, wie ich sie meine."

„Zwinge dich mir zulieb nicht zu Scherzen," sagte Fred nachsichtig; „ich weiß, daß sie dir nicht vom Herzen kommen. Du hast einen herben Verlust erlitten. Glaub es mir, daß ich innig mit dir empfinde!"

Er ergriff seine Hand und drückte und schüttelte sie herzlich. Mießrigel riß sich von ihm los, trat ans Fenster und weinte in den nassen, nebligen Oktobertag hinaus. Es war kürzlich seine alte Mutter gestorben, und er stand jetzt ganz allein.

* * *

Einmal, als Fred sich auf dem Wege der Besserung befand, aber noch zeitig zu Bett gehen mußte, saß Poldi an seinem Lager, um ihm den langen Abend zu kürzen; es fing

an, früh finster zu werden, man merkte es schon sehr, wie die Tage abnahmen. Die Brüder hatten manches miteinander besprochen, die Lage des Geschäftes war eine trübselige, weil der Absatz stockte. Aber Poldi hatte die Überzeugung, daß diese Zeit der politischen Unsicherheit, die die Stadt und das ganze Reich bedrückte und Handel und Wandel lähmte, bald vorübergehen müsse.

„Die allgemeine Not schreit zum Himmel," sagte er, „darum wird man auch einen Weg zum Frieden finden."

„Mit Hilfe der Kanonen, meinst du?"

„Kanonen? Man wird die Mörder Latours zur Verantwortung ziehen. Damit fällt die gerechte Verstimmung des Monarchen gegen das Volk, und der völligen Aussöhnung steht nichts mehr im Wege. Da sie eine Notwendigkeit ist und beide Teile sie wünschen, so muß sie auch gelingen."

Er ließ in der Fabrik stetig fortarbeiten, ohne Bestellung, bloß auf Lager. Wenn er auch vorläufig Kapital zusetzte, sobald wieder geordnete Zustände eintraten, würde der im Vorteil sein, der rasch liefern konnte.

„Und daß ich meinen Grundstock an verläßlichen Arbeitern nicht verliere, das ist schon auch etwas wert. Die Leute danken es mir und werden anhänglicher dadurch und treuer. Man muß sich nicht gleich aus der Bahn werfen lassen. Ich habe die Zuversicht, daß das Vernünftige und Besonnene sich schließlich bewähren muß."

„Es ist jetzt eine solche Festigkeit und Freudigkeit in dir," sagte Fred; „und ein inneres Leuchten fast. Es muß etwas Schönes und Erhebendes in dein Leben getreten sein."

„Ich will es dir vertrauen. Ich habe Liebe und Gegenliebe gefunden. Ich bin im stillen versprochen — mit Elfe."

„Mit Elfe! Der feinen Elfe mit dem goldig seidenen Haar! Der rosenwangigen, blauäugigen Elfe! Das hätt' ich von je für dich ersehnt —! Denn ich merkte es natürlich, daß du sie im Herzen trugst seit jenem Tage, wo wir, fast noch Kinder, zum ersten Male zusammentrafen."

Poldi erzählte, wie er sie abermals auf der Himmelswiese gefunden, und wie dann alles gekommen war. Aber es wüßte noch niemand davon außer ihren nächsten Angehörigen, sagte er; und vorläufig sollte auch nichts weiter darüber verlauten.

„Wir haben uns in schwerer Zeit gefunden. Man denkt

nicht an Freudenfeste jetzt. Die äußere Not ist zu groß und das innere Leid. Wir sind noch jung, beide, und in dem stillen Wissen, daß wir einander gehören, sehen wir hoffend einer freieren Zukunft entgegen. Sie wird unser Glück zum Reifen bringen."

„Es gab eine Zeit, wo ich den Freiherrn für adelsstolz hielt," sagte Fred. „Ich hätte gedacht, daß er einer Verbindung seiner Tochter mit einem Bürgerlichen widerstreben würde."

„Es ist möglich, daß er eine standesgemäße Verbindung vorgezogen hätte; merken ließ er mich davon nichts. Dachte er früher strenger in diesem Punkte, so mögen persönliche Erfahrungen dazu beigetragen haben, ihn umzustimmen. Seine eigene Ehe, die schließlich zum Scheidungsprozeß führte, war eine richtige Adelspartie. Vielleicht ist gerade hierin der Grund zu suchen, warum er seiner Tochter, die er über alles liebt, volle Freiheit gewährte, nach ihrem Herzen zu wählen."

„Und Baron Bela?"

„Er schrieb aus dem Lager, daß er seine Schwester bedaure und in bürgerlichen Häusern nicht verkehre. Wir werden auf seine Zustimmung und seinen Umgang zu verzichten wissen."

„Und Elfe selbst? Wird sie Glanz und großes Leben nicht vermissen?"

„Sie ist einsam aufgewachsen, in unerquicklicher Atmosphäre. Es herrschte stets eine gewisse Spannung in der Familie. Ein stilles, treues, liebevolles Dasein ist das Ziel all ihrer Wünsche."

Fred war beruhigt und zog den Bruder an sich, ihn fast erdrückend in den stürmischen Umarmungen, mit denen er seine Glückwünsche begleitete.

In der Nacht träumte er von Anna. Er sah sie am Rande der Himmelswiese stehen in ihrer noch halb kindlichen Jungfräulichkeit, wie sie, einen Eichlaubkranz im dunklen Haar, gleich einer neuen Jeanne d'Arc eine weiße Fahne schwenkte und für die Freiheit kämpfen wollte ....

Am nächsten Morgen saß er bei Bethi und Julie, die Weißzeug nähten, in der Familienstube. Sie hatten ihr Gespräch abgebrochen, als er eingetreten war, und schienen sorgenvoll. Er forschte in ihren Mienen und in ihren Herzen, da zogen sie ihn ins Vertrauen und eröffneten ihm, daß sie einen

Schwerverwundeten ins Haus genommen hatten, und daß es der Götsch Schani war. Mitten durch die Brust geschossen, litt er entsetzlich und bedurfte sorgfältiger Wartung. Viele Stunden des Tages und der Nacht brachten sie abwechselnd bei ihm zu und konnten sich doch keinen Erfolg von ihren Bemühungen versprechen; denn es war vorauszusehen, daß er es nicht mehr lange machen und unter ihren Händen sterben würde. Fred mußte ehrfürchtig staunen, wie die Frauen es über sich brachten, einen Menschen liebevoll zu betreuen, dem man vermutlich in erster Linie das schwere Unglück zuzuschreiben hatte, das über die Familie gekommen war. Aber sie schienen alles vergessen zu haben und sahen nur mehr das schmerzvolle Leiden eines gebrochenen Menschendaseins, die zuckenden Fibern und Muskeln, die aus demselben Stoffe geschaffen waren wie die aller Kreatur, die gepeinigte Seele, die ihren trotzigen Haß aus derselben Luft gesogen hatte, die andere glücklichere Existenzen mit Licht und Sonne nährte.

Mosch-Eskeles kam und brachte unter dem Arm einen eingewickelten Packen, der gute Leinwand enthielt. Die steuerte er für den Pflegling bei und stiftete sie den erfreuten Frauen in ihre betriebsame Nähstube, wo das Material auszugehen drohte. In der Hand trug er einen großen Blumentopf, über dem vier oder fünf prachtvolle Papageien-Tulpen schwankten — die hatte er dem Muschir zugedacht, um ihn auch in der Stadt zur Blumenzucht anzueifern.

„In den Dachboden könnte man ganz leicht ein kleines Warmhaus einbauen," sagte er, „wo die angetriebenen Zwiebel Licht genug hätten, ihre Blüten zu entwickeln."

Fred brachte er eine Zeichnung des kleinen Erinnerungsdenkmales mit, das im Garten des Himmelhauses für Petz geplant war. Er hatte die halbrunde Steinbank und den Pylon darüber mit dem Bildnismedaillon des Verewigten jetzt noch einmal von einem tüchtigen Künstler strenger durchbilden lassen, in jenem biedermännisch-antiken Charakter, der dem Geschmacke der Zeit entsprach. Das Blatt ging von Hand zu Hand und fand ungeteilten Beifall. Man dachte sich hinein, wie einen an dieser Stätte der Erinnerung der Geist des Unvergeßlichen im Baumschatten umschweben und aus den wispelnden Wipfeln grüßen würde. Fred und Bethi standen die Augen voll Tränen.

So gab es manches zu erörtern und zu bemerken, das

von Mosch angeregt war, Blumenzucht und Krankenwäsche, Warmhausbau und Bildhauerkunst. Noch tauschten sie ihre Meinungen darüber, als unversehens die Tür aufflog und Susannens Stimme vernehmbar wurde.

„Nur herein da!“ rief sie. „Tragen Sie einstweilen alles da herein!“

Gleich darauf kam sie selbst zum Vorschein, in der Hand das Vogelbauer mit den zwei ängstlich flatternden Gimpeln, auf dem Arm das schon aufrecht sitzende, munter um sich blickende Schinäcklein, das mit einem niedlich aufgebogenen und von weißen Federn umwallten Hütchen geschmückt war. Ihr auf dem Fuße folgte ihr Mädchen, mit Schachteln, Bünkeln und Körben bepackt, und etwas bedächtiger, mit schweren wuchtigen Tritten, kam noch ein Mann hinterdrein, einen riesigen Koffer auf den Schultern, den er vorsichtig auf den Fußboden niederließ, daß die Stube zitterte. Susann stellte die Gimpeln auf den Tisch, hieß das Dienstmädchen ihre Sachen absetzen, entlohnte den Mann und schickte beide hinaus. Ganz verstört kam Bethi auf sie zu.

„Um Gotteswillen, Kind, was soll dieser Aufzug?“

„Was weiter? Ich bitte dich! Ich kehre ins Elternhaus zurück, ich kann mit meinem Mann nicht mehr leben!“

Man fragte weshalb? Man wollte ihre Gründe erfahren. Man bestürmte sie. Sie machte ein schmollendes Flünschlein und wurde zum Igel, indem sie sich stumm zusammenrollte und rings von Stacheln starrte.

„Ganz einfach,“ wiederholte sie nur; „ich kehre ins Elternhaus zurück.“

Bethi hieß sie ablegen und niedersitzen, Julie nahm ihr das Schinäcklein ab und liebkoste es. Auch Mosch und Fred beschäftigten sich mit dem aufgeweckten, gut entwickelten Kinde. Das gefiel ihr, und sie wurde allmählich umgänglicher.

„Sieht es nicht kühn drein, Herr Mosch, das Schinäcklein? Glauben Sie, daß noch einmal ein ganzer Mann aus ihm werden kann?“

Mosch versicherte lächelnd und mit Überzeugung, daß alle Aussicht hiefür vorhanden sei.

„Ich hoff' es auch!“ sagte sie tief atmend. „Trotzdem es von einem solchen Vater ist!“

„Aber sag doch bloß Susann,“ forschte Bethi abermals; „was hat dein Mann eigentlich angestellt?“

„Er steht auf legalem Boden!" rief sie empört.

„Wer? Schinackel? Wo steht er?"

„Auf legalem Boden!" wiederholte sie entrüstet. „Es mag geschehen was will — er steht auf legalem Boden! Der Kaiser ist fort, es werden Truppen gegen Wien zusammengezogen — Schinackel steht auf legalem Boden! Der Reichstag schickt eine Denkschrift nach der andern an den Kaiser nach Olmütz, oder vielmehr an den Fürsten Lobkowitz, der jetzt in Olmütz Kaiser ist, so wie damals in Innsbruck der Graf Bombelles Kaiser war; die Denkschriften bleiben unbeantwortet, oder werden höchstens mit ein paar ausweichenden und zweideutigen Redensarten erwidert — Schinackel steht auf legalem Boden! Man weiß nicht mehr, wer Minister ist, und wer nicht, man weiß nicht mehr, ob die in Olmütz den Reichstag überhaupt noch gelten lassen, oder für eine Horde von Hochverrätern halten, man weiß nichts mehr, gar nichts mehr, bloß das eine, daß der Windischgrätz auf Wien marschiert — und Schinackel steht auf legalem Boden! Was sagt ihr dazu?"

„Sie ist politisch übergeschnappt!" rief Bethi entsetzt.

Mosch wollte sie begütigen: „Ich bitte Sie, liebe Susann, deswegen läuft man doch seinem Manne nicht davon?"

„Was verstehen wir Frauen von Politik?" sagte Julie.

„O, so viel versteh' ich schon," rief sie flammend, „daß die Kamarilla Wien jetzt knebeln und uns die schwer errungene Freiheit wieder rauben will. Aber ich wehre mich dagegen, das bin ich meinem Kinde schuldig! Es soll in einem freien Lande heranwachsen!"

Man hörte hastige Schritte im Vorzimmer. Schinackel riß die Tür auf und trat ein. Hinter ihm vier baumfeste Packträger, die sich wie auf Kommando der Gegenstände bemächtigten, die da umher lagen und standen. Im Augenblick hatten sie alles wieder zusammengepackt, den großen Koffer, die Körbe und Schachteln und sogar das Vogelbauer mit den Gimpeln, und waren zur Tür hinaus, ehe Susann sich um ihre Habe wehren konnte. Schinackel stand da und lachte. Die kleine rundliche Frau Scheichenstuhl war völlig erstarrt in ihrer Wehrlosigkeit und sagte nichts als: „Gewalt —! Ich würde mich schämen!"

„Pa-pa-pa-pa-pap . . . ." machte Schinäcklein und strebte mit ausgestreckten Ärmchen nach dem Vater. Er nahm ihn auf den Arm, das Kind jauchzte und hüpfte vor Vergnügen.

„Jetzt macht er mir auch noch mein Kind abwendig! Wenn du lieber im Reichstag so energisch wärest! Einer schwachen, wehrlosen Frau gegenüber, ist es keine Kunst, Mut zu zeigen!"

Julie und Bethi lachten, und auch Mosch und Fred schienen erheitert.

„Ihr habt gut lachen," rief sie eifrig; „aber ich, als Gattin eines Deputierten und Mutter eines Revolutionskindes bin verpflichtet darauf zu sehen, daß die Freiheit nicht feige im Stich gelassen wird!"

„Ich hab' ihr zu viel von Politik erzählt," sagte Schinackel den Kopf schüttelnd; „nun ist sie ganz überspannt geworden. Was möchtest du eigentlich, daß ich täte, Susann? Steh' ich nicht ohnedies im demokratischen Lager?"

„Mit einem Fuß," gab sie zu, „aber bloß mit dem linken. Mit dem rechten stehst du auf legalem Boden. Wie weit kann man aber mit der Legalität springen? Bis zur Freiheit sicher nicht! Wer einen Eierkuchen backen will, darf nicht an die künftigen Hühner denken!"

„Haben Sie eigentlich ein bestimmtes politisches Programm?" fragte Mosch noch immer belustigt.

„Das will ich meinen! Der Deputierte Violand, der hat mir aus der Seele gesprochen: Sofort eine provisorische Regierung einsetzen, jeden Regierungsakt des Kaisers, solange er nicht zurückkehrt, für ungesetzlich erklären und dem Kommandierenden Grafen Auersperg befehlen, er habe unverzüglich seine drohende Stellung im Schwarzenberggarten aufzugeben! Das nenn' ich klare Sprache! Fort mit aller Leisetreterei! Die Legalität wird Wien noch ans Messer liefern, gebt nur acht!"

Fred nickte ihr eifrig zu, man sah, daß er ihr recht gab.

„Es sind etwas radikale Vorschläge," meinte Mosch.

„Mein Verstand kann sie nicht einmal mißbilligen," sagte Schinackel ernst. „Vielleicht wäre es das Richtige, scharf drein zu gehen. Aber solltet ihrs glauben? Es geht mir gegen das Gefühl, den Kaiser zu kränken. Erbgut von uns Österreichern! Denn so sind wir alle: Deutsche Treue, vielleicht durch einen Tropfen slavischer Empfindsamkeit verweichlicht. Nicht einmal Amerika hilft dagegen! Der Violand, als Romane, hat es freilich leicht! Wir Deutschen, die im Reichstag zurückgeblieben sind, stehen fast alle auf legalem Boden. Drängt man uns

rein mit Gewalt in die Revolution hinein, so werden wir den Kampf aufnehmen, aber respektvolle Revolutionäre bleiben. Man ist einmal, wie man ist."

Mosch nickte ihm freundlich zu und fühlte das Bedürfnis, ihm irgendwie beizustehen.

„Nun soll ja neuerdings eine Deputation mit eindringlichen Vorstellungen ans allerhöchste Hoflager abgegangen sein. Wollen wir nicht den Erfolg abwarten, Frau Susann, und uns inzwischen beruhigen?"

„Der Erfolg wird der gleiche sein wie bei allen übrigen Deputationen. Nicht einmal ‚mau' sagt die Olmützer Sphinx."

Schinackel seufzte und sah bekümmert drein.

„Bisher ist es allerdings allen Deputationen so ergangen."

„Wie soll man sich das erklären?" rief Mosch. „Wo doch der Reichstag die oberste legale Behörde ist, die man uns in Wien zurückgelassen hat!"

„Das kann ich Ihnen leider ganz genau erklären," sagte Susann. „Man will nicht mit uns unterhandeln, man will uns erobern!"

Alle schwiegen betreten, bis Fred, dessen Wangen wieder glühend geworden waren, sagte: „Eine Hoffnung bleibt uns auf alle Fälle, die edlen und ritterlichen Magyaren! Sie lassen sich die Freiheit nicht aus den Händen winden, sie werden auch uns nicht im Stiche lassen, da wir ihrethalben in diese mißliche Lage geraten sind."

Schinackel zuckte die Achsel: „In Zeiten der Not und Gefahr, läßt einen mancher in Stich, auf den man geschworen hätte."

Er sagte es vielleicht nicht ohne Bezug, und Bethi nützte den Augenblick. Susannen fest ins Auge sehend, bemerkte sie mit Nachdruck: „Gerade in schweren und sorgenvollen Zeiten sollte man seine Freunde nicht im Stich lassen!"

Susann verstand und fühlte sich so angenehm gedemütigt und gezüchtigt, daß es ihr ganz wohlig den Rücken hinunterlief.

„Es war mir bloß um Schinäcklein," seufzte sie, das blonde Haupt sanft neigend; „der sollte doch ein wahrhaft freier und entschlossener Mensch werden und nicht immer bloß auf legalem Boden stehen?"

Ihr Mann trat zu ihr und legte ihr seine Hand aufs Haar.

„Wenn es hier herüben mit der Freiheit nicht geht, so fahren wir übers Meer zurück und lassen unser Kind drüben aufwachsen, was meinst du?"

Da warf sie sich jubelnd an seine Brust, ihn und das Kind liebkosend: „Auf nach Amerika! Fahren wir! Heute noch!"

„Gemach, gemach! Ausreißen tu' ich nicht. Erst will ich mich hier mit Anstand aus der Affäre ziehen!"

Und den Verwandten munter zunickend, verließ er das Zimmer, das Kind auf dem linken Arm und die versöhnte Gattin am rechten.

* * *

Als Fred zum ersten Male wieder an die Luft gehen konnte, machte ihm die ganze Stadt gleichsam den Eindruck eines Fieberkranken. In zweckloser Hast pulste der Verkehr durch die Straßen, die Geschäfte waren leer, die Kaffeehäuser überfüllt, niemand hatte anscheinend etwas Vernünftiges zu tun, und trotzdem befand alles sich in hitziger Bewegung. Als ob krause Wahnvorstellungen alle besonnenen Ziele verdrängt hätten, gerade so kam es ihm vor.

Auf dem Graben begegnete er Mießriegel, der rief ihm schon von weitem entgegen: „Hannibal ante portas!"

Betroffen stand Fred still: „Möchtest du nicht so freundlich sein deutsch zu reden?"

„Zu deutsch: Der Jellachich steht in Bruck an der Leitha."

„Der Jellachich? Der Ban Jellachich? Redest du irre, Mensch? Der Kroatenban Jellachich steht in Bruck an der Leitha?"

„Der Kroatenban Jellachich steht in Bruck an der Leitha."

„Er kann es doch nicht gewagt haben, österreichisches Gebiet zu betreten?"

„Er hat es gewagt, österreichisches Gebiet zu betreten."

„Und was sagt der Reichstag dazu?"

„Der Reichstag steht auf legalem Boden, was den Kroatenban Jellachich natürlich nicht hindert, in Bruck an der Leitha zu stehen."

„Unmöglich! Der Reichstag könnte sich eine solche Rechtsverletzung nie und nimmer bieten lassen!"

„Er hat auch den Jellachich durch eine mannhafte Deputation höflichst darauf aufmerksam gemacht, daß es eigentlich

gewissermaßen nicht erlaubt ist, mit einer gegen Ungarn mobilisierten Armee österreichisches Gebiet zu betreten."

„Und der Ban?"

„Hat darauf geantwortet, daß der Donner der Geschütze ihm die Marschdirektion weise."

„Hier donnern doch keine Geschütze?"

„Er meint wahrscheinlich die ungarischen Geschütze des Generals Moga. Weil die in Ungarn donnern, zieht er es vor, Ungarn mit dem Rücken anzuschauen und seine Marschdirektion auf Wien zu nehmen."

„Aber der Kaiser? Der Kaiser kann eine solche Ungesetzlichkeit unmöglich sanktionieren!"

„Der Reichstag hat auch sofort einen Eilboten nach Olmütz entsendet und den Kaiser untertänigst bitten lassen, er möge dem Ban untersagen, auf Wien zu marschieren."

„Und der Erfolg?"

„Der Erfolg war ein glänzender. Der Ban brach sofort seine Zelte in Bruck an der Leitha ab und zeigt wahrscheinlich in dieser Stunde schon vom Laaerberg aus seinen Kroaten das gelobte Land, wo die Backhähndeln wachsen."

„Auf dem Laaerberg hielte der Ban bereits?" rief Fred die Hände zusammenschlagend. „Man muß unverzüglich die Truppen, die unter Auersperg im Schwarzenberggarten liegen, in die Stadt ziehen und kasernieren."

„Auch das hat der Reichstag in seiner väterlichen Fürsorge längst bedacht. Er sandte sogleich eine Deputation an den Grafen Auersperg mit der zum dreißigsten Male wiederholten Bitte, seine Stellung im Schwarzenberggarten zu verlassen und mit seinen Truppen in die Kasernen einzurücken."

„Und der Graf?"

„Fort! Verduftet! Nicht mehr zu finden. Im Morgengrauen hat er sein Lager geräumt, um seine Truppen mit denen des Jellachich zu vereinigen. Er hat uns nichts zurückgelassen als die verstümmelte Leiche eines Legionärs, dem seine Leute den Garaus gemacht und einen Zettel um den Hals gehängt hatten mit der Aufschrift: ‚Rache für Latour'."

Fred knirschte vor Wut und stampfte den Boden.

„So wären wir verraten und verkauft? Vom Kaiser verlassen! Der Soldateska preisgegeben! Die deutsche Metropole den Kroaten zur Beute hingeworfen!"

„Es steht uns frei, uns zu wehren," sagte Mießrigel.

„Es steht uns auch frei, uns löblich zu unterwerfen. Man läßt uns vollkommene Freiheit, so frei sind wir noch nie gewesen. Wir können jetzt tun und lassen, was wir wollen — es bleibt gehupft wie gesprungen. Der Freimann steht schon bereit und wird auf alle Fälle so frei sein, unsere Freiheit um einen Kopf kürzer zu machen."

Vom Stock-im-Eisen kamen Trommler der Nationalgarde gezogen und schlugen den Generalmarsch. Als sich eine große Menschenmenge um sie gesammelt hatte, hielten sie ein, und der Unteroffizier, der sie führte, verlas einen Aufruf. Fred drängte sich hinzu, um zu hören, was es gebe. Ban Jellachich, wurde verkündet, stehe mit sechzigtausend Mann am Laaerberg und bedrohe Wien. Über Auftrag des Reichstages habe der Gemeinderat die Verteidigung der Stadt übernommen und ordne hiemit an: Jeder Wehrfähige habe die Waffen zu ergreifen; Stadt und Vorstädte seien in Verteidigungszustand zu setzen und sofort das Aufwerfen von Schanzen an der äußeren Umwallung und das Bauen von Barrikaden an den Linientoren in Angriff zu nehmen. Wer keine Waffen besitze, dem würden sie im bürgerlichen Zeughaus ausgefolgt werden . . . .

Aufgeregt lief jetzt alles auseinander. Wer der Nationalgarde, Legion oder Bürgerwehr angehörte, oder sonst Waffen besaß, holte sie eilends und zeigte sich damit in den Straßen. Binnen kurzem wimmelte es überall von Uniformen und Bewaffneten. Der Pöbel kam mit den aus dem kaiserlichen Zeughaus geraubten historischen Rüstungsstücken zum Vorschein. Halb wie in einem Kriegslager sah es in der Stadt aus und halb wie auf einer abenteuerlichen Redoute.

Fred eilte heimwärts, seine Legionärsuniform anzulegen und Poldi zu verständigen. Der schickte sofort um schweres Fuhrwerk und traf Anordnungen, daß alles, was an beweglichen Werten sich in der Fabrik auf dem Braunhirschengrund befand, ins „Goldene Stuck" geschafft würde. Denn die Vororte mußten preisgegeben werden. Schon die Vorstädte allein, durch den mäßig hohen Linienwall wenigstens notdürftig geschützt, der von Nußdorf bis nach Erdberg hinüber in riesigem Bogen die Stadt umgürtete, ergaben eine allzulange und nur schwer zu beherrschende Verteidigungslinie.

Für Fred begann jetzt ein kriegerisches Leben, das kühn und abenteuerlich war wie ein spannendes Kapitel aus den

Indianerbüchern, die er in seinen Knabenjahren geliebt hatte. Er half die Befestigungsarbeiten leiten, an der Mariahilfer Linie und den westlichen Linienwall entlang bis zur Lerchenfelder Linie hinüber. Hier lag seine engere Heimat, die schottischen Freigründe; an sie durfte er, mußte er vor allem denken. Erst nachdem alles Nötige am Schottenfelder und Lerchenfelder Linienwall vorgesehen war, sah er sich um andere Aufgaben um. Er dachte jetzt nichts weiter mehr, als daß man sich wehren müsse, und war für seine Person entschlossen, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren. Die Stadt war bedroht, das Leben und das Eigentum der Bürger, die Freiheit war bedroht; Reichstag und Gemeinderat, die obersten legalen Behörden, riefen zum Kriege auf gegen das widerrechtlich eingebrochene Kroatenheer: Gleich jenen Studenten, die vor Jahrhunderten im heiligen Kampfe mitgeholfen hatten, Wien gegen die Türken zu verteidigen, durfte auch er jetzt nicht fehlen in den Reihen der gerechten Gegenwehr und fühlte sich, gleichsam willenlos und doch begeistert, als ein schwaches Werkzeug gegen Militarismus, Kamarilla und Reaktion in den Händen der Freiheit, gegen Gesetzwidrigkeit und Rechtsbruch in den Händen der konstitutionellen Ordnung, gegen die Gewalttätigkeiten des anmaßenden Slaventums in den Händen Alldeutschlands.

Im allgemeinen verfolgte man den Grundsatz, die bewaffneten Proletarier verschiedenen Abteilungen der Nationalgarde zuzuteilen oder in einzelnen Trupps unter das Kommando eines Legionärs zu stellen. So hörte die Legion als einheitlicher Körper zu bestehen auf, die Legionäre wurden zersplittert, fast allen von ihnen waren Offiziersposten anvertraut. Auch Fred hatte die Führung einer Rotte übernommen, die größtenteils aus Proletariern bestand. Nur wenige Legionäre befanden sich darunter, auch Ladurner, worüber Fred große Genugtuung empfand. Denn er hatte in ihm einen Freund zur Seite, mit dem er sich beraten konnte. Die einzelnen Abteilungen operierten vorderhand so ziemlich auf eigene Faust. Es dauerte lange, bis eine Verwendung nach einem gewissen einheitlichen Plane auf das Vorhandensein eines Oberkommandos schließen ließ.

Die ersten Tage zog Fred mit seiner Rotte den Donaukanal entlang und griff zu, wo noch Schanzen aufzuwerfen, Kanonen in Stellung zu bringen, Faschinen zu hauen waren,

oder sonst eine Gelegenheit zu nützlicher Tätigkeit sich darbot. Da hörte er eines Abends, daß der Ban seine Vorposten schon bis an die Spinnerin am Kreuz und die Schönbrunner Gloriette vorgeschoben habe und Verschanzungen in der Laxenburger Allee aufwerfe. Ebenso wie Ladurner brannte er danach, den Feind zu Gesicht zu bekommen, und beide wollten sie selbstverständlich an der am meisten gefährdeten Seite der Stadt stehen. Darum führten sie ihr Häuflein gegen die südliche Umwallung und fanden wirklich in der Gegend der Favoritenlinie eine Stelle, die nur spärlich besetzt war und einem ernstlichen Angriffe kaum Stand gehalten hätte. Einen Posten auf die Höhe des Walles vorschiebend, ließen sie an seinem Fuße den Erdboden säubern, ein kleines Lager richten und, als es zu dunkeln begann, ein Wachtfeuer entzünden. Die Bewohner der umliegenden Häuser brachten Lebensmittel, Getränke und Zigarren herbei und sorgten dafür, daß es den Leuten an nichts fehlte. Die ganze Bevölkerung wetteiferte in Liebesgaben und Aufmerksamkeiten für die Volkswehr, die entschlossen war, Gut und Blut der Wehrlosen gegen die Kroaten und Seressaner des Jellachich zu verteidigen, von deren Grausamkeit und viehischer Rohheit die entsetzlichsten Mären umliefen.

Mit Ladurner etwas abseits vom Lagerfeuer sitzend, blickte Fred sinnend auf die unglückliche Stadt hinab, die sich in unendlicher Ausdehnung zu ihren Füßen breitete. Es war ein hochgelegener Punkt, den sie bezogen hatten, man konnte ganze Vorstädte überschauen und in viele Straßenzüge hineinsehen. Niemand schien in dieser Nacht an Ruhe zu denken, die Straßen waren taghell beleuchtet und von Volkslärm und Volksgedränge erfüllt. Von allen Kirchen klang ununterbrochen das Läuten der Sturmglocken, und vom Turme von St. Stephan kletterten Alarmraketen in den dunklen Nachthimmel empor. Lange Züge von Bewaffneten, Nationalgarden und Proletariern, kamen in der Nähe vorüber, um an verschiedenen Punkten des Stadtwalles ihre Stellungen zu beziehen. Ernst und würdig marschierten sie dahin, strenge Disziplin haltend, wie Soldaten fast, die in die Schlacht gehen. Kein müßiges Gejohle mehr, kein wüstes Durcheinander. Es war, als hätte die ernste Not und Gefahr Männer aus allen gemacht. Einer der Trupps, die vorbeizogen, stimmte begeisterten Gesang an. Das Trutzlied war es, das ein rascher Dichter in die Menge geworfen,

und das, von Mund zu Mund verbreitet, eine große Volkstümlichkeit erlangt hatte:

„Kecker Ban,
Komm nur an!
Sieh die Wälle stolz gebrüstet,
Wenn es dich nach Blut gelüstet,
Hunderttausend sind gerüstet,
Legen die Gewehre an!....“

Ladurner zog eine kurze Tabakspfeife aus der Brusttasche und setzte sie in Brand. Sie lauschten dem in der Ferne verklingenden Gesange....

„Hunderttausend sind gerüstet....“ wiederholte Fred mit innerlich bewegter Stimme.

„Hunderttausend — sell wohl!“ sagte Ladurner; „aber das Kummet ersetzt den Hafer niacht.“

„Was meinst du damit?“

„Ich meine, daß der Gaul niacht bloß den Willen haben muß,“ sagte der Tiroler; „er muß auch die Kraft dazu haben.“

„Wir sind dem Ban an Zahl mindestens doppelt überlegen. Außerdem stehen wir hinter Wällen.“

„Ein Soldat nimmt zehn Garden und Mobile in seinen Tschako. Allein richten wir's niacht, sell ischt unmögliach.“

„Die Magyaren werden uns Sukkurs senden! Und Deutschland? Kann die deutsche Zentralgewalt es ruhig geschehen lassen, daß dieser Tilly aus Wien ein zweites Magdeburg macht?“

Gemächlich paffte Ladurner dicke Rauchwolken in die Luft.

„Verlaß dich drauf, daß die Lerche den Acker düngt!“

Sie schwiegen und saßen still, jeder seinen Gedanken nachhängend. Gegen Mitternacht fing es an, empfindlich kalt zu werden. Da hüllten sie sich fester in ihre Mäntel und standen schließlich auf, um sich am verflackernden Lagerfeuer zu wärmen. Die Leute lagen friedlich rings umher und schliefen. Alles war in Zucht und Ordnung zugegangen, niemand hatte sich eine Ausschreitung zuschulden kommen lassen.

Als Fred und Ladurner sich im Bereich der ausstrahlenden Wärme gelagert hatten, trat aus dem nächtlichen Dunkel eine Gestalt auf sie zu und beugte sich über Fred, um sein Gesicht aus der Nähe zu sehen.

„Da bist du's endlich!“ rief Mießrigel, denn er war es.

„Von Nußdorf herüber hab' ich den ganzen Linienwall abgesucht, um dich aufzufinden."

„Hättest du lieber von der Erdberger Seite angefangen!" sagte Fred lachend.

„Freilich! Aber so geht es immer, wenn man etwas sucht.... Wenigstens hab' ich mir auch ein Platzerl am Feuer verdient," meinte er und legte sich hin.

„Eigentlich finden nur Bewaffnete hier Platz," bemerkte Fred.

„Die Waffen werd' ich mir schon mit der Zeit aus dem Zeughaus holen. Kannst du einen braven Korporal brauchen, so möcht' ich mich wärmstens empfohlen halten. Meine militärischen Referenzen sind gar nicht übel. In der Nacht vom dreizehnten zum vierzehnten März hab'- ich der Freiheit zu Ehren ein leidlich gutes Kalbsfell zuschanden getrommelt."

„Ich brauche verläßliche Leute. Du springst mir wieder aus, wenn es dir paßt."

„Sei kein Kind, Bruderherz! Damals war es ein ernsthafter Spaß, jetzt ist es spaßhafter Ernst geworden. Den Unterschied weiß ich zu würdigen."

Ladurner lachte.

„Nach einer Weile sagte Fred: „Wer soll den ‚Bst! Bst!' herausgeben, wenn du unter die Krieger gehst?"

„Den ‚Bst! Bst!' muß ich ohnedies eingehen lassen," versetzte Mießrigel. „Der Setzer hat nicht mehr so viele Rufzeichen in seinem Letternkasten, als ich jetzt für meine Artikel brauchen würde. Es ist auch nicht schade um das Blattel — was soll ich die Feinde mit Worten totschlagen? Das besorgen schon die andern, der Reichstag, der Gemeinderat und das Studentenkomitee. Mich gelüstet es jetzt nach Taten, bei denen Blut fließt, nicht Druckerschwärze."

„Wenn du mit uns ziehen willst," sagte Fred, „so müßtest du dich bei den Mobilen einreihen lassen."

„Gerade das möcht' ich eben," versicherte Mießrigel.

Warum er nicht lieber zur Nationalgarde gehe? fragte Ladurner.

„Das will ich Ihnen ganz genau erklären. Erstens muß man bei der Nationalgarde eine Uniform besitzen; wir brauchen aber jetzt unsere Schneider, daß sie Wien verteidigen helfen. Auch könnt' es mir, falls der Ban Glück hat, leicht passieren,

daß er zum Burgtor hineinmarschiert, eh' meine Uniform fertig wird."

„Du scheinst großes Zutrauen zu unserer Sache zu haben," bemerkte Fred.

„Ich sage: Wenn der Ban Glück hat; er kann ja schließlich auch Pech haben. Zweitens —! Die Nationalgarde ist keine Elitetruppe mehr, denn seit dem Latourtag haben sich die meisten Bessergestellten daraus verduftet und sind mit Zylindern aufgetaucht."

„Sell ischt leider wahr!" stimmte Ladurner bei.

„Ein Mitglied dieses Angströhrenkorps zu werden, ist tief unter meiner Würde. Drittens und letztens kann der Mensch nicht von der Luft leben. Einem Mobilen aber geht es gar nicht schlecht. Er bezieht eine Löhnung von zwanzig Kreuzern Konventionsmünze den Tag, Brot und Wein, die verabreicht werden, nicht einmal zu rechnen."

„Also auf Ihre Kosten wollen Sie kommen?" sagte Ladurner mißtrauisch.

Fred seufzte und sah betrübt drein.

„Ich kenne ihn! Er will uns nur auf seine Weise zu verstehen geben, daß der gemeine Mann in den meisten Fällen auch nicht aus selbstloser Begeisterung zur Fahne der Freiheit schwört."

„Aber gar nicht!" versicherte Mießrigel eifrig. „Ich rede ganz im Ernst und bloß von mir selbst, an die andern denk' ich nicht einmal dabei! Stell dir nur vor, was ich als Mobiler für ein Glück machen kann! Allen Witwen der im Dienst Gefallenen ist eine jährliche Pension von zweihundert Gulden Konventionsmünze zugesichert! Wenn es mir am Ende gelingen sollte, noch rasch eine Frau zu finden, dann brauche ich nichts zu tun als zu fallen, so ist sie versorgt. Habe ich aber das Schwein, bloß zum Krüppel geschossen zu werden, so brauche ich nicht einmal zu heiraten und beziehe mein Leben lang eine Unterstützung von der Gemeinde. So verlockende Aussichten kann ein Schriftsteller nicht mir nichts, dir nichts von der Hand weisen — das mußt du doch einsehen?"

Student Tauß tauchte auf einmal auf, mit einer prachtvollen Feldbinde quer über der Legionsuniform. Der war etwas Höheres geworden, eine Art Truppeninspektor. Den südlichen Linienwall entlang hatte er die Runde zu machen, um im Auftrage des Studentenkomitees die Wachposten der

Mobilen zu inspizieren. Zuerst benahm er sich ganz gemessen und dienstlich und überzeugte sich, von Fred geleitet, durch Augenschein, ob der ausgestellte Posten nicht eingeschlafen war. Da er alles in Ordnung fand, wurde er nach und nach gemütlicher und setzte sich schließlich ans Lagerfeuer, in das man ein frisches Scheit geworfen hatte. Ein Proletarier brachte ihm einen Krug Bier, eine wohlhabende Hausfrau aus der Nähe hatte ein ganzes Fäßchen herübergeschickt.

„Ihr wißt es doch schon, daß wir endlich ein Oberkommando haben? Jetzt ist also die gesamte Volkswehr in einer Hand vereinigt: Nationalgarde, Legion und Mobile. Höchste Zeit, daß es geschah; denn auch der Gegner faßt seine Streitkräfte zusammen und wird stärker sein, als wir anfangs meinten. Fürst Windischgrätz ist zum Feldmarschall und Kommandierenden der ganzen österreichischen Wehrmacht ernannt worden. Auch davon wißt ihr noch nichts? Beim Oberkommando, wo ich jetzt bin, sitzt man halt doch näher an der Quelle."

Fürst Windischgrätz! Fred senkte das Haupt. Es kam ihm die Erinnerung wieder, wie in den Märztagen ihm der Fürst im inneren Burghof die Hand gereicht und die Hoffnung ausgesprochen hatte, Studenten und Soldaten möchten einander nie wieder feindlich gegenüberstehen . . .

„Auch die Armee des Bans ist unter den Oberbefehl des Fürsten gestellt," sagte Tauß. „In wenigen Tagen soll er mit allen in Böhmen, Mähren und Galizien verfügbaren Truppen vor Wien eintreffen. Es wird ein Kampf auf Leben und Tod!"

„Was macht der Reichstag?" fragte Ladurner erregt.

Tauß zuckte die Achsel.

„Er steht auf legalem Boden."

„Und die Minister? Sind die wirklich alle verschwunden?"

„Nur der Finanzminister Kraus ist noch zu sehen, der weiß sich zu halten, weil er sich in einen Mantel von Zweideutigkeiten hüllt. Mit der rechten Hand versorgt er den Jellachich und den Windischgrätz mit Geld, Lebensmitteln und Kriegsbedarf, weil der Staat kaiserliche Soldaten doch nicht verhungern lassen kann; mit der linken Hand zahlt er dem Reichstag Vorschüsse aus dem Staatsschatz, um die Verteidigung der Stadt ins Werk zu setzen, bestreitet die Löhnung der Mobilen und die Spesen des Oberkommandos."

Wie das neue Oberkommando aussehe? wollte Fred wissen.

„Wer ischt der Gottöberschte?“ fragte Ladurner.

„Ein ehemaliger Offizier, ein gewisser Wenzel Cäsar Messenhauser,“ sagte Tauß.

Messenhauser? Den Namen hatte weder Fred noch Ladurner je gehört. Wessen Geistes Kind das sei, hätten sie gern gewußt. Aber auch Tauß kannte ihn noch nicht näher und wußte nichts über ihn zu berichten.

„Der Messenhauser?“ rief Mießrigel, dem die Nachricht gleichfalls neu war. „Der Messenhauser? Hören Sie auf! Der Messenhauser?“ Und er schlug sich vor Verwunderung auf die Schenkel, daß es klatschte.

„Kennen Sie ihn?“

„Na, ob ich ihn kenne! Der Messenhauser! O du verflixte Komödie! Der Messenhauser Oberkommandant —! So ist es recht! Bravo, bravo! Einen Poeten mußte diese verdrehte Revolution sich zum Spiritus rector kiesen. Einen Dichter, dessen Reich nicht von dieser Welt ist! Also machen wir das Kreuz über die ganze Geschichte und fliegen wir alle miteinander zu den Wolken!“

Man bestürmte ihn mit Fragen. Jeder wollte etwas Näheres über Messenhauser erfahren. Und warum man ihn zum Oberkommandanten gewählt habe? Und ob er wirklich ein Dichter sei?

„Freilich ist er ein Dichter,“ sagte Mießrigel; „sogar ein höchst mittelmäßiger! Jetzt scheint er sich selbst zum Helden umgedichtet zu haben. Aber die Dichtung wird schwach sein wie alles, was bisher auf diesem Acker gewachsen ist. Warum man gerade auf den verfallen ist? Da fragt ihr mich zu viel, das kann ich auch nicht sagen. Vielleicht, weil er sich Wenzel Caesar schreibt. Der Gemeinderat wird sich halt denken, es könnt' vielleicht ein Julius Caesar in ihm stecken.“

„Ich bitte um Respekt!“ sagte Tauß, der von Seiten des Studentenkomitees seit einigen Stunden dem Hauptquartier zugeteilt war und sich als Behörde fühlte. „Doktor Becher, der Redakteur des ‚Radikalen‘, soll den Messenhauser empfohlen haben, und der wird schon wissen, warum.“

„Hoffen wir's!“ sagte Mießrigel. „Wenn ich mich recht erinnere, hat Messenhauser in den Märztagen seinen Dienst als Offizier quittiert. Das wird freilich den Ganzroten gut gefallen haben.“

„Ich weiß vorderhand nichts von ihm,“ sagte Tauß, „als

daß er sein Hauptquartier im Schwarzenbergpalais aufgeschlagen und neue Federbüsche und Feldbinden für seinen Generalstab eingeführt hat. Zu den Ganzroten scheint er mir nicht zu gehören, wenigstens ist die Garde, mit der er sich umgeben hat, aus allen Kompagnien der Volkswehr zusammengesetzt, sogar Schwarz-Gelbe vom reinsten Wasser befinden sich darunter."

„Er wird doch niacht auch auf legalem Boden stehen?" rief Ladurner.

Wer sonst noch dem Oberkommando angehöre? hätte Fred gerne gewußt.

Tauß zählte eine Reihe von Namen her. Da war einmal ein gewisser Haug, der Chef des Generalstabes . . .

„Haug? Nie gehört!"

„Ehemals Oberleutnant, zuletzt in Nordamerika, um gegen Mexiko zu fechten, durch die Revolution nach Österreich zurückgelockt. Soll am Latourtag einen Proletarierhaufen geführt und sogar persönlich an der Ermordung des Grafen teilgenommen haben."

Ferner Jelowicki, der Chef des gesamten Artillerie- und Befestigungswesens . . .

„Jelowicki? Gänzlich unbekannt!"

„Polenflüchtling von 1831, geradenwegs aus Algerien kommend, wo er zuletzt gelebt."

Ferner der wackere Fenner von Fenneberg, der erste Feldadjutant Messenhausers.

„Der sell ischt ein Tiroler," sagte Ladurner.

„Aber ein Radikaler, der die Revolution erst seit dem Latourtag seiner Beachtung wert gefunden hat. Sohn eines k. k. Feldmarschall-Leutnants, früher selbst Offizier bei den Kaiserjägern, aber schuldenhalber kassiert . . ."

„Merkwürdig, wie sich das aus aller Herren Länder zusammenfindet!" wunderte sich Fred. „Lauter unbekannte Namen und manches zweifelhafte Element darunter, wie mir scheint."

Mießrigel lachte.

„Wo Aas ist, sammeln sich die Geier."

„Mit Latour-Mördern sollte man nicht gemeinsame Sache machen."

Tauß fühlte sich verpflichtet, das Hauptquartier in Schutz zu nehmen.

„Was willst du? In solcher Zeit muß man die tüchtigen Männer nehmen, wo man sie findet."

„Freilich," sagte Mießrigel, „daß es Abenteurer sind, kommt dabei garnicht in Betracht, und ein bißel Schulden oder Mord nimmt man auch noch mit in Kauf."

„Ich glaube, es sind hervorragende und überzeugungstreue Leute darunter," fuhr Tauß unbeirrt fort. „Der Bedeutendste von allen aber dürfte der General Bem sein; auf den werden die größten Hoffnungen gesetzt."

„General Bem? Gleichfalls nie gehört! Österreichischer General?"

„Ach wo! Auch Polenflüchtling. Soll bei Ostrolenka gegen die Russen großen Heldenmut bewiesen und bei dem Sturm auf Warschau die gesamte polnische Artillerie kommandiert haben. Seither lebte er als Emigrant und Agitator für den polnischen Einheitsstaat in Paris. Ein kleines, urhäßliches Kerlchen, das aussieht, als hätt' es den Teufel im Leib! Ich glaube, an dem haben wir wirklich einen großartigen Feldherrn gewonnen."

Da richteten die gebeugten Gemüter sich auf, und alle wurden wieder zuversichtlich. Wenn man nur einen einzigen weitblickenden und feurigen Mann da oben wußte, so wollte man mit tausend Freuden an einen Erfolg der guten Sache glauben und seine Brust begeistert den Kugeln des Feindes entgegenstellen.

Es war spät geworden. Tauß mußte jetzt seinen Rundgang fortsetzen, die Posten der Mobilen zu inspizieren, und auch Mießrigel verabschiedete sich. Fred und Ladurner wickelten sich in ihre Mäntel und streckten sich zum Schlafe hin. Aber schon nach wenigen Stunden, beim ersten Morgengrauen, war Fred wieder wach. Er konnte nicht mehr schlafen. Er dachte an seinen Vater, der die Freiheit so heiß geliebt hatte. War er nicht glücklich zu preisen, daß er den Frühling noch gesehen, aber den Herbst nicht mehr erlebt hatte?

Er erhob sich leise, schlich behutsam zwischen den auf dem Erdboden liegenden Schläfern hindurch und begab sich auf den Linienwall, um Ausschau zu halten. Es war ein vollkommen wolkenloser Oktobermorgen, doch lagerte noch ein trübes Gemisch von Nebel, Rauch und Dämmerung über der gleichsam wie verdrossen und erschöpft ausruhenden Stadt.

Der Posten am Wall machte ihm Zeichen und deutete

über die Böschung. Vorsichtig darüber hinweglugend, sah Fred eine abenteuerliche Gestalt auf dem Damm der Gloggnitzer Bahn stehen, die gleichlaufend mit dem Linienwall in geringer Entfernung jenseits vorüberführte. Unbeweglich wie eine Bildsäule stand die Gestalt im Zwielicht, nebelhaft flächig gegen den helleren Horizont. Erst als der Tag an Kraft gewann, war zu erkennen, daß es ein Seressaner war, einer jener gefürchteten Leute, die die Heerscharen des Bans zum Schrecken der Bevölkerung machten. Ein hochgewachsener, wahrhaft hünenhafter Mann, trug er eine schafpelzbesetzte grüne Jacke, weite blaue Beinkleider, die sich unterhalb der Kniee gamaschenartig verengten, und auf dem Kopf eine lange, nach hinten hängende rote Haube, die mit einer blauen Quaste geschmückt war. Der hellrote Kragen oder Mantel, der ihm am Rücken hing, wehte im Morgenwinde und flatterte wie ein paar mächtiger roter Schwingen an seinen Schultern.

Wie er jetzt sein Antlitz, anscheinend völlig sorglos, der aufgehenden Sonne zuwendete, konnte Fred sogar die schöngeformten bronzenen Gesichtszüge deutlich erkennen und ein ganzes Arsenal von Pistolen, Dolchen und Chandjaren mit eingelegten und ziselierten Griffen in seinem roten Leibgurt blitzen und funkeln sehen. Das Ungewohnte und Fremdartige der seltsamen Erscheinung berührte Fred ganz eigen und erfüllte ihn mit Bitterkeit. War denn das jetzt nicht abermals eine Art von Türkenbelagerung, wie die ruhmreichen Vorfahren sie zweimal bestanden hatten? Eine Bedrohung der westlichen Kultur und ihrer Freiheit durch barbarische, zurückgebliebene Völker, die in dumpfer Sklaverei dahinlebten? Nur, daß der Feldherr des Kaisers sich jetzt der rohen und wilden Völker des Ostens bediente, um im Dienste der Kamarilla die selbständige freie Entwicklung des österreichischen Deutschtums zu unterbinden!

Während Fred noch die Gestalt des fremden Kriegers beobachtete, fiel rechter Hand, von einer Barrikade in der Nähe der Favoritenlinie, ein dumpfer Schlag — Mobilgarden hatten einen Kanonenschuß gegen den einzelnen Wachposten des Kroatenheeres abgegeben. Unmutig stampfte Fred den Boden.

„Es scheint, daß man die Leute mit zu viel Munition versehen hat!“

Der Seressaner war verschwunden. Von der Barrikade erhob sich Jubelgeschrei. Dort schien man sich der Meinung

hinzugeben, ein Heldenstück vollbracht zu haben. Ladurner kam gelaufen, durch den Schuß aufgestört.

„Die tun, als hätten sie einen Sieg über Jellachich erfochten," sagte Fred, „weil sie gegen einen einzelnen Vorposten eine Kanone gelöst haben."

Ob er denn gefallen sei? fragte Ladurner.

„Ich glaube, er hat nur Deckung hinter dem Bahndamm gesucht."

Sie beschlossen einen Ausfall zu machen, um nachzusehen. Ihre Mannschaft in zwei kleine Streifkorps teilend, von denen eins Fred, eins Ladurner führte, stiegen sie in die Einsenkung jenseits des Linienwalles nieder und klommen drüben vorsichtig den Bahndamm hinauf, der eine rechts, der andere links von der Stelle, wo der Seressaner gestanden hatte. Es gelang ihnen, den Mann, der sich auf der andern Seite platt in die Grasböschung niedergeworfen hatte, zu überrumpeln und gefangen zu nehmen. Als von weiter draußen einzelne Schüsse gegen sie abgegeben wurden, beeilten sie sich zurückzukommen und sich selbst und ihren Seressaner in Sicherheit zu bringen.

Fred und Ladurner hatten gemeint, aus ihrem Kriegsgefangenen wichtige Aufschlüsse über Stärke und Stellung des Gegners herauslocken zu können. Hierin sahen sie sich freilich betrogen. Der stattliche junge Mensch, dessen äußere Erscheinung sogar von schöner, edler Männlichkeit war, zeigte sich geistig ziemlich beschränkt und begriff nichts von dem Sinn der Operationen, an denen er teilnahm. Indessen interessierte es sie, Näheres über die persönliche Art der Truppe zu erfahren, der er angehörte, und sie fragten ihn weidlich aus, nachdem sie ihn durch Wein und Schnaps zutraulich gemacht hatten.

Da kamen sie nach und nach dahinter, daß er sich nicht einmal bewußt war, vor Wien zu stehen. Er mochte die Stadt, die er belagern half, für Ofen-Pest halten, oder für irgend eine andere ungarische Stadt. Bloß daß es eine sehr böse und verworfene Stadt sei, davon war er durchdrungen, eine Art Sodom oder Gomorrha, das den Zorn Gottes auf sich herabgeschworen habe und zerstört werden müsse. Denn in dieser Stadt lebte die „Ola", womit er offenbar die Aula meinte, und worunter er sich irgend einen höllischen Dämon der Finsternis vorzustellen schien. Und die „Ola" habe den Kaiser vom Thron gestoßen und halte ihn gefangen, weshalb der Kaiser seine braven Seressaner zu Hilfe gerufen hätte, ihn aus seinen

Ketten zu befreien. Und wie er vom Kaiser sprach, wies er mit der Hand auf den Dom von St. Stephan, der über dem Häusermeer aufragte, und den er für das Schloß des Kaisers hielt.

„Wir beide gehören auch zur Aula," sagte Fred halb belustigt. „Dieser und ich, beide sind wir von der Aula."

Aber das wollte der Seressaner durchaus nicht gelten lassen, und zwei Reihen großer, prachtvoller weißer Zähne bleckend, sagte er grinsend: „Oh — oh! Gospodine schön! Gospodine brav! Nix Ola, Gospodine! Gospodine brave Soldat! Brave Soldat Ola abkrageln! Ola viel Geld, viel Masse Geld! Brave Soldat Geld wegnehmen! Brave Soldat werden reich, kaufen schöne Anzug, schöne Pferd, schöne Weib! Brave Soldat gehen gut, nix arbeiten mehr!"

„Dürft ihr denn plündern?" fragte Ladurner.

Der kühne Krieger hob drei Finger und sagte strahlend: „Drei Tage!"

„Drei ganze Tage dürft ihr plündern? Wer hat es euch erlaubt?"

„Herr Leibnampt!" versicherte befriedigt das Naturkind.

Sie ließen ihren Kriegsgefangenen ins Hauptquartier abführen. Nun wußten sie es, womit man die Seressaner zum Kreuzzug gegen die Freiheit begeistert hatte ....

* * *

Es verstrich Tag um Tag in banger Erwartung, ohne daß es zum Kampfe kam. Der Angriff, den Fred für nahe bevorstehend gehalten hatte, erfolgte nicht. Nur vereinzelt und selten hörte man da und dort an der äußeren Umwallung das Geknatter von Gewehrfeuer, das bald wieder erstarb. Die Kaiserlichen schienen noch keine Lust zu haben, das Gefecht ernstlich aufzunehmen, und wenn ein hitziger Mobiler von einer Linienbarrikade oder einer Schanze am Verzehrungssteuergürtel auf einen ihrer Vorposten hinausschoß, so antworteten sie wohl mit ein paar Musketenschüssen, oder gar mit einem warnenden Kanonenschlag, vermieden es aber, sich näher einzulassen, und zogen sich in aller Stille etwas weiter von der Umwallung zurück. Fred war enttäuscht darüber und fand es feige, daß man sich damit begnüge, die Stadt zu zernieren und die Lebensmittel zu verteuern. Und einmal, als

Ohm Schinackel ihn in seiner Stellung in der Nähe der Favoritenlinie besuchen kam, beklagte er sich förmlich darüber, daß es ewig nicht losgehe.

„Geduld, junger Heißsporn!“ sagte Schinackel lachend. „Das wird nicht eine gewöhnliche Rauferei, wo ein jeder anfängt, der mag; das wird ein regelrechter Krieg, und dazu gehört eine Kriegserklärung. Bevor Fürst Windischgrätz die Feindseligkeiten aufnimmt, wird er uns doch wohl erst fragen, ob wir uns nicht gutwillig ergeben wollen?“

„Ihr werdet euch doch nicht gutwillig ergeben?“ fragte Fred rasch.

„Es wird auf die Bedingungen ankommen, die er uns stellt. Wenn er nichts verlangt als eine Untersuchung gegen die Mörder Latours und im übrigen die freiheitlichen Errungenschaften garantiert, so werde ich dafür stimmen, Blutvergießen zu vermeiden.“

„Es wird keine Freiheit zugestanden werden, wenn sie nicht mit Blut erkauft wird,“ sagte Fred mit Überzeugung.

„Ich habe mir heute morgens vom Stephansturm den Aufmarsch der Armee angesehen,“ versetzte Schinackel ernst. „Vom Laaerberg bis zu den Ausläufern des Wienerwaldes hinüber und von da bis an die große Donau hinunter und weiter, das linke Ufer der Donau entlang, bis ins Marchfeld hinein, wo einst Rudolf von Habsburg den böhmischen Ottokar und Erzherzog Karl den Napoleon aufs Haupt schlug — blitzt es von Waffen und Helmen, von Fußvolk, Reitern und Kanonen. Truppen aller Waffengattungen und aller Nationen, das ganze österreichische Heer, soweit es nicht unter Radetzky in Italien steht, ist um Wien zusammengezogen, vielleicht mit der Bestimmung, die Freiheit dieser Stadt zu erdrücken und ihren Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande zu unterbinden. Ist dieses wirklich der Zweck der militärischen Operation, so bleibt uns nichts als der Kampf. Stellt man uns aber Bedingungen, die wir annehmen können, ohne unserer konstitutionellen Ehre etwas zu vergeben, so wird jeder Besonnene, der dieses gewaltige Kriegsbild vor seinen Augen aufgerollt sah, zur Unterwerfung raten.“

„Und warum stellt Fürst Windischgrätz nicht endlich seine Bedingungen?“ fragte Fred ungeduldig.

„Weil er selbst erst dieser Tage eintrifft und offiziell das Oberkommando noch gar nicht übernommen hat ....“

Es blieb Fred nichts übrig, als seiner Kampflust Zügel anzulegen.

An einem klaren Morgen, schon gegen die letzte Oktoberwoche, erhielt er durch eine Estafette Befehl, sich im Hauptquartier im Palais Schwarzenberg einzufinden, um Weisungen entgegenzunehmen. Er machte sich mit Ladurner auf den Weg, sie fanden an einer Straßenecke einen Maueranschlag angeklebt, den sie begierig lasen. Es war eine Proklamation des Fürsten Windischgrätz an die Bevölkerung Wiens: Die Stadt habe sich binnen achtundvierzig Stunden bedingungslos zu unterwerfen, die Waffen abzuliefern, das Erscheinen sämtlicher Zeitungen zu suspendieren, die bewaffneten Korps und die akademische Legion aufzulösen und eine Anzahl vom Fürsten näher zu bezeichnender Individuen auszuliefern. Wer sich diesen Maßregeln widersetze, oder mit Waffen in der Hand betreten werde, verfalle der standrechtlichen Behandlung.

Da waren also endlich die Bedingungen des Fürsten.

„Kurz und bündig!" sagte Fred empört.

Nicht minder entrüstet war Ladurner.

„Sell ischt auch ein Höllenzoch, der Messenhauser, daß er so einen Luderswisch noch öffentliach bekanntmacht!"

Im Palais Schwarzenberg wurden sie von Fenner von Fenneberg empfangen, der als Tiroler mit Ladurner bekannt war. Von ihm erfuhren sie, worum es sich handle. Ihre Bestimmung für den voraussichtlich bevorstehenden Kampf sollten sie entgegennehmen. Fenneberg, der ein höchst einnehmender und stattlicher Mann in den Dreißigern war und einen prachtvollen braunen Vollbart trug, fragte sie, ob sie einen bestimmten Wunsch hätten, auf welcher Seite der Stadt sie postiert sein wollten, und sie antworteten, auf der am meisten gefährdeten. Er lachte und meinte, es würde vermutlich von allen Seiten zugleich angegriffen. Da ersuchte Fred, an die westliche Umwallung gestellt zu werden, und Ladurner, mit Freund Leodolter gemeinsam kämpfen zu dürfen.

„Ich werde Sie auf den Schmelzerfriedhof einteilen," sagte Fenneberg, in einen Stadtplan blickend. „Er liegt zwar außerhalb des Linienwalls, soll aber so lange wie möglich gehalten werden und ist noch viel zu schwach besetzt. Der Posten gehört freilich zu den gefährlichsten. Ist es Ihnen recht so?"

„Alle meine Heimgegangenen liegen auf dem Schmelzerfriedhof begraben," sagte Fred, „auch meine Mutter und mein

Vater. Nichts könnte mir erwünschter sein, als gerade diesen mir heiligen Fleck Erde gegen den Feind verteidigen zu dürfen."

„Dann bleibt es also dabei. Heute und morgen sind Rasttage, achtundvierzig Stunden lang kann für alle Fälle das Schwert in der Scheide ruhen. Gönnen Sie Ihren Leuten und sich selbst Erholung. Sie haben ohnedies schon etwas geleistet," sagte er lächelnd; „Sie haben uns den ersten Seressaner geschickt, hoffentlich folgen bald andere nach — das heißt, wenn es überhaupt noch zum Kampfe kommt. Heute abend dürfte im Reichstag und Gemeinderat die Entscheidung darüber fallen, ob man den Nacken unter das Joch der hochfürstlichen Bedingungen beugen wird oder nicht."

Ob er denn ein Eingehen auf eine so schimpfliche Kapitulation nicht von vornherein für ausgeschlossen halte? fragte Ladurner besorgt.

„Wir haben es eigentlich mit lauter Angstmeiern zu tun," versetzte Fenneberg geringschätzig. „Die Freiheit möchten sie schon, aber nur um Gotteswillen keine Verantwortung. Der Reichstag anerkennt mit Vorliebe den Gemeinderat, und der Gemeinderat mit Vorliebe den Reichstag als die maßgebende Behörde, sie wetteifern förmlich darin, sich selbst für inkompetent zu erklären. Man sollte sie alle miteinander auseinanderjagen. Aber der Messenhauser — ich bitte Sie! Wenden Sie nur ja Ihren ganzen Einfluß auf, daß die Proklamation der böhmischen Durchlaucht keinen Schaden anrichtet! Es war wieder ein arger Schnitzer, sie überhaupt zu veröffentlichen! Das sind diese Poeten und Ideologen! Man kann sich dafür entscheiden, ob man etwas will, oder ob man es lieber bleiben läßt. Wenn man es aber nicht bleiben läßt und will, so muß man auch die Mittel wollen, die zum Ziel führen."

„Als Organisator hat Messenhauser Tüchtiges geleistet, heißt es," sagte Fred, dem es mißfiel, daß der Leiter der Feldadjutantur respektlos vom Oberbefehlshaber sprach.

„Am Schreibtisch ist er nicht übel," urteilte Fenneberg ungeniert über seinen Chef; „vor dem Feind aber mehr Wenzel als Cäsar. Kanonen lassen sich durch langatmige Stilübungen nicht zum Schweigen bringen. Das tapfere Volk von Wien hätte einen andern Oberstkommandierenden verdient."

Als sie weggingen, war Fred verstimmt.

„Er äußert sich etwas frei und offen," meinte Ladurner.

„Gehört das auch zur Freiheit, diese Neigung zur Unbotmäßigkeit?"

Ladurner wurde nachdenklich. Vielleicht waren es nur die kritischen Naturen, die die Freiheit liebten, die geborenen Rebellen, die keine Autorität erkennen wollten?

„Daß er vielleicht recht hat — das entschuldigt ihn allenfalls," entschied Fred.

Während am Abend Reichstag und Gemeinderat über die Kapitulationsbedingungen bewegte Beratungen abhielten, wurde auch im „Goldenen Stuck" von nichts anderem gesprochen. Fred war nach Hause gekommen, die achtundvierzig Stunden, die der Stadt als Entscheidungsfrist gestellt waren, durften die Waffen ruhen. Aber am nächtlichen Himmel stand ein Feuerschein, und von Mund zu Mund war die Nachricht geflogen, daß die Mobilen die große Donaubrücke in Brand gesteckt hätten, um den Feind von der Leopoldstadt abzuhalten, mit dem sie in der Gegend des Augartens bereits handgemein geworden. Zu brennend war auf beiden Seiten der Wunsch gewesen, den Kampf mit dem verhaßten Gegner endlich aufzunehmen.

Auch von der großen Familienstube im „Goldenen Stuck" konnte man den glutroten Himmel sehen.

„Ich kenne mich nicht besonders aus mit Gesetzen und konstitutionellen Gebräuchen," sagte der Muschir. „Aber daß der Windischgrätz das Recht haben soll, um Wien zu hausen wie in Feindesland, das kann ich mir doch nicht denken. Diese Säbelherrschaft wird mir bald zu dick. Müssen wir uns das wirklich gefallen lassen?"

„Der Fürst hat keinen Schein von Recht für sich!" beteuerte Fred. „Er beruft sich darauf, daß der Kaiser ihn mit absoluter Machtvollkommenheit ausgestattet habe. Aber hat der Kaiser, als konstitutioneller Monarch, überhaupt absolute Gewalt zu vergeben? Und wenn es wäre — müßte ein Akt, wodurch er sich dieser ihm allein und höchstpersönlich zukommenden Gewalt begibt, nicht die Gegenzeichnung eines verantwortlichen Ministeriums tragen?"

Sogar Poldi war entrüstet und entschlossen, sich den Verteidigern der Stadt anzuschließen.

„Belagerung und Standrecht über eine ganze große Residenz, bloß wegen der Schandtat eines Pöbelhaufens!

Wir Wiener sind immer kaisertreu gewesen, und es wäre auch nie so weit gekommen, hätte Graf Latour den Kroaten des Jellachich ihren Sold nicht aus unseren Steuergeldern bezahlt!"

Der alte Großvater aus dem „Blauen Guguck" in der Zieglergasse hatte sich eingefunden, um Neuigkeiten zu hören, und in diesem kritischen Augenblick sein Wort mit in die Wagschale zu werfen.

„Anno neun, wie die Franzosennot war," sagte er, „da sind wir Wiener von Regierungswegen in einemfort daran erinnert worden, daß wir Deutsche sind, da waren wir gut dazu, das Vaterland zu retten. Jetzt schicken sie uns die Seressaner und eine tschechische Durchlaucht auf den Hals — wegen der paar Hochroten, mit denen wir schon selber aufgeräumt hätten, hätten sie uns Zeit dazu gelassen."

„Sie haben ja 1809 selber mitgetan, als Landsturmmann?" fragte der Muschir.

„Freilich! Aus derselben Gegend an der schwarzen Lacken unten, wo ich damals gegen die Franzosen gestanden habe, im schottischen Freibataillon, da haben sie heute die Brigittenau bombardiert; und hätten die Mobilen den Augarten nicht gehalten, so wären die Granaten und Brandraketen bis in die Leopoldstadt hineingeflogen. Teufel auch, und das soll kaiserliches Militär sein? Da ist ja der Napoleon menschlicher mit uns umgegangen!"

Poldi hatte sich an eine der Kerzen gesetzt, die auf den Fensterbrettern standen, und studierte ein Zeitungsblatt. Das Gas war ausgegangen, weil das Gasometer sich im Bereich der feindlichen Geschütze befand, und die Straßen lagen im Dunkeln. Darum war die Beleuchtung der Fenster in allen bewohnten Häusern angeordnet worden.

„Das Manifest des Kaisers aus Olmütz ...." sagte er ....

„Das Manifest der Kamarilla!" verbesserte ihn Fred.

„Das Manifest aus Olmütz," fuhr Poldi fort, „erteilt dem Fürsten Windischgrätz die Vollmacht, das Werk des Friedens nach ‚eigenem Ermessen' in möglichst kurzer Zeit zu vollbringen. In diesen Worten liegt eine gesetzwidrige Ausschaltung des konstitutionellen Reichstages und Ministeriums offen zu Tage."

„Vollkommen zutreffend!" stimmte Fred ihm bei. „Einen

Diktator zu ernennen, hat niemand das Recht! Nicht bloß das Militär ist kaiserlich, auch Reichstag und Gemeinderat sind in ihrer Wirksamkeit durch kaiserlichen Willen sanktioniert, und die Nationalgarde, die akademische Legion, sogar die Volkswehr durch konstitutionelle Legalität verbrieft!"

Poldi stand auf und sagte fest und ruhig: „Wenn die gesetzlichen Zivilbehörden des Reiches und der Stadt den Widerstand gegen die Armee beschließen, so kann die Bevölkerung sie nicht im Stiche lassen!"

Man wartete jetzt gespannt auf Nachricht, wie sich der Reichstag zu den Kapitulationsbedingungen des Fürsten verhalten würde. Endlich erschien Schinackel, Susann am Arme. Sie sahen beide höchst aufgeräumt aus. Susann leuchtete.

„Wir haben uns entschlossen, Widerstand zu leisten," sagte sie befriedigt, „und das Vorgehen des Fürsten für ungesetzlich erklärt."

„Wer?" fragte der Muschir.

„Der Reichstag natürlich," sagte Schinackel. „Denn Belagerungszustand und Standrecht sind Maßregeln, die nur von den konstitutionell dazu berufenen Gewalten ausgehen könnten, und ausschließlich über ihre Requisition darf nach klar verbrieftem Gesetz Militär einschreiten."

„Eine solche Requisition liegt aber nicht vor," sagte Susann, „folglich verstoßen die vom Fürsten über Wien verhängten Maßregeln gegen die konstitutionellen Rechte."

„Darum hat auch der Reichstag einmütig erkannt," sagte Schinackel, „daß der Fürst nicht auf legalem Boden steht . . ."

„Und sich endlich dazu entschlossen", ergänzte Susann, „gleichfalls den illegalen Boden zu betreten, auf dem die andern schon längst stehen."

Schinackel erhob Widerspruch. Sie hätte ihm doch eben nachweisen geholfen, daß das Vorgehen des Reichstages ein durchwegs legales sei? Illegalen Boden werde er nie betreten, und wenn das Recht nicht unzweideutig auf seiner Seite wäre, so hätte er keinesfalls dazu geraten, den Kampf aufzunehmen!

„Das ist mir jetzt gleich," versetzte sie obenhin, „wenn es nur zum Schießen kommt!"

Inzwischen war der alte Herr Beywald mit Herrn Patruban eingetroffen, die beide aus der Gemeinderatssitzung kamen. Der Reichstag hatte dem Gemeinderat seine Beschlüsse bereits mitgeteilt, und es war zu erregten Wechselreden gekommen,

da in der Gemeindestube viele sogenannte Schwarz-gelbe saßen. Auch Herr Patruban, der erst kürzlich von den „Gutgesinnten" seines Bezirkes in die Gemeindevertretung entsendet worden war, gehörte zu ihnen.

„Der Würfel ist gefallen," sagte Beywald ernst. „Die Ehre gebietet uns, nicht zurückzuweichen. Wir haben uns indessen maßvoll gehalten und uns darauf beschränkt, den Fürsten vorläufig in einem Memorandum auf die Gefahren seines Vorgehens aufmerksam zu machen."

„Das Memorandum ist zu scharf abgefaßt," eiferte Patruban; „ich wäre überhaupt dafür gewesen, die Verantwortung abzulehnen. Der Gemeinderat untersteht dem Reichstag, er braucht gar keine eigene Meinung zu haben."

„Daß der Gemeinderat den Reichstag als oberste Behörde des Landes anerkennt und sich dessen Beschlüssen unterwirft, ist ohnedies ausgesprochen worden," versetzte Beywald.

„Aber die Beschlüsse des Reichstages haben einen zu schroffen Ton," beharrte Patruban. „Darum wäre es gut gewesen, den Gemeinderat für alle Fälle zu salvieren. In dem beruhigenden Gefühle unsere Pflicht getan zu haben, hätte ich gesagt, lehnen wir jede Verantwortung auf das entschiedenste ab."

„Jetzt zum Henker noch einmal," fuhr Beywald auf; „wer überhaupt etwas tun will, muß auch die Folgen davon auf sich nehmen; ganz ohne Verantwortlichkeit ist nur ein Murmeltier, das seinen Winterschlaf hält! Wir haben dem Fürsten gesagt, daß die Anarchie, die angeblich in Wien herrschen soll, nur in seiner Einbildung besteht, und daß die Aufregung, die die Bevölkerung ergriffen hat, durch nichts anderes als durch die Truppenansammlung vor der Stadt hervorgerufen wird. Ist das vielleicht nicht wahr?"

„Freilich ist es wahr," sagte der Muschir aufgebracht. „Wenn sie die Stadt von allen Seiten umzingeln und ihr jede Zufuhr absperren, soll dadurch die Bevölkerung beruhigt werden? Kein Licht haben wir mehr, kein Wasser und fast nichts zu essen, wenn wir nicht den Milchmeiern ihre Kühe schlachten. Und gerade Krowaten und Seressaner müssen es sein! Das sind Extremitäten!"

„Es kommt zum Kampf!" rief Fred mit glühenden Wangen. „Es muß zum Kampf kommen!"

„Hitzkopf!" sagte Beywald lächelnd, indem er ihm mit allen fünf Fingern ins Blondhaar griff. „Wer weiß, ob der

Fürst nicht doch noch Räson annimmt? Wir haben ihm in unserem Memorandum zu Gemüte geführt, daß die Anwendung von Gewalt Kämpfe entfesseln müßte, die schließlich sogar den Thron ins Wanken bringen könnten."

„Das war eben zu weit gegangen!" ereiferte sich Herr Patruban abermals. „Den Thron kann überhaupt nichts ins Wanken bringen, das gibt es gar nicht! Wir hätten uns darauf beschränken sollen zu sagen, daß wir, wenn der Fürst wirklich Gewalt anwendet, jede Verantwortung für die Folgen ablehnen müssen."

„Auf den Wortlaut kommt es dem Fürsten nicht an, glauben sie mir!" suchte Schinackel ihn zu beruhigen. „Dem Manne fehlt es nicht nur an Milde und Billigkeitsgefühl, sondern auch an jeder politischen Einsicht. Er kennt keinen andern Standpunkt als den des Feldwebels gegenüber den Rekruten. Parieren sie, so ist es gut. Parieren sie nicht, so setzt es Stockhiebe."

„Kennen sie denn den Fürsten?"

„Wir kennen ihn zur Genüge!" seufzte Susann mit Augenaufschlag zur Decke.

„Aus seinen Worten und Taten nämlich," ergänzte Schinackel.

„Man braucht bloß die Antwort zu kennen," sagte Susann, „die er dem Deputierten Pillersdorf, dem ehmaligen Minister, heute in Hetzendorf erteilt hat."

„Das hab' ich dir eigentlich nur im strengsten Vertrauen mitgeteilt, Susann?" mahnte Schinackel.

„Ich erzähle es auch nur im strengsten Vertrauen", versetzte sie unbekümmert. „Pillersdorf hat sich nämlich im Laufe des Tages ins Hauptquartier nach Hetzendorf begeben . . ."

„Wohl mit Wissen des Reichstages, aber keineswegs in seinem Auftrage . . ." stellte Schinackel fest.

„. . . Um den Fürsten nachsichtiger zu stimmen und zu milderen Kapitulationsbedingungen zu bewegen. Und wissen Sie, was der Fürst darauf geantwortet hat?"

Alle hingen gespannt an ihren Lippen. Da trat Michella ein und lud zum Abendimbiß. Susann sprang auf: „Gottlob, etwas zu essen! Wie machst du es nur, Michella? Die gibt noch Gastereien, ich weiß mir längst nichts Vernünftiges mehr zu verschaffen! Wenn wir satt werden wollten, müßte ich rein meine Gimpeln schlachten."

Michella hatte es in der Tat zuwege gebracht, ein einfaches Abendbrot für die ganze Gesellschaft aufzustellen, obgleich die Zernierung der Stadt die Lebensmittel schon rar machte. Man begab sich ins Speisezimmer, wo Sephine, Bethi, Julie und Edi die Gäste mit ernster Miene begrüßten, und setzte sich um den großen Familientisch. Mit den Kerzen erklärte Michella sparsam wirtschaften zu müssen, weshalb die an den Fenstern stehenden zur Beleuchtung des Zimmers und der Tafel genügen mußten. Feierlich übernahm Sephine den Vorsitz.

„Wo bleibt dein Franzl?" fragte sie Herrn Beywald. „Ist der noch immer ganz unpolitisch?"

„Er weicht jetzt keine Minute von Cajetanas Seite; er bildet sich ein, sie könnte zu früh niederkommen, wenn das Schießen losginge und er nicht in ihrer Nähe wäre, sie zu zerstreuen und aufzuheitern."

„Es kann auch einen gehörigen Lärm geben, wenn alle Feuerschlünde zu brüllen anfangen."

„Ich bin jetzt einer Erfindung auf der Spur", sagte Edi Leodolter. „Es handelt sich darum, die Geschütze lautlos zu machen, indem die Schallwellen in großen Schallfängern aufgefangen werden, die rings um das Rohr herum angebracht sind. Denken Sie, was das im Krieg für ein Vorteil wäre, wenn man die Kanonen abfeuern könnte, ohne daß der Gegner etwas davon hört!"

„Freilich! Gewiß! Sicherlich!" sagte Herr Beywald.

Die Herren wollten zunächst garnicht recht ans Essen denken, erst mußten sie die Antwort erfahren, die Fürst Windischgrätz dem Deputierten Baron Pillersdorf in Hetzendorf gegeben haben sollte — das interessierte sie mehr. Sie wendeten sich an Schinackel, der sich aber zurückhaltend zeigte und wiederholte, es sei eine streng vertrauliche Sache.

„Ihre Frau wird es uns schon verraten," hoffte Herr Patruban. „Spannen sie uns nicht auf die Folter, Frau Susann?"

„Was beliebt, bitte?" fragte sie emsig essend . . . „Ach so — ? Was der Windischgrätz dem Pillersdorf geantwortet hat, das bin ich Ihnen noch schuldig geblieben? Also — ! Aber im strengsten Vertrauen, bitte, denn auch mir ist es unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt worden . . . Der Fürst hat gesagt, er nehme überhaupt nur eine Antwort

zur Kenntnis, und die laute: Unbedingte Unterwerfung! Auf Unterhandlungen lasse er sich mit Rebellen nicht ein."

Da wurde es totenstill im Speisezimmer.

„So wissen wir wenigstens, wie wir daran sind," sagte schließlich der Großvater aus dem „Blauen Guguck". „Mir tut nur leid, daß ich selbst schon zu alt bin, um noch einmal zur Muskete zu greifen."

Sephine erhob ihre Hand, in der sie die Gabel hielt: „Das Schlachtroß steigt, und die Trompeten klingen!"

„Ich für mein Teil wäre mehr dafür gewesen, die Verantwortung abzulehnen," sagte Herr Patruban. „Standrecht! Denken Sie! Da darf man keine Spaßetteln machen!"

„Aufs Schottenfeld und nach St. Ulrich laß' ich sie nicht herein, die Sereſſaner!" erklärte der Muschir. „Ich werde mir schon irgendwo ein Gewehr verschaffen!"

„Du willst doch nicht mittun?" fragte Julie besorgt.

„Warum denn nicht? Glaubst du, ich lasse mich plündern? Wenn ihnen drei Tage Plünderung erlaubt sind, wie der Fred es erzählt hat!"

Wann es losgehen würde? wollte Susann wissen, die wieder in Zug kam, nachdem sie sich leidlich gesättigt hatte. Übermorgen, meinte man. Die achtundvierzigstündige Waffenruhe dauerte bis dahin.

„Unsere Antwort dürfte freilich schon diese Nacht im Hauptquartier zu Hetzendorf eintreffen," sagte Beywald. „Und sie wird keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß wir den Krieg wählen und nicht den Frieden."

„Noch sind Heldenmut und antike Größe nicht ausgestorben!" rief Sephine begeistert. „Es gab nur eine Antwort auf das Ansinnen des Fürsten, die Antwort des römischen Senators, der seine Toga entfaltete: Hier habt ihr Krieg!"

Frau Susann fragte, ob ihr Mann sich schon Waffen verschafft habe? Beywald erklärte ihr, daß es für Deputierte und Gemeinderäte nicht angehe, sich am Kampfe zu beteiligen.

„Dann will ich selbst mittun!" erklärte sie. „Du kannst mir doch eine Legionärsuniform verschaffen, Fred?"

Man suchte es ihr auszureden, aber sie behauptete, im Mai hätten viele verkleidete Mädchen auf den Barrikaden mitgefochten, sogar eine Hofratstochter darunter.

„Auf den Maibarrikaden ist überhaupt kein Blut ge-

flossen," erklärte Schinackel. „Damals war es eine Komödie, jetzt wird es Ernst!"

„Das sind so Extremitäten!" sagte der Muschir ungeduldig. „Dabei kann sie kein Blut sehen! Zupft ihr Weiber Charpie, wenn ihr etwas zu tun haben wollt!"

Aber sie wollte nun einmal eine Legionärsuniform haben und ernstlich mittun.

„Erlaubt es mir doch, bitte, bitte! Ich werde der Legion keine Schande machen und sicher meinen Mann stellen!"

„Ich muß es dir aufs Entschiedenste untersagen!" erklärte Schinackel bestimmt.

Da machte sie ihr Flünschlein und wurde sehr zornig: „Vor Blut fürcht' ich mich einmal gar nicht — da seht einmal!"

Und ehe sie jemand daran hindern konnte, hatte sie sich mit dem Tischmesser ein Äderchen am Pulse geritzt und hielt die blutüberströmte Hand frohlockend über ihren Teller.

Michella führte sie hinaus, sie zu verbinden. Bethi schüttelte bekümmert den Kopf: „Jetzt ist sie verheiratet und gar schon Mutter, und noch immer so wunderlich!"

* * *

Im Grauen des Morgens, an dem das eherne Würfelspiel anheben sollte, standen Fred und Ladurner mit ihren Mobilen hinter der hohen Umfassungsmauer des Schmelzer Friedhofes. Auch Mießrigel befand sich in der Schar, mit einer Feldtrompete bewaffnet, und Poldi, im Alltagsanzug, ohne weitere Abzeichen, bloß die Patrontasche um den Leib geschnallt und die Muskete im Arm. Sie hielten die nordwestliche Ecke des Friedhofes besetzt; rechts und links die langen Mauern entlang standen andere Abteilungen, Nationalgarden in Uniform, Proletarier und Strawanzer in bunt zusammengewürfeltem Rüstzeug, oder lagerten auf Grabhügeln und Gruftdeckeln unter hohen, dunklen Lebensbäumen ....

Der weiße Frühnebel, der über dem weiten Blachfeld der Schmelz lag, kam allmählich in Bewegung, als wäre der Sturm hineingefahren. Langsam dampfend stieg er zum Himmel, aus dem das klare, durchsonnte Blau eines kühlen Oktobermorgens hervorbrach.

Da sah Fred im riesigen Halbrund die reichbewegte, braun oder dunkelgrün bewaldete Hügelkette des Wienerwaldes vor

sich in der Sonne liegen, bis zum Kahlenberg und Leopoldsberg hinüber. Und im ansteigenden Gelände ringsum konnte er beobachten, wie die kaiserlichen Truppen aus ihren Kantonnierungen ausrückten und die Bodenwellen jenseits der Schmelz, hinter Breitensee, am Fuße des Galizinberges und bei Hernals besetzten. Soweit der Umkreis reichte, den das Auge überblicken konnte, sah er größere und kleinere Truppenkörper in Bewegung, von denen viele plötzlich wie aus dem Boden zu wachsen schienen, und überall blitzte es von Wehr und Waffen, von Reiterhelmen, Kanonenrohren und blanken Musketenläufen und Bajonetten.

Auf dem Laufdamm stehend, den sie hinter der Mauer aufgeworfen hatten, lehnte er schweigend über der Brüstung, den federngeschmückten Stürmer auf dem Kopf, die Muskete im Arm. Mit entschlossen aufeinander gepreßten Lippen beobachtete er den ungeheuren Aufmarsch des Feindes. Wie oft war diese äußerste, steil in die Donau abfallende Höhe, wo einst die Burg Leopolds des Heiligen geragt hatte, Zeuge von kriegerischer Not und Bedrängnis gewesen, die über die Stadt hereinbrachen! Aber das Schauspiel, daß österreichische Truppen einen ehernen Ring von Feuerschlünden rings um die Kapitale des Reiches schlossen, vollzog sich heute zum ersten Mal. Gab es eine schwere Schuld zu sühnen, die die Bewohner dieses Häusermeeres auf sich geladen hatten? Eine Schuld, die nur durch Feuersbrünste, Verwüstung und Tod zu tilgen war? Dann hatte auch er sich mitschuldig gemacht, dann verdiente auch er den Tod. Und er zitterte nicht davor: Mochte die Freiheit, wie er sie geträumt, ein Phantom bleiben — im Kampfe um sie fühlte er sich reif und fest geworden. Und mochte sie, ewig unerreichbar, immer wieder der haschenden Hand der Sehnsüchtigen entgleiten, da draußen in der wirren, wirklichen Welt — in ihm selbst lebte sie in dieser entscheidenden Stunde, er fühlte ihre Gegenwart, denn er war bereit, das Schicksal zu erfüllen, das er aus Überzeugung auf sich genommen.

Er blickte zurück und sah zwischen finsteren Zypressen und entblätterten Trauerweiden den weißen Grabstein, unter dem seine Eltern lagen. Poldi zu sich heranwinkend, zeigte er stumm in der Richtung, wo die goldene Inschrift des Steines hinter fahl gewordenen Kränzen herüberglänzte. Die Hände der Brüder fanden sich, sie standen nebeneinander, so verschieden geartet beide, und doch untrennbar geeint durch die Liebe zu

denen, die dort in der Erde ruhten, und durch unvergängliche Brudertreue.

Fred schreckte auf — Mießrigel hatte eine Fanfare geblasen.

„Was willst du?" fragte er zu ihm hinüber.

„Hilfstruppen vom Schottenfeld stoßen zu uns!"

Ein uralter hagerer Mann von halb biederem, halb abenteuerlichem Aussehen trat auf Fred zu, stellte sich in militärische Positur und bat, unter sein Kommando treten zu dürfen. Er trug unter dem offen stehenden Zivilmantel einen weißen Waffenfrack, wie er vor dreißig oder vierzig Jahren in der kaiserlichen Armee üblich gewesen war, und auf dem Kopf einen wohl eben so alten, nach oben ausladenden Tschako. Die Art, wie er die Muskete in der Hand hielt, belehrte Fred sofort, daß er mit Waffen umzugehen wußte.

„Haben Sie gedient?"

„Das will ich meinen, junger Herr!" sagte der hochbejahrte Freiwillige und lächelte geschmeichelt, daß um den zahnlosen Mund eine Legion von Falten und Fältchen zusammenschoß. „Bei Austerlitz gegen die Franzosen gestanden. Einen Kartätschenschuß in den Fuß gekriegt. Da ist der Splitter hineingefahren und hier wieder heraus."

Er hob den rechten Fuß und zeigte mit Genugtuung den Weg, den das Sprengstück zurückgelegt hatte, vom Rist gegen die Sohle.

„Sie hätten sich ein Recht auf Ruhe erworben, ein Jüngling sind Sie nicht mehr," sagte Fred lächelnd. „Indessen sollen Sie mir willkommen sein. Wissen Sie auch, wofür Sie kämpfen wollen?"

„Für den konstitutionellen Kaiser und gegen die Kumpanerilla," sagte der Greis. „Gegen die Franzosen wärs mir freilich lieber, aber mehr als die Freiheit haben uns die auch nicht nehmen können."

„Sie meinen die Kamarilla," sagte Fred; „treten Sie ins Glied und halten Sie sich in meiner Nähe; ich kann gediente Leute brauchen."

Aus der Gegend von Nußdorf fingen jetzt die Kanonen zu donnern an, und wie auf ein gegebenes Zeichen entbrannte das Feuer im riesigen Umkreise der ganzen gewaltigen Stadt. Es war ein Dröhnen und Brüllen und Rollen, Krach auf Krach, wie Pulsschläge einander folgen.

Auch auf den Höhen von Ottakring hatten die Batterien

zu spielen begonnen. Dort waren Mörser in Position gebracht worden, die ihre schonungslosen Vollkugeln gegen die Vorstädte Schottenfeld und Lerchenfeld warfen. Sogleich antworteten ihnen die auf dem westlichen Linienwall an der Kaiserstraße aufgefahrenen Geschütze der Wiener. Der Friedhof lag ein gut Stück außerhalb des Walles mitten im Felde, so daß Angreifer und Verteidiger ihn überschießen mußten, wollten sie sich gegenseitig aufs Korn nehmen. Pfeifend hörten die Garden und Mobilen, die den Friedhof besetzt hielten, die Geschosse hoch über ihren Köpfen hinundhersausen und sahen sie, je nachdem der Schuß höher oder tiefer ging, in der Größe von Mücken oder von Schwalben durch den klaren blauen Himmel fliegen.

Aber man gönnte ihnen nicht lange ihr beschauliches Dasein. Auf der Bodenwelle südlich von Breitensee erhoben sich gewaltige Staubwolken, es fuhren in rasendem Galopp Feldbatterien auf, die mit bewundernswerter Bravour abprotzten und fast im selben Augenblicke schon, Blitz auf Blitz, ihre Granaten gegen den Friedhof schleuderten. Prasselnd schlugen die Geschosse gegen die Umfassungsmauer oder gellerten mit sprödem Schall über die steinernen Gruftdeckel. Fred und Ladurner befahlen Musketenfeuer gegen die feindlichen Bombardiere, aber der alte Austerlitzer sagte es gleich, es würde nichts nützen, so weit trügen Gewehrkugeln nicht; und er behielt recht: Das Feuer blieb wirkungslos.

Die Deckung hinter der Friedhofsmauer wurde unsicher. Stück für Stück stürzte das Ziegelwerk zusammen, knapp aneinander drängten sich die Leute hinter den noch unbeschädigt aufragenden Resten. Es lag schon mancher bärtige Proletarier mit grimmigem Gesicht auf dem Rücken und rührte sich nicht. Freds Herz wurde bange, wie er die vielen Verwundeten und Toten sah, die zwischen Gräbern lagen, und Tränen traten ihm in die Augen.

„Machen Sie sich nichts daraus, junger Herr," sagte der Austerlitzer, der neben ihm in die noch unversehrte Ecke der Friedhofsmauer geduckt stand. „Es schaut ärger aus, als es ist, und nicht jeder ist gleich tot, der erschossen wird; gar mancher heilt wieder zusammen. Aber wenn es noch eine Weile so forthagelt, so wird uns bald nichts mehr übrig bleiben, als schön langsam dasselbige zu tun, was die Krebse so gern machen."

Die Verwüstung ringsum breitete sich aus, an einzelnen Stellen lag die Mauer vollständig in Schutt, daß man mühelos hätte darübersteigen können. An vielen Grabhügeln war das Erdreich aufgerissen, Grabsteine lagen umgeworfen oder zersplittert, an den Gruftdeckeln zeigten sich Beschädigungen und Tellen. Aber jetzt setzte plötzlich der Granathagel aus. Nur das fortdauernde Grollen der ferneren Batterien hörte man noch und das zu einem einzigen brummenden Ton verschmolzene Getöse des den ganzen Umkreis der Stadt umgürtenden Geschützfeuers.

„Es ischt ihnen der Hafer ausgegangen," sagte Ladurner frohlockend.

Der alte Austerlitzer kniff Mund und Augen zusammen, daß er wie eine gedörrte Pflaume aussah.

„Glauben Sie so was! Jetzt fangt die Metten erst recht an. Zuerst Bresche schießen, nachher stürmen — das gehört so zur Kriegskunst. Der Napoleon hat es auch nicht anders gemacht."

Fred lugte vorsichtig über die Mauer. Da sah er eine starke Division Khevenhüller-Infanterie, die in ihren grauen Mänteln von der fahlen Färbung der herbstlichen Heide fast nicht zu unterscheiden war, aus einer Bodenfalte gegen das Hochplateau der Schmelz defilieren. Mit tausendstimmigem „Hurrah!" jagten sie plötzlich wie eine riesige Herde gescheuchter Hämmel in der Richtung gegen den Friedhof heran. Der alte Austerlitzer faßte Fred am Ärmel.

„Jetzt sagen Sie Ihren Leuten, daß sie nicht eher schießen sollen, als bis ich Ihnen das Zeichen gebe!"

Fred gehorchte, Ladurner und Poldi trugen schleunigst den Befehl bei den zu ihrer Rotte stehenden Leuten herum und sagten ihn auch den anderen Mobilen und Garden weiter. Mießrigel blies alarmierende Trompetenstöße.

„So haben wir es immer gemacht," sagte der Alte, indem er kaltblütig das Schloß seiner Muskete prüfte: „Nur herankommen lassen! Und dann, ganz aus der Nähe, auf einmal eine Generaldecharge, daß man nur einen einzigen Knall gehört hat — keiner vor- und keiner nachgeschossen!"

Man vernahm schon viel näher das Hurrahschreien der Stürmenden, die sich in einer Wolke von Staub wie ein ungestüm hereinbrechendes Gewitter gegen den Friedhof wälzten.

„Nun wär' es aber höchste Zeit?" meinte Fred ungeduldig.

„Nur warten, warten, junger Herr! Verlassen Sie sich auf einen altgedienten Soldaten!"

Es war ein schreckenerregender Anblick, wie diese ganze Heerschar schreiender Feinde sich in rasender Eile dem Friedhof näherte. Sie kamen nunmehr Fred eher wie ein riesiger Rudel gieriger Wölfe vor, und es kostete Überwindung, das Gewehr nicht voreilig gegen sie abzudrücken. Aber die Verteidiger hielten strenge Disziplin, lautlos, als befänden sich nur Gräber hinter der Mauer, warteten sie das Kommando ab, bloß ganz vereinzelte vorlaute Schüsse, von ängstlichen Mobilen abgegeben, brachen die strenge Zucht.

„Hasenherzen!" brummte der Austerlitzer.

„Aber es ist kaum mehr ein Steinwurf?" mahnte Fred, vor Aufregung zitternd.

„Warten!.... Jetzt —!"

„Feuer!"

Langsam wallte der Pulverrauch. Im nächsten Augenblicke, meinte Fred, müßten die grauen Mäntel an den zu Breschen geschossenen Stellen der Mauer hereinwirbeln.

„Wo sind denn die verdammten Zöch' hingekommen?" fragte Ladurner.

Als der Dampf sich verzog, sahen sie das Blachfeld vor der Friedhofsmauer von Haufen grauer Mäntel bedeckt. Nur spärliche versprengte Trupps stoben in panischem Schreck in der Richtung gegen Breitensee, als wüßten sie den Feind auf ihren Fersen.

* * *

Im „Goldenen Stuck" hatten sich die Bewohner während des entsetzlichen Bombardements in das im Hoftrakt gelegene Seidenmagazin geflüchtet, das eingewölbt war und dadurch einigermaßen Schutz gewährte. Es war ein ansehnlich geräumiges Gelaß, nur stand es gegenwärtig voll von Gerümpel, da man einen Teil der vom Braunhirschengrund in Sicherheit gebrachten Gegenstände hier geborgen hatte. Für Menschen blieb nicht mehr viel Platz übrig, und es war kein Vergnügen, Stunden und Stunden lang in solcher Beengung auszuharren. Aber das ununterbrochene Rollen des Donners von außen, das Schnalzen der Flintenkugeln gegen die Haus-

wände und das Herunterprasseln der Dachziegel, die manchmal lawinenartig in den Hof niedergingen, brachten jedem die Überzeugung bei, daß es nicht geraten sei, die zwar unbequeme, aber wenigstens sichere Zufluchtsstätte zu verlassen.

So saßen sie denn im Halbdunkel auf Warenballen oder abgeschlagenen Webstühlen umher und beschäftigten sich jedes auf seine Art, so gut es eben gehen wollte. Michella bewegte ruhig und ziemlich unbekümmert ihr Strickzeug, Sephine hielt kleine Vorträge politischen und volkswirtschaftlichen Inhalts oder befreite ihre gepreßte Brust durch Stoßseufzer gegen Metternich und die früheren Machthaber, die noch immer in letzter Linie an dem ganzen Unheil schuld trügen, das hereingebrochen war. In Pappelmann, der selbst gern politisierte, fand sie einen willigen Zuhörer, während Frau Brodbeck, die jetzt Frau Pappelmann hieß, mit dem Kehrbesen an der Tür bereitstand und jedesmal, wenn Schutt vom Dache niederfiel, sich kühn in die Gefahr stürzte, um ihn rasch an die Hauswand zu fegen. Der alte Brodbeck war nicht zu bewegen gewesen, seine Stube zu verlassen, und sich in Sicherheit zu bringen. Sein winziges Knusperhäuschen sei ohnedies hinter dem hohen Fabrikstrakt geborgen und geschützt, behauptete er, und fuhr gemächlich fort, „Leiden Christi" zu basteln, indem er dabei allerhand vor sich hin spintisierte.

Aus der Kammer neben dem Seidenmagazin ertönte von Zeit zu Zeit herzbrechendes Stöhnen; dort lag der schwerverwundete Götsch Schani, der noch immer zwischen Tod und Leben schwebte und seit einigen Tagen sogar bewußtlos geworden war. Die Schußwunde, die zu heilen begann, hätte er überdauert; dagegen war im Brustkorb, gegen den Rücken zu, ein böser Schaden aufgetreten, der innerlich wütete und unsichtbar am Lebensmark fraß. Bethi und Julie betreuten ihn wie immer, und zu allem Überfluß war auch noch ein zweiter Kranker hinzugekommen, dem sie ihre Fürsorge zu widmen hatten. Denn gleich am Morgen, als die Beschießung der Stadt ihren Anfang nahm, hatte man einen unbekannten Proletarier ins Haus getragen, dem eine Bombe ein Bein unterhalb des Knies weggerissen hatte, als er zufällig über das Platzel ging. Dem konnten Bethi und Julie doch nicht die Tür weisen und ihre Hilfe versagen! Sie betteten ihn notdürftig zwischen den Kisten des anstoßenden Verpackungs-

raumes und hatten nun fast den Grundstock zu einem kleinen Spital beisammen.

Edi, der um Mittag aus seinem Zimmer herunterkam, machte sich gutmütig lustig darüber und meinte, andere wären zufrieden, sich selbst in Sicherheit zu bringen, die beiden Damen aber müßten sich noch fremdes Elend anschaffen, damit sie etwas zu sorgen hätten. Aber Bethi versetzte, ob er das nicht wisse, daß man über die eigenen Sorgen am leichtesten hinauskäme, wenn man sich um die anderer bekümmere? Er lachte und meinte, das zu probieren habe er freilich noch nie Gelegenheit gefunden.

Eigentlich war er bloß erschienen, um zu sehen, ob es denn nichts zu essen gebe? Er sah etwas enttäuscht drein, als er auch die Köchin im Schutzrayon sitzend fand, und wollte sie überreden, daß es Zeit sei, etwas Menschliches zu kochen; er selbst sei auch den Vormittag auf seinem Zimmer geblieben und habe doch noch keine Bombe im Leib, bloß einen knurrenden Magen. Aber die Köchin erklärte feierlich, nicht um ein Eckhaus würde sie über den Hof gehen oder sich gar an ihren Herd stellen!

„Es gibt nur kalte Küche heute," sagte Michella. „In einer belagerten Stadt muß man froh sein, wenn man überhaupt noch etwas zu beißen hat."

Sie machte sich auf, um unter eigener Lebensgefahr herbeizuschaffen, was sich allenfalls Genießbares in ihrer Vorratskammer noch finden mochte.

Ob er denn nicht mittue, und wie er es verantworten könne, die gerechte Volkssache im Stiche zu lassen? nahm inzwischen Susann ihren Bruder ins Gebet. Denn auch Susann hatte sich mit ihrem Schinäcklein im „Goldenen Stuck" eingefunden, da ihr in der Roveranigasse außer dem Keller kein bombensicherer Raum zur Verfügung stand.

„Dein Mann tut ja auch nicht mit?" sagte er sie hänselnd.

„Oho! Mein Mann ist seit frühmorgens in der Reitschule!" *)

„Und tummelt sein demokratisches Steckenpferdchen?"

„Er gehört als Deputierter zur Regierung und zur

*) Die kaiserliche Winterreitschule diente als Sitzungssaal des konstituierenden Reichstages.

Zentralgewalt, verstehst du? Er ist gewissermaßen das Gehirn des Ganzen. Du, als kleiner Finger, wärest verpflichtet, bei den Mobilen mitzuzugreifen, wo es etwas zu tun gibt. Sogar der Muschir ist mit einer Flinte über der Schulter an den Linienwall abmarschiert, als das wüste Hereinschießen anfing."

„Ich kenn' mich nicht aus in der Geschichte," sagte Edi. „Wofür kämpfen wir eigentlich? Für die Freiheit? Ja, wenn mir nur jemand sagen könnte, wo sich die Freiheit eigentlich befindet! Auf welcher Seite steht sie? Der Reichstag sagt: Bei mir, weil die Kamarilla die Verfassung bedroht. Der Kaiser sagt: Bei mir, weil der Pöbel ganz Wien vergewaltigt. Was weiß ich? Jedenfalls bin ich heute der freieste Mann in ganz Wien. Ich liege oben auf meinem Divan, rauche Zigarren und lese die ‚Mystères de Paris' dazu."

„Sieh dir den an, Schinäcklein!" sagte Susann, mit dem Finger auf Edi zeigend; „so mußt du nicht werden! Der weiß nicht, ob die Freiheit beim Volk, oder bei der Kamarilla ist!"

„Du wirst es auch noch erfahren, Schinäcklein," parierte Edi, das aufgeweckt dreinschauende Kind am Bummelnäschen fassend, „daß die Proletarier einen üblen Geruch nach Knoblauch, Schweiß und eingesperrter Luft von sich geben."

„Die Schwestern der Proletarier, die lassen sich schon eher zur feinen Welt dressieren," sagte Susann boshaft.

„Das geht dich nichts an!" fuhr er gegen sie los.

Als sie bemerkte, daß er ganz ernsthaft ärgerlich war, brachte sie ihm einen Teller mit kaltem Fleisch, das Michella inzwischen aufgestellt hatte, und gab ihm einen jener Backenstreiche dazu, durch die sie das gute Einvernehmen zwischen einander wiederherzustellen pflegten, wenn es einmal ins Wanken zu geraten drohte.

Als er leidlich satt geworden, empfahl er sich wieder. Die Schwestern wollten ihn zurückhalten und hängten sich an ihn. Aber er erklärte, das Stöhnen von Juliens und Bethis Spital nebenan mache ihn verrückt, lieber kehre er wieder zu seinen Kugeln zurück; den Divan, auf dem er liege, würden sie sich doch nicht gerade zum Ziel wählen.

Susann fing nun auch an ungeduldig zu werden. Es war zum Sterben langweilig in dieser Bombensicherheit! In diesem Dachsloch! In diesem Massenquartier! In dieser

Rumpelkammer mit dem Spital nebenan! Ob er nicht wenigstens einen Atlas im Haus habe?

„Einen Atlas? So viel du magst — im Warenmagazin. Willst du dir ein Kostüm als Göttin der Freiheit zurechtschneidern?“

Nein, einen geographischen Atlas meinte sie. Ach, einen geographischen Atlas? Auch den hatte er im Haus!

„Soll ich ihn dir bringen?“

Aber sie ließ sich's nicht nehmen, ihn selbst zu holen, setzte ohne viel Umstände ihr Schinäcklein Sephinen auf den Schoß und lief an Edis Seite über den Hof. Es war doch ein höchst gruselig angenehmes Gefühl, wenn man wußte, daß jeden Augenblick eine Kugel geflogen kommen konnte!....

In die Kasematte zurückgekehrt, kauerte sie in einem Winkel am spärlichen Licht und strengte ihre Augen an, die Karte von Nordamerika zu durchforschen und sich eine kleinere Stadt mit hübschem Namen auszusuchen, wo noch Platz für drei Scheichenstühle wäre, sich einzunisten, wenn es wirklich hier herüben mit der Freiheit nichts würde. Denn für diesen Fall war sie mit ihrem Mann endgiltig übereingekommen, daß sie auswandern wollten, aber nach Nordamerika diesmal, nicht nach Brasilien, das Schinackel das erste Mal gewählt hatte. In den vereinigten Staaten, in einer richtigen Republik, da mußte die wahre Freiheit wohnen, unter deren Fittichen Schinäcklein aufwachsen sollte.

Und während draußen ununterbrochen der Kanonendonner weiterrollte, schweifte sie mit ihren Gedanken in Pennsylvania und Ohio umher und hinauf bis zu den Salzseen und hinunter bis nach Arkansas, Louisiana und Florida....

Um die Jausenzeit kam Edi wieder herunter, aber nicht in Erwartung eines Kaffees. Kreidebleich sah er aus und blieb jetzt ganz von selbst und freiwillig im kugelfreien Gelaß sitzen. Man drang mit Fragen in ihn, da kam es nach und nach heraus, daß eine Bombe durch den zersplitterten Fensterstock seines Zimmers hereingefahren und hinter dem zusammenstürzenden Ofen in der Wand stecken geblieben war. Das war nun freilich kein Spaß mehr!

Indessen setzte die Kanonade, gerade als er sich in Sicherheit gebracht hatte, plötzlich ab, und nun bekam Susann Lust, ein bißchen nachzusehen, was es eigentlich den Tag über gegeben hätte. An den Linienwall wollte sie hinaus, wenigstens

drübergucken, wenn sie schon nicht hinüberschießen durfte. Sephine untersagte es ihr aufs Strengste, und sie fügte sich scheinbar, war aber auf einmal unversehens verschwunden. Bestürzt fragte man nach ihr. Die Brodbeck, die jetzt den Hof gründlicher zusammenkehrte, als es früher möglich gewesen war, hatte sie, bloß mit einem Umhängetuch über Kopf und Schultern, zum Haustor hinauslaufen sehen.

Es war auch ihr voller, heiliger Ernst gewesen: Sie wollte gar zu gern den Kampf aus der Nähe in Augenschein nehmen und hoffte leidlich sicher durch die Straßen zu kommen, da keine Bomben mehr hereinflogen. Gegen die Häuserwände gedrückt, eilte sie die Lerchenfelder Straße entlang und bog schließlich die Kaiserstraße hinunter, um den Linienwall zu gewinnen. Am Linienwall fand sie zu ihrer größten Freude den Muschir, der mit geschwärztem Gesicht und geschwärzten Händen an einer Kanone stand und Bombardier geworden war.

„Das Gewehr, das ich mir ausgeliehen habe, war nur eine Vogelflinte," sagte er. „Eine Kanon' gibt schon anders aus! . . . Wirst du gleich schauen, daß du heimkommst, Frauenzimmer?"

Jenseits des Walles hörte man heftiges Musketengeknatter.

„Nur ein einziges Mal drübergucken!" bat sie und war schon oben . . . . „Um Gotteswillen, da raufen sie ja um den Schmelzerfriedhof?"

„Herunter gehst du, Susann!"

Sie gehorchte, recht bange geworden, und kauerte am Fuß des Walles.

„Fred und Poldi stehen doch auch im Schmelzer Friedhof?"

„Freilich! Hoffentlich sind sie noch am Leben! Diese Mobilen und Garden im Friedhof halten sich wie die Löwen! Kanonen — Sturmlaufen und wieder Kanonen und abermals Sturm, so geht es schon den ganzen Tag gegen den Friedhof. Und immer wieder schlagen sie die Stürmenden zurück!"

Ein Hauptmann von der Nationalgarde kam vorüber und sagte: „Jetzt geht es den Braven an den Kragen! Baum um Baum und Grabstein um Grabstein ringen sie mit den Soldaten. Falls sie gegen Neulerchenfeld retirieren sollten und verfolgt werden, dann Kartätschen gegen den Feind!"

Mobile und Nationalgarden schoben das Geschütz gegen die Schanzkörbe vor, und auch der Muschir faßte in die Radspeichen. Dann stand er etwas geduckt und lugte über den

Wall in die Ferne. Mit pochendem Herzen forschte Susann in seinen Zügen.

„Sieht man etwas?“

Aber er gab ihr keine Antwort. Eine fieberhafte Spannung spiegelte sich auf seinem Antlitz. Ein Mobiler, der neben ihm stand, setzte die Lunte in Brand, die zum Abfeuern des Geschützes gehörte, seine Hände zitterten dabei wie Laub an den Bäumen.

Das mußte sie sehen, was dort geschah! Susann sprang auf und legte sich über die Brüstung. Es hinderte sie niemand daran, es beobachtete sie niemand. Mit angehaltenem Atem spähte sie auf die Schmelz hinaus. Mobile und Garden verließen fliehend den Friedhof und liefen in wilden Haufen über das Blachfeld. Aber sie liefen nicht auf den Linienwall zu, sondern in gleicher Richtung mit diesem gegen den Vorort Neulerchenfeld, genau wie der Hauptmann es vorhin vorausgesehen hatte. Eine aufgelöste Kette von Soldaten schwärmte verfolgend hinter ihnen drein. Die konnten jetzt vom Linienwall aus in die Flanke genommen werden, ohne daß Gefahr bestand, die Verfolgten zu treffen. Susann blickte um. Da stand ein Unteroffizier von der Schottenfelder Garde-Artillerie neben der Kanone: „Feuer!“ ... Sie sank halb ohnmächtig zusammen. Den ganzen Linienwall entlang feuerten die Geschütze ... O du lieber Himmel, so fürchterlich hatte sie sich das Krachen aus der Nähe nicht gedacht!

„Muschir —!“

„Wärst du nicht hergekommen, ich hab' jetzt keine Zeit für dich!“ Und nachdem er eine Weile gespannt in die Ferne gespäht: „Die sind in Sicherheit! ... Den Verfolgern ist die Lust vergangen!“

Da erholte auch Susann sich allmählich von ihrem Schrecken.

Die fliehenden Mobilen und Garden vom Schmelzer Friedhof gewannen im Schutze der Häuser von Neulerchenfeld die Stadt und ergossen sich durch die Lerchenfelder Linie hinter den Linienwall an der Kaiserstraße. Wie die Fliegen sanken die Leute in das verdorrte Gras, das die Böschungen des Bollwerks bedeckte, ihre Seelen- und Körperkräfte waren erschöpft, und mancher glich, ohne verwundet zu sein, einem Sterbenden.

Susanns Augen suchten ängstlich und fanden nicht; da hörte sie den Muschir aufbrüllen wie einen Stier und sah ihn die Hände in die Luft werfen vor Freude. In einer Rotte Mobiler, deren Gesichter durch Pulverdampf geschwärzt waren, kamen Poldi und Fred gezogen, unversehrt, aber in einem entsetzlichen Zustand von Entkräftung und Herabgekommenheit. Auch sie sanken halbtot ins Gras, der Muschir stand vor ihnen und war unbändig stolz, daß er zwei Heldenjünglinge zu Neffen hatte, und noch mehr darauf, daß er geholfen hatte, ihren Rückzug zu decken und sie vor dem fast sicheren Verderben zu bewahren. Er liebte sie in dieser Stunde wie eigene Söhne und wußte nichts von Gegensätzen: Die Gräber der Väter hatten sie verteidigt und gemeinsam mit ihm den Boden der engeren Heimat beschützt. Die verwickelten politischen Verhältnisse, die diesen Kampftag geboren hatten, waren ihm nicht ganz geläufig. Aber er fühlte lebendiger als je den alten Widerstreit zwischen Bürger und Soldat, der in seinem Schottenfelder Handwerkerblute steckte. Ihm waren jetzt alle Kaiserlichen halbwilde „Seressaner", die in die Stadt hinein wollten, um den gewerbfleißigen Bewohnern die Frucht ihrer Arbeit zu rauben.

Für heute hatte er sein Tagewerk getan und schickte sich an, nach Hause zu gehen. Es fing zu dämmern an, auf allen Punkten war das Gefecht erloschen. Susannen nahm er mit, Poldi und Fred wollten später nachkommen, vorderhand zogen sie es vor, im Grase liegen zu bleiben.

„Daß wir schließlich doch die Flucht ergreifen mußten!" sagte Fred unmutig zu dem alten Haudegen von Austerlitz, der wie ein treuer Wächter zu seinen Häupten saß.

„Im Kriege ist es schon nicht anders," versetzte er tröstend. „Aber da heißt es nicht ‚die Flucht ergreifen', sondern es heißt ‚retirieren'. Wenn wir noch länger hätten aushalten wollen, das wäre gegen alle Regeln der sogenannten Strateschie und Tiktaktik gewesen. Das hätt' nicht einmal der Erzherzog Karl getan, und der Napoleon, der Sozius, schon gar nicht!"

„Aber davongelaufen bleibt es halt doch."

„Es war nicht davongeloffen," wiederholte der Alte, „es war eine Retirade. Übrigens ist im Krieg auch ein ehrenvolles Davonlaufen keine Schande. Es kommt nur darauf an, daß man es nicht früher macht, als bis es wirklich notwendig ist."

Er schlug Feuer und setzte seine Tabakspfeife in Brand, die er mit zahnlosen Kiefern festhielt.

„Ja, so ein Pfeiferl," sagte er, „man sollt' es gar nicht glauben! Wie das gegen das Müdsein hilft und gegen ärgere Sachen noch! Neulich, wie ich auf dem Schlachtfeld gelegen bin....

„Neulich?" fragte Fred.

„Bei Austerlitz halt, anno fünf. Es ist mir geradeso, als ob es gestern war. Also, daß ich erzähl'. Und wie ich so dalieg', mit dem Schuß da im Fuß, unter lauter Toten weit und breit — jetzt, was soll da der Mensch machen? Beten vielleicht? Da hätt' unser Herrgott viel zu tun an so einem Schlachttag! Aber ein Pfeiferl anzünden — da vergißt einer halbscheid auf seine Angst und seine Schmerzen und wird wieder ein Mensch."

Ein Trupp Reiter kam den Linienwall entlang gesprengt, an seiner Spitze ein Mann in fast phantastischem Aufzug, mit weißem wallenden Mantel, die Stoßfeder auf dem Hut. Als er sich näherte, erkannte Fred an dem großen Barte, daß es Fenneberg war mit seinem stattlichen Gefolge. Er stieg vom Pferde, trat heran und winkte Fred beiseite. Auch Ladurner, der abseits im Grase gelegen hatte, wurde beigezogen.

„Wie ihr den Friedhof gehalten habt, das ist aller Ehren wert!" sagte Fenneberg. „Der westliche Linienwall ist unversehrt, auf dieser Seite haben wir nichts zu fürchten. Weitaus schlimmer steht es drüben an der Donau. Nach dreistündigem blutigen Kampf ist der Augarten, sind die Barrikaden der Taborstraße gefallen, die Brigittenau und der ganze Prater befinden sich in den Händen des Feindes. Die Leopoldstadt ist von allen drei Seiten, die nicht gegen den Kanal liegen, arg bedrängt, auch der Nordbahnhof war nicht länger zu halten. Die gesamte Bevölkerung der Leopoldstadt flüchtet mit Hab und Gut und blockiert uns förmlich die wenigen Brücken, die in die innere Stadt führen. Zum Glück wird uns morgen Zeit gelassen, Ordnung in diese Auswanderung zu bringen und den Leuten Quartiere zu schaffen. Denn morgen ist Ruhetag."

Das Wort „Morgen ist Ruhetag" klang Fred und Ladurner, die sich vor Müdigkeit fast nicht mehr auf den Beinen zu halten vermochten, wie himmlische Musik.

„Wurde ein Waffenstillstand vereinbart?"

„Nein, aber wir hatten das Glück, einen Chevauxleger

mit Depeschen abzufangen, die uns in sämtliche Dispositionen des Feindes einweihten."

„Das Glück torkelt überzwerch feldein," sagte Ludurner vergnügt.

„Wir wissen, daß morgen Ruhetag ist, wir wissen aber auch, daß übermorgen der Hauptschlag geführt werden soll. Der Angriff wird an diesem Tage im ganzen Umkreis der Stadt zugleich beginnen, im Süden, Westen und Norden aber nur ein Scheinangriff sein. Dagegen sollen morgen hinter dem Schleier der Vortruppen derartige Verschiebungen stattfinden, daß am Entscheidungstage der Kern der Armee im Osten der Stadt stehen wird. Die Leopoldstadt soll dann mit erdrückender Übermacht angegriffen und womöglich bis zum Donaukanal erobert werden."

Sie begriffen, daß nichts wertvoller für die Verteidiger war als diese Depesche. Ladurner entschied sich sogleich dahin, übermorgen in der Leopoldstadt zu kämpfen.

„Eben dies ist der Grund, weshalb ich Ihnen diese Mitteilung machte," sagte Fenneberg. „Ich zähle auf Sie beide und Ihre Leute in der Leopoldstadt. Hier haben Sie Ihre Ordres und Vollmachten. Übermorgen mit dem Frühesten melden Sie sich in der Jägerzeile bei General Bem, dem Oberleiter des Befestigungswesens."

Er schwang sich in den Sattel und ritt mit fliegendem Mantel davon. Sie entfalteten die Papiere, die die Weisung enthielten, bei den einzelnen Truppenkommandanten am Linienwall eine ganze Kompagnie gut bewaffneter Mobiler auszuwählen, ihnen einen Rasttag zu gewähren und sie am nächsten Tage dem General Bem zuzuführen. Sie trafen sogleich die nötigen Anstalten und konnten nicht eher an Ruhe denken, als bis alles zur Ausführung des Befehls, der ihnen geworden, vorbereitet war.

Als Fred endlich an Poldis Seite die Lerchenfelderstraße hinunter gegen das Platzel ging, da sahen sie auf dem nächtlichen Himmel im Osten den Widerschein der Feuersbrünste glühen, die in der Brigittenau und in der Umgebung des Praters wüteten und den Wohlstand unzähliger Menschen vernichteten . . . .

„Die Freiheit muß teuer erkauft werden," seufzte Fred. „Es ist jetzt unser Recht, um das wir kämpfen."

* * *

Am nächsten Tage blieb wirklich alles ruhig. Der Muschir, Poldi und Fred machten am Vormittag einen Rundgang die äußere Umwallung entlang, bewaffnet natürlich. Es war ein ganz gemächliches Kriegsbild im Oktobernebel, wie Mobile und Garden in den Zelten und Bretterhütten, die sie sich im Schutze des Linienwalles zurechtgezimmert hatten, oder in den Wachtstuben der ehemaligen Verzehrungssteuergebäude beisammensaßen, rauchten, tranken und Karte spielten.

In den Straßen begegnete man manchmal wilden Haufen von Proletariern, die umherzogen, um „Garden herauszukitzeln", geradeso wie Kinder Grillen herauskitzeln, indem sie in die Grillenlöcher an sonnigen Rasenhängen so lange mit einem gefiederten Grashalm hineinbohren, bis das beunruhigte Insekt mit großen, schwarzglänzenden Augen ans Licht kommt. Besonders jene verlotterten und zu Ausschreitungen neigenden Elemente, die allenthalben wieder auftauchten, kaum daß die erste Begeisterung verraucht war, beteiligten sich an diesem neuerfundenen Treiben, indem sie in die Häuser eindrangen, sie durchsuchten und Bürger, die sich verborgen hielten, zwangen, die Waffen zu ergreifen, wenn sie nicht nachzuweisen vermochten, daß sie schon der Nationalgarde, den Mobilen oder irgend einem Freikorps angehörten. Denn ein strenger Tagesbefehl Messenhausers verpflichtete jeden Wehrfähigen zum Waffentragen; nur die Mitglieder des Reichstages, des Gemeinderates und der Fremdenkolonie blieben davon ausgenommen. Prinz Schöps, der Seidenmakler, war der Gefahr, herausgekitzelt zu werden, nur dadurch entgangen, daß er eine halbe Maß Kindermeth getrunken hatte und für choleraverdächtig im Bette lag.

In der Familienstube im „Goldenen Stuck" saßen Bethi, Julie und Michella über ihrer emsigen Weißnäharbeit beisammen, denn jetzt galt es, auch den zweiten Patienten mit Krankenwäsche auszustatten. Die drei Frauen freuten sich, daß es draußen nicht mehr donnerte, und waren schon dankbar dafür, daß sie wieder in einem Zimmer sein konnten. Nun würde der schlimmste Schrecken der Belagerung doch wohl vorüber sein, hofften sie.

„Unsere Blessierten haben es eigentlich nicht hell und sonnig genug da unten," sagte Bethi. „Ich dachte schon daran das kleine Häuschen zu mieten, weiter oben in der Straße, wo früher der Schuster war, der so lange für die Freiheit glühte,

bis er fallit wurde. Auch Mosch meinte, man könnte sie dort unterbringen. Er wird Erkundigungen einziehen."

Julie horchte auf.

„Das Häuschen müßte immerhin sechs oder acht Zimmer enthalten?"

„Mosch sagt, allen Spitälern würde jetzt der Raum zu knapp. Man könnte noch ein paar arme Teufel dazu nehmen und eine Nonne mit der Wartung betrauen. In die Leitung des Ganzen hätten wir uns zu teilen."

„Ich gäbe gern mein bißchen Erspartes dazu," sagte Julie.

Edi trat ein und setzte sich zu ihnen.

„Man weiß rein nicht, was man anfangen soll in so einer belagerten Stadt!" sagte er mißmutig.

„Was tust du denn sonst um diese Zeit?" fragte Julie.

„Meistens ein bißchen am Graben flanieren, die paar Schaufenster ansehen, die neuen Damen- und Herrenmoden und dergleichen. Dabei hat man doch seine Abwechslung."

„Wir sind schon froh, daß wir wieder in einer Stube wohnen dürfen," sagte Michella.

„Ich bin sicher nicht anspruchsvoll und vergnügungssüchtig," meinte er; „aber so ein paar kleine Gewohnheiten gehen mir schrecklich ab, wenn ich darauf verzichten soll. Zum Beispiel, daß ich vor dem Frühstück nicht meinen Schluck Wasser nehmen kann. Das haben wir jetzt von der Freiheit: Daß sie uns sogar die Ferdinands-Wasserleitung absperren! .... Wenn mir meine Gemütlichkeit fehlt, das macht mich fast krank! ...."

Von der Entengasse herunter zog mit wüstem Geschrei und Trommelwirbel ein Trupp Mobiler über das Platzel. Edi stand auf und trat ans Fenster. Es befand sich in dem Zimmer ein sogenanntes Vorsprungfenster, und ohne die Folgen zu bedenken, beging er die Unvorsichtigkeit, sich hinauszulehnen. Zwar zog er sich sogleich wieder zurück, als er bemerkte, daß die Leute auf ihn aufmerksam wurden, doch war es bereits zu spät.

„Herunterkommen!" riefen sie. „Da ist auch einer, der sich drucken will! Kitzeln wir ihn außer!"

Man hörte Schläge mit Fäusten und Gewehrkolben gegen die Haustür, die die Brodbeck in kluger Voraussicht schon frühmorgens verschlossen hatte. Die Frauen erbleichten und

wollten Edi verbergen, in einem Schrank, auf dem Dachboden, in der Vorratskammer ....

„Nur keinen Schrecken!" sagte er gemächlich; „die werden schon mit sich reden lassen."

Er ging selbst hinunter, das Tor zu öffnen. Der erste, den sein Blick traf, war der Pölzl Heinrich. Da wußte er, daß er verloren war.

„Im Namen des hohen Reichstages werden Sie jetzt mit uns kommen!"

„Mein Bruder und meine Neffen sind am Kampf beteiligt," sagte er. „Sie werden einsehen, daß ich in diesen unruhigen Zeiten die Frauen nicht ohne männlichen Schutz zurücklassen kann."

„Wir sehen gar nichts ein," sagte der Pölzl Heinrich. „Unsere Frauen und Schwestern sind auch ohne Schutz, sogar in ruhigen Zeiten. Das souveräne Volk tut den Weibern nichts — darin haben die Herrn Fabrikanten mehr Übung!"

Gelächter und Gejohle.

„Ich berufe mich auf die in den Märzerrungenschaften gewährleistete Freiheit der Person!" sagte Edi. „Wer hat das Recht, mich zu zwingen?"

„Die in Wien tagenden freiwillig erwählten Vertreter des Volkes und der von ihnen ernannte Oberkommandant des Verteidigungswesens."

„Können Sie sich legitimieren?"

Man zeigte ihm das Manifest Messenhausers.

„Gedulden Sie sich einen Augenblick," sagte er; „ich will mir nur Hut und Mantel holen und noch einige Kleinigkeiten in Ordnung bringen."

Der Pölzl Heinrich und noch ein Mann begleiteten ihn mit aufgepflanztem Bajonett. Edi begab sich auf sein Zimmer, setzte sich an den Schreibtisch, und während die Wache an der Tür auf ihn wartete, schrieb er auf einen parfümierten Briefbogen: „Meinen lieben Geschwistern, insbesondere meiner treuen Schwester Bethi, danke ich innigst für die Liebe und Nachsicht, die sie mir Zeit meines Lebens zugewendet haben. Ich bin eigentlich ein überflüssiger Mensch gewesen, aber leicht wird es mir doch nicht, Kanonenfutter abzugeben. Indessen will ich da, wo sie mich hinstellen, meine Pflicht tun, vielleicht bin ich dann noch zu etwas nütz gewesen, vorausgesetzt, daß die Freiheit wirklich auf der Seite des Volkes ist.

Mein Vermögen und meinen Geschäftsanteil vermache ich im Sinne unseres hochgeehrten seligen Herrn Vaters dem jüngsten Leodolter des dritten Gliedes. Lebt wohl! Eduard Leodolter."

Er siegelte das Blatt, schloß es in die Schreibtischlade und zündete sich eine Zigarre an. Dann nahm er Hut und Mantel und sagte: „Ich bin bereit."

Auf dem Treppenabsatz umringten ihn die Schwestern und Julie. Er küßte sie und drückte ihnen die Hände. Bethi weinte.

„Geh, hör auf," sagte er, ihr leicht übers Haar streichelnd; „die andern haben doch auch im Feuer gestanden, warum soll ich ein Extrawürstel haben?"

Wenige Minuten später marschierte er inmitten der Mobilen, die ihn wie einen Kriegsgefangenen umringten, durch die Roveranigasse gegen die Glacis hinunter.

* * *

Ein undurchdringlicher Morgennebel, wie Waschküchendunst, lag über der Stadt, als Fred mit Ladurner und seinen Mobilen die Jägerzeile hinuntermarschierte. Zeitig früh hatte er vom Muschir und von Poldi Abschied genommen, denen ihre Stellung am Schottenfelder Linienwall angewiesen war. Denn allgemein wurde daran festgehalten, die Bürger in jene Verteidigungsrayons einzureihen, wo ihre Wohnungen lagen, und sie den betreffenden Bezirkschefs zu unterstellen. Jeder sollte das Bewußtsein in sich tragen, Haus und Herd zu verteidigen. Bloß die Stadtfremden, die Proletarier, die überall und nirgends zuhause waren, und die Legionäre, die um der Freiheit willen kämpften, verwendete man da, wo man ihrer gerade am dringendsten zu benötigen glaubte.

In der Hälfte der Jägerzeile ungefähr, da wo die Rote-Sterngasse einmündet und an der Ecke die Johanneskirche steht, stießen sie auf eine mächtige und starke, aus Granitwürfeln aufgebaute Barrikade, die die ganze Breite der Straße absperrte und mit Geschützen armiert war. Ein kleiner häßlicher Mann in weißem Mantel, mit weißen Straußenfedern auf dem Hut, schwang sich eben aus dem Sattel und traf mit schneidender Stimme seine letzten Anordnungen. Es konnte niemand anderer als General Bem sein, schon die Ordonnanzen von der berittenen Polenlegion, die sich in seiner Begleitung

befanden, ließen keinen Zweifel darüber. Es waren schöne adlige junge Leute, die mit ihren rotweißen Fähnlein an eschenen Piken, ihren Konfederatkas und flatternden grünen Reitermänteln umso stattlicher aussahen, als sie durchwegs prächtige Vollblutschimmeln ritten, die man ohne viel Federlesens dem kaiserlichen Marstall entnommen hatte.

Als Fred sich meldete, warf der General einen scharfen prüfenden Blick auf ihn, strich sich mit der Hand den am Halse wuchernden angegrauten Bart, der das glattrasierte, breitgequetschte Gesicht umrahmte, und sagte: „Ist ganz rekt, Herr Leodolter, Ihre Namen stehen auf meine Liste. Ik nikt brauchen vieler Mann, aber lauter Elite. Suchen Sie die beste 'Elden aus von Ihre Mobile, ik meinen, was eine gute, kaltblütige Scharfschütze ist, nikt mehr als eine Douzaine, und geben Sie mir Meldung, wenn Sie fein fertig."

Nachdem Fred mit Hilfe Ladurners und des alten Auflerlitzers, der sich wieder eingefunden hatte, die zwölf besten Schützen ausgewählt, wies Bem ihnen ihren Platz an der Barrikade an, die schon von mehr als einem halben Hundert Gardeartilleristen, Legionären und Mobilen besetzt war, und bedeutete hierauf Fred, ihm mit seiner übrigen Mannschaft zu folgen. Sie kletterten über die Brustwehr und schritten den unteren Teil der Jägerzeile herab, die Kompagnie von Freds Mobilen hinterdrein.

„Wir 'aben swei Schanzen nämlik," sagte General Bem zu Fred. „Den Kirchenbarrikad', wo wir beide bleiben; aber für den ersten Angriff den Sternbarrikad' da unten auf die Praterstern, wo das Jägerzeil' ihre Mund hat."

Fred bemerkte, daß der General hinkte; der aber machte nichts daraus und erwähnte nur ganz knapp und ohne Ruhmredigkeit, daß ihm zwei Tage vorher im Prater das Pferd unter dem Leibe weggeschossen worden sei. Fred gewann den Eindruck eines überaus entschlossenen und umsichtigen Mannes, der an nichts dachte als an die Sache, der er diente.

Jetzt waren sie an der Sternbarrikade angelangt, die von der Jägerzeile aus den ganzen Praterstern beherrschte. Ein riesiges Halbrund von Granitwürfeln bis zur Brusthöhe, außen von einem Graben umgeben und mit Kugelfängen aus Matratzen und Rasenstücken verkleidet. Nach einer jeden von den Straßen, die strahlenförmig vom Praterstern ausgingen, drohte die Mündung einer Kanone. Fred war nicht wenig überrascht,

unter der nicht sehr zahlreichen Besatzung seinen Onkel Edi zu finden, der auf einem Haufen Pflastersteine saß und mit der ungeladenen Muskete, die er in der Hand hielt, Anlegen, Zielen und Feuern übte.

„Da drüben am Nordbahnhof," sagte er gelassen, mit der Hand in den weißen Nebel hinauszeigend, „da sollen die feindlichen Batterien stehen. Sie werden Bresche schießen und dann vom Prater herauf die Seressaner gegen uns werfen. Viele Hunde sind des Hasen Tod — aber billig verkaufen wir unsere Festung nicht!"

Bem verteilte die Mobilen, die Fred ihm zugeführt hatte, in der Sternbarrikade, die nunmehr reichlich genug bemannt war, überblickte befriedigt sein Werk und kletterte auf die Brustwehr, um eine Ansprache an die Besatzung zu richten. Seine Stimme war scharf und fast krähend, trug aber überraschend weit, und so lächerlich eigentlich das kleine Männlein mit dem großen Kopfe aussah, wie es da im dampfenden Nebel auf der Barrikade stand, das Feuer seines Willens blendete die Leute, daß sie bestrickt an seinem Munde hingen.

„Der Sternbarrikad' sein ein gutes Barrikad'!" sagte er in seiner kurz angebundenen Weise. „Wenn die Feind kommen 'erein, so sein das eine große Sand, und suld daran sein die Mobile. Darum ik 'offen, daß fechten werden wie die Löwen! Wenn aber eine Mann sein feig und laufen davon wie eine 'Ase, so stehen ik dahinten auf die nächste Barrikad', bei die Kirchen, und werden sehen das Feigling. Dann ik lassen es packen und auf'änken ohne Pardon!"

Damit stieg er herab, winkte Fred ihm zu folgen und hinkte die Jägerzeile wieder zurück. Fred drückte seinem Onkel Edi die Hand und schloß sich dem General an.

„Fürchten Sie nicht, General," sagte er neben ihm hinschreitend, „daß die Sternbarrikade zu vielen Angriffspunkten ausgesetzt ist? Die Sturmkolonnen aus den konzentrisch zusammenlaufenden Straßen treffen sich gerade vor ihr und ergeben eine Übermacht des Anpralls, deren Wucht das Bollwerk über den Haufen rennen muß."

General Bem kniff die Augen zusammen und sah ihn durchdringend von der Seite an.

„Sie 'aben eine gute Blick und reden nikt wie eine, die nikts verstehen. Der Sternbarrikad' schauen sehr fein aus für die Auge, aber sein wenig wert. Der Sternbarrikad' sein nikt

zu 'alten. Der Sternbarrikad' sein nikts als eine Köder, damit die Kaiserliche glauben, sie 'aben schon die ganze Stadt und laufen 'erein in der Mausefalle."

„Sie geben selbst die Sternbarrikade verloren, General?" rief Fred erschrocken.

„Der Sternbarrikad' sein perdü," sagte Bem trocken.

„Und die Mannschaft, die sie verteidigt?"

„Sein auch perdü."

„Wie konnten Sie die Leute auf einen von vornherein verlorenen Posten stellen?"

„Sie werden sich 'alten swei bis drei Stund und werden viele Tode machen für die Feind. Die Feind werden sein erschöpft und erschreckt, bevor sie kommen in das Jägerzeil'. Aber sie werden glauben an Sieg und werden laufen 'erein. Dann werden krachen die Musketen aus die Fenster, und was nicht erschossen wird aus die Fenster, das werden sich totschlagen die Schädel an unsere Schanze."

„Also nur um ein paar Stunden zu gewinnen," rief Fred entsetzt, „wird die ganze Besatzung der Sternbarrikade dem sichern Verderben preisgegeben?"

„Que voulez-vous, c'est la guerre!"

„Nur um ein paar Stunden Zeit zu gewinnen!" wiederholte Fred bekümmert.

„Wien sein perdü, wenn nikt rektzeitig kommen der 'Ilfstrupp von die Magyaren," sagte der General. „Swei bis drei Stund gewonnen können sein der Sieg. Swei bis drei Stund verloren können sein der Tod für die Freiheit, der Galgen für Sie, für mich und für alle 'Elden, was fechten gegen die Windischgrätz."

Sie waren an die Kirchenbarrikade zurückgekehrt und Fred nahm die ihm zugewiesene Stellung ein, an der Seite Ladurners und des alten Austerlitzers. Noch immer verhinderte der Nebel jeden Ausblick.

„Mir stehen noch die entsetzlichen Kriegsbilder von vorgestern in frischer Erinnerung," sagte Fred. „Es wird heute vielleicht noch schlimmer werden, da wir Geschütze haben und die Stürmenden die Jägerzeile heraufmüssen, eingeschlossen zwischen den Häusern."

„Das ist einmal nicht anders im Krieg," versicherte der alte Haudegen von Austerlitz. „Man gewöhnt es nach und nach, wenn es eine Weile dauert. Aber wenn man eine Zeit-

lang nicht bei dem Handwerk war, so muß man es doch wieder von frischem durchmachen. Ich weiß es noch wie heute, wie sie dem Zeugmacher Bargetti, der Bürgerhauptmann war, beide Beine wurz abgeschossen haben, droben auf der Löwenbastei. Das war anno neun, in der Nacht, wie die Franzosen die Stadt bombardiert haben."

„Sind Sie 1809 auch mit dabeigewesen?"

„Freilich! Das will ich glauben! Aber nicht mehr als eigentlicher Soldat; halt bloß mit der Aufgebotsfahne gegangen .... Sie kennen mich nicht, junger Herr," sagte er; „ich kenn' Sie schon von klein auf."

„Wie heißen Sie?" fragte Fred.

„Ich bin Werksgesell gewesen bei Ihrem Urgroßvater im ‚Blauen Guguck' in der Zieglergasse. Das war ein Herr, Gott hab' ihn selig! No, und jetzt ist der alte Vinzenz Einberger freilich schon zu wacklig für einen Werkgesellen .... Aber im ‚Blauen Guguck' wohnt er noch immer, so in einer Art Austragstübel, das hat der junge Herr ihm erlaubt. Steht auch ein Webstuhl darin."

„Welcher junge Herr?" wunderte sich Fred.

„Ich sag' halt ‚der junge Herr', weil ichs so gewöhnt bin. Jetzt ist er freilich auch schon alt; Ihren Herrn Großvater mein' ich. Der ist auch mit dabeigewesen anno neun. Aber leichter war es dazumalen, weil man halt gewußt hat, es sind die Parlez-vous und der Napoleon!"

„Jetzt weiß man, es sind die Sereſſaner und die Kamarilla," sagte Ladurner.

„Das schon, ..." meinte Vinzenz, der Austerlitzer; „aber so oft einer sagt ‚Die Kaiserlichen', gibt es mir halt doch einen Stich."

Es war allmählich eine gewisse Bewegung in die träge, feuchte Nebelmasse gekommen, aus der Höhe schien stellenweise das Blau des Himmels nieder wie durch Schleier. Schließlich brach gar ein Strahl Sonne hervor, da verzehrte sich der Dunst, und ein prachtvoller Herbsttag stand über der Jägerzeile, daß man von der Kirchenbarrikade klar und deutlich bis zur Sternbarrikade hinuntersehen konnte. Und kaum hatte die Laune des Wetters den Vorhang weggezogen von dem Häusermeer der Stadt, so setzte auch schon wieder rings im weiten Umkreis der Donner der Geschütze ein.

Ein Polenreiter von der Adjutantur Bems trat heran und

fragte nach dem Legionär Leodolter. Als Fred sich meldete, empfing er den Auftrag, da es klar geworden sei, sich sofort auf den Stephansturm zu begeben, die Bewegung der Truppen zu beobachten und insbesondere die Gegend der Leitha zu durchforschen, ob sich keine Staubentwicklung wahrnehmen lasse, aus der man auf das Herannahen des ungarischen Entsatzheeres schließen dürfe. Zwei Stunden würde es mindestens dauern, bevor die Kirchenbarrikade ins Feuer käme. Bis dahin könne er leicht zurückgekehrt sein, um dem General Bericht zu erstatten.

Fred machte sich sogleich auf den Weg. Er erreichte über die Ferdinandsbrücke die innere Stadt und stand bald darauf in der Glockenstube des Turmes von St. Stephan, wo er die Vollmacht vorweisen wollte, die der Adjutant ihm eingehändigt hatte. Es befand sich aber außer dem Türmer nur ein Optiker in der Glockenstube, der mit den Observationsinstrumenten hantierte. Man bedeutete ihm, der Oberstkommandierende sei „oben". Was unter diesem „Oben" gemeint sei, begriff er erst, als er auf die Galerie hinaustrat, die für gewöhnlich die höchsterreichbare Staffel des Turmes bildete. Zur Ausbesserung der Steinblumen unter der Turmspitze hatte man ein Baugerüst aufgeführt, zu dem freistehende Leitern emporführten. Vorsichtig hinanklimmend sah Fred zwischen den Leiterstufen hindurch das Dächergewirre unter sich tiefer und tiefer sinken, während weiter hinaus ins Unendliche das bläuliche Bergland auf der einen, das unübersehbare Flachland auf der andern Seite sich auftat.

Auf einer hölzernen Plattform, nicht weit mehr vom Turmknauf, fand er drei Männer im Gespräch, in deren einen er nach Abbildungen, die er gesehen hatte, sogleich Messenhauser erkannte. Er trug Nationalgardeuniform, eine pompöse Feldbinde und einen weißen Reiher auf dem Tschako. Der zweite von den Herren war in Zivil und glich mit seinem großen Vollbart und dem mächtig abstehenden Schnurrbart einem würdig frisierten Löwen. Auch ihn erkannte Fred sogleich nach einem Holzschnitt, den eine Zeitung gebracht hatte; es war der polnische Reichstagspräsident Dr. Smolka. Der dritte, der Freds Vollmacht in Empfang nahm, mochte zu Messenhausers Feldadjutantur gehören. Er führte den Legionär dem Kommandierenden zu und präsentierte ihn als Abgesandten Bems.

„Sehen Sie sich nur um," sagte Messenhauser, mehr in die Ferne als auf den neuen Ankömmling blickend; „es ist ein hochdramatisches Schauspiel von hier oben, wie im ganzen Umkreis der Stadt der Angriff einsetzt. Schade, daß man so etwas nicht auf die Bühne bringen kann! Man müßte ein Kolosseum bauen wie das in Rom, wenn man den Zuschauern auch nur annähernd den Begriff eines solchen Kampfes geben wollte. Vielleicht kommt es noch einmal dazu, wenn dem Volk der Sinn für echte dramatische Kunst aufgeht. Vorderhand ziehen freilich nur die Zaubermärchen."

Er lächelte schwach, wobei seine nicht großen und etwas stechenden Augen, die unter auffallend buschigen Brauen standen, einen fast schwermütigen Ausdruck annahmen. Das ganze Wesen des etwa fünfunddreißigjährigen, zartgebauten und etwas hochschultrigen Mannes machte auf Fred eher den Eindruck scheuer Zurückhaltung, als den der Entschlossenheit. Sein stark gebräuntes, gleichsam gegerbtes Gesicht war schmal und von einem kurzgehaltenen schwarzen Bart umrahmt; die Haltung, läßig und temperamentlos, verriet in nichts den einstigen Truppenoffizier. Er schwieg jetzt, brachte das Fernrohr, das er in der Hand hielt, vors Auge und spähte nach dem Südosten der Stadt.

Auch Fred hielt Auslug. Da entrollte sich, wirklich in einem Amphitheater, wie die Welt noch keines gesehen, ein Schlachtenbild von großartigem Umfang. Im Süden Geschützfeuer gegen die Belvedere-, Favoriten- und Matzleinsdorfer-Linien, ein heftiger Kampf um den Brucker- und Gloggnitzer-Bahnhof, während Rauchwölkchen, die aus dem protestantischen Friedhof aufstiegen, ein daselbst stattfindendes Musketengefecht anzeigten. Im Westen ein hartnäckiges Ringen um den Meidlinger Bahnhof, die Gegend um Gaudenzdorf von den Kaiserlichen anscheinend bereits besetzt, ebenso die Vororte vor der Mariahilferlinie: Fünf- und Sechshaus und auch Braunhirschen. Die Linien selbst schienen sich noch gut zu halten; wenigstens spielte von den Wällen ein heftiges Geschütz- und Gewehrfeuer gegen die Kaiserlichen. Im Norden waren auf den Höhen um Währing und Nußdorf die feindlichen Batterien in voller Tätigkeit. Indessen hielten in diesem ganzen riesigen Umkreis des Südens, Westens und Nordens die Kräfte sich noch annähernd das Gleichgewicht; dagegen ließ sich leicht erkennen, daß im Osten eine erdrückende Übermacht stand. Dort blitzte es von Kürassier- und Grenadierregimentern und von metallenen Feuerschlünden,

und Fred gewahrte mit Schrecken, daß die Marxerlinie des Bezirks Landstraße sich bereits in den Händen des Feindes befand. An der Erdbergerlinie wurde um das große Gasometer gekämpft, das in Brand geschossen war und dicken Qualm ausströmte, und den Donaukanal hinauf, gegen die Sophienbrücke, rückte bereits eine dunkle Truppenmasse vor, das waren die Seressaner des Ban Jellachich. Am wüstesten sah es um die Leopoldstadt aus, über der dicker Pulverdampf lag und der Donner der Kanonen am heftigsten rollte. Im Augarten stand sogar schweres Geschütz postiert, das seinen mächtigen Brummbaß in den Chor mischte, und am Nordbahnhof und in der Hauptallee des Nobelpraters unterschied Fred deutlich die Feuerblitze der Batterien, die gegen die Sternbarrikade und die dahinterliegende Jägerzeile wüteten.

„Sehen Sie dort, Herr Präsident!" rief Messenhauser, das Fernrohr am Auge. „Hinter Schwechat — die Staubwolke! Ist es nicht ein größerer Truppenkörper, der sich nähert?"

Dr. Smolka, gleichfalls durch ein Fernrohr blickend, spähte angestrengt in die Ferne, lange, gründlich, sehnsüchtig. Fred bemerkte, wie das Glas in seiner Hand leise bebte.

„Es ist nichts," sagte er endlich, offenbar tief enttäuscht. „Wo bleibt die Ehre der ungarischen Nation? Hat nicht Kossuth selbst es ausgesprochen, daß sie es gebieterisch erheische, den Wienern zu Hilfe zu eilen?"

„General Moga ist ein gewissenhafter Soldat," versetzte Messenhauser. „Er fühlt den Konflikt der Pflichten als kaiserlicher Offizier und ungarischer Patriot."

„Es stünde anders um uns, wenn Kossuth zugleich Truppenführer wäre!" sagte Smolka mit einem Seufzer. „Das ist der Tatmensch, den wir jetzt brauchen könnten."

„Die eigentlich tragischen Naturen sind mir interessanter," meinte Messenhauser ruhig. „Geben sie acht, der Moga wird seinen Entschluß erst fassen, bis es zu spät ist."

„Der Teufel soll ihn holen, ich finde nichts Interessantes an derartigen Charakteren!"

In der Ferne, auf dem Wienerberg, glaubte Fred eine Ansammlung von Truppen zu bemerken. Er machte Smolka darauf aufmerksam.

„Dort hält Windischgrätz mit seinem Stabe," sagte dieser, indem er ihm sein Fernrohr reichte.

Fred blickte hindurch und sah eine Versammlung grüner Federbüsche und glänzender Uniformen zu Pferde und Meldereiter, die ab und zu ritten. Fast glaubte er die Gestalt des Fürsten selbst zu erkennen inmitten seines goldblitzenden Stabes.

„Ich will in die Glockenstube gehen," sagte Messenhauser, „und eine Proklamation schreiben. Die Bevölkerung verdient zu erfahren, wie tapfer die Verteidiger der Stadt sich zur Wehre setzen."

Fred empfahl sich.

„Sagen Sie dem General, er soll Munition sparen," mahnte Messenhauser.

„Munition sparen?" rief Fred erstaunt. „Wenn man gegen eine solche Übermacht kämpft?"

Messenhauser zuckte die Achsel und schickte sich an, die Leiter hinabzuklettern. Bald darauf verließ auch Fred den Auslug, ziemlich herabgestimmt und innerlich grollend. Auf der Turmtreppe traf er mit Sturz zusammen, der ebenso wie Tauß als Vertreter der Legion dem Hauptquartier Messenhausers zugeteilt war.

„Was macht der Wenzel Caesar?" fragte ihn der.

„Mir kommt vor, er dichtet," antwortete Fred noch immer gereizt.

„Ja — Proklamationen und Manifeste schüttelt er nur so aus dem Ärmel. Ob man ihm trauen darf?"

„Du meinst? . . ."

Sturz zuckte die Achsel.

„Ich will nichts gesagt haben. Sicher paßt er zum Oberkommandanten wie die Kuhdirn zum Diplomaten. Mit Stilübungen besiegt man kein geschultes Kriegsheer. Bei der ersten Gelegenheit beantrage ich seine Absetzung."

„Wer soll an seine Stelle treten?"

„Fenneberg!"

„Wäre mir auch lieber!" sagte Fred. „Für einen Verräter halte ich den Messenhauser nicht; aber ich habe den Eindruck, als betrachte er, was er da erlebt, als merkwürdiges Rohmaterial, das sich vielleicht einmal zu einer Novelle verwerten ließe."

„Wenn es darauf ankommt," sagte Sturz, „so zähle ich auf dich!"

Als Fred an die Kirchenbarrikade zurückkehrte, merkte er sogleich, daß ein Kampf stattgefunden hatte. Bem fand er

seitlich auf einem Feldsesselchen sitzend, ganz ruhig anscheinend und fast heiter.

„Was sein mit die Magyaren?" rief er ihm erwartungsvoll entgegen.

Fred meldete, was er gesehen und erfahren hatte; da verdüsterte sich die Miene des Generals.

„Die Magyaren sein noch immer nikt in Sikt? Was nützen uns ihre Fahne?" sagte er, auf den ungarischen Wimpel weisend, der neben den deutschen Farben an einem Laternenpfahl inmitten der Barrikade flatterte. „Mit die Fahne allein wir maken keine Sieg! Wenn die Magyaren nikt bald uns schicken eine 'Ilfskorps, wir sein perdü!"

„Die Ungarn können uns nicht im Stiche lassen!" beteuerte Fred. „Durch die Weigerung, deutsche Truppen gegen sie zu entsenden, ist Wien in diese entsetzlichen Wirren gestürzt worden. Die Magyaren sind eine ritterliche Nation, sie werden Treue mit Treue vergelten!"

„Mit schöne Worte kann ik mir nit trösten. Vielleikt tun die Ungarn sich denken: Was geht uns Wien an mit die swarzrot-goldene Fahn? Das ist die Unglück von die Österreik, daß sie keine Volk wollen lassen ihre Nation! Schauen Sie mik an, mit meine vertrakte Sprak! An mir Sie sehen die Beispiel von eine Mann, dem sie 'aben genommen die Vaterland! Ik 'aben müssen fliehen aus die schönen Polenland und leben fast meine ganze Leben in die Fremde. Jetzt ik 'aben fast verlernt die polnische Sprak', aber ein andere Sprak nikt 'aben ordentlich erlernt außer die französische."

„Die Freiheit, um die wir kämpfen," sagte Fred, „wird alle Völker zu Brüdern machen und zu einem großen herrlichen Österreich unter Führung des deutschen Volkes zusammenschließen!"

Der General lachte auf.

„So schauen Ihre Freiheit aus vielleikt", sagte er, das Gespräch abbrechend; „für die polnische Patriot sie 'aben wieder eine ganz andere Gesicht!"

Fred eilte jetzt zu seinen Leuten, in gespannter Erwartung, was sich inzwischen zugetragen haben mochte. Über die Brustwehr lugend, sah er die Häuser am Ausgang der Jägerzeile in Flammen stehen; die Straße selbst war besät mit gefallenen Grenadieren.

„Die Sternbarrikade . . .?"

„Überrannt! Wie die Helden haben sie sich gewehrt, aber die Übermacht war zu groß."

„Die Sternbarrikade überrannt? . . ."

„Kein Mann ist davongekommen! Aber an unserer Barrikade sind sie gescheitert."

Schmerzlich bewegt dachte Fred an seinen Onkel Edi.

Der alte Vinzenz Einberger sagte: „Der Bem macht es genau so, wie wir von der alten Schule es gemacht haben, ich vorgestern am Schmelzerfriedhof und der Erzherzog Karl seinerzeit bei Aspern: Ruhig herankommen lassen und erst im letzten Augenblick feuern. Er hat seine Kanonen und Musketen in der Hand wie ein einziges gut gearbeitetes Taschenterzerol!"

Männer mit der gelben Binde des freiwilligen Samariterdienstes gingen jenseits zwischen den gefallenen Gegnern umher, lasen auf, was sich noch rührte, und hoben manchen schwerverwundeten Soldaten über die Barrikade herein, der mit verglasten Augen um sich sah und sich wundern mochte, daß er Hilfe und Rettung bei den Wienern fand, die seine Offiziere ihm als gottlos, als Auswurf der Menschheit geschildert hatten. Aus der Johanneskirche kam ein Priester im Chorhemd, das Allerheiligste in den Händen. Den Meßnerbuben mit dem Glöcklein voraus, stieg er unbekümmert über die Brustwehr und schritt die Jägerzeile entlang, den Sterbenden, die ihn anriefen oder sehnsüchtig nach ihm aufblickten, das Sakrament zu spenden. Es tat not, daß er rascher arbeitete als sonst, zu viele arme Seelen begehrten noch mit heißem Verlangen nach der Wegzehrung, bevor sie sich entschließen konnten, sich loszureißen und die weite Wanderung anzutreten. Aber so eilig er sein heiliges Amt versah, die meisten mußte er ohne Trost ziehen lassen; denn schon wurde auf dem Praterstern ein Signalschuß gelöst. Die Krankenpfleger flüchteten in die Tore der Häuserzeilen, und auch der Priester war genötigt sich zurückzuziehen. Im nächsten Augenblick gellerten wieder die Bomben mit Klirren und Krachen über das Straßenpflaster.

Die Angreifer hatten sich am Ausgang der Jägerzeile eingenistet, die frühere Sternbarrikade zu ihrer eigenen Deckung notdürftig hergerichtet und schweres Geschütz dahinter angefahren. Die ganze Länge der Straße bis zur Kirchenbarrikade wurde mit Vollkugeln, Granaten und Kartätschen bestrichen. Es war ein rasender Höllenlärm, daß die Häuser zitterten. Aber General Bem saß, einen Stadtplan in der Hand, in den er

Einzeichnungen machte, ruhig auf seinem Feldsessel, als ob die ganze Sache ihn nichts anginge. Er wußte, daß sein Bollwerk fest genug war, dem Bombardement stand zu halten, und wartete auf den Sturm, der diesem folgen würde. Erst als die Beschießung nach einiger Zeit wirklich aussetzte und neue Sturmkolonnen die Jägerzeile heraufzogen, hob er den Kopf und sagte in schrillem Diskant: „Wer mir losschießt, bevor ik kommandieren Feuer, den ik lassen auf'änken!"

So schlug die Kirchenbarrikade Sturm um Sturm zurück und hielt sich vom Morgen bis zum Abend.

Lange, kühle Schatten fielen durch die Jägerzeile, als Ladurner zu Fred sagte: „Hilf m'r von der Barrikad', es ischt m'r schwach."

Fred erschrak über sein Aussehen, er war bleich geworden, der linke Arm hing ihm schlapp herunter, und aus dem Ärmel tropfte Blut.

„Du bist verwundet!"

„Ein Granatsplitterle ischt mir vor einer halben Stund' ins Fleisch gefahren; aber das Laden und Schießen bringt ein T'roler auch mit einer Hand z'wegen."

Fred stützte den Wankenden und führte ihn zum Notspital, das hinter der Johanneskirche eingerichtet war. Am Eingang zum Verbandplatz mußte Fred zurückbleiben, da nur Blessierten der Eintritt gestattet wurde. Eben im Begriffe umzukehren, sah er eine Frau mit leicht verbundener Stirn heraustreten, die eine Patrontasche um die Mitte geschnallt und eine Doppelpistole in der Hand trug. Ein Ausruf des Staunens entrang sich seinen Lippen: „Anna —!"

Sie reichte ihm die Hand. Wie ein Aufleuchten flog es über ihre Züge.

„Bist du es, Fred! Das war alles, was ich mir wünschte: Dich noch einmal zu sehen!"

Sie gingen langsam nebeneinander her, ergriffen und die Augen voll Tränen.

„Du kämpfst für die Freiheit, Anna?" sagte er endlich.

„An der Barrikade dort drüben, gegen die enge Fuhrmannsgasse. Ich hoffte, daß die Kroaten von dieser Seite kommen würden. Aber es ist nicht die Freiheit, für die ich kämpfe, Fred! Nur ein einziges Ziel suchen meine Kugeln . . . ."

„Du denkst an Rache, Anna, in diesem heiligen Kampf? Du setzest dein Leben aufs Spiel — aus Haß?"

„Ich setze mein Leben nicht aufs Spiel. Es weichen mir alle Kugeln aus; sie wollen nichts zu tun haben mit mir, bevor ich mich der Aufgabe nicht entledigt habe, die mir noch zu erfüllen bleibt."

Es befand sich eine Bank auf dem kleinen Grasplatz hinter der Kirche, sie setzte sich und blickte zu ihm auf. Er sah, daß ihr Gesicht noch immer schön war, obgleich Gram und Kummer ihre Spuren darin zurückgelassen hatten. In ihrem großen Auge stand etwas Verklärtes, und unwillkürlich dachte er still bei sich: „Edles Blut! . . ."

„Ich suche nicht die Rache, Fred!" sagte sie langsam den Kopf bewegend; „und ich kämpfe nicht aus Haß. Ich weiß jetzt alles, was man mir früher verheimlichte. Und in gewissem Sinne hat es sogar etwas Tröstliches für mich. Ich kann jetzt ohne Groll an Bela denken. Aber, daß wir beide nicht mehr leben können, das wirst du mit mir fühlen."

„Wer beging die Rohheit, dich einzuweihen?"

„Das war jener ehmalige Leibjäger des Freiherrn. Er hoffte mit meiner Hilfe Geld zu erpressen."

„Der Polizeiagent Pluderer? Der Schurke!"

„Ich bin ihm dankbar dafür. Ich bin jetzt so ruhig und versöhnt! Was kann noch über mich kommen? Was sollte mir noch zustoßen können? Ich fühle mich so frei und wie losgelöst von der Erde. So aufrichtig bereit zu sterben! . . . . Siehst du, das ist meine Freiheit, Fred, die ich mir errungen habe."

Fred weinte.

„Du mußt nicht weinen über mich, Fred!" sagte sie. „Wenn ich im Haß von hinnen müßte, als eine Verschmähte und Getäuschte — das wäre hart. Aber nun darf ich verzeihen. Ich liebe ihn noch, ich liebe ihn! Graut dir vor mir? Ich liebe ihn! Das ist mein Glück, und das ist meine Schuld! Nun fühlst du doch, Fred, daß wir beide sterben müssen?"

Fred konnte nichts erwidern, er schluchzte, als ob ihm das Herz brechen sollte.

„Willst du mir noch etwas versprechen, Fred?" fragte sie.

Er nickte und war unfähig etwas zu sagen.

„Du bist mir immer ein treuer und guter Freund gewesen, Fred! Das eine sollst du mir noch versprechen — gerade du! Es ist leicht möglich, daß ich ihn nicht finde. Viel eher kann es der Zufall wollen, daß er dir entgegentritt, an irgend einem Punkte der Stadt, an der Spitze seiner Kroaten. Dann tu'

mir die Liebe und vergönn ihm dein Blei. Aber ziel' gut, daß er nicht leidet! Hörst du, Fred? Ziel' gut!.... Willst du mir das versprechen?"

Fred zögerte und stand wie vernichtet.

„Die letzte Liebe, Fred, um die dich Anna bittet.... Weißt du noch, wie wir zusammen auf der Himmelswiese saßen?.... Die letzte, allerletzte Bitte, Fred!"

Da streckte er ihr seine Hand hin. Sie schlug ein.

„Ich danke dir! Leb wohl für immer!"

Und sie eilte von ihm in der Richtung gegen die Fuhrmannsgasse. Fred blieb auf der Bank sitzen, er wußte nicht wie lange. Die Dämmerung sank nieder. Plötzlich schreckten gellende Trompetenstöße ihn auf. Sich seiner Pflicht erinnernd faßte er die Muskete und lief gegen die Jägerzeile. Da wogte der Straßenkampf, die Kirchenbarrikade war gefallen. Ein Knäuel von Menschen wälzte sich nach dem Donaukanal. Fechtend zog die tapfere Schar Bems sich gegen die Ferdinandsbrücke, aber aus allen Seitengassen stürmte der Feind. Mitten auf der Brücke sah Fred plötzlich den alten Vinzenz, den Austerlitzer, neben sich im Halbdunkel. Der half eine Kanone schieben.

„Den Achtzehnpfünder haben wir gerettet," sagte er mit Genugtuung. „Es ist eine ehrenvolle Retirade!"

Und da tauchte auch Ladurner wieder auf, den linken Arm in der Schlinge. Der erzählte ihm, daß schon am Nachmittag der Bezirk Landstraße gefallen sei, wie man jetzt erfahre; dadurch sei es dem Feinde möglich geworden, der Kirchenbarrikade auf dem Weg über die Weißgärber-Vorstadt in die Flanke und in den Rücken zu fallen.

„Von vorn hätte die Festung nicht einmal der Napoleon genommen!" sagte Vinzenz Einberger. „Von hinten — da ist es freilich keine Hexerei!"

„Wir besetzen die Biberbastei!" rief Ladurner. „Die innere Stadt ischt noch lange niacht verloren!"

Flüchtende Bevölkerung mit Mobilen, Garden und Legionären untermischt, drängte über die Brücke und zum Rotenturmtor hinein. Die ganze Leopoldstadt befand sich bereits in den Händen der Kaiserlichen, die indessen am Donaukanal Halt machten und die Verfolgung nicht aufs rechte Ufer fortsetzten.

In der Menschenmenge, die sich in der Auffahrt ober dem Tor staute, gewahrte Fred den General Bem, der zu

Pferde saß. Er eilte auf ihn zu und fragte, wo die Mannschaft sich sammeln solle?

„Gar nikts sammeln!“ versetzte der General. „Musketen in Donau schmeißen, Uniform verbrennen, Angströhren aufsetzen!“

„Die innere Stadt kann sich noch lange halten, die Basteien sind sturmfrei! Sie werden uns jetzt nicht im Stiche lassen, General?“

„Die Stadt sein nikt länger zu 'alten — da kann die General Bem auch nikts maken. Die Ungarn 'aben lassen stecken Wien in die Dreck, jetzt sein es zu spät, und jede Widerstand eine Wahnsinn. Die General Bem sein eine Stratege und keine Phantast, sie müssen schauen, daß die Windischgrätz sie nikt tun auf'änken, weil die polnische Vaterland noch werden brauchen die General Bem!“

Er gab dem Pferd die Schenkel und ritt die Rotenturmstraße hinauf, so rasch das Gedränge es erlaubte.

Fred bemerkte, daß die Häuser am linken Ufer des Donaukanals vom Feind besetzt wurden. Er billigte Ladurners Vorschlag, sich auf der Biberbastei zu sammeln, die knapp ans rechte Ufer vorgeschoben war. Sie lag nur einen Steinwurf vom Rotenturmtor entfernt und beherrschte die Ferdinandsbrücke. Als er sie erreichte, hatte sich bereits eine Handvoll Mobiler unter Führung Ladurners daselbst eingefunden, während der alte Vinzenz mit einem Häuflein Entschlossener daran arbeitete, den von der Kirchenbarrikade mitgenommenen Achtzehnpfünder heraufzuschaffen. Alle waren sie einig darin, daß die Ferdinandsbrücke nicht preisgegeben werden dürfe und die innere Stadt gehalten werden müsse.

„Der Bem läßt uns sitzen,“ sagte Fred. „Er sucht das Weite und bringt sich in Sicherheit.“

„Pfuitausend!“ machte Ladurner. „Polaken und Magyaren — gehört alles in einen Topf.“

„Und hält man uns die Treue nicht, so wollen wir sie doch der Freiheit halten!“ ....

In der Nacht, als Fred in seinen Mantel gewickelt lag und vergeblich Schlaf ersehnte für sein gemartertes Herz, da sah er den Himmel wie eine riesige rotglühende Halbkugel sich über der Biberbastei wölben: Es loderte rings um den äußeren Umkreis der Stadt ein Kranz lohender Brände.

* * *

Mießrigel ging um: Ob man wisse, daß der Messenhauser dem Volk schon wieder ein großes Fest gegeben habe? Die Leute wunderten sich.

„Ein Mani-Fest nämlich," sagte er lachend.

An Manifesten und hochklingenden Proklamationen ließ es Messenhauser in der Tat nicht fehlen. Aber Mießrigel hatte sich diesmal mit fremden Federn geschmückt, was sonst seine Gewohnheit nicht war; in der innern Stadt ging es jetzt so wirbelig zu wie in der Welt vor dem ersten Schöpfungstage, da vertrocknete sogar ihm bisweilen der Witz. Das schwache Bonmot stammte eigentlich von Prinz Schöps, dem Seidenmakler, der sich sogleich von seiner Cholera erholt hatte, als die Kaiserlichen in Schottenfeld und Mariahilf einmarschierten. Für die Vorstädte war der Krieg zu Ende. An demselben Abend, an dem die Kirchenbarrikade in der Leopoldstadt gefallen war, oder schon am Nachmittage selbst, hatten die Kaiserlichen einige der südlichen Linien im Sturm genommen und die betreffenden Bezirke besetzt. Da sahen auch die westlichen und nördlichen Vorstädte in ihrer harten Bedrängnis die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes ein, zogen die weiße Fahne auf den Linienwällen auf und kündigten durch ihre Bezirksvorsteher eine nach der andern ihre Bereitwilligkeit an, die Waffen abzuliefern und sich bedingungslos zu unterwerfen.

„Eigentlich bin ich froh, daß die Metten ein End' hat," sagte der Muschir. „Wenn die Bürger hinter der Trommel laufen und auf einmal Bombardiere werden wollen — das sind schließlich doch nur Extremitäten!"

Mit einem gewissen Argwohn wartete er darauf, ob die Seressaner jetzt kommen würden, sein Haus zu plündern. Man hörte viel von argen Ausschreitungen des Militärs erzählen, aber die Gerüchte wurden wohl übertrieben. Dem „Goldenen Stuck" geschah gar nichts, es ließ sich kein Soldat auch nur blicken.

„Die kaiserliche Armee bleibt halt doch die kaiserliche Armee!" meinte der Muschir. „Zuchtlosigkeit hat man ihr nie nachsagen können. Ich weiß nicht, warum die Leut' so dumm daher geredet haben? Sicherer als früher haben wir es jetzt!"

„Aber eine Ungesetzlichkeit ist es doch," sagte Poldi fest. „Ein Gewaltstreich über die Köpfe des Ministeriums und des Reichstages hinweg."

Er hatte ebenso wie alle andern seine Waffen im Gemeindehause abliefern müssen. Aber er bereute es nicht, sie ergriffen zu haben.

„Wir sind unterlegen, aber es war unsere Pflicht, daß wir nicht ohne Kampf unterlagen. Die Konstitution ist unser gutes verbrieftes Recht. Und ich muß schon sagen, ohne gewisse freiheitliche Einrichtungen, in vernünftigen Grenzen natürlich, kann ich mir ein gesundes Gemeinwesen heute wirklich nicht mehr vorstellen."

„Mein Gott, diese ewige Konstitution — fängst du auch damit an?" eiferte der Muschir. „Hat uns die Konstitution vielleicht zur Freiheit verholfen? Ich wär' froh, wenn der Metternich wieder da wär' und wir endlich Ruh' hätten! Schöne Freiheit das, wenn sie es machen wie mit dem Edi, daß sie einen aus dem Hause holen und unter die Mobilen stecken!"

„Wenn man nur endlich in die innere Stadt könnte," sagte Poldi bekümmert, „daß wir über Fred und Onkel Edi etwas erführen! Aber es heißt, die Ganzscharfen hoffen noch immer auf das Eintreffen der Ungarn. Sie wollen es auf einen Kampf um die Stadttore und Basteien ankommen lassen, obgleich sogar Messenhauser selbst für die Kapitulation sein soll .... Geschehe was immer — wir haben uns unterworfen, die Pflicht ruft uns zur Arbeit zurück. Ich will die Zeit nützen und die Fabrik in Braunhirschen wieder einräumen lassen ..."

Die Tore der inneren Stadt waren verrammelt, niemand wußte recht, was dahinter vorging. Fürst Windischgrätz hatte achtundvierzigstündige Waffenruhe gewährt, um den leitenden Männern Gelegenheit zu bieten, sich zu beraten und ihre Entscheidung zu treffen. Die Hauptmasse des Heeres lag beobachtend um den Außengürtel des Linienwalles herum.

Am Morgen des vorletzten Oktober hatte sich Sturz bei Fred und Ladurner auf der Biberbastei eingefunden. Es fiel ihnen sogleich sein seltsames Gehaben auf; wie verstört und verloren blickte er um sich, sah die Herbstsonne auf den roten Ziegelmauern der Bastionen liegen und am linken Ufer des Donaukanals die Schanzen um die Brücke herum, mit schwerem Geschütz armiert, das gegen die Stadt drohte, und die lange Vorpostenkette des Feindes den Lauf des Wassers entlang, so weit das Auge reichte. Er faltete die Hände zusammen, als ob er

sich wunderte, daß er dies alles sah, er ließ sich auf die Lafette des Achtzehnpfünders nieder, schlug sich vor die Stirn und starrte wie ein Verzweifelnder auf den grauen Kies, der den Boden bedeckte. Jetzt fingen sie zu ahnen an, was es zu bedeuten hätte, bis er endlich seine Sprache fand, es ihnen in Worten zu sagen: Die Kapitulation war so gut wie beschlossene Sache! Das also sollte das Ende sein? Kapitulation —! Waren denn die Verpflegsmagazine nicht gefüllt, daß man sich gut noch eine Woche hätte halten können? Lag denn das Eintreffen des ungarischen Entsatzheeres nicht immer noch im Bereich der Möglichkeit? Und dennoch Kapitulation —? Dafür also die Arbeit, Not und Gefahr? Dafür die Ströme vergossenen Bluts?

Und Messenhauser — was sagte der dazu?

„Er verkündet in einem pompös stilisierten Manifest, die Munition sei ausgegangen," berichtete Sturz schäumend vor Wut ... „Mußte er das nicht früher wissen, wenn es wahr wäre? War es nicht gewissenlos, uns den verhängnisvollen Kampf überhaupt aufnehmen zu lassen — wenn es wahr wäre? Und sind nicht die Tausende von Leichen, die das Straßenpflaster decken, leichtsinnig hingeopfert — wenn es wirklich wahr wäre? Aber es ist nicht wahr, ich bin sicher, daß es erlogen ist! Es steckt nichts als seine Feigheit dahinter, die uns jetzt klein kriegen möchte, damit wir nicht mehr an Widerstand denken sollen!"

Und der Reichstag? Der Gemeinderat?

Der Reichstag war vom Kaiser vertagt und für halben November nach Kremsier in Mähren einberufen; die Gemeinderats-Deputation aber, die dem Fürsten die Unterwerfung der Stadt ankündigen sollte, vielleicht in dieser Stunde schon in Hetzendorf eingetroffen.

Sie konnten noch immer nicht recht daran glauben.

„Also wirklich Kapitulation? Volle, unbedingte Unterwerfung?"

„Bedingungslose Unterwerfung!"

„Auch die Legion ans Messer geliefert, die durch wiederholte kaiserliche Erklärungen ausdrücklich in ihrem Bestande garantiert ist?"

„Auch die Legion!"

Bitter lachte Sturz auf.

„Diese Rotzbubenwirtschaft müsse ein Ende nehmen, soll

der Fürst einer Abordnung geantwortet haben, die um freien Abzug für die Legion bat."

„Aber die Nationalgarde, die Korps der Mobilen, die Aula — die können sich doch nicht willenlos den Bedingungen des Fürsten unterwerfen?" rief Fred mit blutendem Herzen.

„Ihre Vertrauensmänner haben in einer Versammlung, in der sie beinahe handgemein miteinander geworden wären, sich schließlich mit großer Mehrheit für die Unterwerfung entschieden."

„Und das Studentenkomitee?"

„Hat sich aufgelöst."

Schlag auf Schlag wie die Botschaften Hiobs waren die Antworten aus Sturzens Munde gekommen. Trostlos saßen die Freunde beisammen. Unter solchen Umständen wäre es freilich Wahnsinn gewesen, noch länger an Widerstand zu denken! . . .

Gegen Mittag, als Sturz sich entfernt hatte und auch Ladurner weggegangen war, ihn zu begleiten und nähere Weisungen einzuholen, sah Fred, von der Brustwehr der Biberbastei auslugend, Ohm Schinackel durch das Roteturmtor gehen, der Umschau hielt. Er rief ihn an und winkte ihm zu, heraufzukommen. Schinackel war außer sich vor Freude, als er ihn gewahrte, und galoppierte nur so.

„Da bist du, Herzensjunge, und wohlbehalten, wie ich sehe!"

Er schloß ihn in seine Arme und drückte ihn an sich. Fred berichtete, daß Onkel Edi auf der Sternbarrikade gefallen sei. Betrübt horchte Schinackel auf.

„Ich hätte mein Plänchen mit ihm gehabt," sagte er enttäuscht, „nun kommt es zu spät. Ich wollte Edi bereden, mit uns nach Amerika zu kommen. Dort hätte er, wenn schon nicht ordentlich arbeiten, wenigstens sich ordentlich amüsieren gelernt; er hat das eine so wenig verstanden wie das andere."

„Denkt ihr denn wirklich an Amerika?" wunderte sich Fred.

„Der Reichstag ist vertagt. Es kehren sich zwar viele nicht daran und halten noch immer Sitzungen. Aber dabei tu' ich nicht mit, ich stehe auf legalem Boden."

„Was sagt Tante Susann dazu?"

„Sie hat keine Zeit mehr, etwas zu sagen, sie packt die Koffer."

„Du bist aber doch noch immer Deputierter?"

„Dem Namen nach, wenigstens können sie mir nichts

anhaben; aber nach Kremsier gehe ich ihnen nicht in die Falle. Lieber gleich nach Amerika! . . . Übrigens ist es Zeit, Junge, daß du die Waffen ablegst und deine Mobilen heimschickst. Die Kapitulation dürfte bereits rechtskräftig geworden sein."

„Ich warte nur noch die Weisungen ab, die Ladurner bringt," sagte Fred traurig.

„Das ist garnicht notwendig. In der ganzen Stadt liegen die Waffen umher, wie die Leute sie weggeschmissen haben. Man sieht fast keine Uniform mehr — nichts als Angströhren. Auf der Aula keine Seele, nur schweigsame Berge übereinander geworfener Musketen. Na — gräme dich nicht, Junge. Eure Aufgabe habt ihr deswegen doch erfüllt. Es wird eine Zeit kommen — sagen wir in zwanzig Jahren — wo man sich an die Ideen der Achtundvierziger wieder erinnern wird. Dann steigen sie wie der Phönix aus der Asche, verjüngt und auch ein bißchen besser frisiert vielleicht, und man wird euch danken, daß ihr doch so eine Art Grundstein gelegt habt. Bis dahin freilich — ade Freiheit! Es muß eben alles seine Entwicklung haben . . . . Du erlebst es noch, Fred, bei mir ist es zweifelhaft. Leb wohl!"

Die Tränen standen ihnen beiden in den Augen, als sie sich zum Abschied küßten.

„In dem einen bleib dir treu, Fredl," sagte Schinackel noch: „Wenn du überzeugt bist, daß die Nachtigallen nicht am Tage singen, so weigere dich es nachzuplappern, und wenn es hundertmal gedruckt steht!"

Um die erste Nachmittagsstunde kam Ladurner aus der Richtung der Dominikanerbastei gelaufen. Fred sah ihn schon von weitem, mit fliegendem Haar, den Stürmer hoch in der Luft schwingend: „Die Ungarn kommen!"

Ach — wer konnte daran glauben? Man war an falsche Gerüchte gewöhnt. Wie oft hatte es geheißen, die Ungarn seien im Anmarsch!

Aber nein, diesmal war es keine Täuschung. Atemlos stieß Ladurner hervor: „Man sieht sie vom Stephansturm! Ganz deutlich! Ein ganzes Heer! Eine große Armee! Die Vortruppen marschieren von Schwechat heran!"

Fred übergab das Kommando dem alten Vinzenz Einberger, sie liefen, was sie laufen konnten, die Bastei entlang, die Rotenturmstraße hinauf. In den Straßen war alles auf den Beinen: „Die Ungarn kommen! Die Ungarn kommen!"

Vom Lichtensteg bog ein bewaffneter Volkshaufe in den Haarmarkt ein: „Eljen Kossuth! Eljen die Magyaren!“

Aus allen Häusern stürzten Nationalgarden, die auf einmal ihre Waffen wieder gefunden hatten. Schon wimmelte es neuerdings von Uniformen auf dem Stephansplatz. In den Gassen gegen den Donaukanal wurde bereits daran gearbeitet, die halb abgetragenen Barrikaden wieder aufzubauen. Fred und Ladurner eilten um den Dom herum gegen den Turm, an dessen Fuß eine aufgeregte Menschenmenge sich drängte. Vom Baugerüst unter der Spitze des Turmes sah man deutsche und ungarische Fahnen schwenken, um Zeichen zu geben und die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die Menge fieberte vor Ungeduld, die uniformierten Garden, die den Aufgang bewachten, hatten harte Arbeit die Leute zurückzuhalten, die Miene machten, die enge Pforte zu stürmen, um selbst auf den Turm zu steigen und den Anmarsch der Ungarn mit eigenen Augen zu sehen. Leb Pinkas, den während des Kampfes niemand erblickt hatte, war auf einmal wieder da, warf die Arme in die Luft und hielt Ansprachen an die Proletarier.

Ein Legionär trat aus der Turmpforte und schwang einen Zettel in der Hand. Sogleich erhob sich Zischen, und lautlose Stille trat ein. Mit weithintönender Stimme las der Legionär: „Vom Stephansturm! Man sieht deutlich ein Gefecht hinter Kaiser-Ebersdorf. Die Kanonenblitze sind so gut zu erkennen, daß wir die Anzahl der Batterien fast danach beurteilen können. Bis jetzt scheinen die Ungarn im siegreichen Vorschreiten begriffen zu sein. Im Fall ein geschlagenes Heer sich den Mauern der Stadt nähern sollte, so wird es Pflicht aller Wehrkörper sein, sich auch ohne Kommando unter das Gewehr zu stellen! Messenhauser.“

Ein unbeschreiblicher Jubel brauste durch die Menge. Alles lief auseinander, zu den Waffen rufend und die Botschaft durch die Stadt verbreitend. Bewaffnete Trupps zogen gegen die Basteien, die Bürgerartillerie requirierte Bespannung, das Rasseln der Alarmtrommel ging durch die Straßen. Fenneberg stürzte aus der Turmpforte und eilte auf die Legionäre zu, die sich mit Fred und Ladurner um Sturz gesammelt hatten.

„Man kann vom Turme beobachten, wie große Militärabteilungen und ganze Batterien die Vorstädte räumen und sich in der Richtung gegen Inzersdorf in Bewegung setzen.

Jetzt wäre der Augenblick gekommen, einen begeisterten Ausfall zu machen und den Feind zu einem Kampf mit zwei Fronten zu zwingen!"

„Es muß auch geschehen, es muß sofort geschehen!" schrie Tauß, von Kampfwut glühend. „Sagen Sie dem Messenhauser, daß wir uns zum Ausfall rüsten!"

„Mein Gott, der Messenhauser —!" lachte Fenneberg auf. „Was heißt das: Die Wehrkörper sollen sich auch ohne Kommando unter das Gewehr stellen? Das heißt: Wasch mir den Pelz und mach mich nicht naß!"

Alles schrie durcheinander: „Übernehmen Sie den Oberbefehl! Führen Sie uns! Setzen wir den Messenhauser gefangen! Der Messenhauser ist ein Verräter! Er spielt doppeltes Spiel! Umzingeln wir den Turm! Fenneberg ist unser Kommandant!"

„Es müßte erst die Zustimmung des Gemeinderates eingeholt werden," suchte Fenneberg, nun selbst zögernd, zu beschwichtigen. „Einstweilen bitte ich die Herren Legionäre: Eilen Sie an die Ihnen anvertrauten Punkte, sammeln Sie die Mobilen, die unter Ihrem Befehl stehen, und halten Sie sich bereit!"

Fred verließ sofort den Domplatz und eilte gegen die Biberbastei. An der Ecke der Bischofsgasse sah er den alten Herrn Beywald stehen, der wollte ihn aufhalten und rief ihm zu: „Fred! Junge! Mach keine Torheiten! Die Kapitulation ist abgeschlossen!"

Aber er hörte nicht auf ihn und stürmte weiter. Auf der Biberbastei angelangt, hieß er sein Häuflein Mobiler sich fertig machen und unters Gewehr treten. Bald standen die Leute bereit. Jetzt bedurfte es nur noch einer Weisung. Weshalb wurde ewig kein Befehl zu einem allgemeinen Angriff gegeben? Warum ließ man die Magyaren im Stich? .... In aufreibender Ungewißheit verstrich Stunde um Stunde, ohne daß der ersehnte Befehl eintraf. Gegen Abend erschien Mießrigel. Ob er wisse, was vorgehe? fragte Fred ihm entgegen.

„Der Messenhauser hat schon wieder ein Fest gegeben, ein Mani-Fest nämlich: Die Ungarn sollen nicht gesiegt haben, steht darin. Seit drei Uhr sieht man nichts mehr von einer Fortsetzung des Kampfes. Aber Wenzel Cäsar hat sich ein paar Stunden lang nicht getraut, es zu sagen."

Fred hieß seine Mobilen abtreten und sichs bequem machen.

„Ja siehst du," sagte Mießrigel, „die Magyaren, die werden es halt auch nur so ein bissel probiert haben. Sie sind mit der kaiserlichen Armee selbst noch auf eine große Ecossaise engagiert, die eine Menge Touren haben wird, da wollen sie sich nicht vorzeitig müde machen ...."

Fred saß auf der Lafette und schwieg.

„Gehen wir heim, Bruderherz, und legen wir uns schlafen! Schließlich bleibt es sich ja ganz gleich, ob der Windischgrätz uns tyrannisiert, oder der Pöbel. Wir wissen es jetzt endlich, daß die Freiheit nicht einmal eine geschminkte Dirne ist, mit der man sich allenfalls eine halbe Stunde unterhalten könnte; sie ist bloß ein Kleiderstock, auf dem ein incroyables Theaterkostüm hängt und eine bemalte Larve aus Pappe statt des Kopfes. Aber dahin kommt man schließlich, siehst du, wenn man eine sogenannte Überzeugung hat! Die Überzeugung ist wie die Liebe, sie machen beide dumm, und man wird kapabel, sich in einen Kleiderstock zu vernarren! ...."

Noch immer gab Fred keine Antwort. Er barg die Augen in der aufgestützten Hand und verharrte stumm und schweigend. Es dämmerte der frühe Herbstabend, und aus dem traurig ziehenden Wasser des Donauarmes stieg leise die Dunkelheit auf. Ab und zu fiel ein Schuß: Ein kleines Geplänkel zwischen den Basteien und den Grenadieren und Kroaten, die in den Häusern am linken Ufer hinter verbarrikadierten Fenstern lagen. Aus der Stadt drang Lärm und Geschrei herüber, von herumziehenden Mobilen oder aufgeregten Volksmassen ....

„Jetzt fressen sich die Freiheitswölfe gegenseitig auf," sagte Mießrigel belustigt.

* * *

Spät Nachts war Ladurner auf die Biberbastei zurückgekehrt; der erzählte, Fenneberg sei jetzt Kommandant und Messenhauser nur mit genauer Not der Volksjustiz entgangen.

„Worauf hoffen wir noch?" fragte Fred.

„Auf einen neuerlichen Vorstoß des magyarischen Entsatzheeres," sagte Ladurner, wickelte sich in seinen Mantel und legte sich hin.

Fred konnte erst gegen Morgen Schlaf finden, war aber wieder wach, kaum daß es dämmerte. Er fror entsetzlich und

erhob sich, um ein wenig auf und nieder zu gehen, und trat schließlich an die Brüstung, nach dem Feinde auszulugen. Da stand schon der alte Vinzenz und wachte. Es fing langsam an hell zu werden, aber der Nebel verhüllte das jenseitige Ufer. Grau und trübe zog das Wasser des Stromes unter den Mauern der Biberbastei dahin . . .

„Jetzt kanns uns schlecht gehn, junger Herr!" sagte der Alte. „Am Ende haben wir uns halt doch geirrt — daß es die verkehrte Seiten ist, auf der wir stehn?"

„Geht euch die Courage aus, Held von Austerlitz?"

„An Courage hat es mir sonst nicht gefehlt, junger Herr! Bin oft genug im Kugelregen gestanden, hab' sogar einen Granatsplitter da hereingekriegt, in den Fuß!" Er zeigte die Stelle, wie er es so gerne tat . . . „Aber was hat einem damals passieren können?" sagte er. „Erschossen werden halt, für Kaiser und Vaterland, das war alles. Wie es aber jetzt steht, junger Herr, jetzt können wir uns noch den Galgen verdienen auch! Denn immer mehr zimbt es mich, da drüben auf der andern Seiten, da kunnten nicht bloß die Seressaner stehen und die Kumpanerilla — es kunnt' am End' doch auch der Kaiser selbst dabei sein?"

„Wenn du deiner Sache nicht sicher bist, dann geh deiner Wege!" herrschte Fred ihn an.

„Gehn tu' ich nicht! Ich halt' bei Ihnen aus! Sie werden schon wissen, wo die rechte Seiten ist, und wo Sie stehn, da gehört auch der alte Vinzenz hin. Denn Ihrem Urgroßvater selig, den sie den blauen Guguck geheißen haben, dem vergeß' ich es nicht, was er mir für ein guter Herr war . . . Es ist mir auch garnicht um meinen alten Kopf," sagte er bekümmert; „aber um Ihnen ist mir bang, junger Herr! Es wird nicht mehr viel Ehr' aufzuheben sein in diesem Krieg."

„Ich kämpfe um keine Ziele mehr," sagte Fred. „Ich kämpfe noch, weil es Männern ziemt, ihrer Sache die Treue zu halten, auch wenn der Erfolg sich von ihr gewendet hat."

Das Morgendämmern wich allmählich einem trostlos gelbgrauen Zwielicht. Ein feiner, scharfer Regen begann zu fallen und sprenkelte die Oberfläche des graubraunen Wassers, das eintönig rauschend unten vorüberfloß. Vor einem Pfahl, der zum Befestigen von Zillen und Flößen dienen mochte, bäumte sich eine kräftige Stauwelle, und dahinter spielten die heftiger abwärts schießenden Fluten mit einem unbestimmten Gegenstande,

der dahintreibend sich am Pfahle verfangen zu haben und hängen geblieben zu sein schien. Bald war er vom Wasser gänzlich bedeckt, bald tauchte da und dort etwas Dunkles empor wie ein bewegtes Kleid, oder ein heller Schein wie von einem menschlichen Antlitz. Eine bange Ahnung kam über Fred. Vinzenz und noch einen Mobilen mit sich nehmend, eilte er hinab, es gelang ihm, sich im Schutze des Nebels über eine Plätte, die angebunden an der Landungsstelle lag, der Leiche zu nähern — da erkannte er, daß es Anna war. Ihrer gemeinsamen Arbeit gelang es, den triefenden Körper zu bergen. Still trugen sie ihre Last die Bastei empor und betteten sie in den Kies.

Ladurner war weggegangen, Erkundigungen im Hauptquartier einzuziehen. Scheu standen die Proletarier um die Leiche des schönen jungen Weibes, an deren Seite Fred auf dem Boden kauerte, ihre Hand in der seinigen haltend und seinen Blick wie entgeistet auf ihr stumm und friedlich gewordenes Antlitz gerichtet ....

Knapp hinter der Bastei befand sich ein ärarischer Schuppen, der allerhand Material enthielt. Fred ließ Bretter und Balken herbeitragen und befahl ein Gerüst aufzuführen, übermannshoch und fest gefügt wie ein Katafalk. Die Leute begriffen nicht recht, was er damit beabsichtigen mochte; aber sie erfüllten eifrig, was er sie hieß, weil sie ihm anhänglich waren und seinen Schmerz ehrten, und arbeiteten den ganzen Vormittag im Schweiße ihres Angesichts, die Balken ineinander zu fügen und das Gerüst nach allen Regeln der Kunst zu zimmern.

Als der Aufbau hoch genug gediehen war, ließ Fred ein mächtiges schwarz-rot-goldenes Banner, das sich im Schuppen fand, über den Holzstoß breiten und die Leiche Annas oben darauf betten. Der Vinzenz brachte einen ganzen Arm voll Blumentöpfe mit bunt blühenden Astern herbei, die er an einem Fenster in der Nähe erspäht und für sich erbettelt hatte. Fred entledigte sich seines Legionärmantels und deckte ihn über den Körper des Mädchens, daß nur die Brust, der schlanke weiße Hals und das ruhige, edelgeschnittene Antlitz frei blieben, das auf der schweren Last des aufgelösten dunklen Haares ruhte. Und dann stellten sie die Blumen rings um sie her, besonders zuhäupten, daß sie wie von einem blühenden Kranze davon umgeben war.

Da lag sie nun auf dem Paradebette der Revolution, und Fred stellte eine Ehrenwache vor den Katafalk. Er ließ alle Pechkränze, die sich in dem Materialschuppen fanden, unter dem Gerüste häufen und seine Mannschaft unters Gewehr treten. Und als auf sein Geheiß die Trommel ihr dumpfes Trauerlied anstimmte, da trat er mit einer Fackel in der Hand an den Scheiterhaufen heran, blickte Anna noch einmal Abschied nehmend ins Antlitz und warf den Feuerbrand in die aufgehäuften Pechkränze. Blauer Rauch stieg rings um die Leiche auf, und liebkosende Flammenzungen umschmeichelten sie, die wie eine Brünhilde inmitten der Lohe schlafend lag. Feuergarben schossen aus der Tiefe des Katafalkes auf und leckten gierig an den Seiten hinan und schlugen schließlich hochauflodernd über der Leiche zusammen. Noch immer sah man durch den Schleier der Flammen die stille, friedliche Gestalt unverändert zwischen den Blumen ruhen . . . .

Da kam Ladurner plötzlich auf den Platz gestürzt: „Die Stadt ist bedroht! Die kaiserlichen Truppen stehen auf dem Burgglacis! Man will ihnen die Tore öffnen!“

Sogleich schloß Fred sich ihm an, sie eilten in der Richtung gegen die innere Stadt, die Mobilen folgten im Laufschritt. Die ganze Brigade Karger, berichtete Ladurner mit fliegendem Atem, stehe wie zur Parade vor den kaiserlichen Stallungen aufmarschiert, an der Casa piccola sei eine Batterie von zehn Zwölfpfündern aufgefahren und mache Miene, die Stadt zu beschießen!

Auf dem Stephansplatz stießen sie auf ein Handgemenge. Eine Abteilung Nationalgarde trug eine schwarz-gelbe Fahne, um sie auf dem Turme zu hissen. Ein Haufen Mobiler wollte sie daran hindern, sie kämpften miteinander und beschossen sich gegenseitig.

Fred und Ladurner eilten vorbei, inmitten von Garden, Mobilen und Legionären, die sich über den Graben und Kohlmarkt gegen die Hofburg wälzten. Als sie über den Paradeplatz liefen, sahen sie, wie ein Volkshaufe das Burgtor, das bereits geöffnet war, zuschlug und neuerdings verrammelte. Von der Burgbastei wehte eine weiße Fahne, sie wurde heruntergerissen und mit Füßen getreten. Ein kleiner Trupp Legionäre hatte sich zusammengefunden. Außer Fred und Ladurner befand sich auch Tauß und Sturz darunter. Auf der Höhe

der Löwelbastei angelangt, sahen sie an der Lisière der gegenüberliegenden Vorstädte das ganze Glacis entlang die kaiserlichen Truppen aufmarschiert. Das Schließen des Tores, das Verschwinden der Friedensfahne war drüben sogleich verstanden worden, und die Kanonen krachten. Sie warfen sich hinter der Brustwehr zu Boden und suchten Deckung. Ihr Musketenfeuer wurde übertönt durch das Brüllen der an der Casa piccola und vor den kaiserlichen Stallungen aufgefahrenen Batterien, die ohne Unterlaß Bomben, Vollkugeln, Schrapnells und Raketen gegen die Stadt warfen. Es war kein einzelner Schuß mehr zu unterscheiden, wie von einem ununterbrochenen Einschlagen des Blitzes schütterte die Erde.

Der alte Vinzenz Einberger legte sich hinter einem Schanzkorb aus, schoß und sagte zu Fred: „Fast genau an der Stelle, wo die jetzt stehen, haben auch die Franzosen anno neun ihre Batterien aufgefahren. Und früher schon die Türken, hab' ich mir sagen lassen. Aber so gewütet gegen die innere Stadt haben die Türken und die Franzosen nicht, wie es jetzt die Kaiserlichen tun. Wenn nur auch das Recht auf unserer Seite ist wie damals!"

„Gott allein weiß es!" sagte Fred, zielte und schoß.

„Wenn der heilige Petrus an der Himmelstür am End' Geschichten macht," sagte Vinzenz ladend, „so beicht' ich ihm halt alles, wie es war. Dann wird der heilige Petrus ein Einsehen haben und wird sagen: Komm nur einer, alter Vinzenz! In dem Durcheinander da unten, da haben sich Gescheitere, als du bist, nicht aus'kennt!"

Eine Granate fiel mit hartem Geklirr auf die Brustwehr und platzte. Der Vinzenz sank zurück und rührte sich nicht mehr. Fred strich ihm mit der Hand die Stirn herunter. Er fühlte fast keinen einzelnen Schmerz mehr, so wie man keinen einzelnen Schuß mehr hörte. Aber um diese treue Seele war ihm doch weh.

„Gott befohlen, alter Vinzenz!"

An vielen Punkten der Stadt sah man Rauchsäulen aufsteigen, von Häusern, die in Brand geschossen waren. Vom Stephansturm flatterte eine weiße Fahne. Die Kanonade dauerte fort, nun schon in die dritte Stunde hinein. Jetzt wurde mit Vollkugeln gegen die Torflügel des Burgtors gedonnert. Es war, als ob man mit Äxten dagegen schlüge, man hörte das Holz krachen und brechen. Da wandten viele

sich zur Flucht, die Scharen der Verteidiger begannen sich zu lichten. Wo der Basteienweg über den Portikus des Burgtors hinwegführte, fehlte es jetzt an Mannschaft. Es war die gefährlichste Stelle, weil die Versuche, die Torflügel einzuschießen, die Verteidiger doppelt gefährdeten, die über dem Tor auf der Bastei standen.

„Dort ist unser Platz!" rief Sturz auf das gefährdete Burgtor weisend.

Sie sammelten sich, und in geschlossener Reihe marschierte der letzte Rest der akademischen Legion von der Bastei auf die in gleicher Höhe gelegene Krönung des Torbaues hinüber. Ladurners mächtige Stimme war noch zum Singen aufgelegt, er legte los, und begeistert stimmten sie ein in den feierlichen Weihegesang, in den sie ihr Leben verklingen zu lassen bereit waren:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!
Magst du dich nicht zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?"

Jetzt flog unten, während bereits der Abend sich ankündigte, eine rote Wolke heran. Ein aufgelöstes Bataillon ging vor und lief Sturm gegen das eingeschossene Tor. Seressaner waren es in ihren brennroten, im Winde flatternden Mänteln. Mit wüstem Geschrei, wie eine wilde Horde von Drahtbindern, liefen sie näher. Fred gewahrte einen kaiserlichen Offizier, der mit flacher Klinge auf den Rücken seiner Leute drosch, um sie vorwärts zu treiben, wenn sie vor dem Musketenfeuer zurückweichen wollten, das sie empfing. Er richtete sich auf. Er erkannte den Leutnant Baron Auenwald. Hoch reckte er sich empor. Er stand frei, ohne jede Deckung, den feindlichen Geschossen ausgesetzt. Langsam legte er seine Muskete an die Wange, er zielte gut, mit Anspannung aller Sinne — gerade auf den hätte er lieber nicht schießen mögen! Der Schuß krachte ....

Eine halbe Stunde später flüchteten die letzten Kämpfer, Proletarier und Studenten, über den Burghof in die innere Stadt. Keine dreißig Mann waren es mehr, die mit hallenden Schritten durch die völlig ausgestorbenen Straßen über

den Kohlmarkt und Graben in der Richtung gegen den Stephansplatz liefen. Überall sah Fred weggeworfene Musketen, Säbel und Tschakos unter Mauertrümmern und zerbrochenen Fensterscheiben auf den Fußsteigen liegen. An der Barrikade, die den Stock-im-Eisen gegen den Graben absperrte, machten sie noch einmal Halt, um den einmarschierenden Feind mit einer letzten Salve zu begrüßen. In der einbrechenden Dunkelheit sah Fred am entgegengesetzten Ende des menschenleeren Platzes eine Kompagnie Grenadiere im langsamen und fast feierlichen Marschschritt unter Trommelwirbel vom Kohlmarkt her auf den Graben vorrücken. Der Offizier kommandierte „Halt!" und blickte mißtrauisch nach allen Seiten um. Es öffnete sich vorsichtig da und dort ein Fenster, neugierige Köpfe zeigten sich. Der Offizier grüßte mit seinem Säbel zu den Häusern hinauf und rief: „Gut Freund!" Da flogen plötzlich an allen Häusern die Fenster auf, Taschentücher wurden geschwenkt, ein unbeschreiblicher Jubel brauste über den ganzen großen Platz.

„Hoch der Kaiser! Hoch die Soldaten! Vivat! Vivat! Hoch! Hoch!"

Die Muskete sank Fred aus der Hand, Tränen entstürzten seinen Augen, wie von Ekel geschüttelt warf er die Waffen von sich und taumelte von der Barrikade. Als Befreier begrüßte die Stadt die Soldaten! Als ein unerträgliches Joch hatte sie die Herrschaft des Volkes empfunden! Und die Freiheit, für die er gekämpft und gelitten — zur Geißel war sie den Menschen geworden! Eine Qual der Bürgerschaft! Ein Schrecken allen Friedliebenden! Ein Abscheu den Besonnenen! Man atmete auf, man jauchzte und jubelte — denn die Soldaten des Windischgrätz waren da!

Gleich einem Sinnlosen stürzte er davon. Noch hörte er ein paar Schüsse hinter sich fallen. Freiheit! Freiheit! Die Soldaten des Windischgrätz waren da! Da lag die finstere Masse des Stephansdomes. Vorbei! An die Donau hinunter! Ans Wasser!

„Ich komme, Anna, ich komme!"

Irgend jemand faßte ihn am Arm: „Fred!"

Er hörte nicht, er sah nicht, er wollte sich losreißen.

„Fred! Fred! Ich bin es! Poldi! Höre mich, Fred! Ich bin es!"

Da versuchte er seine Gedanken zu sammeln: „Wer? Poldi? Du?"

Poldi hielt ihn mit festem Griff am Arme und zerrte ihn fort, laufend, ziehend, die Rotenturmstraße hinunter.

„Du mußt fliehen! Ich habe alles vorbereitet! Hier ist Geld, steck es zu dir! Die Nußdorferlinie soll aus Versehen unbesetzt geblieben sein! Eile dich! Es ist keine Minute zu verlieren!"

Sie standen am Wasser, da wartete in der Dunkelheit ein Mann mit einem Pferde. Poldi hob Fred in den Sattel.

„Immer den Donaukanal aufwärts — hörst du! An der Spittelauerlände nicht geradeaus über die Brücke, sondern links! Merk es wohl: Links! So erreichst du die Linie!"

Und er gab dem Pferd einen kräftigen Schlag auf den Schenkel: „Gott befohlen!"

Fred galoppierte in die Nacht hinaus. Zu seiner Rechten immer das dunkle, leise rauschende Wasser ....

War das wirklich Poldi gewesen? War er selbst es, der jetzt die fliegenden Hufe unter sich klingen hörte?

An der Floßlände jenseits des Kaiserbades auf einmal weiß blinkende Waffenröcke aus der Finsternis. Durch! Mit verhängten Zügeln flog er an den Wachposten der Kaiserlichen vorbei.

„Halt!"

Ein Schuß krachte hinter ihm drein. Er stand mit gekrätschten Beinen auf dem Boden, das Pferd war unter ihm zusammengebrochen. Rasch die Füße aus den Steigbügeln .... Schon lief er zu Fuß weiter. Er blickte um. Genügender Vorsprung!

Hier kam die Brücke .... Links! Links hatte Poldi gesagt! Stille abgelegene Gassen. Ein ganzes Gewirr zwischen niedrigen Häusern. Wie leicht konnte man sich da verlaufen. Immer links!

Da war die Lichtentalerstraße. Er erkannte sie. Nur ein paar Steinwürfe noch bis zur Linie. Er stand an der Barrikade, die an der Nußdorferlinie aufgeführt war. Alles still! Wirklich unbesetzt!

Plötzlich hörte er das Traben eines Pferdes im Rücken. Ein Reiter jagte hinter ihm drein. Häscher? Er drückte sich ins Dunkel. Aber der Reiter hatte ihn bemerkt, er hielt sein Pferd an und spähte: „Wer da?"

„Ein Wehrloser," sagte Fred vortretend.

„Sie, Leodolter? Ich fürchtete einen Wachposten. Ist die Linie frei?"

Fenneberg war es.

„So wurde mir gesagt."

„Ich will hindurchjagen. Wird nicht auf mich geschossen, so können Sie mir folgen. Leben Sie wohl!"

Fred sah den weißen Mantel durch die Dunkelheit wehen. Es fiel kein Schuß. Das Geräusch der Hufe verhallte in der Ferne. Also wirklich unbesetzt! Nun konnte er folgen — aber er stand still.

Nun konnte er entkommen, der Weg stand offen! Er war wie angewurzelt. Er wollte nicht!

Dort ritt Fenneberg in die Nacht hinaus, sich flüchtend wie ein Übeltäter! Derselbe Fenneberg, der so oft in begeisterten Worten das Recht ihres heiligen Kampfes verfochten hatte! War es nicht wie ein Eingeständnis von Schuld, zu fliehen?

Sie waren unterlegen — gut! Aber sie waren in einem Kampfe unterlegen, den sie im Bewußtsein ihres Rechts und ihrer Pflicht auf sich genommen hatten! War die Konstitution nicht gesetzlich verbrieft? Und hatten die obersten konstitutionellen Behörden den Kampf nicht selbst angeordnet und gebilligt?

Entschlossen wendete Fred um. Er wollte, er mußte sein Recht finden! Und hatte er wirklich Schuld auf sich geladen, so war er bereit, sie zu sühnen. Nein! Wie ein bleicher Verbrecher sich der Verantwortung entziehen — das war seiner, das war der Sache, für die er gefochten, unwürdig! Die Freiheit, wie er sie meinte, brauchte das Licht nicht zu scheuen. Und war sie allen andern gestorben — in ihm sollte sie leben, solange sein Herz schlug! . . . .

Und er wanderte langsam den langen Weg durch die Vorstädte Lichtenthal und Rossau nach der inneren Stadt zurück. Als er auf dem Hof anlangte, marschierte eben ein Kolonne Deutschmeister unter Fackelschein von der Bognergasse auf den Platz und hielt vor dem Hofkriegsgebäude. Auf ein Zeichen des Hauptmannes begab sich ein Unteroffizier mit einem halben Dutzend Mannschaft zu dem dreiarmigen Gaskandelaber, an dem die Leiche Latours gehangen hatte. Und in weniger als einer halben Minute war das Erinnerungszeichen einer frevelhaften Volksjustiz durch Kolbenschläge zertrümmert, in Stücke zerschlagen und vom Erdboden verschwunden.

Fred trat vor und meldete sich beim Hauptmann als einer jener Legionäre, die den Kampf bis zum letzten Augenblicke mitgefochten.

Der Offizier sah ihn groß an, und auch Fred erkannte ihn in diesem Augenblicke. Es war derselbe Hauptmann, der ihn, Ladurner und Sturz einmal in den Maitagen von der Hofburgwache abgelöst hatte.

„Das ist mir aber recht fatal!" sagte der Offizier. „Warum melden Sie sich denn eigens? Es hätt' Ihnen kein Hahn nachgekräht! Glauben Sie, wir können alle aufhenken, die sich in diesen Tagen etwas haben zuschulden kommen lassen? Da hätten die Seiler viel zu tun."

„Ich entziehe mich der Verantwortung nicht!" sagte Fred trotzig. „Ich habe für die Freiheit gekämpft, die unser gutes Recht war. Mordet ihr unser Recht, so könnt ihr auch mich morden!"

„Jesses, sind Sie empfindlich!" sagte der Offizier. „Ich bitt' Sie, wer ist im Recht? Alleweil der Stärkere! Wären die Ungarn früher gekommen, und wären sie überhaupt keine solchen Maulhelden, die ihre Freunde schließlich in der Patsche sitzen lassen, so hätten jetzt vielleicht wir Unrecht. Es ist mir wirklich zuwider, daß Sie sich gemeldet haben; mit dem Windischgrätz ist nicht gut Kirschen essen, das ist ein dickkopfeter Böhm' und ein ungemütlicher Patron! Na, vielleicht läßt er Sie laufen, weil Sie noch so jung sind. Ich kann jetzt natürlich nichts anderes tun, als Sie verhaften. Sie, Hödelberger," rief er einem Unteroffizier zu; „nehmen S' eine Patrouille und führen S' den Herrn da ins Stabsstockhaus!"

Und als Fred abgeführt wurde, rief er dem Unteroffizier noch nach: „Anständig behandeln, bitt' ich mir aus! Und sagen Sie es auch dem Profosen!"

* * *

Es war ein naßkalter, von halb schneeigem Regen nieselnder Nachmittag, Mitte November, als eine herrschaftliche Kutsche über das Platzel rollte und vor dem Leodolterischen Familienhaus „Zum goldenen Stuck" anhielt. Der Bediente öffnete den Wagenschlag und hob eine schwarz verschleierte Dame heraus, die, ohne sich umzublicken, ins Haustor huschte und aufs geratewohl die Treppe hinaneilte. Pappelmann, der

an einem Tisch im Vorzimmer Warenpakete verschnürte und versiegelte, trat ihr respektvoll entgegen.

„Führen Sie mich auf das Zimmer des Herrn Poldi und melden Sie dem jungen Herrn, eine Dame warte auf ihn."

„Auf das Zimmer —?"

„Rasch, wenn ich bitten darf!" sagte die junge Dame knapp und entschieden hinter dem Schleier hervor.

Das machte dem Pappelmann Beine. Sich verlegen am Halse krauend und auf den Laufteppich niederblickend, als wollte er nichts gesehen haben, geisterte er dienstfertig den Flur voraus und öffnete die Tür zu Poldis Stube. Unbekümmert um ihn und ohne jede Scheu trat sie ein, schlug den Schleier zurück und wartete. Es dauerte nicht lange, so stürzte Poldi in das Zimmer.

„Alles vergebens!" rief sie aufschluchzend und sank weinend an seine Brust. Auch Poldi weinte.

„Unerbittlich also? Unerbittlich?"

„Unerbittlich!"

„Und wirklich drei Tage nach dem Urteil? Morgen schon?"

„Morgen mit dem Frühesten!"

Sie trat einen Schritt von ihm zurück, trocknete ihre Tränen und ließ sich trostlos auf dem Divan nieder.

„Der Vater hat all seine Beziehungen aufgeboten. Er hat mit dem Fürsten selbst gesprochen. Es war alles vergeblich. Die Härte dieses Mannes kennt keinen Pardon. Alles, was sich erreichen ließ, war — Begnadigung zu Pulver und Blei!"

So wurde Poldis und Elses junge Liebe, in Zeiten der Not erblüht, früh mit Leid gesegnet und mit Tränen getauft. Die vorzeitige Dämmerung des trübseligen Spätherbstabends stahl sich zu den Fenstern herein und leistete ihren kummervollen Herzen Gesellschaft ....

„Ist es denn wahr," fragte Poldi, „daß Fred es gänzlich verschmähte, sich vor seinen Richtern zu verantworten? Hat dein Vater etwas darüber erfahren können?"

„Es ist wie du sagst. Ein Stabsauditor, mit dem mein Vater sprach, ein trefflicher Mann, der Menschenkenner und Menschenfreund ist, gewann den Eindruck, als hätte Fred mit dem Leben abgeschlossen, als läge etwas auf ihm, wovon ihn nur der Tod befreien könne."

Poldi schüttelte ratlos den Kopf, es war ihm unmöglich, Freds Verhalten zu deuten.

„Es ist schwer eine Erklärung dafür zu finden," sagte Else, ihren Kopf in die Hand stützend. „Die Ahnungen, die in mir sind, haben zu wenig festen Boden, als daß ich sie aussprechen könnte."

Poldi war beunruhigt, er drang in sie, bat sie, sich ihm zu eröffnen. Sie zögerte, überlegte ....

„Ich will es dir sagen," entschloß sie sich endlich. „In gewissem Maße erleichtert es vielleicht das Herz, wenn wir ein hartes Schicksal zu erkennen glauben und nicht vor blinden Zufällen stehen. So höre denn! Die Untersuchung vor der Standrechtskommission hat merkwürdige Dinge zutage gefördert. Am 31. Oktober, bevor er in den letzten Kampf ging, hat Fred die Leiche eines unbekannten Mädchens, die er aus der Donau gezogen hatte, auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Einige von den Mobilen, die bei ihm waren, sagten Näheres darüber aus. Ein tiefer Schmerz muß in ihm gewesen sein."

„Die Leiche eines Mädchens?"

„Ich dachte an Anna."

„Ich glaube allerdings, daß er sie liebte," sagte Poldi nachdenklich; „wenigstens früher, bevor dein Bruder ihm in den Weg trat."

„Auch später. Wir wissen übrigens nicht sicher, ob es Anna war. Niemals wird sich dieses Rätsel lösen. Aber es gibt Zusammenhänge, die deutlicher werden, wenn wir annehmen, daß es Anna gewesen ist. Auf der Bastei über dem Burgtor, vor dem Bela fiel, hat Fred mit wenigen Legionären und Mobilen den letzten Widerstand geleistet ...."

„Du denkst doch nicht daran, daß Fred —!"

„Es war für Fred ein heiliger Kampf, den er kämpfte," sagte Else. „Daß er die Reinheit seiner Sache durch Rachsucht befleckt hätte — dessen wäre Fred nie und nimmer fähig gewesen!"

„Und dennoch vermutest du Zusammenhänge?"

„Es wird mir schwer davon zu sprechen ...." sagte sie. „Mein Vater war seltsam gefaßt über Belas Tod. Ich konnte es mir nicht erklären, bis er mir Andeutungen machte von Dingen, die Bela und Anna schuldlos in grauenvolle Schuld verstrickt haben. Laß mich darüber schweigen. Nur das eine wisse: Wenn mein Bruder von Freds Hand fiel, so kann er

es ihm danken, denn er mußte fallen. Fred selbst aber mag es trotzdem als schwere Schuld empfinden, daß er, vielleicht durch einen letzten Wunsch Annas gebunden, das Werkzeug einer notwendigen Sühne werden mußte. Darum steht er schweigend vor seinen Richtern und läßt willenlos geschehen, was er selbst ersehnt. Er sieht keine Lebensmöglichkeit mehr vor sich — das ist der einzige, freilich entsetzlich herbe Trost, der uns noch bleibt."

Poldi seufzte schwer auf und barg sein Antlitz in den Händen. Er erriet jetzt ungefähr, wie sie es meinte; das Gesinde im Himmelhaus hatte manche Anspielung über Annas Herkunft fallen lassen, seit ihre Beziehungen zu Bela offenkundig geworden waren.

„Das Recht, den Gegner im offenen Kampf zu töten, wird freilich zur Schuld," sagte er traurig, „wenn uns der Gegner nicht irgend einer, sondern ein bestimmter ist."

„O Poldi, was ist der Mensch!" rief sie in neuen Schmerz ausbrechend. „Wir reden von Freiheit und sind doch allsamt nichts anderes als Schiffbrüchige auf hoher See, mit denen Wind und Wellen ihr Spiel treiben!" ....

Bevor sie von ihm schied, nestelte sie ein Papier aus ihrem Täschchen. Es war ein Erlaubnisschein zu einem Besuch im Stabsstockhaus.

„Möge Gott dich zu diesem Gang stärken, Poldi!"

Und dann erbat sie sich noch einen Briefbogen, warf in fliegender Hast ein paar Zeilen hin und tat sie in einen Umschlag.

„Für Fred!" ....

Eine Stunde später wies Poldi im Stabsstockhause den Erlaubnisschein vor. Der Profos führte ihn durch lange Gänge, blieb vor einer eisenbeschlagenen Tür stehen, zeigte ihm mahnend den Zeiger seiner Taschenuhr und schloß auf. Poldi stand in einem langen, schmalen Zimmer, auf dem Tisch brannte eine kleine Lampe. Vor dem geöffneten Fenster kniete auf einem Betschemel Fred und blickte zum wolkenverhängten Nachthimmel empor. Schonend, wie man eine Krankenstube betritt, näherte sich Poldi. Da erkannte der Bruder sogleich seinen Schritt, wendete sich um und stürzte weinend an seine Brust.

„O Poldi, daß du kommst! Daß ich dich noch sehe! So zu enden! So zu enden!"

Poldi war keines Wortes mächtig. Mit seiner sanften,

fast weiblichen Hand, die Fred so oft in seiner Jugend wie die einer Mutter gefühlt hatte, streichelte er ihm übers weiche Blondhaar. Da wurde er ruhiger und gefaßter, riß sich los und ging ein paarmal in seiner Stube hin und her.

„Es ist nichts, das ich bereue," sagte er fest. „Wir haben im Wege geirrt, aber nicht im Ziel. Die Zeiten werden die Früchte unserer Fehler reifen. Aber eines liegt auf mir, Poldi, das ich dir nicht sagen kann, und das mir das Sterben schwer macht ...."

Er stand aufrecht, die Hände vor die Brust gepreßt, mit dem Ausdruck eines Verzweifelnden.

„Das schickt dir Elfe," sagte Poldi mit tränenerstickter Stimme und reichte ihm den Brief.

Er zuckte zusammen, trat an die Lampe und erbrach mit zitternden Fingern den Umschlag. Er las: „Elfe grüßt Dich in Treuen, teurer Fred! Die Schwester Belas segnet Deine schuldlose Hand!"

Sich an den Kopf fassend, lief Fred im Zimmer auf und nieder. Stammelnde, schluchzende Laute entrangen sich seiner Brust, halb war es ein seliges Weinen, halb ein schmerzvolles Jauchzen.

„O wie ist mir leicht! O wie fällt nun alles von mir! Nun bin ich frei! O —! Poldi! Was ist Elfe für ein himmlisches Wesen! Daß sie ahnt und durchschaut! Daß sie begreift! Daß sie verzeiht! O Poldi, Elfe verzeiht mir, nun verzeiht mir auch Gott! O sag ihr Dank! Sag ihr tausend Dank! Das mußt du ihr nie vergessen, Poldi, was sie an mir getan in dieser Stunde! Nie mußt du ihr das vergessen, nie! Liebt einander und seid glücklich! Ihr habt mir noch Gutes getan! Viel Gutes! Ihr habt die Schuld von mir genommen! Die entsetzliche Last! Nun kann ich gehen! Nun bin ich frei! Nun bin ich ganz frei!" ....

Mitten in der Not des frühen Todes weinte er Freudentränen.

„Tante Julie hat es einmal ausgesprochen," sagte er sich fassend: „Was ist Freiheit? Frei von Schuld sein! ...."

Später wurde er ganz ruhig und friedvoll. Er redete von Petz, von Ausflügen, die sie mit ihm unternommen hatten, von der Kinderzeit. Er verlor sich in Erinnerungen ....

„Und wie hat Petz die Freiheit geliebt! Auch er ist an ihr gestorben, an Sehnsucht, an Enttäuschung! Vielleicht ist

sie nichts als ein Phantom, das die Menschen ins Verderben lockt?"

„Ihr habt dafür gekämpft, daß die Menschen ihr Wesen groß und frei entfalten können, auf dieser Erde!" sagte Poldi fest. „Und was ihr erstrebtet, Petz und du, das kann nicht verloren sein; die Zukunft wird die Saat ernten, die ihr in den Boden gelegt!"

„Ich habe erfüllt, was mir auferlegt war," sagte Fred. „Unter vielen Irrtümern und Verfehlungen der Leidenschaft — aber ich habe es erfüllt. Ich bin nur ein schwaches Gefäß gewesen für den Willen zur Freiheit, der in die Menschenbrust gelegt ist, ein unwürdiges Werkzeug der Sehnsucht. Aber ich habe die Treue gehalten dem, wofür ich bestimmt war, und mit allen wahrhaft Getreuen ist Gott. Auch wenn sie ihre Kräfte gegeneinander messen, Poldi! Wenn sie nur treu erfüllen, was ihnen aufgetragen ist — sie dienen dem Leben, sie dienen Gott. Zu ihm bete auch ich: Ich habe dich verklärt auf Erden und vollendet das Werk, das du mir gegeben, daß ich es tun sollte . . . ."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die letzte Unterredung der Brüder war jäh durch das Eintreten des Profosen abgebrochen worden. Die Zeit war um, die Poldi bewilligt gewesen. Der Abschied hatte ihm das Herz zermalmt, wie ein Sinnloser irrte er durch die Straßen der Stadt. Er wußte keine Richtung, er ging nur immer zu, immer zu, im trostlos nieselnden Herbstwetter. Er kam an eine große Brücke, da zog rauschend der schwarze, breite Strom unter ihm hin. Über das Geländer gebeugt starrte er in die Tiefe, unfähig einen Gedanken zu fassen. War es möglich länger zu leben, mit solchem Leid in der Brust?

Eine Militärpatrouille, die sich näherte, scheuchte ihn von der Brücke. Er verlor sich ins niedrige Gestrüpp des Überschwemmungslandes. Er mußte sich durchkämpfen, es gewährte ihm Genugtuung, daß Zweige ihm ins Gesicht schlugen und dürre Äste seine Hände wund rissen in der Dunkelheit. Nur immerzu! Immerzu!

Da waren Wassertümpel und Sümpfe. Da waren noch ein paar niedrige Häuser, mit spärlich erhellten Fenstern. Eine Landstraße zog hin. Ein stilles Dorf — Heiligenstadt vielleicht. Ein steiniger Pfad aufwärts. Höher immer höher. In der Finsternis hatte er den Pfad verloren, nicht genügend

darauf geachtet. Jetzt klimmte er die Felsen hinan. Die Anstrengung tat ihm wohl. Arme und Beine zerschund er sich. Hier konnte man stürzen, sich erschlagen. Wenigstens hieß es, seine Gedanken von anderen Dingen abwenden. Es mochte Mitternacht sein, da stand er auf der Höhe des Leopoldsberges. Wie ein schwarzes schlafendes Ungetüm lag die Stadt zu seinen Füßen, ohne Lichter fast, dumpf ergeben in ihr Schicksal, niedergerungen von einer unbarmherzigen eisernen Faust. An vielen Stellen des Himmels brachen Sterne vor, die Luft war kalt und rein geworden, wie frisch gescheuert.

Er strich durch die weiten Eichenwälder, über die Höhe hin. Er warf sich ins feuchte, raschelnde Laub. Nur ein paar Minuten lang vergessen können! Schlafen! Aber er blieb immer klar und bewußt. Er sprang empor und eilte weiter. Von Höhe zu Höhe, immer durch kahl gewordenen Wald, den rätselhaften Himmel über sich, der jetzt voller Sterne stand.

Einmal mußte sich doch der Schlaf seiner erbarmt haben: Er wachte auf. Schreckliches Erwachen! Schreckliche Gewißheit! Das alles war kein Traum gewesen! War Wirklichkeit!....

Und weiter über die Höhenzüge des Wienerwaldes, in der fahlen Morgendämmerung, die die Sterne am Himmel löschte, einen nach dem andern. Das Wandern in der frischen Frühluft erleichterte ihn ein wenig. Er atmete tief und griff kräftig aus, die Hand aufs Herz gepreßt. Vielleicht, daß er endlich müde wurde, erschöpft hinsank, nichts mehr denken konnte?....

Seitlich vor sich gewahrte er jetzt den Abhang der Himmelswiese. Im großen Bogen näherte er sich ihr durch den Wald. Es war ganz hell geworden, die Luft über den Wipfeln der Bäume zartblau und von unsäglicher Reinheit. Nun trat er hinaus auf die Wiese, an die sich so viele Erinnerungen für ihn knüpften, frohe und traurige. Da lag die Stadt mit ihren Türmen und Basteien vor ihm, in seltener Klarheit, daß man die Häuser hätte zählen können in der herben steifen Herbstluft. Und dahinter fing der weitgedehnte flache Horizont zu glühen an vom ersten Frührot. Es übermannte ihn neuer Schmerz an dieser Stelle, wo er damals seinen Vater gefunden hatte, als der schwere Anfall von Todeskrankheit über ihn gekommen war; wo er so oft mit Fred geweilt, in frohen, unschuldigen Kindertagen, und mit Anna, die nun auch dahin war; und

wo er sich mit Elfe zusammengefunden hatte, die jetzt so treu und zartfühlend sein Weh mit ihm trug und es verstanden hatte, mit zwei Worten, die sie aufs Papier geworfen, Fred noch die letzten Stunden seines Lebens zu erleichtern. Kummervoll ließ er sich ins kurzgemähte Gras sinken, auf demselben Platze, wo sie einst miteinander gesessen hatten.

Ein Bauer ging vorüber, mit einer Last von dürrem Laub auf dem Rücken. Er stand stille und lugte aufmerksam nach der Stadt. Nach einer Weile streckte er die Hand aus, zeigte in der Richtung der Augustinerbastei, wo aus dem Stadtgraben eine Wolke bläulichen Pulverdampfes aufstieg, und sagte ruhig: „Füsilladen!"

Poldi sah die Rauchwolke sich langsam verziehen. Eine neue qualmte unter ihr auf und bald danach eine dritte. Das Blut war ihm erstarrt, und sein Herz krampfte sich zusammen.

„Das geht Tag für Tag so," sagte der Bauer; „jedesmal, wenn ich meine Streu hol'. Gestern war der Messenhauser an der Reih', heut' sinds wieder ein paar andere arme Sünder. Gut, wenn man mit die Sachen nix zu tun hat!"

Er kniff die Augen zusammen, lachte und schleppte sein Bündel weiter.

Poldi faltete still die Hände und neigte sein Antlitz darauf nieder: „Er hat dich verklärt auf Erden, o Herr, und vollendet das Werk, das du ihm gegeben, auf daß er es tun sollte . . . ."

* * *

Wenige Tage später saßen Bethi und Julie in der großen Familienstube des „Goldenen Stucks" bei ihrer Arbeit. Das Schwarz ihrer Kleider bildete einen düsteren Gegensatz zu dem Weißzeug, mit dem ihre Hände sich beschäftigten, und auf dem das fahle Licht des Schnees lag, der vor den Fenstern wirbelte. Mosch-Eskeles, gleichfalls in tiefer Trauer, trat ein.

„Hier bringe ich den Kaufbrief," sagte er, ein Papier aus der Brusttasche ziehend und vor Bethi ausbreitend. „Das ehemalige Schusterhäusel ist unser. Morgen beginnen die Handwerker mit den nötigen Herrichtungen. In wenigen Wochen werden wir die ersten Stiftungsplätze ausschreiben können."

„Ich freue mich für den Götsch Schani," sagte Julie. „Jetzt im Winter ist es gar zu düster, da unten in der Kammer."

„Ihr Pflegling leidet an einer Schußwunde, so viel ich weiß," gab Mosch zu bedenken; „und wir hatten uns doch auf Ihren Wunsch dahin geeinigt, daß die Stiftung unheilbar Kranken zugute kommen sollte, die dauernd arbeitsunfähig wären?"

„Das trifft für Götsch Schani leider zu," bemerkte Bethi. „Von seiner Wunde ist er längst genesen; aber ein Krankheitsprozeß, der sich im Inneren daraus entwickelte, hat die Wirbelsäule ergriffen und ihn beinahe vollständig gelähmt. Er wird nie wieder zum Gebrauch seiner Gliedmaßen kommen."

„Dann wollen wir mit dem armen Teufel das neue Haus einweihen," sagte Mosch. „Das Kapital für acht Stiftungsplätze ist sichergestellt. Die Aufnahme, beziehungsweise die Entscheidung über die einlangenden Bewerbungsgesuche ist, solange Sie leben, Ihnen und Frau Julien anheim gestellt."

„Acht Stiftungsplätze?" wunderte sich Julie. „Woher nehmen wir das Kapital? Unsere kleinen Beiträge reichen nicht so weit."

„Es gelang mir, wohlhabende Freunde für die Sache zu interessieren."

„Sie sind großmütig," sagte Bethi. „Es ist fast beschämend."

„Beschämend? Für wen? Glauben Sie, daß die acht armen Dulder sich schämen werden, sich ihr trauriges Los von Leuten, die überflüssiges Geld haben, wenigstens so weit lindern zu lassen, als es in Menschenkräften steht?"

„Nein, das glaub' ich wirklich nicht," versetzte Bethi lächelnd und drückte ihm warm die Hand.

„Die Stiftungsurkunde habe ich durch meinen Rechtsfreund entwerfen lassen," sagte Mosch, ein zweites Schriftstück hervorziehend. „Vielleicht sehen Sie das Instrument gelegentlich durch und sagen es mir, falls Sie noch etwas daran zu erinnern finden."

Sie entfalteten das Blatt und lasen die Überschrift: „Fred und Görgi Leodolter'sche Erinnerungsstiftung Zu den Leiden Christi."

Beiden Frauen standen die Augen voll Tränen.

„Es ist ein ganz unmaßgeblicher Vorschlag," entschuldigte sich Mosch; „ich dachte nur, weil die Stiftung doch einen Namen haben muß.... Man könnte auf diese Weise das

Andenken an zwei, die uns lieb waren, mit dem schönen, versöhnenden Zweck der Barmherzigkeit verknüpfen?"

„O, Sie sind gut, Mosch! Sie wissen die geheimsten Gedanken zu erraten!"

„Vielleicht könnten Sie," fragte Mosch lächelnd, „wenn es Ihnen genehm ist, beim alten Brodbeck inzwischen eine jener Flaschen mit den ‚Leiden Christi' bestellen?"

„Was sollen wir damit?" fragte Julie.

„Ich verstehe!" rief Bethi. „Sie wollen ein solches Kunstwerk irgendwo im neuen Hause als Wahrzeichen aufstellen!"

„Im Eingangsflur, hätt' ich mir gedacht, lassen wir eine kleine Nische ausnehmen, die durch ein Glastürchen verschließbar gemacht wird. Und dahinter sollen, wie die alten Häuser ihr Hausschild haben, die ‚Leiden Christi' des alten Brodbeck zu sehen sein."

Der Muschir kam herunter, weil er gehört hatte, Mosch sei da. Er brachte ein Buch über Hyazinthen mit und wollte wissen, welches die dankbarste Sorte sei.

„Wie sehen Sie aus?" fragte Mosch verwundert. Des Muschirs Wangen starrten von Bartstoppeln.

„Ich lasse mir einen Vollbart wachsen," sagte er. „Sollen sie mich nur arretieren deswegen, dann werden wir schon sehen!"

„Wegen eines Vollbartes arretieren?" wunderte sich Bethi.

„Nicht wahr, das findest du unglaublich! Aber es ist so! Noch nie haben die Rasierstuben so viel zu tun gehabt in Wien. Die ganze Stadt läßt sich den Bart abnehmen, man erkennt oft seine besten Bekannten kaum. Denn wer einen Bart trägt, riskiert auf offener Straße als Revolutionär verhaftet zu werden. Teufel auch, sind das nicht Extremitäten? Jetzt möcht' ich es doch darauf ankommen lassen, ob der Patriotismus wirklich nach dem Bart eingeschätzt wird!"

Nachdem er von Mosch die gewünschten Auskünfte erlangt hatte, entfernte er sich rasch wieder, als hätte er große Eile und alle Hände voll zu tun.

„Die Blumenzucht scheint ihn doch zu locken?" fragte Mosch befriedigt.

„Gott, unser ganzer Salon steht voll von Blumentöpfen," seufzte Julie; „überall, auf dem Parkettboden, auf den Fensterbrettern und sogar auf den Möbeln sind die nassen Ränder.

Aber ich bin froh darüber, daß er sich mit solchem Eifer darauf stürzt. Das lenkt doch seine Gedanken ab; der Tod Freds hat ihn kaum weniger hergenommen als der Tod Görgis. Er geht gar nicht mehr ins Geschäft, er scheint zu fühlen, daß er es nicht mehr leisten kann."

„Ich will ihm eine Auswahl besonderer Zwiebel senden," sagte Mosch . . . „Was unser Stiftungshaus anlangt, so haben wir noch versäumt zu besprechen, wer als leitender Arzt bestellt werden soll."

„Der Patzenhauer selbstverständlich!" entschied Bethi.

„Meinen Sie? Es gibt so viele tüchtige jüngere Kräfte."

Auch Julie fand, man könnte einen mehr auf der Höhe Stehenden finden. Aber Bethi wehrte sich um Patzenhauer.

„Zu heilen gibt es an Unheilbaren doch nichts! Wir brauchen einen Gemütlichen, der die Leute ein bißchen unterhält, ihnen Zuversicht einflößt, ihnen ein Freund wird!"

„Einen, der Mesmerismus in sich hat?" fragte Mosch mit leichter Ironie.

„Jawohl! Einen, der noch an irgendetwas glaubt, das es nicht gibt . . ."

Sie wurden alle drei etwas verlegen, als in diesem Augenblick Patzenhauer selbst eintrat. Fast fürchteten sie, er könnte die letzten Worte ihres Gesprächs erlauscht haben; aber er blickte ganz harmlos drein.

„Wie sehen sie aus, Doktor?" rief Julie ihm entgegen, zweifelnd, was sich eigentlich an ihm verändert hätte?

„Ich bitte Sie!" sagte er; „das ist ein Denunziantenwesen jetzt, unter dieser Säbelherrschaft — sollten Sie für möglich halten, daß es Familien gibt, die sich keinen Arzt mehr zu rufen getrauen, der einen Bart trägt?"

Jetzt wußten sie erst, worin die Veränderung bestand: den weißen Bartkranz um den Hals hatte er sich abnehmen lassen.

„Steht Ihnen übrigens gut," meinte Bethi, sich zu einem schwachen Lächeln zwingend. Sie hatte sich vorgesetzt, dem Leide, das in ihr nagte, nicht länger nachzugeben und den gewöhnlichen Umgangston festzuhalten.

„Mein Gott, alt wird man halt," sagte Patzenhauer geschmeichelt . . . „Sie kannten doch einen gewissen Mießrigel, wenn mich nicht alles trügt? Ich erinnere mich, vor Jahren einmal Susann seinetwegen behandelt zu haben. Sein Mes-

merismus schien bereits tief in ihr Nervensystem eingedrungen — trotzdem war meine Kur damals von Erfolg gekrönt; denn sie entzog ihm bald darauf ihre Neigung und ließ von ihm."

„Was ist mit Mießrigel?" fragte Bethi ablenkend.

„Er scheint sehr an unserm armen Fred gehangen zu haben" . . .

„Sie waren miteinander bekannt."

„Als ich vor einer Stunde durch die Donaustraße fuhr, zog man eben Mießrigels Leichnam aus dem Wasser. Man rief mich zu Hilfe, aber es war nichts mehr zu machen."

„Und Sie meinen, daß der Gram um Fred ihn in den Tod getrieben habe?"

„Es fand sich ein beschriebenes Blatt bei ihm vor, das trotz der Nässe noch zu lesen war. Daraus hab' ich ja auch den Namen erfahren."

„Und was stand in dem Blatte?" fragte Bethi gespannt.

„Verrücktes Zeug durcheinander. Daß er einen Schwamm in der Brust hätte statt der Seele, und daß dieser Schwamm nun gänzlich vertrocknet wäre, seit Fred nicht mehr lebe. Wahnvorstellungen mit einem Wort."

„Vielleicht war es symbolisch gemeint?"

„Keine Spur! Ausgesprochene Extasis. Wär' er nicht ein kompletter Narr gewesen, so hätt' er sich doch nicht selbst der Standrechtskommission gestellt!"

„Tat er dies?"

„Wenigstens stand es auf dem Papier. Er sei ein Mitkämpfer Freds gewesen und habe deshalb Anspruch darauf gehabt, gleichfalls füsiliert zu werden. Aber die Standrechtskommission habe ihm sein gutes Recht verweigert und ihn für harmlos erklärt."

„Und gerade, weil man ihn laufen ließ — ?"

„Eben deswegen! Ein anderer ist froh, wenn er durchrutscht. Und dann habe man ihm auch den Antrag gemacht, die Redaktion eines reaktionären Blattes zu übernehmen. Das treibe ihn ins Wasser, schrieb er; denn wenn er noch lange auf dem Trocknen säße, so würde er den Antrag schließlich noch annehmen, fürchte er. So ungefähr lauteten seine Worte. Sie sehen, der Mann war übergeschnappt. Es ist mir eine Genugtuung, Susann damals von ihm kuriert zu haben."

Da man den Doktor nun einmal bei der Hand hatte, machte man ihm gleich den Vorschlag, die ärztliche Leitung

im Krankenasyl „Zu den Leiden Christi" zu übernehmen. Er erklärte sich gern hierzu bereit und meinte, Unheilbare zu behandeln, sei eigentlich eine dankbarere Aufgabe für den Arzt, als Heilbare. Weil die Letzteren es sich meist in den Kopf gesetzt hätten, gesund werden zu wollen, und die Schuld dann gern auf den Arzt schöben, wenn es nicht im Handumdrehen der Fall sei; während sichs mit den Unheilbaren, die sich schon die nötige Geduld zum Kranksein angeschafft hätten, gewöhnlich doch viel leichter auskommen lasse.

Mosch lachte: „Auch ein Standpunkt!"

Vierzehn Tage später konnte man bereits den Götsch Schani in das erste Zimmer übersiedeln, das fertig geworden war. Es geschah ohne jede Feierlichkeit, indessen hatten sich doch Bethi, Julie, Mosch und Patzenhauer dazu eingefunden. Die Wände des sonnigen und behaglich durchwärmten Stübchens waren weiß getüncht und mit ein paar farbigen Stichen geschmückt, die Einrichtungsgegenstände zwar blos einfach gestrichen, doch überaus nett und reinlich, das Bettzeug frisch und neu; auf dem Fensterbrett stand eine Reihe Tulpen aufmarschiert. Der Götsch Schani aber hatte bloß harte verächtliche Blicke. Er war entschlossen, seinen proletarischen Haß, den alle Gräuel der Revolution nicht hatten kühlen können, mit ins Grab zu nehmen.

* * *

In der ersten Dezemberwoche geschah es, daß der alte Beywald in hitziger Erregung beim Muschir eintrat, eine Nummer von Bäuerles „Österreichischem Courier" in der Hand schwingend.

„Hast du schon das Neueste aus Olmütz gehört?"

Der Muschir stand inmitten einer Legion von Blumentöpfen im ungeheizten Salon, mit einem neuen großgeblümten Schlafrock angetan, den er sich in seiner mächtig erwachten Blütenfreudigkeit jüngst hatte anfertigen lassen. Ein mit goldnen Lilien in Applikationsarbeit verziertes Hauskäppchen schmückte seinen Scheitel, an den Füßen trug er Pantoffel, die mit roten und weißen Rosen zwischen grünem Laub bestickt waren, und in der Hand eine grünlackierte Gießkanne.

„Was geht mich Olmütz an?" sagte er behaglich. „Ich verkehre nur mehr mit Haarlem, Bloemendaal, Hillegom und Nordwijk."

„Als Holländer solltest du dir aber wenigstens deinen struppigen Bart rasieren," meinte Beywald.

„Justement tut er es nicht!" bockte der Muschir. „Solang es noch Feldwebel und Haslinger gibt, die sich über meinen Bart ärgern, so lange kommt kein Rasiermesser über mich."

„Es wird jetzt bald eine andre Luft wehen und ein neuer Geist einziehen in unser gutes altes Österreich!" sagte Beywald mit leuchtenden Augen. „Hör einmal!"

Und er las: „Olmütz, den 2. Dezember. Gegen acht Uhr Morgens versammelten sich auf hohen Befehl sämtliche Zivil- und Militärautoritäten in der erzbischöflichen Residenz. Um die neunte Stunde trat ein Hofbeamter in den Saal und verkündete die inhaltsvolle Nachricht, die niemand geahnt hatte: Se. Majestät der Kaiser habe zu Gunsten seines Neffen, des durchlauchtigsten Erzherzogs Franz Josef abdiziert . . ."

Der Muschir stellte die Gießkanne aus der Hand, nahm sein Sammtkäppchen vom Kopf und stand zusammengefaßt da wie in der Kirche, als ob er dem feierlichen Entsagungsakte persönlich anwohnte.

„Welch ein Tag!" fuhr Beywald mit bewegter Stimme zu lesen fort: „Wir sind noch nicht gesammelt genug, der welthistorischen Wichtigkeit des Aktes bis in alle ihre Folgen nachzugehen; wir fühlen nur dankbar die edle Absicht, die den großen Entschluß in der Brust unseres unvergeßlichen Monarchen, Ferdinands des Gütigen, zur Reife gebracht haben mag: Die Revolution entgiltig zum Abschluß zu bringen."

„Da sollen sie nur jetzt auch den ekligen Belagerungszustand zum Abschluß bringen und die miserable Spitzelwirtschaft!" warf der Muschir vorlaut dazwischen.

„Wird schon nach und nach kommen! Was glaubst du denn?" eiferte der alte Beywald, in einem ganzen Meer von freudiger Hoffnung schwimmend. „So ein helläugiger junger Herr! Der wird es bald heraus haben, daß man mit Haslinger und Bajonett nicht regieren kann! Laß ihm nur Zeit, der findet den rechten Weg, das kannst du mir glauben!"

Und begeistert fuhr er zu lesen fort: „Mit dem neuen Kaiser beginnt auch ein neues Zeitalter in der Geschichte Österreichs. In der jugendlich glänzenden Erscheinung, die jetzt den Thron der Habsburger besteigt, erblickt das wiedergeborene Vaterland eine Gewähr für sein eigenes jugendfrisches Aufblühen . . . ."

„Wenn sie nur auch Erfahrung hätte, die Jugend!“ sagte der Muschir.

„Das ist ja eben das Glück, und darauf beruht aller Fortschritt,“ versicherte Beywald, „daß sie immer wieder von vorne anfangen kann! Müßte sie alle Erfahrungen auf ihrem Buckel mit sich schleppen, die das Alter gemacht hat, so wäre die Menschheit längst an Entkräftung zugrunde gegangen!“

„Ein bissel hart bleibt es halt immer für die Alten: Abdanken — !“ sagte der Muschir vor sich hinbrütend.

Da erriet Herr Beywald aus der ganzen Art, wie er es sagte, daß er nicht bloß an Kaiser Ferdinand und das Reich, sondern vielleicht mehr noch an sich selbst und die Firma Leodolter dachte.

„Am besten, man tut es rechtzeitig,“ sagte er schonend. „Ich habe mich auch schon zurückgezogen. Im Anfang gibt es einem freilich einen kleinen Bremsler. Aber das ist schon einmal der natürliche Lauf der Welt, im Großen wie im Kleinen: Sie will immer wieder von vorne anfangen, und setzt größere Hoffungen auf die Jugend als auf das Alter. So macht es halt jetzt auch unser Vaterland. Es ist gut gesagt, wie es hier gedruckt steht . . . “

Und er las mit feierlich erhobener Stimme: „Alle Liebe, die das Volk Ferdinand, dem Gütigen, bewahrt, überträgt es nun auch auf den jugendlichen Erben seines Thrones. Er verkörpert in sich unsere teuersten Hoffnungen für die Zukunft, er wird den Stern Österreichs nach schweren Tagen der Not in neuem, herrlichem Glanze aufleuchten machen!“

„Ja, das Altwerden, das Altwerden!“ seufzte der Muschir. „Es gehört schon etwas dazu: Platz zu machen!“ . . . .

Die Sache ging ihm nach und wurde reifer und reifer in ihm. Und am Neujahrstag kam Pappelmann zu Poldi und meldete, der Herr Onkel lasse ihm sagen, er möge seinen schwarzen Rock anziehen und ins Kontor hinüberkommen. Verwundert folgte er der Weisung und fand Herrn Beywald und Herrn Patruban, beide in feierliches Schwarz gekleidet, beim Muschir, der den großen Brillanten in der riesigen schwarzen Atlasbinde trug. Und es wurde ihm ein großes Schriftstück überreicht und die Eröffnung gemacht, der Muschir habe, das Beispiel Kaiser Ferdinands nachahmend, auf alle Rechte als Chef des Hauses Leodolter Verzicht geleistet und ihm selbst die ausschließliche Regierungsgewalt übertragen.

Die verschiedenen Rechtsverhältnisse, die sich daraus ergaben, wurden eingehend erörtert und das Besprochene durch Unterschrift und Siegel in Gegenwart der beiden Zeugen bekräftigt und festgelegt.

„Und nun mach es gut, Poldi!“ sagte schließlich der Muschir, indem er aufstand und ihm die Hand reichte. „Mir ist vieles mißlungen — aber in der Zeit der Not und Gefahr hätte sich unser Schiff doch schwerlich halten können, wie es sich gehalten hat, hätt' ich in meinen jüngeren Jahren nicht alle Kraft daran gesetzt, es seetüchtig und windfest zu machen. Nütze auch du deine frische Jugendkraft, die Pluzer, die kommen später dann schon von selber. Ich übergebe dir nun auch öffentlich und in aller Form Rechtens das Steuer — im Stillen hast du es ja schon längst allein geführt. Ich weiß, daß ich mich auf dich verlassen kann. Was von dir abhängt, das wirst du leisten. Hoffen wir, daß die neue Zeit, die jetzt in Österreich kommt, eine Zeit der segensvollen Arbeit sein kann, für dich und unsere Firma. Ich wünsche dir recht herzlich viel Glück!“

Er war bewegt, und Poldi dankte ihm, gleichfalls tief ergriffen. Auch Beywald und Patruban beglückwünschten Poldi. Als er aus dem Kontor trat, war die erste, die ihm ihren Glückwunsch darbrachte, Tante Sephine. Jetzt werde sie sich wohl von ihren Büchern zurückziehen, meinte sie; denn ein junger Chef würde eine alte Frau vielleicht nicht mehr brauchen können. Als er sie aber aufrichtig bat, ihm ihre Erfahrung und Mitarbeit nicht zu versagen, da lächelte sie geschmeichelt ihre Ringe an.

„Wenn du es wirklich wünschest,“ sagte sie, „so bleibe ich natürlich meinem Amte treu. In dieser Zeit des Säbelregiments dürfen wir Bürger einander nicht im Stiche lassen.“

Den Winter über gab es für Poldi reichlich zu tun. Auf dem Braunhirschengrund mußte beinahe wieder von vorne angefangen werden. Von den Arbeitern hatten viele sich verlaufen, andere waren in ihre Heimatsgemeinden abgeschoben oder als verdächtig eingezogen worden. Herr Vielkind schwang oft ganz verzweifelt sein „Fazolettl“. Dann lächelte Poldi und sagte: „Wir haben schon Schlimmeres durchgemacht, lieber Freund — erinnern Sie sich nur!“

Übrigens bewirkten die großen Hoffnungen, die man auf den jungen Kaiser setzte, einen allgemeinen Aufschwung der

Geschäfte. Der Adel und die Wohlhabenden, die zum großen Teil aus Wien geflohen waren, kehrten jetzt dahin zurück, Handel und Wandel begannen sich wieder zu beleben. Es hatte den Anschein, als ob des Muschirs Wünsche sich erfüllen und gesegnete Jahre kommen wollten.

* * *

Der Frühling vereinigte die ganze Familie im Himmelhaus. Auch Cajetana, die Anfang des Jahres mit Zwillingen niedergekommen und etwas erholungsbedürftig war, zog hinaus — mit ihrer ganzen Kinderschar natürlich; Platz war jetzt genug vorhanden. Franzl Beywald erzählte jeden Abend bei Tisch, daß die Zwillinge, von denen eins ein Knabe, eins ein Mädchen war, nicht lebend zur Welt gekommen wären, wenn er im Kanonendonner der Oktobertage nicht ständig in Cajetanas Nähe geweilt und sie beruhigt und aufgeheitert hätte. Michella, die sich recht in ihrem Elemente befand, da sie für zehn kleine Beywalde zu sorgen hatte, fragte, zu welcher Tageszeit die Zwillinge auf die Welt gekommen wären? In Wahrheit wußte sie es ohnedies, es amüsierte sie nur, die Schwester darüber sprechen zu hören. Und sie erhielt auch die Antwort, die sie sich gewünscht hatte, denn Cajetana sagte: „Es ist merkwürdig, meine Buben bringe ich immer bei Tage zur Welt und meine Mädchen in der Nacht. Gemischte Zwillinge aber genau zwischen Tag und Nacht, gerade in der Dämmerung. Ausgerechnet!"

Einmal, an einem Sonntag, als die ganze Familie beim Morgenkaffee versammelt saß, kam gerade ein Brief von Susann aus Amerika. Das war ein kleines Fest, der Muschir mußte vorlesen. Die Scheichenstuhls hatten sich in Peoria im Staate Illinois angekauft, wo Schinackel im Begriff stand, eine Kerzen- und Seifenfabrik im größten Maßstab zu begründen. Auch der Tiroler Ladurner, der ehemalige Kampfgenosse Freds, befand sich in demselben Orte und war von Schinackel als eine Art Sekretär und Vertrauensmann engagiert. Susann entwarf ein fröhliches Bild der amerikanischen Verhältnisse und behauptete, da drüben gebe es gar keinen legalen Boden, wenn man nur Geld genug hätte. Schinäcklein, das schon wacker umhermarschiere, sei auf dem besten Wege, ein amerikanischer Bürger zu werden, und zeige einen überaus festen, selbständigen und freien Willen. Mit wahrem Stolz berichtete sie, daß der

kleine Wildling eine Abneigung habe, sich waschen zu lassen, und daß es jedesmal ernstliche Kämpfe aus diesem Anlaß setze, wobei sie nicht selten den Kürzeren ziehe und Schinackel zu Hilfe rufen müsse.

„Das hat er einfach vom Vater," sagte Michella. „Der hat auch in seiner Jugend keine Seife mögen!"

Und zum erstenmal seit langer, langer Zeit lief wieder einmal ein herzliches Lachen um den Familientisch.

Ende Mai jährte sich der Todestag Petzens. Das kleine Erinnerungsdenkmal sollte an diesem Tage enthüllt werden. Alle Angehörigen hatten sich eingefunden, auch Elfe, die zum ersten Male den Garten des Himmelhauses betrat und der Familie als Braut Poldis vorgestellt wurde. Alle Sträucher und Bäume standen in Blüte, und die Vögel sangen in den Zweigen. Es war ein Tag, so friedvoll und wonnig, als hätte es nie auf Erden etwas anderes gegeben als lauterstes Glück.

Um die elfte Morgenstunde versammelte man sich um das Buchenwäldchen. Mosch-Eskeles sprach ein paar schlichte, innige Worte zum Andenken des Freundes, die Hülle fiel. Da sah man die ruhigen, offenen Züge des Verklärten in Marmor festgehalten und den gefälligen Aufbau der edelgegliederten Rundbank und des mit immergrünen Gewächsen umpflanzten Felsenhügelchens. Der Schatten der Buchen wölbte sich über der lauschigen Stätte und flüsterte von Werden und Vergehen, von treuer Arbeit und bitterer Not, von Sehnsucht, Hoffnung und Erlösung ...

Als die kleine Feierlichkeit beendet war, sprach Poldi Herrn Mosch und dem Muschir seinen Dank aus und verabschiedete sich, um in die Stadt zurückzufahren, denn es war ein Werktag. Elfe begleitete ihn. Sie fuhren nach dem Schmelzer Friedhof und legten ein Kränzlein von Epheu und Singrün, das an Petzens Gedächtnishügel gebrochen war, auf Freds Grab nieder. Am Ausgang des Friedhofs reichten sie sich schweigend die Hand, sahen sich ins Auge und schieden von einander. Die Leodolterische Familienkutsche brachte Elfe nach Schloß Auenwald zurück. Poldi hingegen begab sich festen Schrittes ins „Goldene Stuck", wo eine Fülle von Arbeit auf ihn wartete.

„Ein Volk an der Arbeit"

Hundert Jahre Deutsch-Österreich im Roman von

Emil Ertl

1. Band: **Die Leute vom Blauen Gugucksbaus**
2. Band: **Freiheit, die ich meine**
3. Band: **Auf der Wegwacht**

3 Bände In einheitlichem Leinenband, kompl. M. 19.— (K 22.80)
In elegantem Halbfranzband, kompl. M. 25.— (K 30.—)

Jeder Band ist auch einzeln käuflich!

Über dieses fundamentale Literaturwerk schreibt die Presse Deutschlands und Österreichs gelegentlich des Schlußbandes der Roman-Triologie:

Die Hilfe: „Ertl hat mit scharfem Blick erkannt, daß hundert Jahre der neuesten Geschichte Österreichs nicht nur politisch-historisch interessant sind, sondern auch ein reichliches Material für poetische Behandlung bilden. Er hat eine glückliche Vereinigung von Historischem, politisch Aktuellem und menschlich Ergreifendem gefunden."

Berliner Lokalanzeiger: „Das Buch ist **aus dem Herzen geschrieben**, und sein **warmer Gefühlston** durchsetzt auch das äußere Gewand, die freundliche, einfache Sprache."

A. De Nora in der „Augsburger Abendzeitung": „In dem Buche steckt eine gewaltige Kraft, die in die Tiefe wirkt und das ganze Buch, nein die ganze Romantrilogie **zu Hausbüchern des deutschen Volkes machen wird.**"

Stephan Hock i. d. „Neuen Freien Presse": „Es ist alles so füllig, so bunt, so daseinsfroh, daß uns warm ums Herz wird ... **Über allen diesen Vorzügen aber thronen zwei: Der tiefe Humor**, mit dem Ertl seine Menschen betrachtet und seine Lieblingsgestalten erfüllt, **und die weiten Ausblicke ins Leben**, die er in seiner Romantrilogie eröffnet."

Hofrat Prof. Dr. Richard M. Werner in „Die Zeit", Wien: „Nun diese **bedeutsame Trilogie vollendet** vor uns liegt, müssen wir Österreicher dankbar bekennen, daß Ertl etwas für uns geleistet hat, dessen sich kein deutscher Stamm erfreut."

Grazer Tagespost: „**Deutsch durch und durch** und von heißer Liebe durchglüht zum österreichischen Vorväterboden."

Salzburger Volksblatt: „Alle, die tatenfreudige Begeisterung im Herzen tragen, sollten neue Kraft, neue Begeisterung daraus schöpfen. „Auf der Wegwacht" ist berufen, **ein Evangelium unseres deutschen Bürgertums zu werden.**"

227 201 180